



2076

(1933)

Abt. I. 450.

908(05)

Schlesische
Heimat-Blätter
1910r.



473.C.

908(05)



1596 CS

„Zbiory Śląskie“



Schlesische
Heimat-Blätter.
1910r.

173.C.

908/05)

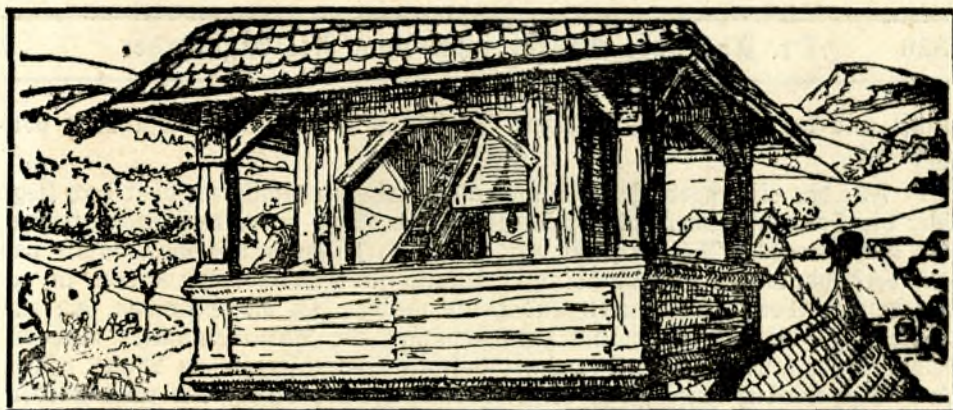
fol. 11, 13-23.



Debelreihen am hohen Rad

Zum Fittich: Winterlöcher vom Riefengebirge

Phot. Dr. Kuhlshöl



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 13

1. Aprilheft 1910

Winterliches vom Riesengebirge

Von Dr. Kuhfahl-Dresden.

Wenn man sich vor einem Jahrzehnt in unseren Großstädten zur Winterszeit mit sportlicher Ausrüstung blicken ließ, so konnte man sicher sein, durch viele neugierig erstaunte Fragen über Ziel und Zweck der Fahrt bedacht zu werden. Im Winter blieb der vernunftbegabte Kulturmenschen hübsch zu Hause, um sich nicht zu erkälten und statt dessen durch reichliches Essen und Trinken den Grund zu neuen sommerlichen Bade- und Erholungsreisen zu legen. Wie es in der Natur draußen zugeht, das wußte man nicht; infolgedessen stieß die ernsthaftige Beantwortung solcher Fragen zunächst auf wenig Verständnis. Wenn man aber dann mit gebräuntem Gesicht aus dem winterlichen Gebirge zurückkehrte, um wahrheitsgetreu von Nebel und Stürmen, von Schneemassen und Eisgrotten zu berichten, so zogen sich die Hörer halb ungläubig und kopfschüttelnd von dem sonderbaren Schwärmer zurück, dem solche Entbehrungen und Kämpfe offensichtliche Freude und Erholung bedeuteten. Heute haben sich die Anschauungen gewendet. Der Winter mit seiner Kälte und seinen Schneefällen hat gerade für die naturfernen Stadtmenschen den alten Schrecken eingebüßt, und scharenweis strömen sie heute auch an den kurzen Tagen hinaus übers weiße Land zu allerhand Spiel und Leibesübung. Das ist sicher kein schlechtes Zeichen für den Kulturgrad unseres Geschlechts und vor allen Dingen ein wertvoller Gewinn für die gesunde Weiterentwicklung der zusammengepferchten Stadtbewohnerschaft. Auch in volkswirtschaftlicher Beziehung erfordert die Wintersportfrage einige Beachtung, wenngleich man als Einzelner mit Bedauern daran denkt, daß es nunmehr auch zur Winterszeit durch das scharenweise Eindringen von Männlein und Weiblein leider mit der Bequemlichkeit auf den Bahnen, mit der feierlichen unberührten Stimmung in den verschneiten Wäldern, mit der behäbigen bäuerlichen Unter-

Deutscher Ostmarken-Verein

Ortsgruppe Lissa.

465
Akce V Nr. 3/63/C

Bm

35

(2)

kunft und der freundlichen billigen Bewirtung im Gebirge für immer vorüber ist.

Für das Riesengebirge trifft dies alles zwar gleichfalls zu, aber doch liegt hier die Sache nicht mehr allzu bedenklich. Was hier an vollstümlicher Eigenart und heimischer Bauweise in den Bergdörfern vorhanden war, damit hat ein verständnisloses Spekulantentum bereits für den Sommerverkehr in erschreckender Weise aufgeräumt, und heute mehrten sich die Stimmen, die zur Umkehr auf diesem Wege und zur Schonung der Naturdenkmäler mahnen, selbst in der einheimischen Bewohnerschaft in recht erfreulichem Maße. Man kann also wirklich hoffen, daß die bisherigen Fehler wenigstens nicht wiederholt und daß künftige Maßnahmen von Privaten, von Behörden, sowie auch vom Riesengebirgsverein, der mit dem schnurgeraden Jubiläumsweg an der Schneefoppe eine der größten Verunstaltungen des Landschaftsbildes begangen hat, aus etwas anderem Geiste ergriffen werden. Als alter Wintergast hat man aber obendrein noch die viel tröstlichere Gewißheit, daß — wenn irgendwo — sich die Natur hier im Riesengebirge auf ewige Zeiten selbst schützt, indem sie durch ihre meteorologische Eigenart, durch ihre Schneemassen, ihre Kälte und ihre ungebändigten Nebelstürme dem Vordringen der Kultur einen unüberwindlichen Damm entgegenstellt. Mag man auch im Sommer noch mehr Promenadenwege und Kneipen am Rame bauen, noch mehr Reklameschilder und Verbotstafeln in den Wäldern aufpflanzen, mit Papierresten, Glasflaschen, Apfelsinenschalen jeden Rastplatz zieren, ganze Pflanzengattungen und Schmetterlingsarten ausrotten und die Luft mit lieblichem Gegröhl hierfeuchter Kehlen erfüllen — während der 6 Wintermonate wird sich das Bild eisstarrer großzügiger Verlassenheit gegen heute nicht viel zu seinem Schaden ändern. Mildtätig deckt der Schnee und der Anraum die Sünden der Kultur zu, und unerbittlich fegt der Südweststurm das Herdengesindel zu Tal, das vor der Allmacht des Winters hier nicht den schuldigen Respekt bezeugt.

Und nun noch zwei Beispiele in Wort und Bild. Wir schnallen vor der Schneegrubenbaude, die mit ihrer wuchtigen fahlen Riesenarchitektur dem Landschaftscharakter auf das glücklichste angepaßt ist, die Schneeschuhe an und fahren hinüber zur Kuppe des Hohen Rades. Seine Flanken wachsen in gleichmäßiger Neigung aus der Waldzone heraus und entsprechen mit der abgeplatteten Spitze von fern gesehen den monumentalen Formen, die das Riesengebirge allerwärts aufweist. Auf der Höhe steht ein von Menschenhand hochaufgeschichtetes Steinmal; es ist in seiner klotzigen Masse und mit seinen aufstrebenden Linien der breiten Berggestalt stilvoll angepaßt (s. 1. Bild). Oben drauf sitzt heute eine Kappe aus Schnee und Eis von Winters Gnaden, aber darunter steckt ein Denkmal, so geschmacklos wie irgend eines, ein blechernes, spinnwebgleiches W von ein paar Eisenstangen gebildet und freistehend gehalten (siehe das Bild Seite 327). Der Steinbau allein wäre mit seiner Inschriftplatte ein würdiges Fürstendenkmal an erhabenster Stelle gewesen; der Aufputz macht ihn zur Karrikatur. Soll man sich da nicht der nebelwallenden Wetterauheit freuen, die solche Geschmacksverirrungen wenigstens zur Hälfte des Jahres unsichtbar macht und die stille Hoffnung gewährt, daß schließlich einmal ein kunstverständiger Blickstrahl die paar Kilo Eisen zu einem unsichtbaren Häuflein zusammenschmilzt? —



Dann zur Elbwiese. Im März des Jahres 1907, wo am Ramme unendliche Schneemassen gefallen waren, trugen mich die Stier in langer Fahrt von den Hängen der Beilschenkoppe abwärts und durch den schmalen zum Teil überwächeten Graben bis hinaus zum Elbfall (s. Bild). Vergeblich suchte das Auge während der Abfahrt nach den Anschlagstafeln und der Schnapsbude, die sonst schon von ferne die Einsamkeit des Hochmoores stören und den Weg zum Quellbecken der Elbe weisen. Tief lagen sie im Schnee begraben, und der weite Plan mit seinen zierlichen Stangenlinien dehnte sich wie endlos nach allen Richtungen. In wechselvollem Spiele legte der Sturm die Nebelschwaden dicht über die Kammflächen. Bald umklammert uns der Nebel rauh und kalt und hemmt mit seinem eintönigen Schleier jedweden Ausblick, bald stehen wir sonnengeblendet unter blauem Himmelsdache und sehen — wie vorher schon am Hohen Rad — die Wolkenballen sich neben uns wälzen und türmen oder hellblinkende Lichtflecke über das weiße Hochland dahinstreichen, ein Bild echter winterlicher Riesengebirgslandschaft. Mag die menschliche Kultur sich also mit ihrem Geschmak oder ihrem Ungeschmak sogar hier oben in Rübezahls Reich zu breiten versuchen, der Winter wird ihre Spuren jährlich aufs neue gründlich verwischen, und dem Naturfreunde, der wetterfest und unverwehlicht am frischen Kampfe mit den freien Wettergewalten seine Freude findet, einen unvergänglichen Tummelplatz für alle Zeiten offen halten.

Die Siegelsteinschneidekunst und die Familie Bergmann in Warmbrunn

Von Direktor R. Kießer, Warmbrunn.

Das letzte Grabgeläute im scheidenden Jahre 1909 galt dem letzten männlichen Sprossen der Familie Bergmann. Dies gibt uns Veranlassung zu einigen Betrachtungen über die Rolle, welche die genannte Familie in der letzten Periode der Geschichte der Wappen- und Siegelsteinschneiderei im Riesengebirge spielte.

Wenn auch dieses schöne Kunsthandwerk in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch in ansehnlichem Umfange im Hirschberger Tale ausgeübt

wurde, so war es doch quantitativ im Niedergange begriffen; qualitativ scheint es sich in künstlerischer und auch in technischer Hinsicht weiter entwickelt zu haben, ja es ist sogar fraglich, ob nicht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die besten Arbeiten der Edelsteinschneiderei überhaupt hervorgebracht wurden. Sicher ist es, daß in dieser Zeit die schönsten Kameen, wenn auch in geringerer Zahl, entstanden, und daß auch rundplastische Stücke geschnitten worden sind. Einer der bedeutendsten Steinschneider des Hirschberger Tales, Fr. Siebenhaar, schuf neben einer Anzahl guter erhabener Porträt-Reliefs auch einen besonders kunstvollen Kelch mit freistehender Figur, den sogenannten Brook'schen Pokal.

Daß neben diesen hochkünstlerischen, erhabenen Arbeiten auch noch das Intaglio in ausgezeichneter Weise gepflegt wurde, davon legt die große Siegel-sammlung von in Stein geschnittenen Siegeln und Wappen der Familie Bergmann Zeugnis ab. Dieselbe wurde von dem Gründer der Familie Bergmann 1803 angelegt und zählt heute, beim Tode seines Enkels, etwa 30 000 Abdrücke. Die Originale wurden sämtlich durch die genannte Firma vermittelt, eine Anzahl sogar in eigener Werkstatt geschnitten. —

Im Jahre 1803 eröffnete der Juwelier Karl Bergmann in Warmbrunn eine Goldwaren- und Steinhandlung. Als tüchtiger Edelsteinkundiger hatte er für die Edelsteinschneiderei ein ganz besonderes Interesse, und da er auch über gute Kenntnisse in der Heraldik verfügte, wurde er bald zum Vermittler zwischen den meist adeligen Auftraggebern und den ausübenden Künstlern. Oft wurde sein Rat von beiden Teilen in Anspruch genommen und seine Auftraggeber hatten inbezug auf stilgerechte Ausführung ihrer Aufträge unbedingtes Vertrauen zu ihm. Das Geschäft hob sich bald so, daß er eine eigene Steinschneidewerkstatt einrichtete und zeitweise bis zu drei Gehilfen beschäftigte. Seine Tätigkeit wurde auch von Fürstenhöfen anerkannt. Im Jahre 1829 erhielt er vom preußischen Hofe folgendes Schreiben:

An den Steinschneider und Juwelierer

Carl Bergmann

zu Warmbrunn.

Ich habe das von dem Steinschneider und Juwelierer Bergmann in einem Bergkristall von seltener Reinheit geschnittne königliche Wappen mit Wohlgefallen aufgenommen und lasse demselben außer dem bestimmten Preise von 20 Stück Friedrichsd'or, die beifommende Medaille als ein Zeichen meines Beifalls, welchen die gelungene Arbeit verdient, übersenden.

Berlin, den 8. Dezember 1829.

gez. Friedrich Wilhelm.

HIERMIT EINE GOLDENE MEDAILLE UND 20 FRIEDRICHS'D'OR.

Carl Bergmann durchstreifte häufig das ihm so wohlbekannte Gebirge auf der Suche nach edlen Steinen. Seine Funde, die er oft den befreundeten Künstlern zu technischen Proben hingab, ordnete er in sachverständiger Weise und legte so den Grund zu einer Sammlung einheimischer Steinarten, die von seinen Nachkommen bedeutend vervollständigt wurde. Es gelang ihm auch, den um 1820 in Järschau bei Striegau gemachten Fund von Rauchtopasen

an sich zu bringen. Diese Erwerbung enthält den größten in Schlessen gefundenen Krystall, welcher einen Umfang von 153 Zentimeter und eine Höhe von 86 Zentimeter hat. (Der bei Bern gefundene größte schweizerische Rauchtopas hat nur eine Höhe von 53 Zentimeter.)

Der Fund besteht außer der genannten großen Krystallpyramide noch aus einer Anzahl kleinerer Stücke und ist im Garten des Bergmannschen Grundstückes am Schloßplatz in Warmbrunn zu einer Gruppe vereinigt und heute noch zu sehen. Der Wert des größten Stückes soll 3000 Mk. betragen.

Nach dem Tode C. Bergmanns führte sein Sohn Wilhelm das Geschäft im Sinne seines Vaters weiter. Dies hatte sich mittlerweile so gut entwickelt, daß der nunmehrige Inhaber sich bewogen fühlte, ein neues Geschäftshaus an der Promenade zu errichten. Auch er war ein rühriger Vermittler von geschnittenen Edelsteinen. Als der Berliner Bankier Brook den schon erwähnten Pokal bei Siebenhaar bestellte, erhielt Wilhelm Bergmann den Auftrag, den Bergkrystall zu beschaffen. Nach einjähriger Umschau ließ er einen 20 Pfund schweren Rauchtopas von dem am Tiefengletscher im Kanton Uri gerade zu jener Zeit gemachten Funde kommen, und nach gründlicher Prüfung auf seine Reinheit empfahl ihn Bergmann zur Ausführung.

Ende der 70er Jahre starb Wilhelm Bergmann, und sein Sohn Alfred übernahm das Geschäft. Wie seine Vorfahren war er ein gründlicher Kenner der edlen Gesteinarten und interessierte sich für den Edelsteinschnitt nicht nur in geschäftlicher Hinsicht. Seine bedeutenden Kenntnisse in der Heraldik brachten ihn in engste Fühlung mit den an der Wappenkunde interessierten Kreisen. Er war auch korrespondierendes Mitglied der „Naturforschenden Gesellschaft“ in Görlitz. Ausgestattet mit reichem fachlichem Wissen, war er in seiner lebenswürdigen Art stets bereit, Rat und Auskunft in beruflichen Fragen zu erteilen. Manche hohe Persönlichkeit versäumte selten, bei ihrer Anwesenheit in Warmbrunn Bergmann zu besuchen, und viele eigenartige, künstlerische Erinnerungen an das Riesengebirge sind durch ihn beschafft worden. Die Herzogin zu Mecklenburg, Alexandrine, Prinzessin von Preußen, ernannte ihn im November 1880 zu ihrem Hoflieferanten. Neben anderen Fürstlichkeiten war es besonders die Erbprinzessin von Meiningen, die Bergmanns Kenntnisse zu schätzen wußte. Das letzte größere Stück gab sie ihm im Jahre 1907 in Auftrag. Es war ein aus einem 30 Zentimeter hohen reinen weißen Bergkrystall geschliffenes Stui mit kunstvoll gestochenem Monogramm. —

Durch die immerhin noch zahlreichen Vermittlungen, die Bergmann bis zuletzt noch in geschnittenen Edelsteinen betrieb, hat er den Ruf Warmbrunns als Sitz der Steinschneidekunst immer noch zu erhalten gewußt. Wenn auch noch Vermittlungen durch die Ueberlebenden einer alten Steinschneiderfamilie übernommen werden, so wird doch durch den Tod Bergmanns auch dieser letzte Ausklang eines schönen Kunstgewerbes immer schwächer.

Am 28. Dezember 1909 starb nun auch Alfred Bergmann, der letzte Träger eines Namens, der für die letzte Periode der Siegel- und Wappenstecherei in Edelstein im Riesengebirge nicht ohne Bedeutung für die Geschichte sein dürfte.



Geschnitten von Margarete Baum.

Lebenslauf*)

Es zogen drei Gesellen
Durch klaren Sommertag,
Ihr Singen hörte schwellen
Der bunte Rosenhag.

Da trat aus seinen Hecken
Herr Rübezahl heran.
Der Sang erstarb im Schrecken,
Doch mild der Geist begann:

„Ei, wohin geht die Reise?“
„Wir fahren in die Welt.“
„So wähle jeder weise,
Was ihm dazu gefällt.“

Auf Gold sein Hoffen setzte
Der eine und auf Macht
Der andre; doch der letzte
Hat sich derweil bedacht.

„Nur reichbewegtes Leben
Schenk mir statt Macht und Gut;
Der Welt will ich dann geben
Als Lied, was in mir ruht.“

„So sei's Euch,“ sprach der Alte,
„Gewährt zu dieser Stund!“
Sein Lachen schnell verhallte,
Und ihn verschlang der Grund.

Es kam am Himmelsbogen
In steter Wiederkehr
Die Sonne oft gezogen
Hoch über Land und Meer.

Durch Knechtes Hand gestorben
Ist einer arg verhaßt,
Durch Ueberfluß verdorben
Der andre im Palast.

Der dritte hat gesungen,
Wie er in Freud und Leid
Sich wader durchgerungen —
Ihn krönt Unsterblichkeit.

Fritz Meinen.

Neues von Carl Hauptmann

Von Imm. Ernst Anders.

Zwei neue Bände hat Carl Hauptmann kürzlich erscheinen lassen, und wie immer gehören sie zu der Literaturgattung, die eine besondere Aufmerksamkeit erfordert. Als er vor einiger Zeit den Roman „Einhart der Lächler“ herausgegeben hatte, galt es eine Auseinandersetzung mit zahlreichen Problemen der Zeit- und Weltanschauung, die aus der Persönlichkeit des einsamen Malers erwachsen waren. Und insofern hatten wir Hauptmann damals einen echten Gesellschaftsroman zu danken, als es nicht reine Individualprobleme, sondern nur durch das Medium der Persönlichkeit geschaute, in das subjektive Erleben gefaßte Kristallisationen weithin bewegender Fragen waren. Und immer war die reiche, vielseitige Erfahrung des Dichters zu bewundern, die selbst dort noch Wichtiges und Reizvolles aufdeckte, wo gewöhnliche Geisteshaltung achtlos vorübergeht. Diesmal bekommen wir Studien aus entlegeneren, mehr subjektiv bedingten Gebieten des Seelischen. Der Prosaband

*) Einem Freunde unseres Blattes verdanken wir es, daß vorstehendes Gedicht mit dem Bilde von M. Baum zum Abdruck gebracht werden konnte. Er hat die Zeichnerin des Bildes, welche auch meisterhaft Silhouetten mit der Schere schneidet und von deren Kunst die „Heimathblätter“ hoffentlich noch manche Proben bringen werden, dazu bewogen, diese Arbeit, deren Entstehung ca. 15 Jahre zurückliegt, nebst dem Gedichte ihres Vaters zur Veröffentlichung herzugeben. Die Künstlerin sowohl als auch der Dichter entstammen alten schlesischen Familien.

„Judas“ enthält die köstliche Erzählung „Einfältige“, ein aus dem Gebirgler-Milieu erwachsendes Bild von dem Gegensatz zwischen den alten heimattreuen Eltern und der leichtfertigen, im Stadtleben halb verkommenen Tochter; wie so oft, zieht Hauptmann hier aus seinem innigen Verhältnis zur schlesischen Heimat die beste Kraft.

Die Skizze „Judas“, die dem Bande den Namen gab, enthält in Tagebuchform eindringliche Studien zur Psychologie eines politischen Verräters. Das geistvollste, wenn auch am wenigsten ausgeglichene Stück des Buches ist die Novelle „Graf Michael“, die von einem eigensinnigen, in heimlichen Lusttrieben verzehrten, aber stolzen und bedeutenden Charakter handelt, dem eine tiefe Neigung zu einem schönen, optimistischen Mädchen ein flüchtiges Glück vorspiegelt, während ihn ein Rückfall in sein dumpfes Sinnenleben zuletzt vor der Vereinigung doch in die Einsamkeit und das Sonderleben zurückschreckt.

Das Gemeinsame der rein individuellen Probleme, die Hauptmann behandelt, liegt darin, daß die Hauptcharaktere in den niederen Stufen der inneren Entwicklung, wo Wille und Außenwelt im Kampf liegen, anders ausgedrückt: wo das Ich die volle Herrschaft über sich nicht erlangt hat, befangen sind. Und dies ist so recht ein Vorwurf des Milieudichters, der Hauptmann immer gewesen ist. Die besten Eigenschaften seiner Kunst geben sich denn auch in diesen Prosadichtungen kund, eindringliche und anschauliche Psychologie und eine erstaunliche Begabung, aus Milieu und Charakter eine fein bewegte Handlung zu schaffen. Vor allem das Leben der Häusler aus dem Riesengebirge und der Duft ländlich fargen Daseins in den „Einfältigen“ ist meisterlich festgehalten. Aber auch das Distanzgefühl als Medium der aristokratischen Lebensführung in „Graf Michael“ ist tief erfüllt. Und beide Male erwächst aus dem Kontrast des Subjektiven mit dem Allgemeinen ganz natürlich der bewegende Konflikt. Wie schon in Hauptmanns Prosa stark lyrische Elemente vorherrschen, so kennzeichnen diese auch weite Partien der vier dramatischen Dichtungen, welche er als „Panspiele“ ausgehen ließ. Es fehlt ihnen der eigentliche Nerv der Handlung, und, mit Ausnahme der reizvollen Kammerzene aus dem Laden eines jüdischen Trödlers, wo Eifersucht und Liebeslust ernste und heitere Konflikte heraufbeschwören, dürften sie für die Bühne kaum geboren sein. Menschlich dagegen gehören sie zum Zartesten von allem was Hauptmann bisher geschaffen hat. Der tragische Tod einer an Liebessehnsucht und am Zusammenbruch ihrer politischen revolutionären Gesinnung innerlich verblutenden Frau gibt Gelegenheit zu schmerzlichen und tiefen Bekenntnissen — eine äußerste Möglichkeit der Charaktertragik ist hier offenbart — ein „hinter Schleiern zu spielendes“ Stücklein von Liebe, Entsagen und Genesen in der Natur (aus dem Kaiserpalast in Peking) und die tragikomische Atellerzene, in der egoistischer Künstlertrieb und der Lebensdrang der schönen Tochter des Meisters sich unter seltsamen Umständen gegenüber treten; all diese zarten und sehr verinnerlichten Dichtungen offenbaren eine reife und erfahrene Menschlichkeit, mag auch im Technischen hier und da ein gewisser Empirismus zutage treten. Trotz ihrer haben wir nicht Gelegenheitswerke, sondern echte Dichtungen vor uns, und das hebt sie weit über alle marktläufige Ware hinaus.

(Die Bände „Judas“ und „Panspiele“ sind bei Georg D. W. Callwen in München erschienen.)

Es ist ein Reif gefallen

Von Marie Oberdiedt, Breslau.

I.

Ottwitz lag mitten in der Ebene, in völlig reizloser Gegend. Kein See, keine noch so geringe Bodenerhebung bot dem Auge eine willkommene Abwechslung; so weit man sah, dehnten sich endlos Kartoffel- und Rübensfelder hin, deren Einförmigkeit nur hier und da von leuchtenden Maisfeldern unterbrochen wurde. Die Landstraße, die zu beiden Seiten mit Kirschbäumen bepflanzt war, und die Weidenbäume, die in vielen Windungen den Lauf eines Baches bezeichneten, boten dem Blick die einzigen Ruhepunkte.

Trotzdessen war der Besitzer des Gutes mit seiner Scholle zufrieden. Der lehmige Boden des Aekers war fruchtbar, und da, wo dieser sich in reine Lette verwandelte, hatte der Gutsherr eine Ziegelei angelegt, deren Ertrag die Einkünfte des Gutes verdoppelt hatte. Für die mangelnden Naturschönheiten aber hatte er sich, soweit es in seiner Hand lag, Ersatz geschaffen durch die Anlegung eines großen Gartens, dessen schöne Anpflanzungen unter seinen Augen im Laufe von dreißig Jahren allmählich herangewachsen waren. Der Garten schloß sich unmittelbar an die Rückseite des Herrenhauses an, eines langgestreckten Landhauses, welches zu ebener Erde eine Flucht freundlicher Wohn- und Schlafräume enthielt, während der in der Mitte aufgebaute Giebel die Gastzimmer in sich schloß.

Es war Herbst. Das Manöver hatte auch nach Ottwitz Einquartierung gebracht, die indessen schon wieder abgerückt war. Nur ein Offizier von den Jägern zu Pferde war zurückgeblieben. Sein Pferd war bei einem kühnen Sprunge gestürzt, ohne selbst Schaden zu nehmen; aber der schwere Körper des Tieres war auf den rechten Fuß des Reiters gefallen, und eine starke Sehnendehnung hatte eine Zeit gänzlicher Ruhe und Schonung für das verletzte Glied verlangt, wenn keine Schwäche für die Zukunft zurückbleiben sollte.

Franz Wichtendahl, so hieß der junge Offizier, der Mitte der Zwanzig war, war völlig wiederhergestellt. Er hatte soeben einen längeren Gehversuch gemacht, der zu seiner vollen Zufriedenheit ausgefallen war. Nun saß er auf einer schattigen Gartenbank und las die Zeitung. Er trug einen grauen Sommeranzug und hatte eine leichte, weiße Mütze neben sich gelegt. Sonnenstrahlen, welche durch die Zweige eines Ahornbaumes fielen, huschten über sein volles, dunkles Haar und über sein frisches Gesicht und störten ihn wohl ein wenig, wenn sie über die Zeitungsblätter glitten, sobald ein Lufthauch das Laub bewegte. Es kam allerdings wenig darauf an; er war ohnedies nur mit halber Aufmerksamkeit beim Lesen. Ein blondgelocktes, fünfjähriges Mädchen schwebte wie ein Schmetterling im Garten umher und kehrte in kurzen Zwischenräumen immer wieder zu Franz zurück, wie jenes leichtbeschwingte Wesen von Zeit zu Zeit immer wieder zu einer Blüte zurückschwebt, die eine besondere Anziehungskraft besitzt.

Nun kam die Kleine aus dem Gartenhause und trug etwas mit großer Vorsicht in der Hand.

„Nun, Erna, was bringst du da?“ rief Franz ihr entgegen.

„Den Harras!“ antwortete sie vergnügt und setzte eine Schildkröte auf die Erde.

Fremden war es, ehe sie darüber aufgeklärt wurden, immer ein Rätsel, wie das langsame, kleine Tier zu diesem stolzen Namen gekommen war, und doch hatte es ihn sich verdient; es hatte sich am Tage seiner Ankunft im Wohnzimmer von der Höhe des Tisches auf den Fußboden hinabgestürzt und durch diese mutige Tat seinem Brotherrn den Namen „Harras, der kühne Springer“ selbst in den Mund gelegt.

„Aber wenn du ihn hier frei herumlaufen läßt, wird er bald verschwunden sein,“ sagte Franz.

Erna zeigte ihm die Schildkröte hin und sagte gesprächig: „Ach, der kann ja garnicht weglaufen! Sieh mal, Vater hat ein Loch durch die Schale gebohrt, damit ich ihn anbinden kann,“ und wie um ihn zu beruhigen, fügte sie hinzu: „Das tut garnicht weh; das ist so, als wenn du dir die Nägel schneidest oder den Schnurrbart, hat Vater gesagt, und ich wollte doch den Harras gerne auch ein bißchen ins Grüne bringen. Sieh mal, wenn der Bindfaden so lang ist, kann der Harras schon ein hübsches Stück laufen. — Ziehst du mir den Faden durch das Loch? Aber knote nur ja recht fest!“

Während Franz ihrem Wunsche willfahrte, steckte sie in der Nähe des Hauses einen dicken Stock in die Erde, und nachdem Franz das andere Ende des Bindfadens an ihm befestigt hatte, überließ sie ihren Schützling sich selbst.

Wichtiger als alles andere erschien ihr plötzlich die Möglichkeit, daß „Onkel Franz“ ihr wieder etwas Hübsches zeichnen könne. Er war einmal so unvorsichtig gewesen, sein Talent zu zeigen, Ejsfamilien in menschlichem Sonntagsstaate zu zeichnen, den Ejsvater, die Ejsmutter und die kleinen Ejschen, alle zum Spaziergange bereit. Seitdem wurde Erna nicht müde, trotzdem die ältere Schwester ihr wiederholt verboten hatte zuzudrängen, noch um eine Hunde- oder Katzenfamilie zu bitten. Sie bat auch in diesem günstigen Augenblick, in dem Franz allein war, wieder darum und bat so niedlich, daß er zu zeichnen begann. Er hatte gerade den Hundeherrn fertig, als er aufsaß, Erna leise anstieß und gleichzeitig mit ihr in helles Lachen ausbrach.

Es war aber auch zu komisch, was sie sahen. Peter, der graue Kater, saß vor der Schildkröte, das ihm unbekannte Tier mit höchst aufmerksamen Augen betrachtend, und versekte ihm, sobald es sich zu bewegen begann, einen leichten Schlag mit der Pfote, worauf das unglückliche Wesen sich wieder in seine Schale verkroch und sich eine Weile still verhielt.

Durch die Heiterkeit der beiden Zuschauer angelockt, trat ein siebzehnjähriges Mädchen zu ihnen, Ernas Schwester, und befreite Harras von seinem Plagegeist.

Franz ließ seine Augen mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihrer Gestalt ruhen; es schien ihm, als wäre Martha dazu bestimmt, überallhin Freude und Behaglichkeit zu bringen. Und es ging ihm nicht allein so; jeder hatte sie gern. Aus ihrem Gesicht lachten fröhliche, braune Augen, die für jedermann ein freundliches Willkommen hatten und aus denen eine tiefe Zufriedenheit sprach. Das alte Sprichwort: „Krause Haare, krauser Sinn“ mußte an Martha zu schanden werden, denn, soviel widerspenstige, schwarze Locken auch ihren Kopf einrahmten, sie war zufrieden, wenn sie sich den Wünschen anderer fügte, und zeigte sich gefällig, wo immer sie konnte.

„Erna,“ sagte sie nun, „trage den Peter in den Hof, damit er auf andere Gedanken kommt und den armen Harras in Frieden läßt,“ und während die Kleine das tat, setzte Martha ihren großen Strohhut auf, nahm ein Körbchen zur Hand und sagte Franz auf sein Befragen, daß sie in den Obstgarten gehen müsse, um für den Mittagstisch Reineclauden zu holen.

„Darf ich Sie begleiten?“ bat Franz.

„Wenn es Ihnen nur nicht zu viel wird! Wir haben wohl fünf Minuten Wegs bis dahin.“

„Wenn ich übermorgen die Heimreise antreten soll, muß ich mich einstudieren etwas üben. Ich denke, so weit komme ich schon.“

„Schön, dann versuchen wir es. Wir können ja auch unterwegs einmal ausruhen.“

Sie waren gerade im Begriff zu gehen, als Marthas Vater, ein untersehter Herr in mittleren Jahren, in die Haustür trat und die Tochter zurückrief.

„Wohin geht die Reise?“ fragte er.

Martha wandte sich zurück: „Ich will Obst holen.“

„Das kannst du nachher noch tun. Jetzt brauche ich dich eine halbe Stunde beim Vergleichen der Bücher; die Posten über die Zieglieferungen nach Neuhaus stimmen mir nicht. — Sie ist meine rechte Hand, Herr Leutnant,“ fügte er halb entschuldigend hinzu.

„Da werden wir unseren Spaziergang wohl aufgeben müssen,“ sagte Martha lächelnd; „die Arbeit wird vor Mittag nicht abgetan sein, ich kenne das schon,“ und bereitwillig folgte sie ihrem Vater in das Arbeitszimmer.

Franz blieb zurück, etwas verstimmt darüber, daß sie auf das Zusammensein mit ihm so ohne jedes Bedauern verzichtet hatte. Die Stunden seines Aufenthaltes in Ottwiß waren gezählt, und es dünkte ihn, daß er ihr noch vielerlei zu sagen hätte, ehe er abreiste. Er wartete von Viertelstunde zu Viertelstunde darauf, daß sie wiederkommen sollte; aber sie blieb aus, und auch am Nachmittage wurde ihm kein Augenblick des Alleinseins mit ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Literargeschichtliche Streifzüge aus Breslau's Vergangenheit

Von Emil Maris, Breslau.

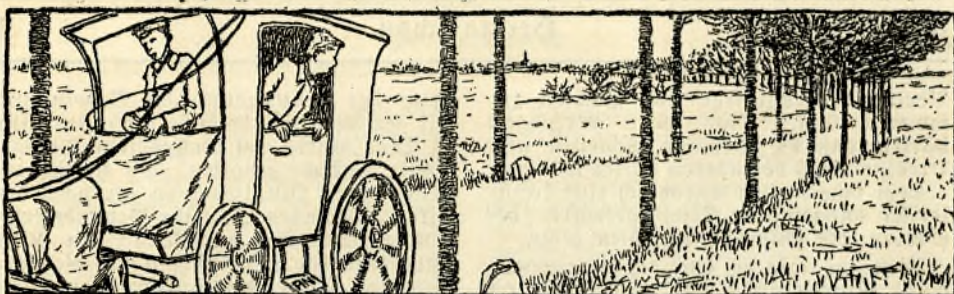
Wie in kulturgeschichtlicher und politischer Beziehung Schlesiens ehrwürdige Hauptstadt ihren Anteil hat an dem Ganzen des Deutschtums, so hat sie ihn auch in literarischer, wenngleich sie mit den klassischen Stätten unserer Literatur keinen Vergleich aushalten kann. Schon der Name des Philosophen Christian von Wolf (geb. 1679 zu Breslau), der als Pionier der deutschen Zunge der sprachlichen Fremdherrschaft ein Ende bereitete, genügt, um unserer Metropole einen ehrenvollen Namen in der deutschen Literaturgeschichte zu sichern. Noch viele andere Männer ließen sich aufzählen, teils Poeten, die in ihrer engeren Heimat einen wohlverdienten Dichterruhm erlangten, teils solche, die auch in eine größere zeitgenössische Öffentlichkeit gelangten, doch ist hier nicht die Absicht, ein Compendium von Dichternamen zu edieren, sondern nur in Umrissen die Literaturströmungen in Breslau zu skizzieren, soweit

sie aus den Zeitschriften und Zeitungen Breslaus erkennbar sind, die im achtzehnten Jahrhundert und an der Schwelle des neunzehnten existierten.

Das Breslauer Zeitschriftenwesen erfreute sich damals einer verhältnismäßig hohen Blüte, die sich einerseits aus dem sinnvollen Gemüte des Schlesiens und der daraus entspringenden Empfänglichkeit für alles Schönegeistige, andererseits aus dem Unternehmungsgeist konkurrenzlustiger Verleger erklären läßt. Es wurde viel gedruckt und gelesen; aus allen jenen Publikationen aber spricht zu uns die Tatsache, daß das, was geboten wurde, von Breslauern bezw. Schlesiern stammte und auch nur für die engere Heimat bestimmt war. Es war eben jene Zeit, die noch kein einiges großes Vaterland kannte, sondern beschaulich innerhalb ihrer Sphären lebte. Nur hin und wieder kann man die Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland blickartig aufzucken sehen, im allgemeinen aber herrscht der selbstzufriedene Ton, der durch die „Gemittlichkeit“ des schlesischen Volksgeistes vervollständigt wird. Daneben zehrte man von dem Ruhme, den Martin Opitz durch sein „Buch von der deutschen Poeterey“ errungen hatte und wollte den Dichter gern zum Herrn erheben. So entstand 1776 bei Gottlieb Löwe die Wochenschrift „Poetereyen, Altvater Opitzens geheiligt“. In der Vorrede sagten die ungenannten Herausgeber, daß sie die Zeitschrift mit diesem Titel belegen, weil es ihnen als Enkel gebühre, die ihren Vater lieben. Ferner wollten sie, sehr verständig bemerkt, schlummernde Genies anregen, etwas Besseres zu liefern als sie selbst. Leider blieb es nur beim frommen Wunsche. Die Veröffentlichungen, lyrische Gedichte, Balladen usw. heben sich nicht über das Mittelmaß hinaus. Schon am Ende des ersten Bändchens erklären die Herausgeber, daß sie die Wochenschrift, „um sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen“, in eine Halbjahrschrift umwandeln wollten. Der eigentliche Grund war wohl der Mangel an Sympathie bei der Breslauer Bevölkerung, wodurch dem Unternehmen auch bald ein Ende bereitet wurde.

Damit war der Opitzkultus aber noch nicht zu Ende, vielmehr wurde er bis zur Lächerlichkeit weiter getrieben. Man nannte Opitz „Gott der Musen“ und wies ihm als olympische Wohnung unseren hiederen Zobtenberg an. Diese eigentümliche Idee verfolgte auch der Ende des Jahrhunderts erscheinende „Breslauer Erzähler“, eine Wochenschrift für Unterhaltung und Schönegeisterei, deren Redakteur der Breslauer Professor Fülleborn war. Die Vielseitigkeit dieses Mannes ist erstaunlich. Bald erzählt er uns eine Fülle schlesischer Märchen und Sagen, bald schreibt er ästhetische Abhandlungen wie z. B. über das Stillseyen der Damen, bald ist er Historiker, bald Dichter. Zum ewigen Ruhme aber wird seiner Zeitschrift wohl die Entdeckung gereichen, daß der erste deutsche Hanswurst ein Schlesier war, nämlich der Schweidnitzer Josef Stanitzky, der auf seinen wechselvollen Irrfahrten auch nach Wien kam und hier bei einer Schauspielerbande die Rolle des Fiedelherings übernahm, sie aber unter dem Namen „Hanswurst“ darstellte. Durch die vielen volksthümlichen Beiträge behält der Breslauer Erzähler auch für uns seinen Wert.

(Fortsetzung folgt.)



HEIMATSCHAU

Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Schlesiens Fremdenverkehr und seinen Nutzen

für die Heimatprovinz beleuchtete bei der Hauptversammlung des Vereins für Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau Hm. Th. Wolff nach den statistischen Angaben des Jahrbuches, das zum ersten Male im Auftrag des Vereins erschienen ist. Breslau hat im letzten Jahre 254 000 Fremde beherbergt, die länger als eine Nacht in seinen Mauern geblieben sind. Berlin hatte 1 Million, Köln 650 000, Dresden 415 000 Fremde gezählt. Die Städte Düsseldorf, Nürnberg und Wiesbaden sind ganz erheblich von Breslau überholt gewesen. Wiesbaden hatte seinem Fremdenverkehr $4\frac{1}{2}$ Millionen Mk. Nutzen zu verdanken, hat aber auch stets mit einer längeren Aufenthaltsdauer seiner Fremden zu rechnen wie Breslau, wo die Reisenden meist nur zu geschäftlichen Zwecken für wenige Tage einkehren.

Das Hauptbestreben des Vereins wird es sein müssen, den Fremden die Provinz Schlessien und ihre Hauptstadt schmackhaft zu längerem Verweilen zu präsenfieren. Kein Fremder sollte die Bäder Schlesiens besuchen, ohne zu einer Visite in Breslau, kein Reisender Breslau besuchen, ohne bei den schlesischen Bädern und Gebirgen einzukehren.

Andere Länder und Städte lassen sich ihren Fremdenverkehr aber auch etwas kosten. München z. B. wirft für diesen Zweck jährlich 129 000 Mk. aus; die Stadt Götting zahlte 3000 Mk. Subvention. Die behördlichen Unterstützungen dürften auch in Breslau und Schlessien reichlicher fließen, um die freie Schaffensarbeit bür-

gerlicher Kreise zu unterstützen.

Notwendig ist ein Zusammenschluß aller Arbeitskreise zur Hebung des Fremdenverkehrs zu Provinzial- und Landesvereinen. Eine besondere Verkehrskommission wird sich die Erzielung guter Bahnverbindungen in und außerhalb der Provinz zur Aufgabe stellen müssen. Eine wirksame Propaganda auch nach dem Nachbarlande Rußland würde dadurch ausgeführt werden, daß Schlesiens landschaftliche und Architekturbilder in Hotels, Bahnhofrestaurationen und größeren Geschäften an Stelle der wertlosen Reklamebilder angebracht würden. Auch die herrlichen Sagen und schlesischen Dichtungen wären sicher geeignet, die Aufmerksamkeit der Reisenden aus anderen Landesteilen auf Schlessien zu lenken. *) Auf die Zeitung der großen Kurorte, Sommerfrischen und Hotels wird nach dieser Richtung eingewirkt werden.

Schlessien und Breslau haben allen Grund, sich auch gegen die ihnen noch immer widerstehenden Vernachlässigungen aufzulehnen.

In dem Sammelwerk deutscher Städte fehlt Breslau, die zweite Haupt- und Residenzstadt Preußens, gänzlich.

In Heft 2 der von der Eisenbahnverwaltung herausgegebenen und für den Vertrieb im Auslande bestimmten „Verkehrsheften“ ist Dänemark, und zwar

*) Anm. der Red. Man denke an die überaus wirksame Reklame, die in Dresden durch den künstlerischen Schmuck des Bartesaals 2. Klasse im Hauptbahnhofe durchgeführt ist, wo die aus Kacheln in Relief hergestellten Wandgemälde der schönsten Gegenden den Reisenden die Sehnsucht erwecken, diese prächtigen Gegenden zu besuchen.

Berlin, Riesengebirge und Sachsen zusammengefaßt. Man wird verlangen dürfen, daß die Behörde Schlesien und Breslau eines besonderen Festes würdigt. Sehr von Nutzen würde sich eine künstlerisch ausgeführte Briefsiegelmarke bewähren, die schlesische Ansichten zeigt.

Vielleicht ließe sich auch die Herausgabe eines Sonderheftes von Schlesien und Breslau bei den „Leipziger Nachrichten“ erwirken, deren künstlerisch ausgeführte Sonderdrucke stets vergriffen sind. Schlesiens Berge, Städte, Ruinen, Burgen und Schlösser könnten sich trefflich neben den Reizen anderer Landesteile behaupten.

Endlich müßten auch den Fremden mehr Erleichterungen zu Ausflügen und Reisen geboten werden. Anschläge in den Bahnhofshallen mit Ratschlägen für kürzere oder längere Touren, Rundfahrten durch Breslau und Unterrichtstour für Schubleute, Straßenbahnkassierer, Droschkenkutscher und Hotelbedienten wären dringend zu wünschen. Ebenso täte ein kurzgefaßter Führer durch Breslau und Umgebung resp. die Provinz not, der schnell erstanden, schnelle Ratschläge gäbe.

Unserer Heimatprovinz und ihrer Hauptstadt wäre es dringend zu wünschen, wenn der Verein zunächst die leichter und ohne hohe Kosten durchführbaren Renenerungen recht bald aus der Theorie in die Praxis umsetzen möchte. Das Schlusswort des Redners würde sich dann beweisen: Die Arbeit ist die Quelle aller Werte.

A. E. S.

Eine Kirche ohne Kirchgemeinde.

Dieser seltene Fall liegt gegenwärtig bei dem Christophorkirchlein zu Breslau vor, das durch seine malerische Lage inmitten der verkehrsreichsten Straßen und Plätze wohl jedem Besucher von Breslau schon angenehm aufgefallen sein dürfte. Die kleine Kirche wurde Ende des 13. Jahrhunderts, fast gleichzeitig mit der Maria Magdalenenkirche erbaut und der ägyptischen Jungfrau geweiht. Sie lag damals vor den Toren der Stadt und war bestimmt zur Befriedigung der gottesdienstlichen Bedürfnisse für die außerhalb der Stadtmauern wohnenden Bewohner Breslaus und der benachbarten Landgemeinden. Die Ausübung der seelsorgerischen Funktionen lag den Geistlichen von St. Maria Magdalena ob, doch war ein Kaplan zu dem besonderen Zweck eingesetzt, jenen Außenseitern Tausen zu halten und das heilige Abendmahl zu reichen in Zeiten, in denen die Schlie-

ßung der Festungstore die Verbindung mit der Magdalenenkirche hinderte. Alle 14 Tage wurde ein Gottesdienst in polnischer Sprache gehalten. Die Kürschnerzunft, deren Mitglieder an der nahe der Kirche fließenden Ohle ihr Gewerbe trieben, gewann mit der Zeit einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Verwaltung der Kirche, deren Namen zur Zeit der Reformation in St. Christophorus umgewandelt wurde. Sie bedachten das Gotteshaus mit Stiftungen und Schenkungen, führten die Verwaltung über das Kirchenvermögen und schlugen auch den Geistlichen für Christophori der ihn wählenden Magdalenengemeinde vor. Stets galt die Kirche für eine Tochterkirche von St. Maria Magdalena.

Im Laufe der Zeiten erinnerte man sich immer weniger an das Abhängigkeitsverhältnis der Tochter- von der Mutterkirche und es entstand allmählich der Glaube an eine selbständige Kirchengemeinde von St. Christophorus, wiewohl die meisten Kosten für die Unterhaltung der Tochterkirche aus der Kirchkasse von Maria Magdalena gezahlt wurden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwarb die Stadtgemeinde das Pfarrhaus von Christophori und den um die Kirche beleagerten verkehrsreichen Platz. Der Kaufpreis hierfür und die mit der Kirche verbundenen Stiftungen bildeten das sogenannte Christophori-Vermögen, welches später noch durch das Patronats-Abfindungs-Kapital erhöht wurde.

Von dem Inkrafttreten der Kirchengemeinden- und Synodalordnung erhoffte man sich eine endliche Klärung der ungenaueten Verhältnisse zwischen Maria Magdalena und Christophori. Diese Hoffnung aing nur zum Teil in Erfüllung. Die Kürschner-Zunft übergab das bisher von ihr verwaltete Vermögen der Kirche dem Magistrat als Patron, und dieser überwies es der Magdalenenkirche als der Mutterkirche. Zugleich wurde aus den Gastgemeinden von Christophori und einer Anzahl zu keiner bestimmten Kirchengemeinde gehörigen Landgemeinde eine besondere Gemeinde gebildet, und dieser das Kirchgebäude von Christophori überwiesen, d. h. bis zur Erbauung einer eigenen Kirche.

Seitdem benutzt die Landgemeinde nicht nur das Christophoruskirchlein, sondern besitzt auch einen Geistlichen, Organisten usw., ohne zur städtischen Kirchensteuer das geringste beizutragen. Da auch der bisherige Geistliche, der zu Neujahr d. N.

in den Ruhestand getreten ist, sich stets geweigert hat, der Magdalenenkirche, die ihn gewählt und berufen hatte, seine Dienste zu leisten, so steht gegenwärtig die Notwendigkeit vor, die verwickelten Verhältnisse klar zu stellen. Dies wird sich nur dadurch schaffen lassen, daß entweder die Landgemeinde unter Einpfarung ihrer Teile zu anderen Kirchen wird aufgehoben werden oder sich auf ihre Kosten einen besonderen Seelsorger wird bestellen müssen.

Für die Magdalenengemeinde liegt im Hinblick auf die neuen Parochialgrenzen kein Bedürfnis zu einer Neubesezung der Pfarrstelle von Christophori vor, zumal neuerdings rechtskräftig festgestellt worden ist, daß die Christophorikirche eine Tochterkirche von der Maria-Magdalenen-Kirche sei, und es nie eine besondere Christophorikirche gegeben habe.

A. C. Schmidt.

Aus Liegnitz.

Eine neue Art, bedeutende Mitbürger zu ehren, wird jetzt in Liegnitz eingeführt werden. Schon sind Namen wie Raupach, Holtei, Martin Opitz, Bilse, Dove durch Straßennamen verewigt; allein viele wissen doch über die Bedeutung dieser Namen herzlich wenig. Um für Aufklärung und gleichzeitig für eine weitere Ehrung zu sorgen, sollen an diesen Straßen sogenannte „Ehrenschilder“ angebracht werden, die über den Gechritten und seine Taten die gewünschte Auskunft geben. C.

Literatur

Aus der Werkstatt der Dichter.

Wie der Verleger von Selma Lagerlöf mitteilt, hat Gerhart Hauptmann die Dichterin um die Erlaubnis ersucht, ihre Erzählung: „Herrn Arnes Schatz“ zu dramatisieren. Mit Zustimmung von Selma Lagerlöf soll er die Arbeit bereits in Angriff genommen haben.

Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von Rich. M. Meyer. Georg Bondi, Berlin 1909. Bd. I. 580 Sp. Brosch. 6 Mk., in Leinen geb. 7,50, in Leder 12,50 Mk.

Wir machen unsere Leser auf diese wertvolle Veröffentlichung aufmerksam, die auch in unserer Zeit der Luxusausstattungen berechnete Beachtung finden wird.

Um zunächst die textliche Seite zu berühren, so fällt das Werk in der Tat eine merkwürdige Lücke aus. Wohl fehlte es nicht

an Sammlungen von Goethes eigenen Briefen; aber eine solche Auswahl blieb notwendig ein großer Monolog. Man vermiste die Gegenüberungen der Adressaten umso mehr, als der Reiz der Briefform vornehmlich im Austausch der Meinungen liegt. Mit feinsinniger Hand hat hier R. M. Meyer, der bekannte Berliner Literaturhistoriker, eine Auswahl der Goetheschen Briefe getroffen. Die Briefe der Adressaten sind meistens nur insoweit herangezogen worden, als sie Einblick gewähren in das Verhältnis zu Goethe. Fast möchte man wünschen, daß dies in noch größerem Umfange geschehen sei. Aber diesen Mangel, der bei dem an sich schon so großen Umfange des Bandes verständlich ist, heben die trefflichen Einleitungen auf, die R. M. Meyer zur Charakteristik der Adressaten vorangeschickt hat. Sie sind mitunter in dieser kurzen Form wohl mit das Treffendste, was über sie geschrieben worden ist. So wird das Verständnis der Briefe wesentlich erleichtert. Kurze Anmerkungen beschließen den Band.

Neben dem Inhalt verdient die Ausstattung, die Melchior Lechter geschaffen hat, ehrliche Anerkennung. Eine dem Auge wohlthätige Harmonie zwischen dem Stil des Textes und dem Stil der Ausstattung wurde erreicht. Ein jeder Brief beginnt mit rotgedruckten Initialbuchstaben, Goethes Briefe mit großen, die Antworten mit kleinen Initialen.

Jedem Goethefreunde können wir die feinsinnige Ausgabe empfehlen. B.

Gregor Constantin Wittig, Johann Christian Günther. Ein Beitrag zu seinem Charakterbilde. Glogau. Oskar Hellmann 2,50 Mk.

Von seinem einzigen Sohn veröffentlicht, erscheint die letzte Schrift des „Nektors der Güntherforschung“ als besonders der Gesinnung nach tüchtiger und auch im einzelnen höchst beachtenswerter neuer Beitrag. Was Wittig schon in seinem Hauptwerk 1881 „Neue Entdeckungen zur Biographie Joh. Chr. Günthers“ und 1895 in den „Arkunden und Belägen zur Günther-Forschung“ tapfer und mit kritischer Klarheit aussprach, wiederholt er auch in diesem letzten Kampfeswort unter Auseinandersetzung mit seinen Gegnern Eismann, Kalbeck, Zulda, v. Scholz, Kopp u. a., daß nämlich die altertümliche Uebersetzung und weitverbreitete Vorstellung, unser Dichter sei nichts weiter als ein fieberlicher Trunkenbold und gottloser Nichts-

tuer gewesen, eben nichts weiter als eine Fabel sei, die Böswilligkeit und Unwissenheit immer neu aufzuleben. Günstiger erscheinen Wittig Adalbert Hoffmanns und Carl Enders' Günstigerzeichnungen, wenngleich ebenfalls nicht ohne Irrungen. Wittig geht dabei so weit, selbst Goethes bekannte Charakteristik als flüchtig und schadenstiftend zu bezeichnen (S. 31), allerdings wird der Beweis dafür nicht erbracht, denn Goethe warf Günstiger nicht Bosheit, sondern Schwachheit vor, was ganz mit dem Selbstbekenntnis des Gedichtes in „Wittig. Neue Entdeckungen“ S. 269/70 übereinstimmt. Dennoch muß das Gesamturteil Wittigs trotz mancher durch Vokalpatriotismus für seinen Heimdichter zu optimistischer Ansichten als höchst beachtenswert angesprochen werden. Möchte der Gedanke, daß nur kleinlich Denkende und falsch Unterrichtete dem Dichter die sittliche Persönlichkeit und das tiefgläubige, warme und edle Herz abzusprechen vermögen, immer mehr Anhänger gewinnen, besonders wenn die von Wittig als Schriften Günstigers verteidigten „Liebes-Begebenheiten“ und „Kuriose und merkwürdige Lebens- und Reise-Beschreibung“ sich endlich als treue Streiter für den Dichter ergeben, und wenn vor Phantasien, wie sie kürzlich „Der Osten“ in Romanform über dies tragisch-ernste Dichterleben verbreitete, die Wahrheit kritisch-treuer Forschung klar durchdringt! Uebrigens ist dem Buche Wittigs eine „Verteidigungsschrift Günstigers in Prosa“ aus dem Mai 1721 beigegeben, deren Kenntnis für jeden Forscher von größter Wichtigkeit sein muß.

C. Th. St.

Das deutsche Dorf. Lieder zum Preise von Dorf und Flur herausgegeben von Heinz Volkmmer. Mit Abbildungen deutscher Bauernhäuser. Leipzig Fr. Wilt. Brunow. 1909.

„Den Freunden des deutschen Dorfes gewidmet.“ Bis dahin war ich im guten Sinne voreingenommen für dies Buch, das viel, sehr viel verspricht und wenig hält. Die Ausstattung ist das Beste, man nimmt es gern in die Hand.

Zunächst ist mir nicht verständlich, wie in einem Buch über das deutsche Dorf, einer Blütenlese von Liedern zum Preise von Dorf und Flur, das Mundartliche fast vollständig fehlen kann. Im Mundartlichen ist wohl mehr resp. besseres, über das Dorf gesagt worden wie im Hochdeutschen!

Nun meint man aber wenigstens Lieder gesammelt zu finden, die wirklich vom deutschen Dorf singen. Wir sehen uns zunächst die Einteilung der Lieder an. Der Bauer. — Dorf und Dörfliches Leben. — Auf weiter Flur. — Im Wechsel des Jahres; ein so locherer Plan, daß er z. B. auch für den Titel „Vor den Toren der Städte“ dienen könnte. Diese Schwäche der Disposition erstreckt sich aber auf die ganze Sammelarbeit.

In dem Kapitel „Der Bauer“ lesen wir noch am meisten charakteristische Gedichte, z. B. v. Kiliencron, Gelleri, Stieler u. a. Es ist aber auch nicht wenig allgemeine Lyrik dabei, die zufällig unter der Maske des Bauern dahinschreitet. Der Sammler hat bei dem nächsten Kapitel „Dorf und Dörfliches Leben“ in noch stärkerem Maße Geschichten und Gefühle, die zufällig im Dorf spielen, für Lieder zum Preise des Dorfes gehalten. Die Hälfte der Lieder ist ein mehr oder weniger wertvolles Erinnerungs- und Heimatsgefühl, ohne jedes heraushebende Merkmal. Wo bleibt das ausgesprochen Deutsche, wovon der Sammler in dem Vorwort spricht? — Freude machen die ausgewählten Gedichte der Droste-Hülshoff. —

Die beiden letzten Kapitel jedoch befragen Natur und Jahreszeit, ohne in ihrer Auswahl erkennen zu lassen, warum sie in diesem Buche stehen. Bunt zusammengewürfelte Lieder, von Feld und Flur und Wechsel des Jahres, angenehm zu lesen. Aber was sollen sie hier? Höchstens ein Behälter des ganzen Buches könnte für eine Anthologie mit dem Titel „Das deutsche Dorf“ verwendet werden. Daß es verschiedene deutsche Dörfer gibt, Gebirgsdörfer, Heidedörfer, Küstendörfer usw., mit verschiedenen Menschen und Sitten, diese Wahrnehmung gehört nicht in den Rahmen des besprochenen Buches, und doch: dem Buche sind Bilder von deutschen Bauernhäusern beigegeben ohne Zusammenhang mit den gegebenen Liedern. Sie haben einen Selbstzweck, wirken daher wie eine Zugabe, sind aber sonst nicht übel.

An schlesische Dörfer zu denken, kam ich bei Lektüre des Buches überhaupt nicht in Verlegenheit.

P. H. S.

Gemeinde-Gedenkbücher. (1. Fort.)

Hat jemand beschlossen, für einen Heimatsort eine Chronik anzulegen, so möge er sich nicht damit aufhalten, eine ortsgeschichtliche Chronik voranzuschieben. Denn es kann einer bei gutem Willen zur Sache und entsprechender Bildung

als Chronist sehr tüchtig sein, nicht aber mit einem Schläge ein Geschichtsschreiber werden. So natürlich es klingt, daß der Chronist eine ortsgeschichtliche Darstellung vorauszuschicken ist, so handelt es sich doch um zwei sehr verschiedene Aufgaben. Die Abfassung einer Ortsgeschichte ist davon die schwierigere, sie braucht gewissenhafte Vorarbeiten und für sie wird sich viel schwieriger eine Kraft finden als für die chronistische Tätigkeit. Daran sind schon viele gescheitert. Fruchtlose Vorbereitungen nahmen dem Chronisten alle Lust, die eigentlichen Aufzeichnungen mußten warten und bald hinkten sie den Ereignissen gar bedenklich nach; die anfangs verlockende Aufgabe hatte sich in einen Berg unerquicklicher Arbeit verwandelt, vor dem der Chronist ratlos stand. Wäre er weniger gewissenhaft gewesen und dem geschichtlichen Teil ausgewichen, dann hätte er alsbald seine Arbeit wachsen sehen und die Plinte gewiß nicht so rasch ins Korn geworfen. Eine Chronik in unseren Tagen muß aus dem Leben schöpfen und „auf dem Laufenden“ bleiben. Daher soll der Chronist frisch und frank mit den Ereignissen des Tages beginnen, an denen er zu schreiben anfängt, und womöglich nicht hinter den Vorkommnissen zurückbleiben. Privilegien und wichtige Urkunden können in die Chronik sehr gut abgeschrieben aufgenommen werden, ja, es hat sich schon oft gezeigt, daß ihr Wortlaut gerade dadurch erhalten blieb, wenn die Originale unerwartet der Vernichtung anheim fielen. Ihre Abschrift darf aber den Chronisten nicht aufhalten, er schreibe sie auf rückwärtige Blätter — die letzten bleiben für die Register aufgespart — dann kann er damit nach Zeit und Gelegenheit verfahren. Nochmals also: Gleich, wenn auch unvermittelt anfangen! Es ist naturgemäß, daß bei wichtigen Ereignissen auch ähnliche frühere Zustände gern erwähnt werden, wobei sich manches ergibt, worauf die Aufmerksamkeit des Chronisten gelenkt wird. Falls aber diese Daten in der Heimatkunde schon enthalten sind und nichts ergänzend hinzugefügt werden kann, ist ein Hinweis auf die betreffende Seite zweckmäßiger als das Abschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Wissenschaft

Die Breslauer Turnsehde von 1818/19, das Vorpiel der ersten Demagogenvorfolgung.

war das Thema eines heimatgeschichtlichen Vortrages, den Prof. Dr. Rudzowski im Verein für Geschichte Schlesiens hielt.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte auf dem Gebiete der Körperpflege der gesunde, stählende Turnsport seinen Einzug an den Schulen und Hochschulen gehalten, siegreich eingeführt durch den Altmeister des Preussischen Turnwesens, Jahn. Doch nicht überall war er mit gleicher Begeisterung aufgenommen worden, zumal mit ihm eine frische nationale Bewegung Hand in Hand ging. Ein Teil der Jugendbildner an den Lehranstalten erklärte sich als Freund, ein anderer als Gegner der neuen Bewegung, von der man fürchtete, daß sie politische Freiheitsgedanken, Forderung der Disziplin in den Schulen und Gleichgültigkeit gegen die geistigen Lehrfächer hervorbringen würde. In Berlin war in der Tat um 1817 herum das Treiben auf den Turnplätzen mehrfach ausgeartet.

In Breslau hatte der Turnsport in dem Universitätslehrer Franz Passow einen begeisterten Freund und Förderer gefunden, der den Geist Jahns in sich aufgenommen hatte wie kein anderer, und die akademische Jugend für den neuen Sport zu gewinnen suchte. Er verstand es auch, die Gymnasien Breslaus für den Turnsport zu begeistern, so daß bald am Elisabeth-Gymnasium, am Magdalenenäum und Friedrichs-Gymnasium Turnübungen eingerichtet wurden, und die Zahl der Teilnehmer auf etwa 500 stieg. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Begeisterung für das Turnen sich teilweise bis zum Fanatismus steigerte, und daß eine gewisse Gewalttätigkeit gegen diejenigen geübt wurde, die nicht voll und ganz seine Berechtigung, oder die der mit ihm neu eingeführten zwanglosen Kleidung anerkannten.

Am Elisabethan waren der Rektor Exler und Prorektor Menzel Gegner des Turnens. Auch an den beiden anderen Gymnasien waren die Ansichten darüber geteilt. Es bedurfte nach vorangegangenen wiederholten Reibereien zwischen Freunden und Gegnern nur eines Anlasses zum Zusammenstoß.

Dieser kam, als Direktor Mauß vom Magdalenenäum seinen Schülern einen Aufsatz über das neue Turnwesen als Arbeit aufgab. Dieser wurde von allen Schülern bis auf einen turnfreundlich behandelt. Abiturient v. Stchow aber bekannte sich nicht durchaus für die Notwendigkeit des Turnens, sondern trat

dafür ein, daß man durch Reiten, Schwimmen und Fechten die gleiche körperliche Gewandtheit erlangen könne wie durch das Turnen. Dieser maßvoll gehaltene Schulaufsatz wurde von den fanatischen Turnanhängern mit einer Schmähschrift beantwortet, die sehr persönlich gehalten war und mit dem Adel auch durchaus nicht glimpflich umging, obgleich derselbe sich noch in keiner Weise reaktionär gezeigt hatte. v. Strehow erhob berechnete Beschwerde und die beiden Verfasser der Schmähschrift wurden relegiert. Ein dritter Bundesgenosse, der später bekannte Publizist Wolfgang Menzel, folgte freiwillig den Relegierten.

Die bis dahin völlig lokale Schulangelegenheit wurde nun von dem begeisterten Turnfreunde Passow aufgenommen, der einen Turnbericht über die Schulfehde an eine Weimarer Zeitschrift sandte. Hierüber empört, stellte Prorektor Menzel den Verfasser des Artikels in der Breslauer Philomatie zur Rede, und bald war die schönste Polemik im Gange.

Beim Gedächtnisfest zu der Kabbachschlacht kamen die Turnfreunde von ganz Schlesien zusammen und an der Pieszniker Turnanstalt wurde die Breslauer Turnfehde gründlich behandelt.

Dies gab den Turngegnern die Gelegenheit, eine Beschwerde über die nicht unbedenkliche Verquickung von Turnsport und Politik an die Regierung zu richten, und die Entwicklung des Turnens an der Pieszniker Anstalt zu verdächtigen. Obwohl der Kultusminister Altenstein, der selbst ein Förderer des Turnens war, den ungewissenhaft übertriebenen Beschuldigungen der Beschwerdeführer nicht viel Bedeutung beimaß, sah er sich doch von Hardenberg veranlaßt, die politisch verdächtigen Turnanstalten zu Breslau und Piesnitz zu schließen.

Eine neue Folge von Verteidigungsschriftchen für das Turnwesen war die Folge dieser Maßnahmen; ganz besonders trat Henrik Steffen, der beste Kenner des Turnens, für dasselbe ein. Bei der Abiturientenprüfung des Elisabeth-Gymnasiums sprach der Rektor dagegen in scharfer Form über „die Unbedenklichkeit des neuen Deutschtums“, womit die Turnfreunde und das Turnwesen heftig angegriffen wurden. Die Fehde war nun soweit gediehen, daß am 17. Oktober 1818 im Auftrage des Oberpräsidenten die Turnanstalten geschlossen wurden. Die Schließung wurde von Merkel an das Kgl. Konsistorium und den Mi-

nister berichtet. Merkwürdigerweise macht er in seinem Bericht für die nationale, politisch verdächtige Haltung der Turnfreunde die Vögen verantwortlich. Ein zusammenfassender Bericht über die Breslauer Turnfehde, erstattet von den Ministern Sivers und Altenstein, bemühte sich, die Beschuldigung einer politischen Gefahr des Turnens zu entkräften und entwarf eine Denkschrift über die „zukünftige Neugestaltung des Turnens und seine Verbindung mit den Schulen und Hochschulen der Städte“, Vorschläge, die erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zur Geltung kommen sollten.

Die Schulfehde in Breslau war inzwischen ins Uferlose weitergegangen. Von den Direktoren des Elisabeths wurde gegen den Konsistorialpräsidenten Wachter und gegen Passow der Vorwurf erhoben, daß sie die Schulangelegenheit an die Öffentlichkeit gezerzt bezw. zu wenig dagegen gewehrt hätten.

Nach der Schließung der Turnanstalten erkannte der König, dem die Angelegenheit viel Verdruß bereitete, auf Verweisungen und Verweise. Einen der schärfsten Verweise erhielt Passow, und als bald darauf ein neuer persönlich und aggressiv gehaltener Artikel gegen die Turngegner in der „Fris“ zu Weimar erschien, wurde Passow eine Strafe von 8 Wochen Gefängnis auferlegt.

Ein Begnadigungsgesuch Altensteins wurde vom König abgelehnt, und nur den Sympathien der Breslauer Regierungsjustiz- und Universitätskreise hatte es Passow zu danken, daß sein Haftlokal in einem Zimmer des 4. Stocks der Universität bestimmt und ihm erlaubt wurde, Kost, Bücher und Besuche entgegen zu nehmen. Die Haftstrafe hatte aber den Erfolg, Passow auch zu milderen Anschauungen zu bekehren, so daß er sie als Sühne für sein zu leidenschaftliches Vorgehen hinnahm.

Das Geschick der Turnanstalten aber war besiegelt. Noch hoffte man auf eine Wiedereröffnung, als der König 1819 nach Karlsbad ging und durch Metternich von der politischen Gefährlichkeit derselben überzeugt, eine Wiedereröffnung versagte. Eine erlassene Verfügung bereitete für lange Zeit dem Turnen in Preußen ein Ende. Daß sie hierdurch keine Verbitterung in sich aufkommen ließen, das bleibt ein Ruhm der deutschen Turner und des Turnens.

Der vollkommen frei gehaltene Vortrag, der sich auf wichtige Berliner Mi-

nisterialakten und Archivalien des Breslauer Staatsarchivs gründete, erweckte eine lebhafte Diskussion, von welcher die Ausführungen des Vorsitzenden vom alten Breslauer Turnverein, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Partsch, höchst interessant waren.

Er erinnerte daran, daß einer der Teilnehmer an der Turnfehde, Henrik Steffen, derjenige gewesen sei, der zur Zeit von Preußens Erhebung die jungen Turner von der Universität dem König als Freiwillige zugeführt habe. Oft schon sei von ihm der Gedanke vertreten worden, daß an Stelle des „Fechters“ vor der Universität eine Darstellung dieses Turnfreundes an der Spitze seiner vaterlandsbegeisterten Anhänger ein geeigneteres Motiv gewesen wäre.

A. E. S.

Vom Breslauer Staatsarchiv.

In diesem Jahre vollendet sich ein Jahrhundert, seitdem Johann Gustav Gottlieb Büsching die Anregung gab zur Begründung der großen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen in Breslau. Nach der Säkularisation befanden sich die Kunstschätze, Bibliotheken und Archive der früheren schlesischen Klöster im Zustande traurigen Verfalls. Davon ging Büsching aus. Er wollte durch Vereinigung aller Klosterbibliotheken eine große Zentralbibliothek in Breslau errichten. Durch die Ausführung dieses Gedankens sind dann das Breslauer Altertumsmuseum, die Universitäts-Bibliothek und das Staatsarchiv entstanden. Eine „Geschichte des ehemaligen Museums schlesischer Altertümer“ gab H. Seger 1900 im Jahrbuch des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer B. I. Ueber die Geschichte der Universitätsbibliothek berichtete Ständer in dem Aufsatz „Die Handschriften der Königl. und Universitätsbibliothek zu Breslau“ in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 1899. Das Staatsarchiv endlich hat kürzlich in Archivrat Dr. Bruno Krusch seinen Geschichtsschreiber gefunden. Derselbe ließ eine „Geschichte des Staatsarchivs zu Breslau“ als 11. Heft der „Mitteilungen der Königl. Preussischen Archivverwaltung“ (Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1908, 348 S. Preis geh. 10 Mk.) erscheinen. Die ins Einzelne gehende Behandlung der verhältnismäßig jungen Geschichte des Archivs wirkt durchaus nicht ermüdend. Vielleicht liegt gerade in diesem Umstande das Anziehende des Buches. Denn die Akten

vermögen auch einen Einblick in das menschliche Schicksal zu gewähren. Eine tiefe Tragik liegt über dem Arbeiten der ersten Beamten. Büsching, das Herz der ganzen Unternehmung zur Gründung von Sammlungen in Breslau, war durch die Paine des Geschicks in die ihm am wenigsten zusagende Stellung am Archiv verschlagen worden, das er immer mehr vernachlässigte und dessen Ordnung für einen Hungerlohn einem jungen Gelehrten Farid aufiel, der vergeblich auf eine feste Stellung in dem ihm lieb gewordenen Archivwesen hoffte, bis der Tod seiner fleißigen Arbeit ein Ende setzte. Das Büsching und Farid nicht gelungen war, zu Ende zu führen, nämlich die Bestandteile des Archivs zu ordnen und zu registrieren, das gelang dem Altmeister der schlesischen Geschichtsschreibung, Gustav Harald Stenzel. Aber er ordnete das Archiv nach einem Plane, der den historischen Zusammenhang der einzelnen Bestandteile völlig vernichtete. So zimmerte er einen kunstvollen Bau zusammen, dem jedoch das historische Fundament fehlte; und als er starb, hatte man keine geeignete Kraft, die in die schwierigen Verhältnisse des Breslauer Archivs eingeweiht war. Bei aller Liebe und Sorgfalt, die der zweite Direktor Wattenbach (der erste, der im Hauptamte als Archivdirektor angestellt wurde), dem Archiv widmete, bildete doch die Breslauer Zeit nur eine Episode in dem reichen Leben des Gelehrten. In Colmar Grünhagen kam dann wieder ein fast ausschließlich schlesischer Gelehrter an die Leitung des Archivs. Welche Bedeutung Grünhagens Wirken für unser Schlesien hatte, ist schon auf Seite 279 des 1. Jahrganges dieser Zeitschrift auszuführen worden. Seit Grünhagens Rücktritt im Jahre 1901 ist Geh. Archivrat Dr. Meinardus Direktor des Breslauer Archivs. Schon diese gedrängte Uebersicht über die Geschichte des Archivs zeigt, daß das Werk von Bruno Krusch nicht bloß für den Kreis der Fachgenossen bestimmt ist, sondern daß es auch einen wertvollen Beitrag zur schlesischen Gelehrtengeschichte und Geschichtsforchung abt. Auch den Benutzern der Archivbestände dürfte die Kenntnis des Buches von Werte sein. Als Ergänzung zu dieser historischen Darstellung erschien als Heft 12 der „Mitteilungen der Königl. Preussischen Archivverwaltung“ eine Schrift von Geheimrat Dr. Meinardus und Archivrat Dr. Rudolf Martin „Das neue Dienstgebäude des Staatsarchivs zu Breslau und die Gste-

derung seiner Bestände". (Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1909. 39 S. Preis 1,60 Mk.) Dieselbe bietet im ersten Teil eine genaue Beschreibung des wunderbaren neuen Archivgebäudes an der Tiergartenstraße aus der Feder Dr. Martinus. Im zweiten Teile gibt Geheimrat Meinardus Mitteilungen über die bei der Aufbewahrung der Akten befolgten Prinzipien, sowie eine Uebersicht über die Bestände des Archivs. Auch diese Schrift dürfte für die Besucher von großem Nutzen sein. P. P.

Von den Piesnitzer Bibliotheken.

Eine recht erfreuliche und von vielen schon längst ersehnte Neuerung steht in der Einrichtung einer öffentlichen Stadtbibliothek mit Lesehalle in Piesnitz für die nächste Zeit in Aussicht. Wer den Segen der Breslauer Stadtbibliothek kennt, wird sich von dieser Einrichtung, die eine Folge der Schenkung des Bankiers Sella ist, den besten Einfluß erwarten. Gern werden Bücher besitzende Bürger ihre Schätze dieser gemeinnützigen Bibliothek vermachen, und die großen wertvollen Bestände an städtischen Bibliotheken können dann Nutzen bringen, während sie bisher verborgen und verstaubt lagen. C.

Musik

Piesnitzer Musikleben.

In dem 2. Kammermusik-Konzert der Singakademie war es besonders das Trio für Klavier, Violine und Cello op. 50 von Tschairowsky, welches von den Programmnummern das stärkste Interesse erweckte. Es ist eine feine, charakteristische Musik, die reichen Inhalt und vornehmlich elegische Stimmung hat. Von den drei Sätzen ist der mittlere, „Tema con Variazioni“, der ausserordentlichste. Der 3. Satz „Finale e Coda-Allegro risoluto e con furco“ hat mit dem 1. Satz zwar die hochinteressante, teilweise grüblerische, doch auch wieder geklügelte thematische Verarbeitung für, die Länge aber gegen über.

Das Werk hätte nicht am Schluß, sondern an der Spitze marschieren sollen. Seine Interpretation durch die Herren Grimm (Klavier), Mehrling (Violine) und Birke (Cello) rückte Eigenart und Schönheit der Fassung ins hellste Licht.

Des Piesnitzer Chorgesangsvereins letzte Saison-Aufführung aröheren Stils brachte seines Dirigenten Herrn W. Aud-

nicks Konzertdrama „Otto der Schütz“. Ursprünglich war dieses Werk, das bereits vor 12 Jahren hier im Konzertsaal vor die Öffentlichkeit kam, in Opernform gehalten, erhielt aber später durch bedeutende textliche und hauptsächlich musikalische Veränderungen die Kantatenform, in welcher es diesmal dargeboten wurde.

Adolf Bolgers anspruchsloser Text hierzu ist inhaltlich mit G. Kinkels gleichnamigem Epos identisch. Die Musik ist dem Texte entsprechend vorwiegend lyrischer Natur, frei von Modernitäten und leicht genießbar. Den Nerven mutet sie selbst bei der Dauer des Werkes von 2½ Stunden, jedenfalls nichts an, hat eher etwas Beruhigendes an sich. In den Melodien fließt alles schlicht und sinnfällig, frei und natürlich dahin, — Situation und Stimmung werden stets treffend gezeichnet. Die dramatischen Partien sind an sich mäßig ausgearbeitet, jedoch alaubwürdig und gut wirksam. Die gesamte Schreibweise des Komponisten ist eine glatte und fließende und verrät Talent und fleißiges Studium. Das sehr geschickt behandelte Orchester ist von einer heute selten anzutreffenden Klarheit und Deutlichkeit, die namentlich in den tonmalerischen Abschnitten wohlthuend berührt.

Solistisch betätigt waren in den beiden Hauptrollen Frau Ellen Hennen-Olsen (Elisabeth) aus Dresden und Herr Max Hansen (Otto) aus Breslau. Die Dame besitzt einen zwar mäßig starken, aber hohen, angenehmen klingenden und vor allen vorzüglich geschnittenen Sopran. Ihrem Vortrage weiß sie ein geschmackvolles Gepräge zu verleihen. Herrn Hansens „Otto“ war eine sehr sympathische Leistung, mit Partheit und Temperament herausgearbeitet. Das vom Komponisten vorabaltig vorbereitete und dirigierte Tonwerk fand bei zahlreichem Besuch eine sehr beifällige Aufnahme.

C. M. Schubert.

Kunst

Leopold Graf von Kalckreuth.

Soeben ist im Verlage von Jos. Scholz in Mainz eine Kunstaabe in Heftform erschienen, herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, die dem genannten Künstler gewidmet ist. Für den erstaunlich billigen Preis von 1 Mk. wird hier eine vorzügliche Uebersicht über das Schaffen dieses Malers in vollkommener Doppelton-Wiedergabe auf seinem Kunstdruckpapier gegeben. Durch

diese populäre Ausgabe werden vielleicht auch weitere Kreise auf die Kunst dieses eigenartigen Malers aufmerksam gemacht werden.

Graf Kaldreuth ist 1855 in Düsseldorf geboren. Seine Jugend und sein frühes Mannesalter ist aber mit Weimar und seiner Kunstschule eng verknüpft. Hier hatte schon der alte Kaldreuth, seinerzeit ein anerkannter Landschaftsmaler, gewirkt, hier begann auch die Lehrtätigkeit des Sohnes. Aber die Erkenntnis der Natur, die die Grundlage seiner späteren Malweise wurde, ist ihm in unserer Heimat Schlesien gekommen. Hier hat er fünf Jahre lang (1890—1895) seines Lehramtes ledig, auf einem Gute eine glückliche Zeit verlebt. Mit Recht sagt Alexander Troll von dieser Zeit in dem Geleitwort zu der oben erwähnten Bildermappe: „Im Studium der Natur, im Umgange mit dem derben, aber köstliche Frische und Ursprünglichkeit atmenden Menschenstamme fand er das ihm eigenste Gebiet seiner Darstellungen; hier erarbeitete er sich die erhebende Gewißheit, daß seine Kunst stark genug sei, um gestroht auf alle außer ihr liegenden Mittel verzichten zu können. Mit dieser Erkenntnis streifte der Künstler alles Konventionelle, alles, was der Entwicklung seiner Persönlichkeit noch hindern im Wege stand, ab. Es kümmerte ihn wenig, daß er sich auf diese Weise die Gunst des Publikums verscherzte. War doch nun die Bahn frei zu den lichten Höhen empor, auf denen wir ihn heute stehen sehen! Durch seine Rücksichtnahme mehr gehemmt, konnte er nun als ein wahrhaft freier Künstler den Idealen nachstreben, die sein Genius ihm zeigte.“

Die schlesische Landschaft fesselte sein Malerauge. Eine Reihe von Studien und Gemälden entstanden hier. Neben der Landschaft aber fesselten ihn die Menschen, die diese Landschaft belebten, die in ihr bodenständig waren. Ihre Natürlichkeit suchte er zu erfassen und darzustellen. So kam er zur typischen Darstellung des Menschen. Unser Breslauer Museum besitzt eins der köstlichsten Bilder dieser Art von ihm: Die Fahrt ins Leben. Eine greise Tagelöhnerin, vom Alter gebückt, zieht ihr Enkelkind im armseligen Kinderwagen vorüber. Vom Menschentypus zum Porträt ist nur ein Schritt. So kam Graf Kaldreuth zur Porträtmalerei. Für diese Seite seines Schaffens bietet das vorliegende Heft ganz vorzügliche Beispiele. Die Hamburger Kunsthalle enthält wohl das beste, was er an Porträts

geschaffen hat. Hier ist ein großer Teil seines Schaffens gesammelt. Erst hier kann man die große Begabung und Vielseitigkeit dieses Künstlers erkennen. Denn neben dem Porträt ist Kaldreuth auch weiterhin der Landschaftsmaleri treu geblieben. Er bleibt auch hier nicht im Stofflichen stehen. Eine bestimmte Stimmung reizt ihn, das Eigentümliche derselben hält er fest. Charakteristisch für seine Art der Naturauffassung erscheint mir das Gewitterbild in der Münchener Neuen Pinakothek, dessen verblüffend Kühne Farbenwirkung sich unwiderstehlich dem Beschauer einprägt. Graf Kaldreuth war auch der erste, der die künstlerische Form für die Darstellung des Hafens gefunden hat. Auch für dieses Stoffgebiet gibt das Heft geeignete Beispiele. Ein sehr vielseitiges Talent tritt uns also in Graf Kaldreuth entgegen, der sich auch mit Radierung, Steinzeichnung und Plastik befaßt hat. In ehrlicher Arbeit und durch seine schlichte Natürlichkeit sucht er das Höchste zu erreichen. In der Tat muß man dem Grafen Kaldreuth zu den bedeutendsten Künstlern unserer Zeit rechnen.

P. P.

Schlesisches Museum der bildenden Künste.

Im Kupferstichkabinett ist eine Exlibris-Ausstellung eröffnet. Die Stadtbibliothek, das Kunstgewerbemuseum, Privatsammler wie die Herren: Otto Sitte (Breslau), Architekt Kurt Müller (Breslau), Georg Starke (Börlitz), Baurat Nathanson (Berlin) und die Künstler Alois Kolb (Leipzig), Ed. v. Gebhardt (Düsseldorf), Franz von Beyros (Wien), Bruno Séroux (Leipzig), Hans Bastanier (Berlin) u. a. haben dazu beigetragen, dieser Ausstellung eine besondere Reichhaltigkeit zu verschaffen. Viele sind sicher achtlos daran vorbeigegangen und viele haben in Verzeiwung vor diesen Tausenden kleiner Blättchen gestanden, denn es ist eine Ausstellung, die unendlich viel bietet, aber trotzdem eine energische Mitarbeit, Vertiefung, Ausdauer vom Beschauer fordert.

Jedes dieser Blättchen ist an und für sich und als Glied in einer langen Entwicklungsreihe anziehend. Da sind noch alte Tuschzeichnungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, nichts anderes vorstellend als das Wappen des Bucheigners, eines hohen Herrn, eines Bischofs oder Klosters, und später in Holzschnitt oder

Stich vervielfältigt bald Wappen, bald Porträts und Wahlsprüche — bis in den Exlibris des 16. und 17. Jahrhunderts neue Ideen, Allegorien verwendet werden. Häufig ist das Bibliothekszimmer abgebildet oder der Wohnsitz des Besitzers, ein Motiv, das bis in die neueste Zeit immer wiederkehrt.

Am reichsten an Erfindung ist unsere jetzige Kunst. Wenn man sich auch heute oft mit Wappen oder Bild des Hauses oder Schlosses begnügt, im allgemeinen stehen doch unsere Künstler dahin, eine geistige Beziehung des Lesers zu seinem Buch oder eine Charakteristik des Besitzers oder wenigstens seines Namens auszudrücken. Unsere besten Künstler haben sich mit Exlibris abgegeben; wir finden fast alle bekannteren Namen in dieser Ausstellung vertreten. Um nur einige zu nennen: neben Kranach Beheim, — Boucher, Chodowiecki —, Gehardt, Vogler-Worpswede, Wilh. Busch, Fidus, Willi Geiger, Héroux, Hirzel, Peter Behrens, Erler, Thoma, Kolb — unmöglich, alle aufzuzählen!

Es sind Künstler aus Breslau, aus Leipzig, Köln, Düsseldorf, München, Wien u. a., selbst das Ausland ist mit Stichproben vertreten.

Es ist wohl das Interessanteste, zu sehn, wie ein jeder Künstler sein Problem zu lösen sucht — oder vielmehr, wie er das einfache Bezeichnen eines Buches als dem und dem gehörig zum Kunstwerk erhebt. In allen Techniken, Holzschnitt, Radierung, Zeichnung, in feinsten und in derbster Ausführung, ornamental oder bildmäßig, nüchtern oder phantastisch — einen Strom von Ideen lassen uns diese kleinen Kunstwerke sehen. Es sind Genüsse, für Feinschmecker geschaffen und voll wohl auch nur von ihnen gewürdigt; aber interessant sicher auch für jeden, der Augen hat zu schauen.

Drei Ankäufe und eine Schenkung bringen dem Museum einen Zuwachs an Werken Breslauer Künstler.

Die schon von der Ausstellung des Schlesischen Künstlerbundes her bekannte Bronzefigur des Professors an der hiesigen Kunstschule Theodor von Gosen — Perseus — sei zuerst genannt. In der lebensgroßen jugendlichen Männergestalt gab der Künstler eine hervorragende Arbeit; sie zeigt ihn, der bisher hauptsächlich durch seine intime Kleinplastiken bekannt war, von einer neuen und nicht weniger interessanten Seite.

Von den beiden Altmeistern Albrecht Bräuer und M. Wölfl sind die zwei

andern Ankäufe; kleine anspruchsvolle Bildchen, die aber sicher Freunde finden werden. Bräuers Delftaze — Waldtal mit schreitender weiblicher Gestalt — bringt endlich unserem Museum eine Arbeit von dem Meister, der voll reicher eigenartiger Begabung, doch seine höchste Kraft als begeisterter und begeisternder Lehrer ausgab und auch als solcher unvergessen ist. Gehören ja heute manche seiner Schüler zu den berühmtesten Malern Deutschlands.

Aus Alt-Breslau (Blick auf die Elisabeth-Kirche) vermehrt die Sammlung der hübschen Wölfl'schen Ansichten unserer Altstadt.

Herr Dr. Philibert Heymann machte ein Delgemälde: Männliches Bildnis von Eugen Spiro zum Geschenk. Damit ist ein Sprung in die allermodernste Technik gemacht; denn obgleich „Bildnis“ genannt, verschwindet die Persönlichkeit beinahe unter dem intensiven Bestreben, kühne Farbenprobleme mit den raffiniertesten technischen Mitteln und einem verblüffenden Können zu lösen. M. B.

Deutsch-Böhmen im Bilde.

Zur selben Zeit, als uns die Firma G. W. Korn in Breslau mit einer wertvollen Kunstmappe über „Das malerische Breslau“ beschenkte, hat man jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle mit einer noch umfangreicheren Publikation begonnen. Der „Verein deutscher Künstler in Böhmen“ läßt im Verlage von A. Haase-Prag ein Prachtwerk „Deutsch-Böhmen im Bilde“ erscheinen, das in 20 Hefte à 10 Kr. eingeteilt ist. Das Werk, dessen künstlerische Ausführung und vornehme Ausstattung reiflos anerkannt werden muß, kann durch die Art seiner Ausführung ein wertvolles Mittel zur intensiven Heimatpflege wie zur Pflege der heimatischen Kunst werden. Es kann aber auch dazu beitragen, Interesse und Verständnis für die nationalen Bestrebungen in Deutsch-Böhmen zu wecken. Von dem Werke liegen uns die beiden ersten Hefte vor, von denen das erste dem Böhmerwald, das zweite der Umgebung von Karlsbad gewidmet ist. Das erste Heft enthält vier Kunstblätter, zwei Original-Steinzeichnungen und zwei herausgeglückte vielfarbige Reproduktionen, die bis ins Feinste die Schönheit der Vorbilder nachempfinden lassen. Otto Schneider, die mit virtuoser Beherrschung der Technik den altertümlichen Marktplatz von Buhweis auf Stein gezeichnet

hat, ist auch uns keine Unbekannte mehr. Ein Gegenstück dazu ist eine prächtige Original-Lithographie Karl Kottials, der den jenseitigen Abhängen unseres heimischen Riesengebirges entstammt. Auch Alois Wierer und Ferdinand Staeger sind durch ihre Mitarbeit an der Münchener „Jugend“ weiten Kreisen bekannt. Hier ist Wierer mit der Kirche in Prachatitz nach einem Wachsplastik, Staeger mit einer Reproduktion eines Gemäldes „Der schwarze See“ vertreten. Das zweite Heft enthält neben einer weiteren Lithographie von Karl Kottial „Braunkohlentagebau bei Königsberg a. d. Eger“ drei Reproduktionen nach Aquarellen des jungen Münchener Künstlers Walter Ditz. Sie zeigen in heiteren Farben die Orte „Elbogen“, „Schloß Elbogen“ und „Peterschau“ bei Karlsbad. Jedem Heft ist ein einführender Text beigegeben. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang und hoffen, darüber weiterhin berichten zu können.

P. P.

Baukunst

Schlesische Schlösser.

Ein Riesenband, dickleibig und schwergewichtig ist vor kurzer Zeit erschienen, der erste Band eines Prachtwerkes von selten schöner Ausstattung, das die schlesischen Schlösser zum Gegenstande hat. Der Dresdener Architekt Robert Weber beginnt mit diesem Werke ein Unternehmen, das ganz Deutschland einbeziehen soll. Den 170 Kunstblättern des ersten Bandes geht ein erläuternder Text voraus, in den auch noch einzelne Abbildungen eingestreut sind. Der Text ist unter Mitarbeit der einzelnen Besitzer entstanden, daher bietet er wertvolle Beiträge zur schlesischen Familiengeschichte. Das Werk will aber noch mehr bieten. Es will einen Beitrag zur heimatischen Baugeschichte bilden und zur Pflege heimatischer Bauweise hinführen. Aber freilich sind nicht alle diese Bauten musterträchtig. Nur zu oft ist durch spätere Anbauten die Harmonie des alten Schloßbaues vernichtet worden. Das Alter vieler Schlösser ist durch zahlreiche Um- und Anbauten maskiert, aber mitunter blickt doch das Alte verstoßen hindurch. So gibt das Werk zugleich einen Ueberblick über die kulturelle Entwicklung Schlesiens in den einzelnen Epochen seiner ereignisreichen Geschichte. Manche Schlösser reichen bis in das Mittelalter zurück. So Habendorf, Kr. Reichenbach, ein hochinteressantes Rundschloß der

Templer, das bereits dem 12. Jahrhundert angehört, so Groß-Rosenau aus dem 12. Jahrhundert, so Ottmachau aus dem 13. Jahrhundert. Seitdem haben wohl alle Stilarten ihre Spuren an den schlesischen Schloßbauten hinterlassen. Gotik und Renaissance, Empire und Rokoko sind hier vertreten. Vor allem aber tritt der Barock und der ephemerischste behagliche Wiedererbau uns immer wieder entgegen. Aber auch die schenkeligen Erzeugnisse der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts fehlen nicht. Manche Schlösser erscheinen direkt wie Gegenbeispiele, wie nicht gebaut werden soll. Aber auch gute Architektenschöpfungen des letzten Jahrzehnts sind schon in dem Bande vertreten.

Auch in der Ausstattung sind die Schlösser sehr verschieden. Neben prunkvollen Fürstentümern, wie Rauden, Fürstenstein, Halbau, Koppitz, Molschen, Trachenberg, sind einfache Landfeste vertreten. Neben prunkvollen Repräsentationsräumen zeigen uns die prächtig wiedergegebenen Innenaufnahmen behagliche Wohnräume. Manche von den Schlössern sind auch landschaftlich von der Natur sehr begünstigt wie Schloß Fürstenstein. Andere wieder sind in frisches Waldesgrün eingebettet oder mit prachtvollen, sorgsam gepflegten Gartenanlagen umgeben. Mit künstlerisch geschultem Blick sind die Aufnahmen so gewählt worden, daß nicht nur das Bild des Schlosses wiedergegeben wurde, sondern daß das Bild auch Stimmung erhielt. So kann das Werk nicht bloß historischen und baugeschichtlichen, sondern auch rein künstlerischen Zwecken dienen. Hoffentlich folgen dem ersten Bande recht bald die beiden anderen; dann werden wir die Schönheit unserer heimatischen Schlösser und Landfeste, sowie den Reiz ihrer landschaftlichen Lage schätzen und lieben lernen. So kann das Werk die Anhänglichkeit zur angestammten Heimat erhöhen. Bei der vorzüglichen Ausstattung und dem reichen Inhalt erscheint der angeetzte Preis von 115 Mk. für den ersten Band nicht zu hoch gegriffen.

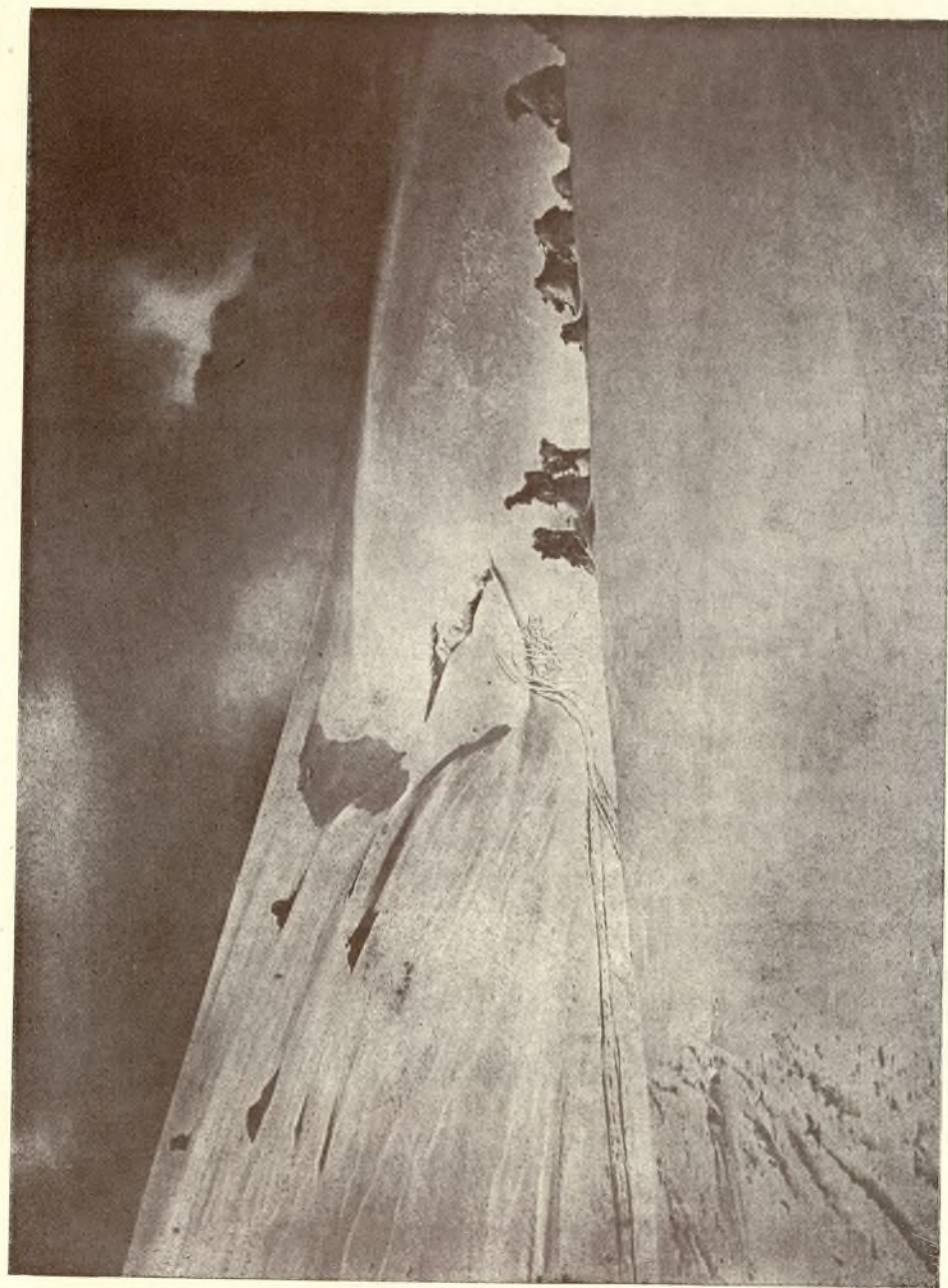
B.

Bau- und Kunstdenkmäler.

Die Aufnahme heimischer Bau- und Kunstdenkmäler im Zeichenunterricht der höheren Schulen und der Lehrerbildungsanstalten empfiehlt ein Erlass des Kultusministers wiederholt den Provinzialschulkollegien. Die „Schlesische Zeitung“ schreibt darüber:

Das Darstellen von Bauwerken in Projektion und Perspektive ist bereits in den neuen Lehrplänen zum freihändigen Zeichnen nach Gebäuden usw. getreten; damit ist dem Lehrer die Möglichkeit gegeben, das gebundene mit dem freihändigen Zeichnen zu verbinden. Wenn er diese Freiheit benützt, um an Stelle des zurzeit etwas zu weit ausgedehnten Zeichnens und Malens nach ausgestopften Tieren und sogenannten „Stilleben“ die Schüler einfache Bau- und Kunstdenkmäler aufzunehmen und darstellen zu lassen, so wird er nicht nur das Interesse am Zeichenunterricht bis in die obersten Klassen rege erhalten und steigern können, sondern auch in der Lage sein, bei seinen Schülern Verständnis und Liebe für die heimischen Kunstformen zu erwecken. Besonders zu begrüßen wäre es, wenn diese Übungen dazu benützt würden, um solche Denkmäler aufzunehmen, deren Bestand durch die bauliche Entwicklung des Schulortes gefährdet erscheint. Es könne sich dabei natürlich nicht um die Aufnahme großer Bauwerke handeln, wohl aber böten die

kleineren, an sich unscheinbaren und darum in ihrem Werte oft unterschätzten Bauten und Bauteile dem Unterricht eine große Zahl gut zu bewältigender und auch für die Denkmalpflege bedeutungsvoller Aufgaben dar: einfache, typische Bauten, Bauernhäuser, kleine Kapellen, Pforten, Möbel, Grabsteine, Friedhofsportale, Gartenhäuschen, Bäume und was sonst von Werken dieser Art dem Verfall und der Zerstörung ausgesetzt ist, kann von den Schülern leicht aufgenommen werden und würde, wenn die Zeichnungen der Schule verblieben, ein schätzbares Material für die Pflege und das Studium der heimatischen Denkmäler abgeben. Um zur Begründung solcher „Heimatsarchive“ in den höheren Schulen usw. anzuregen, ist beabsichtigt, im nächsten Jahre in Berlin eine Ausstellung von zeichnerischen Aufnahmen heimischer Bau- und Kunstdenkmäler, die von Schülern hergestellt sind, zu veranstalten und diese Ausstellung dann durch die Provinzen der Monarchie wandern zu lassen.



An der Elbquelle

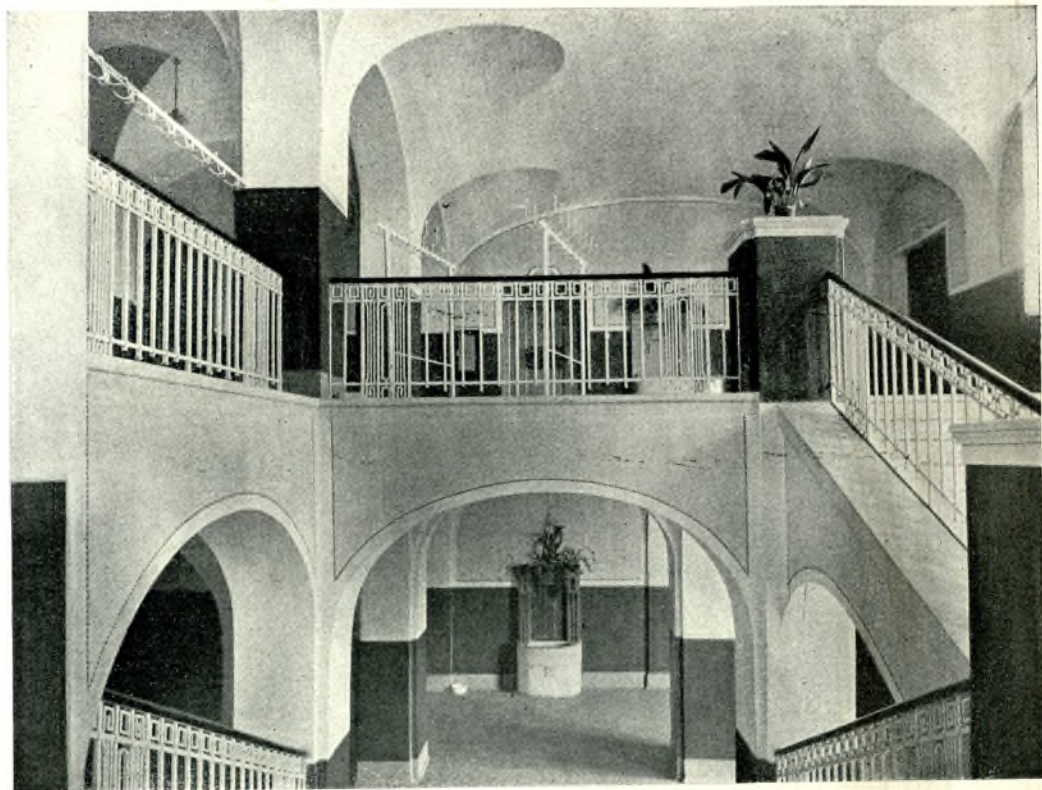
Zum Fritzel: Winterliches vom Riefenberge

Phot. Dr. Rubfahl

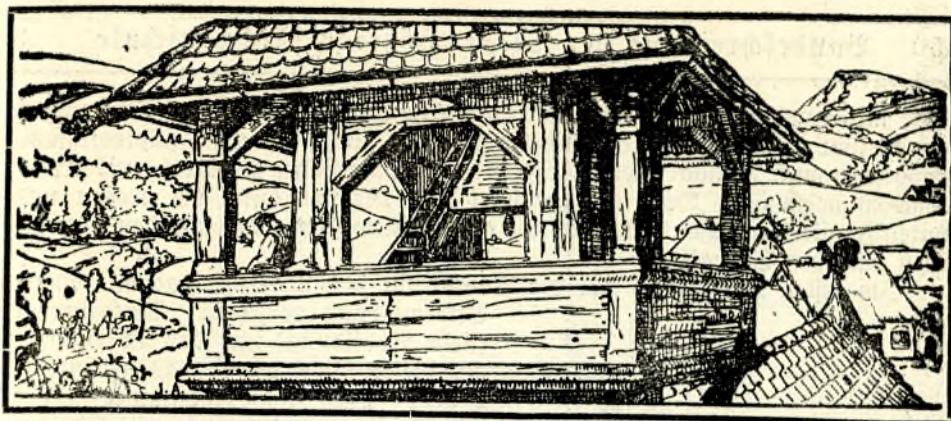




Der Neubau der Städt. Höheren Mädchenschule zu Hirschberg



Treppenhaus und Flur im Erdgeschloß



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 14

2. Aprilheft 1910

Baubeschreibung der Städt. Höheren Mädchen- schule zu Hirschberg

Das im Oktober 1909 eröffnete Schulgebäude der Städt. Höheren Mädchenschule ist nach dem in schultechnischer und baukünstlerischer Hinsicht wohlgefügten, aus einem Wettbewerbe hervorgegangenen Entwurfe der Architekten Hennings in Berlin in anderthalbjähriger Bauzeit errichtet worden. Das Schulhaus liegt von allen Seiten frei und kehrt seine Hauptfront der Ziegelfstraße zu. Es bietet, besonders von Südosten her betrachtet (siehe Abbildung), dem Beschauer ein Architekturbild, das sich in interessanter Umrißlinie aufbaut. Es unterbricht mit seinen an sich kräftig gegliederten, aber in schlichten Einzelformen gehaltenen grauweißen Gebäudefronten, über denen sich die roten Ziegelflächen der hohen Dächer erheben, wirkungsvoll die Häuserreihen und verkündet in seiner ganzen Erscheinung jedem schon unmittelbar von außen her die Zweckbestimmung des Gebäudes.

Tritt man durch den von einer gefälligen Einfriedigung umgebenen Vorgarten und das mit Säulen und Figuren geschmückte Hauptportal (siehe Abbildung) in das Innere, so übersieht man sogleich von der dem Treppenhause vorgelagerten, geräumigen Flurhalle (siehe Abbildung) aus die Gesamt disposition des ganzen Gebäudes in seinen Grundzügen: den in der Längsachse des Gebäudes sich erstreckenden Hauptkorridor, an den die Klassenräume angegliedert sind, und die Haupttreppe, welche die Verbindung mit den oberen Stockwerken herstellt.

Die beigegebenen Grundrißdarstellungen zeigen, wie in zweckmäßiger Weise die einzelnen Räume je nach ihrer Bedeutung für den Schulbetrieb im Gebäude übersichtlich verteilt, durchweg gut beleuchtet und in reichlichen, der Benutzungsart entsprechenden Größenabmessungen angeordnet sind. Im ganzen sind in den verschiedenen Geschossen für den Unterricht dreizehn Klassenräume von verschiedener Größe, ein Zeichensaal mit Modellzimmer und eine Physik-

Kasse mit einem Zimmer für Apparate vorhanden. Im zweiten Obergeschoß unmittelbar an der Haupttreppenhalle liegt die Aula, die als Hauptversammlungsraum und Festsaal dient. Sie ist durch eine hohe, gewölbte, mit Kronleuchtern geschmückte Decke ausgezeichnet und verleiht durch die großen und weiten Fensteröffnungen und durch die angemessene Formengebung dem Raume einen festlichen Charakter.

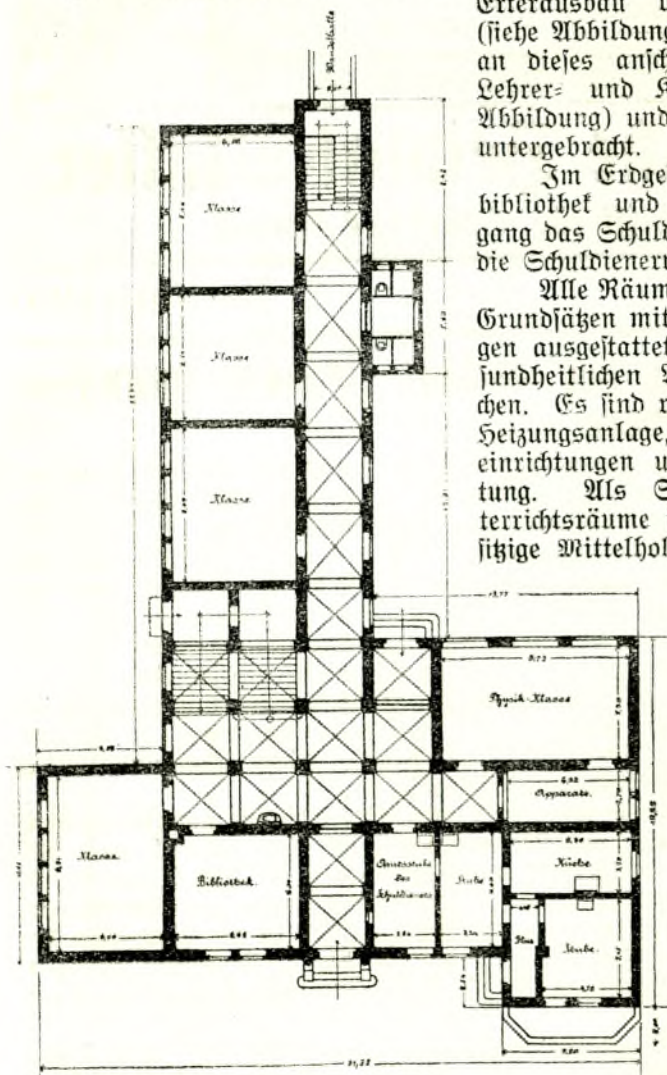
Im ersten Obergeschoß sind die Räume für den Direktor, das mit einem Erker ausgebaut versehene Amtszimmer (siehe Abbildung) und das Vorzimmer, an dieses anschließend das geräumige Lehrer- und Konferenzzimmer (siehe Abbildung) und das Lehrmittelzimmer untergebracht.

Im Erdgeschoß liegt die Lehrerbibliothek und neben dem Haupteingang das Schuldiener-Amtszimmer und die Schuldienerwohnung.

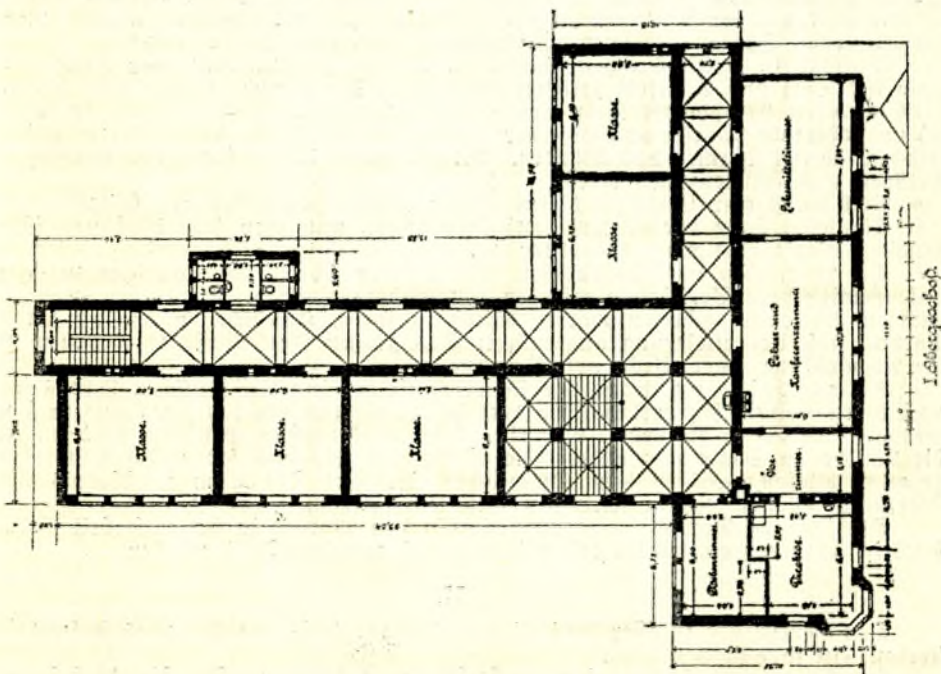
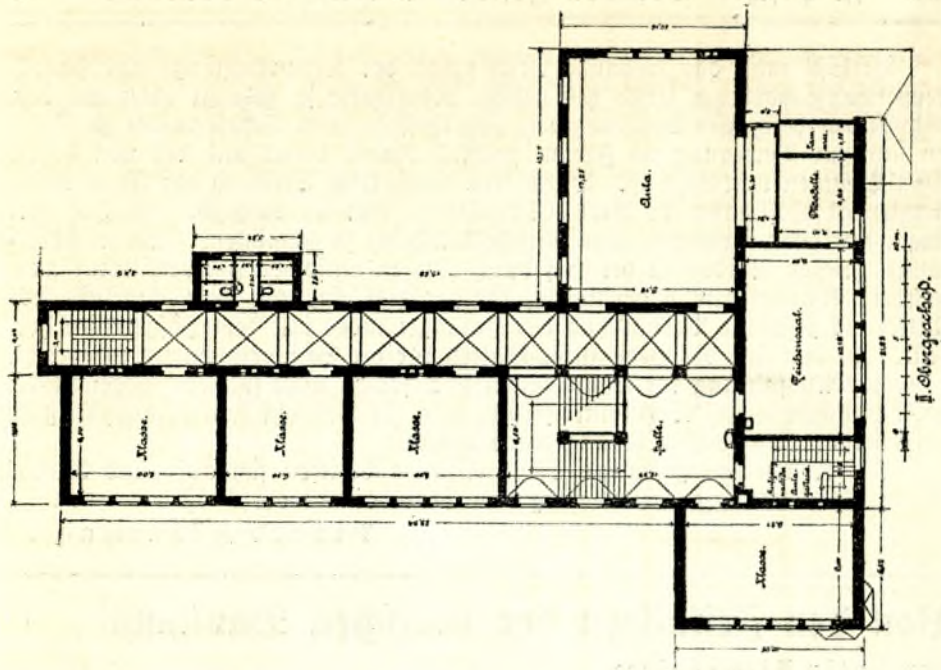
Alle Räume sind nach den neuesten Grundsätzen mit den besten Einrichtungen ausgestattet, die den heutigen gesundheitlichen Anforderungen entsprechen. Es sind vorhanden eine zentrale Heizungsanlage, zweckmäßige Lüftungseinrichtungen und elektrische Beleuchtung. Als Subsellie für die Unterrichtsräume ist einheitlich die zweiflügelige Mittelholmbank eingeführt, die

der Schülerin zu einer normalen, gesunden und bequemen Körperhaltung zweckdienlich ist, die dem Lehrer eine gute Uebersicht über die einzelnen Schülerinnen gestattet und dem Schuldiener eine leichte, gründliche Reinigung der Klassen ermöglicht. Die Unterrichtsräume (siehe Abbildung einer Klasse) sind in hellen Farbtönen gehalten und machen mit ihrem Bilderschnitt einen freundlichen Eindruck. Die

Garderobe ist aus den Unterrichtsräumen ausgeschlossen; sie findet ihren Platz auf den Korridoren. In jedem Geschosse sind Laufbrunnen zur Versorgung mit frischem Trinkwasser vorhanden.



Erzählung.



Verläßt man das Gebäude durch einen der Nebenausgänge am Haupttreppenhaufe oder am Ende des großen Korridors, so gelangt man auf den nach Süden belegenen ausgedehnten Schulhof, der den Schülerinnen zu Spielen und zur Bewegung im Freien reichlich Raum bietet und der von hohen alten Bäumen umrahmt ist. Durch eine hochherzige Stiftung der Frau Kommerzienrat Hoffmann in Arco (Süd-Tirol) war es möglich, den Hof mit einem zierlichen Brunnen (aus Muschelfalkstein) zu schmücken. (Siehe Abbildung). Gegen Norden ist der Hof durch eine in einfacher Holzarchitektur ausgeführte Wandelhalle abgeschlossen, die zugleich eine vor dem Einflusse der Witterung geschützte Verbindung des Hauptgebäudes mit dem Hofgebäude herstellt. In ihm sind die Bedürfnisanstalten für die Schülerinnen untergebracht.

Zur Ausführung der Bauarbeiten sind, soweit nicht spezielle Gegenstände, wie Heizungsanlage, Werksteinlieferung u. a. in Betracht kamen, ausschließlich Hirschberger Handwerker herangezogen worden.

Die Kosten des gesamten Schulneubaues beliefen sich auf rund 250 000 Mark. Die Leitung des Baues lag dem Stadtbauamt ob.

Richard Kühnemann.

Von den Zeitaltern der deutschen Baukunst

Von Felix Pischel, Jena.

I.

Dreißig Jahrhunderte deutschen Kulturschaffens hatten die Rande zwischen Maas und Elbe, von den Alpen bis zu den nordischen Meeren umgestaltet, als Schlesien sich den ersten Scharen sächsischer, thüringischer, fränkischer Siedler öffnete.

Während in diesen östlichen Gauen die Slaven hausten, kaum der dicke Urwald für Dorf und Ackerfeld gelichtet ward, hatte der deutsche Westen und Süden durch vielerlei Menschenwerk ein neues Bild gewonnen. Weite Fluren breiteten sich um zahlreiche Dörfer und Höfe der Grafen, Ritter, Herren und Klöster. Städte erhoben sich mit Türmen und Mauern. Straßen zogen durchs Land, von Rauffahrt, Reisigen und Fürstenzügen belebt.

Viel Kunst war längst in diesen reichen altbewohnten Gebieten heimisch.

Sie selbst hatte bereits zwei Zeitalter erlebt, und eben jetzt kündigten ihre jüngsten Werke eine neue Wandlung an.

Die rheinischen und süddeutschen Rande, deren Völker und Herrscher in erste und unmittelbare Verührung mit der römisch-byzantinischen Kultur des alteuropäischen Weltreichs getreten waren, hatten in ihrem Kunstschaffen eng an deren Vorbild und Ueberlieferung angeknüpft: Des großen Karl Achener Münster ist die Abwandlung einer Kirche von Ravenna.

Als zur Zeit der Ottonen der Schwerpunkt des inneren deutschen Lebens sich nach deren Heimat hin verschob, zog auch in der Gegend um den Harz und in den Gebieten der Weser die hohe Kunst ein. Von Niedersachsen wanderte sie dann in die Länder an Saale und Elbe. Die Werke, die uns aus jenen Jahrhunderten erhalten blieben, gehören dem romanischen Stil an: Der Dom zu Worms, die Wartburg, Kloster Lehnin seien als Beispiele genannt.

Die Zeit, da Deutsche auszogen, die östlichen Marken in harter Arbeit ihrem Volk zurückzuerobern, sah die ersten Bauten des gotischen Stils erstehen.

II.

Das Herrschende in aller Gotik ist der Zug zur Höhe, ein sieghaftes Aufwärtstreben, ein jubelndes Empor.

Die Blütezeit des Stils strebt alle Massen aufzulösen. Die Wände bestehen nur aus Pfeilern, die in Spitzbogen sich zusammenschließend, Riesenfenster umrahmen. Die Pfeiler allein tragen das Dach, dessen Schub auszuhalten, werden

sie so stark gebildet, daß sie nach außen hervortreten; oder weitere Reihen von Pfeilern außerhalb des Mittelbaues streben dem Druck des lastenden hohen Daches entgegen. Meist spingen dann Bogen von Pfeilern zu Pfeilern hinüber, noch weiter diese Stützen zu entlasten. Einen ganzen Wald von Strebpfeilern, Strebebogen stellen die mächtigsten gotischen Dome dar.

Dann laufen die Pfeiler in spitze Türmchen aus, die „Gialen“. Der Reichtum ihrer Gestaltungen und die mannigfaltigen Formen des fensterteilenden, fensterfüllenden Maßwerkes bilden einen Hauptschmuck der Bauten. Ihr Stolzestes aber sind die Pyramidenkrönungen der Türme. Auch in deren durchsichtigem Netzwerk zeigt sich alle Masse aufgelöst.

Erhabenste Werke dieses strengen Stils sind die Münster zu Freiburg und Straßburg und der Dom zu Köln. In Mitteldeutschland ragt der Dom von Halberstadt hervor.

Anderer Art ist die ostelbische Gotik.

Wo Natur und Wirtschaft reichere Mittel gewährten, ausgebildete Werkkunst leichtere Stoffbearbeitung ermöglichte, dort mochte man stets in Sandsteinquadern bauen, mit reifster Kunst den Bau ausgestalten. Hier, im ostelbischen Siedlungsland baute man meist behauenen Backstein und verzichtete auf Reichtum der Gliederung und des Schmuckes.

In Schüfen wohl Formsteine und buntglasierte Ziegel, die in mancherlei Anordnung Tore und Giebel belebten. Besonders die Mark Brandenburg bildete darin reizvolle Eigenart aus.

In Schlessien fällt auch solche Zier oft noch fort, nur grauer Verputz deckt die Mauern, oder malerisch alte Verwitterung leiht ihnen ehrfurchterweckenden Zauber. Der Gesamteindruck der ostländischen Stilabwandlung ist der einer strengeren Geschlossenheit, einer festeren Massenhaftigkeit.

Eine Glanzzeit für Schlessien war das 14. Jahrhundert. Als eines der besten gotischen Werke erhob sich damals die Elisabethkirche von Breslau. Im 15. folgte das Rathaus.

Ein Kennzeichen schlesischer Baukunst ist der eigenartige Abschluß der Türme: Auf einem Sockel über der allerwärts bekannten Galerie steigen schlanke eckige Pfeiler auf, die ein helmähnliches Dach tragen. Ein- oder zweimal wiederholt sich oft noch diese Krönung, darauf kommt der Turmknopf zu sitzen.

III.

Dieser Turmabschluß reicht schon in ein anderes Kunstzeitalter hinüber: die Renaissance, die der Gotik folgte.

Die leichte Lustigkeit der Gotik zeigt sich hierin, wie nur selten in anderen Teilen der Bauten des Landes. Aber die steile Geradheit der Linien wich dem Ausdruck eines anderen, neuen Körpergefühls, das die Gliederung betont, die Gesenke sehen läßt.

Und die kühne Vereinigung artverschiedener Zeiten in einem Bau spricht von stolzem Selbstbewußtsein, von starkem Gefühl des eigenen Seins.

Das freilich zeigte sich nicht überall und nicht sogleich. Einflüsse fremden Volksgeistes wirkten wiederum bestimmend auf die Kunstübung der Deutschen ein. Der Westen lernte von Franzosen und Niederländern, Sachsen und Schlessien von Italienern. Erst langsam begann eine Befreiung zur Selbständigkeit, die späteren Bauten erst sind bodenwüchsig.

Das war aber in der ausgebildeten Renaissance umso eher möglich, als im eigenen Volk nicht minder tiefe Umwandlungen vorgegangen waren als draußen:

Eine andere Zeit war gekommen. Neue Lebensbedingungen hatte die wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Entwicklung des Mittelalters geschaffen. Bedürfnisse, die bisher unbefriedigt oder unbeachtet geblieben waren, fanden jetzt Befriedigung; neue tauchten auf. Andere Interessen beherrschten das Leben, andere Stände, andere Berufe traten in den Vordergrund. Die Fragen des unmittelbaren Daseins, der irdischen Notwendigkeiten heischten drängender als vordem Antwort und Lösung. Die Herren der „Welt“ wuchsen an Ansehen und Macht.

Solche Wandlung des Lebens offenbarte sich in einer Wandlung der Kunst. Schon die Zwecke, denen jetzt Sinn und Hand des Künstlers vornehmlich diente, zeigten es: Die Bauten, in denen sich der Geist dieser neuen Zeit am besten aus-

prägte, sind: die Rathäuser der Städte, die Burgen und Schlösser der Landesfürsten und Adligen, die Wohnhäuser der vornehmen und reichen Bürger.

Die neuen Aufgaben verlangten neue Formen. Ein neues Lebensgefühl erzeugte den neuen Stil. Das Erdennähe neuzeitlichen Lebens verjüngte die neue Baukunst im breiten Hinlagern, im schweren Lasten der Massen, im starken Betonen der wagerechten Linie gegenüber der senkrechten. Und seine Diesseitsfreude in einer zweck- und stoffempfindenden Ausgestaltung auch der Einzelheiten.

Von bedeutenden Werken der Renaissance in Schlesien seien genannt die Rathäuser von Görlitz, Brieg, Reisse, die Schlösser von Piesnitz und Brieg. Die Wohnhäuser des Zeitalters sind zahlreich. Den alten Marktplätzen zumal geben sie ein oft beneidenswert vornehmes Gepräge noch heute, für manche Stadt bedeuten sie den kostbarsten Schatz aus früheren Tagen. —

Gesamtanlage und Formsprache der Renaissancebauten ist eine andere im südlichen, eine andere im nördlichen Deutschland. Dort gestaltet der Künstler Räume, hier schafft er Flächen. Dort setzt er mannigfaltige Raumformen scharf gegeneinander, hier sieht er seine reizvollste Aufgabe darin, die Flächen nach den schönsten Verhältnissen zu teilen. Dort lebhafter Wechsel von offenen und geschlossenen Räumen, von vortretenden und zurücktretenden Bauteilen, eine Vorliebe für gebrochene Linien und Ueberschneidungen; hier vorwiegend geschlossene Räume, verhaltene Lebhaftigkeit im Zierwerk der nur flach vortretenden Pilaster, Umrahmungen und Bekrönungen der Fenster, der nur um wenig stärker betonten Gesimse; ruhige, selten unterbrochene Linien. — Doch zeigt sich natürlich dieser Gegensatz nicht völlig schroff ausgeprägt, nicht ohne Uebergänge und Ausnahmen. —

Als Folge und Gleichnis der Verschiedenheit von Klima und Menschenart kann wohl dieser Gegensatz zwischen Süddeutschland und Norddeutschland erscheinen: Dort belebt wärmere Sonne, sattfarbene Luft Sinn und Herz und lockt ins Freie; die schleier- und nebelreichere Luft unserer kühleren Striche hält im Innern des Hauses fest. Freiluft aber macht beweglich und nähert die Menschen einander, daß sie in Kampf und Spiel „aus sich herausgehen“. Verschlossenheit und Zurückhaltung aber nähren würdevolle Ruhe, stille Vornehmheit.

Im gleichen Maße, als diese Verschiedenheiten sich ausbildeten, befreite sich die geplante deutsche Baukunst der Renaissance vom Einfluß der fremdländischen.

(Fortsetzung folgt.)

Schlesisches Kunstgewerbe im Rheinland

Im Westen unseres deutschen Vaterlandes wird vielfach die Ansicht vertreten, daß östlich der Elbe nur noch wenig Beachtenswertes im Kunstgewerbe zu finden sei. Und doch sind einzelne Teile der östlichen Provinzen von jeher wahre Pflegestätten von allerlei Kunsttechniken gewesen.

Um einen Einblick in diese zu gewinnen, lud der Kunstgewerbeverein der niederrheinischen Seidenstadt Krefeld den Direktor der Holzschnitzschule in Warmbrunn zu einem Vortrag über „Schlesische Kunstindustrie“ ein. Direktor Kiefer folgte dieser Einladung und hielt am 4. März in einer überaus stark besuchten Versammlung einen Vortrag, der durch Lichtbilder und eine Ausstellung ausgewählter moderner Spitzen ergänzt wurde.

Wir lesen darüber in der „Krefelder Zeitung“ vom 5. März folgendes:

„Ueber die Kunstindustrie in Schlesien sprach am Donnerstag abend Direktor Kiefer-Warmbrunn im Kunstgewerbeverein zu Krefeld. Besonders behandelte der Vortragende die Kunstindustrien im Riesengebirge, namentlich die des Sirchberger Tales. Danach gehört zu den ältesten Industrien die Glasmacherei, die schon seit dem 14. Jahrhundert dort ausgeübt wurde. Die Hohlglasfabrikation genießt heute einen Weltruf, nicht nur durch das kaum erreichbare vorzügliche Kristallglas, sondern auch durch ihre künstlerischen Formen. Die sich immer mehr ausbreitende Kunstglasmacherei hat sich bis heute frei zu halten gewußt von der Herstellung von Schundwaren; sie liefert nur Qualitätsware. Der Edelschnitt wird leider seit einigen Jahren nicht mehr ausgeübt. Jahrhundertlang schon bildete die Stein-

schneidekunst im Riesengebirge ein lohnendes Kunstgewerbe und brachte hochkünstlerische Werke hervor. Von diesen seien neben vielen Zinngliedern und Kameen besonders hervorgehoben der Broockische Pokal, mit freistehender in Bergkristall geschnittener Merkurfigur. Bedauerndswert ist es, daß sich noch kein tüchtiger Edelsteinstecher wieder in Warmbrunn niedergelassen hat, da gerade dieser Ort durch seinen großen Verkehr die beste Aussicht auf eine sichere Existenz bietet. — Als neue Industrie setzt sich seit einigen Jahren die Smyrna-Teppichnützferei in Schmiedeberg fest, die sich zu einem bedeutenden Unternehmen entwickelt, und in der Lage ist, den höchsten künstlerischen Anforderungen zu entsprechen. — Die Feinholzindustrie, welche die Schnitzerei, die Drechslererei und Kleintischlerei in sich schließt, hat eine gute Beeinflussung erfahren durch die Holzschnitzschule in Warmbrunn, die sich allerdings von einer Industrieschule zu einer kunstgewerblichen Fachschule für Holzbildhauerei, Tischlerei und Drechslererei ausgewachsen hat. Eine Abteilung für die heimische Schnitzerei besteht jedoch noch und hat für die Hausindustrie recht originelle Muster geschaffen. Besonders bemerkenswert sind die Arbeiten der figuralen und ornamentalen Holzbildhauerabteilung der Schule. — Als junge, hoffnungsfreudige Industrie hat sich die Spitzenindustrie eingebürgert, die nur die feine Nähnäpfe betrifft. Sie hat in den letzten zwei Jahren eine große Ausdehnung erfahren; die Zahl der Arbeiterinnen stieg von 150 auf 300, die Löhne im letzten Jahre von 9000 auf 27 000 Mk. Ganz besonders auffällig ist der Fortschritt auf künstlerischem Gebiete, der unbestreitbar auf die Gründung von Schulen für künstlerische Nadelspitzen in Hirschberg zurückzuführen ist und welche die beiden andern Schulen des Riesengebirges mit fortrifft, die heute auf derselben Höhe stehen. Die schlesische Nähnäpfe ist der Brüsseler durchaus ebenbürtig, so daß in der Zukunft das viele Geld, das alljährlich für diesen Frauenthum in's Ausland wandert, dieser blühenden, in jeder Hinsicht leistungsfähigen deutschen Industrie zugute kommen dürfte.

An der Hand zahlreicher gut gelungener Lichtbilder verstand es Direktor Kiefer, seinen zahlreichen Zuhörern die einzelnen Fabrikations- bzw. Herstellungsarten der schlesischen Kunstindustrien zu veranschaulichen. Der Vorsitzende, Professor Wolbrandt, dankte für den sehr reichen Vortrag und wies auf eine im Saale veranstaltete Spitzen-Ausstellung hin, wie man sie in solcher Reichhaltigkeit in Breslau wohl noch nicht gehabt habe. Die interessanten Ausführungen des Direktors Kiefer fanden den lebhaften Beifall der Anwesenden.

Welch großes Interesse der Vortrag erweckte, wird ferner dadurch bezeugt, daß die vorzügliche Kollektion neuzeitlicher Nadelspitzen, welche aus der Schule für „Künstlerische Nadelspitzen“ (Frl. Bardt und S. v. Dobeneck, Hirschberg) stammen, auf Veranlassung der Direktion des Kaiser Wilhelm-Museums in dessen Räumen auf längere Zeit dort ausgestellt wurde.

Ein Brief an den Westen Deutschlands

Ostern im Riesengebirge 1908.

Von J. F. Haefselmann, Stuttgart.

Reiseanfang Breslau. „Die zurückgebliebene Großstadt“, las man vor nicht langer Zeit in ersten Blättern. Darob feierlicher Protest der Breslauer. Und mit Recht. Die Blätterstimmen spiegeln aber doch so ziemlich das Vorurteil wieder, das man im Westen über Breslau hört. Dort im 5. Hinterlande, halb im Reiche der Revolution, soll es zum Leben sein! Und doch ist es zum Leben, man kann sogar verwöhnt sein, und findet da fesselnde Eindrücke. Vor allem alte Baudenkmäler, wirklich heimischer Bauweise, nicht Barock mit Renaissance-Architekturen italienischer und französischer Meister. Sie sind ja leider in der Zeit allzu raschen Aufschwungs mit wenig Pietät bedacht worden. So versinkt das Rathaus beinahe im feineren Häusermeer ringsum. Der Schwabe würde unbedingt fragen: „Rathäusle, wo steckst Du denn?“ Anderes niedergedrückt oder schlecht umgebaut. Wer aber einmal die Dominanz betreten hat wird sicher das Gefühl gewinnen, ein Stück unverfälschten Mittelalters zu genießen. Außerdem sind noch manche andere Kirchen, Gassen (sogen. Döhlen), die den Künstler und Kunstgenossen erfreuen. Leider sind die Zeugen neuzeitlicher Bauweise nicht so erfreulich, geben

teilweise ein recht trübes Bild, ganz zu schweigen von den schwarzen Vierteln. Ueber sinnlose Maurermeisterarbeiten hängt man den Mantel christlicher Nächstenliebe. Wer die Dinge kennen gelernt hat, weiß auch, daß die eingeseffenen Künstler nicht zu sehr mit Tadel beladen werden dürfen. Sie stehen im Kampfe gegen die hartnäckigste aller reaktionären Anschauungen, die des schlesischen Adels. So lange hier der Hort materieller Güter liegt, so lange vom Berliner Schloßplatz kein anderer Wind in die willigen Segel dieser Vorausseger bläst, läßt dieser Kampf nicht nach. Darin sitzt des Pudels Kern. Der Bürgersinn ist hier nicht anders, wie in anderen Großstädten. Man kann das sehen, wo Allgemeingut durchdringt, im Theater und in den Museen. Man kann es erleben, daß hochachtbare Männer öffentlich auftreten für eine neuzeitliche Kultur, geschäftlich sind sie im Einzelfalle meistens an den Kulturpfad der herrschenden Klasse gebunden. Aber die Industrie geht rüstig vorwärts. Von außen wird auch neue Kultur eindringen. Einstweilen mag man sich eher freuen, daß Breslau noch nicht das Bild überkultivierter Großstädte zeigt. Es ist zwar vieles Geschehene gut zu machen, aber mutige Tatkraft wird auch hier den gangbaren Mittelweg finden.

Hirschberg. Eigentlicher Eingangspunkt für das Gebirge. Alles Städtchen, in reizender Anmut am Fuße bewaldeter Berghänge gelegen, an der Einmündung zweier Gebirgswässer. Charfreitag! Regen, wie alle Jahre. Ich durchseile Straßen, Gräben und Plätze um mir das Stadtbild einzuprägen. Am Himmel ewiges Grau. Von allen Seiten bläst sanfter Wind den Regen strichweise in die Luft. Von den Kirchtürmen Feiertagsgelaute. Die Gläubigen in den heiligen Räumen. Die Geschäftigen hinter verhängten Verkaufsläden. Die Gassen fast leer. Ich stehe am Ausgange einer mit musterhaft erhaltenen Profanbauten besetzten Straße. Wohlthuend zeigt sich im Vorblick dieses Strazenzuges Turm und Chor der katholischen Kirche, am Ausgang eröffnet sich ein begeisternder Anblick über Marktplatz mit Rathaus. Letzteres ein Prachtstück barocker Bauweise, ein berebtes Beispiel unnahbarer Schlichtheit. Im Ring darum eine Kette schlicht dastehender Bürgerhäuser, mit barocken Giebeln und Zierrat. Im Erdgeschoß feste Bogenstellung, dahinter Lauben, bekannte Motive behaglicher Straßen und Platzbildung. Dieser Eindruck, so bar er an äußeren Einflüssen ist, so wunderbar belebt er die Gedankenwelt. Ich könnte mir nichts Schöneres denken, als recht oft in einem dieser Häuser plaudern zu können, und am Morgen beim Kaffee, an einem dieser traumlichen Fenster, mit dem Blick auf dieses Kleinod gesunder Kunst unserer naturstarken Altvordern den Reigen geistiger Eindrücke beginnen zu können. Hirschberg hat noch mehr Derartiges. An den Resten alter Stadtmauern zieht ein mit weitgeästeten Bäumen besteckter Straßengraben dahin. Nach dem Stadttorn ein grünbewachsener Hang, aufgeteilt in Raine mit Treppentufen, dazwischen festgesockelte Ringhäuser. Nach außen hin ein herrlicher Ausblick in die bergige Landschaft, nach unten einen Ueberblick über die unteren Häuserviertel. Oben durchaus gut sichtbar, aber leider aus dem Zusammenhang der anderen Denkmäler heraus, die Silhouette der evangelischen Gnadenkirche. Diese und das Rathaus sind zwei Wunderbilder. Freigelagert, wunderbar gruppiert in den einzelnen Massen, erhebt sie sich auf einem mit höchst beachtenswerten Grabdenkmälern bebauten Kirchhofe. Alles in allem mir, trotz des friedlichen Regens, Eindrücke, die ich denen auf selbst bekanntem Boden geborenen in nichts nachstellen möchte.

Und nun ins Gebirge. Mein Reiseführer empfiehlt von da aus Fußwanderung. Dafür kann mich nun leider das Wetter nicht begeistern. Ich sehe mich in einen sehr hübschen und gut geheizten Wagen der preussischen Nebenbahn Hirschberg—Grüntal. Gleich hinter der zweiten, dritten Station beginnt das eigentliche Vorgebirge. Das flache, nur von kleineren Hügeln bewegte Gelände entwindet sich dem Blick. Ringsum eröffnet sich ein Panorama feierlich romantischer Gebirgswelt. Der Schienenstrang der Bahn führt hier so ziemlich an der Scheide des Riesens und Niesergebirges entlang. Mühsamer, mit bedeutend merkbarer Steigung, bringt einem die Bahn in, wunderbare Ausblicke gewährenden Kurven, an den steilen Berghängen ins Herz des Gebirges. Anzwischen hat der Regen immer mehr Farbe gewonnen, bis man ganz allmählich in die Gefilde schneeiger Hänge und Täler hineinfährt, auf die stürmisch der Osterschnee herniederfloßt.

Schreiberhan. Weitverzweigter Ort, die Zweige besonders getauft, Nieder-, Mittel-, Ober-Schreiberhan, Mariental und Josephinenhütte. Sommer- und

Winterfrische, Sitz mehrerer Sanatorien, Ausgangspunkt für die Hochgebirgswanderungen.

Die verschiedenen Orte liegen auf einer Höhe von 600—750 Meter. Rationell zu industrieller Ausnützung im Tale an rauschendem Gebirgswasser ein Teil, andere lose verteilt an den Hängen und auf den Köpfen der Erhebungen. Das ganze Schreiberhau soll ein Areal von der Ausdehnung wie London besitzen. Es ist vom Orte aus völlig unübersehbar. Um das zu haben, müßte man wohl die Freude einer Gebirgswanderung damit verbinden. Aber frostiger Bergwind heult durch die Täler und über die Bergköpfe hinweg, das Wirbelspiel der Schneeflocken hemmt unbarmherzig jegliche Weitsicht. Sobald es ruhiger wird, sieht man dunkle Felsen am Himmel dahinziehen, gelegentlich auch das Blau des Himmels, und ein leichter Sonnenstrahl fährt in dies Getriebe ringender Naturgewalt. Alles, was hierher gereist war, um Ostern zu verleben, hält sich schon warm in seinen gemieteten vier Wänden. Gelegentlich kann man sich einige Stunden hinauswagen und auf die nächstliegenden Höhen klettern, oder im Schutze mächtiger Waldungen am Ufer der Gebirgswässer entlang spazieren. Und von diesen Waldungen geht die Sage, daß hier Rübzahl gehaust hat. Mit petävollem Sinn für diesen Märchenschatz haben hier die Bergbewohner fesselnden Episoden daraus lebende Denkmäler gesetzt. Im Uebrigen richtet man erwartungsvoll den Blick nach oben. Die Hoffnung, gutes zu erleben von oben herab, scheint allgemach sich zu erfüllen. Das Gewölk zerteilt sich, zieht sich wieder zusammen, die Bewegungen werden aber doch anhaltender. Freilich ist noch kein freier Blick auf den eigentlichen Kamm des Gebirges. Er steckt noch im Nebel und Gewölk. Mutig, vielleicht etwas zu gewinnen, beginnt man einen Aufstieg. Ich gelange sehr langsam den Hang hinan zu den originellen Unterkunfthütten. Sie heißen hier Bauden und sind teils von zähem Alter. Man erlebt zwar einen berückenden Aufstieg in schneetiger Gebirgswelt, aber die Hoffnung auf genugsame Aussicht ist getrübt. Es nützt nichts, hier herrscht noch Winter, die Höhen des Kammes, Koppen genannt, stecken im Gewölk, das sie einhüllt und gelegentlich freiläßt, aber zu einer Wanderung doch noch wenig Zuversicht einflößt. Ein geregeltes Bild über diese Gegend gewinnt man so noch nicht. Für genügsamen Geist hinterläßt auch diese Regellostheit seinen bleibenden Reiz, der so lange nachleben wird, bis der kommende Sommer dem Fremdling dies Bild ergänzt.

Einstweilen muß man scheiden, freudigen Sinns, die Feier dieser Tage inmitten der ungemeinen Romantik dieser, im Westen nur wenig geschätzten Gebirgswelt geweiht zu haben. Und was die Sache noch interessanter macht, dies alles, Hoch und Niedrig, gehört zum größten Teil einem Einzelnen, dem Reichsgrafen Schaffgotsch in Warmbrunn (dem berühmten Schwefelbad, unsern von Hirschberg), einem Sprosse eines historisch gekennzeichneten Geschlechts. Einer der Hünen, der Reiteroberst Hans Ulrich küßte in Regensburg sein Leben ein, für sein Kämpfen in den Reihen Wallensteins.

Vom feuersicheren Strohdache

Wie unsere Leser sich entsinnen, haben wir seit Jahren den Kampf gegen die für unsere Heimat unpraktischen Cementplatten- und Dachpappendächer geführt und immer wieder auf die Bedeutung des neuerfundenen feuersicheren Strohdaches hingewiesen (vgl. Jahrg. I S. 100, 151, 172; II S. 398, 493, 566 u. A.). Zu dieser ganz Deutschland durchziehenden Bewegung nimmt der „Dachverbund“ wiederum neuerdings im gleichen Sinne Stellung. Der „Kunstwart“ schreibt: Der Bund der Industriellen ist auf etwas hineingefallen, auf das ein Bund von so geschickten Leuten nicht hineinfallen sollte. Die Dachpappenfabrikanten sind um ihre Geschäfte besorgt, weil einige Regierungen nicht mehr in der bisherigen Weise gegen das Stroh- oder Schilfdach in jederlei Gestalt und unter allen Umständen losgehen. Also petitionieren sie an das preussische Abgeordnetenhaus: „Dem deutschen Volk muß die Dachpappe erhalten werden!“ Das ist nur ihre Sache. Wie aber ließ sich der Bund der Industriellen dazu verleiten, durch sein Eintreten für die Herren ein gerüttelt Maß von unfreiwilliger Komik auch für sich zu bestellen?

Besagtes Rundschreiben handelt von „gefährlicher Ästhetik“ — bei dem Worte Ästhetik ist ja zu hoffen, daß der deutsche Staatsbürger von der Majorität nicht wisse, was es besagt, und daß er deshalb an etwas möglichst Unpraktisches denkt. Nun aber: Es sei eine „ephemere Mode“, die jetzt für das Schilf- und Strohdach eintritt. Für das Strohdach, das soundso viele Jahrhunderte lang unangefochten gelebt hat! Dann wird natürlich die Brandgefahr bengalisch beleuchtet. Als wenn nicht erstens nachgewiesen wäre, daß diese Brandgefahr im Interesse der Bedachungsindustrien geflissentlich übertrieben worden ist (es gibt bekanntlich zu vielen Tausenden jahrhundertalte Bauernhäuser unter Strohdächern), und als wenn nicht, zweitens, jetzt das imprägnierte Strohdach empfohlen würde. Mit keinem Wort aber werden die praktischen Vorzüge des Strohdaches gestreift, die Tatsache, daß man's unter ihm im Winter wärmer, im Sommer kühler hat, während man unter der Dachpappe im Winter klappert und im Sommer brät. Schließlich werden die armen Konsumenten beklagt, die von den „gefährlichen Ästhetikern“ tyrannisiert werden sollen; vor allem, meint man, werde ja „die große ausgebreitete Landwirtschaft in schwere Nachteile und Unkosten gestürzt.“ Was diese betrifft, so enthebt uns weiterer Antwort die Deutlichkeit, mit der das Hauptorgan der Agrarier, die „Deutsche Tageszeitung“, antwortet, indem sie sich vorbehaltlos auf unsere Seite stellt. So scheint die Gefahr nicht allzu groß, daß unsere Dörfer der Teerpappenbedachungsindustrie zuliebe allgemein zu „Pappendörfern“ werden. Wo das Strohdach nicht hintaugt, dahin gehört zudem vor allem doch wohl das Ziegel- und das Schieferdach. —

Daß aber die Bestrebungen unserer Gegner leider nicht völlig wirkungslos sind, zeigen die Ausführungen von F. M. Blau-Worpswede in der D.-B.-Z. Er führt aus: In dem Kampf um die Erhaltung des Strohdaches, der jetzt namentlich von den norddeutschen Landbewohnern geführt wird, sind leider durch die Propaganda der Zementplatten- und Dachpappen-Industriellen einige Niederlagen zu verzeichnen. Es ist in manchen Landkreisen die Erlaubnis zur Errichtung des feuer sichereren Strohdaches trotz den bisherigen guten Erfahrungen nicht erteilt worden. Auch manchem Freunde des Strohdaches wird es unbekannt sein, daß das Zementplattendach und namentlich das Dachpappendach feuergefährlicher sind als das imprägnierte (Gernensehe) Strohdach. Die Worpsweder Brandprobe, die in Gegenwart des Regierungspräsidenten Freiherrn v. Reishwitz in Stade, vieler Architekten und Vertreter von Feuerversicherungsgesellschaften abgehalten wurde, ergab, daß das imprägnierte Strohdach den Flammen neun Minuten länger standhielt, als das Zementplattendach mit drei Minuten Widerstand. Während das Pappdach bald in lichten Flammen aufging, fiel das Gernensehe Strohdach erst, nachdem der Dachstuhl verbrannt war, angekohlt, aber unverbrannt in sich zusammen. Darum haben viele Feuerversicherungsgesellschaften diese Dachbekleidung in die Klasse der feuer sichereren (harten) Bedachungen aufgenommen. Wie aber überall äußere Feinde einer Sache nicht so viel schaden können wie Mängel, die in ihr selbst liegen, so wird das Strohdach durch gewissenlose Imprägnierung viel schwerer bedroht als durch die Fabrikanten, die es als Konkurrenz fürchten und bekämpfen. Nur die durch Brandproben festgelegte Art der Imprägnierung dürfte gestattet werden. Eine minderwertige Bereitung des Tränkbreies müßte verboten werden. Zur Durchführung dieser Forderung müßte man sich nun an eine Stelle wenden, die der Kunstfreund sonst nicht oft anruft: die Baupolizei. Eine baupolizeiliche Verordnung über die Herstellung der Imprägnierung muß von allen Freunden des Strohdaches gefordert werden. Wird der Anschluß an die Polizei, die eine scharfe Kontrolle über die Imprägnierung ausüben müßte, jetzt versäumt, so wird das schlecht imprägnierte Strohdach in kurzer Zeit auch das gute in Mißkredit gebracht haben. Das Strohdach sollte den Landbewohnern mildere Haus Temperatur im Sommer und im Winter den besten Schutz gegen Unwetter bringen, denn es ist absolut regendicht. Die Imprägnierung würde das Dach in sich hart machen und Mäuse, Ratten, sowie Marder am Nisten im Strohdach verhindern. Möge uns die Freude beschieden werden, das in tausend zarten Farben schillernde Strohdach als unserer Landhäuser vornehmster Schmuck und unermüdlichen Wohltäter zur Herrschaft gebracht zu sehen.

Gefahren der Ortsstatutskommissionen

Von sehr geschätzter Seite schreibt man uns: In den Heimatsblättern III. 8, S. 223 lese ich eine rührsame Geschichte, abgedruckt aus der „Breslauer Morgenzeitung“.

Auf dem Dache sitzt ein Greis,
Der sich nicht zu helfen weiß!

Vielleicht machen Sie den Architekten, der anscheinend auch in Breslau keine Belehrung erhalten hat, durch einen Vermerk in den „Heimatsblättern“ darauf aufmerksam, daß die „Kommission“ doch nur als Sachverständige zu hören ist und die Polizeibehörde selbständig entscheidet, und daß gegen diese polizeiliche Verfügung sowohl der Beschwerdeweg als auch die Klage im Verwaltungsstreitverfahren zulässig ist — gemäß der §§ 127, 128 des Gesetzes vom 30. Juli 1883 über die Allgemeine Landesverwaltung. Der Architekt möge doch das Bangesuch dem betreffenden Amtsvorsteher einreichen, der dann die Kommission zu hören hat, bevor er selbst entscheidet. Es scheint, als habe der Architekt sich an die Kommission gewandt, was durchaus verkehrt wäre. Es wird gewiß zutreffen, daß manchmal diese s. g. Sachverständigen-Kommissionen sich gutachtlich in nicht objektiver Weise äußern, andererseits würde aber manche Gemeinde ohne eine solche Kommission Bedenken tragen, ein Ortsstatut zu erlassen. Die Sache hat aber auch keine großen Bedenken, da ja die Kommission nicht endgültig entscheidet.

Diesen Ausführungen ist durchaus beizupflichten. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn unsere Leser uns über alle praktischen Erfahrungen, die mit Ortsstatuten zum Heimatschutz in Schlesien gemacht werden, eiligst auf dem Laufenden erhielten, wie dies schon in einigen Fällen geschehen ist. Ein Mittelpunkt für diese Bestrebungen, wie es unsere Zeitschrift ist, kann dem Einzelnen umsomehr Rat und Hilfe spenden, je reicheres Material aus dem Leben ihr zugeführt wird.

Es ist ein Reif gefallen

Von Marie Oberdieß, Breslau.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen klatzte jemand vor seinem Fenster in die Hände. Als er sich hinausbeugte, stand Martha im Garten und rief ihm zu, ob er jetzt den Gang zum Obstgarten mit ihr machen wolle.

Franz war mit Freuden bereit; und wie sie langsam durch das Feld gingen, erzählte er ihr mancherlei aus seinem Leben. Er hatte das Gefühl, daß sie etwas wissen müsse von allem, was ihn nahe ginging, damit sie teilnehmen könne an dem, was ihn bewegte.

Sie waren am Ziel ihres Weges angelangt, als er von seiner Mutter zu sprechen begann, und wie in stillem Einverständnis setzten sie sich auf eine Bank mitten im Garten nieder.

„Ich wünschte, Sie könnten meine Mutter sehen,“ sagte Franz, und freudiger Stolz leuchtete aus seinen Zügen, „ihre schlanke Erscheinung und ihre silberweißen Haare. Sie ist eine herrliche Frau, klug und gütig. Sie ist wohl ernst, sehr ernst; mein Vater starb früh — und der Tag von St. Privat hat ihr zwei Söhne genommen, meine beiden älteren Brüder; das hat sie nie verwunden können. Sie würde die erste sein, die mich in den Kampf schickte, wenn es einmal sein müßte; aber ich weiß, sie bitte! Gott täglich darum, daß er es nicht dazu kommen lassen möge. Die gute Mutter! Man fühlt sich so geborgen in ihrer Liebe. Sie verwöhnt mich recht.“

„Das habe ich wohl gemerkt,“ sagte Martha heiter, wie um seine ernstesten Gedanken zu zerstreuen; „es verging ja kein Tag, ohne daß sie Ihnen einige Zeilen geschickt hätte.“

„Das tat sie, weil ich invalide war; ganz so gut wird es mir sonst doch nicht. Und dann — Sie wissen ja, jeder Brief brachte Dank und einen Gruß für meine Gastfreunde, auch für Sie. Auch für Sie,“ wiederholte Franz, und wie er sie dabei mit seinen klaren, blauen Augen ansah, denen eine besondere Leuchtkraft gegeben war, errötete Martha und erhob sich verlegen von ihrem Plaze.

„Ich vergesse ganz — es ist Zeit, daß ich mein Körbchen fülle,“ sagte sie ablenkend und schritt über den Rasen.

Franz folgte ihr. „Morgen werde ich nicht mehr bei Ihnen sein um diese Stunde,“ sagte er.

Martha schwieg.

Da übermannte ihn das Gefühl, und mit leidenschaftlichem Beben sagte er: „Ich kann nicht fortgehen von hier, ohne Gewißheit zu haben; Martha, haben Sie mich ein wenig lieb?“

Sie hatte, während er sprach, die Augen niedergesenkt; nun sah sie lächelnd zu Franz auf, und ehe sie noch selbst wußten, wie es geschehen war, waren sie sich in die Arme gesunken, und ihre Lippen hatten sich gefunden.

Verunken war ihnen beiden die ganze Welt. Martha hatte die Hände auf seine Schultern gelegt, Franz umfaßte die Geliebte, und während die Blicke eines jeden aus den Augen des anderen einen Zauber zu trinken schienen, wußten die beiden jungen Herzen hin und her so viel zu erzählen und zu fragen, daß die Schatten der Bäume darüber kürzer und kürzer wurden.

Das Geräusch eines auf der nahen Landstraße vorüberfahrenden Wagens weckte die Träumenden.

„Ich glaube, ich vergesse ganz, weshalb ich hergekommen bin!“ sagte Martha. „Aber wenn ich mich so versäumt habe, wer ist schuld daran?“

„Du!“

„Nein, du!“

Sie lachten darüber, daß ihnen das kleine Wort so glatt von den Lippen ging, als hätten sie sich nie anders angedeutet.

Dann gingen sie dem Ende des Gartens zu. Martha hob die Reineclauden auf, die auf den Rasen gefallen waren, und nahm zwischendurch Franz die Früchte ab, die er, auf einer Leiter stehend, vom Baume pflückte.

„Die hier unten sind die süßesten,“ sagte sie; „hier habe ich eine wundervolle gefunden mit zwei Sprüngen, die mußt du kosten.“

Franz nahm die Frucht und hielt neckend Marthas Hand fest. „Wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt — —“

„Wenn du so ungenügsam bist,“ drohte sie, „so — —“

„Strafe mich nur!“

„Womit?“

„Mit einem Kuß!“ scherzte er, ihre Hand loslassend.

Warte, du Schelm!“ sagte sie lachend. „Uebrigens, mein Körbchen ist voll. Ade, Herr Leutnant!“ Damit eilte sie davon.

Ehe sie aber noch das Tor erreichte, holte Franz sie ein und gab sie nicht eher frei, als bis sie die „Strafe“ vollzogen hatte. Dann verließen sie sittsam den Garten, dessen hohe, aus Maulbeersträuchern und Hartriegel gezogene Hecke sie den Blicken anderer entzogen hatte.

Ringsum lag das öde Feld, und das Laub der Kirschbäume an der Landstraße war staubig und welk; es mahnte an den Herbst. Und doch schien die

Welt den Heimwandernden ein herrlicher Garten zu sein: Sie trugen den Frühling und die Schönheit in der Brust. —

Daheim galt es vor allem mit den Eltern zu reden. Die Mutter drückte Franz herzlich die Hand; aber der Vater schien mit dem Verlöbniß wenig einverstanden.

„Sie würden mir als Schwiegersohn herzlich willkommen sein,“ sagte er, sich an Franz wendend; „ich schätze Sie, und ich kann auch begreifen, daß ein Mädchen Gefallen an Ihnen findet. Aber — bei einem solchen Schritt müssen doch auch andere Dinge in Erwägung gezogen werden.“

„Ich brauche wenig für mich,“ sagte Franz.

„Das mag sein. Aber um eine Familie zu erhalten, standesgemäß zu erhalten — dazu gehört doch eine bedeutende Summe.“

„Mein väterliches Vermögen würde allerdings zur Stellung der Kaution nicht ausreichen; und von meiner Mutter kann ich nichts erbitten. Ich möchte nicht, daß sie sich um meinetwillen Entbehrungen auferlegt.“

„Später wird Ihnen ihr Vermögen zufallen. Aber bis dahin vergeht — das wollen wir hoffen, und ich wünsche es Ihnen von Herzen — noch manches Jahr. Einstweilen müßte ich doch aufkommen für die notwendigen Mittel, und der Ertrag des Gutes ist kein so großer, daß . . .“

„Aber die Ziegelei, Vater,“ warf Martha bescheiden ein.

„Du hast noch zwei Brüder auf der Schule, Kind, und eine kleine Schwester,“ erwiderte der Vater; „es gehört zu viel zum Leben.“

„Wenn es Ihnen nicht möglich ist,“ sagte Franz ernst, „so wollen wir nicht damit rechnen; es sollen Ihnen keine Sorgen erwachsen durch mich. „Aber,“ fügte er hinzu und faßte Marthas Hand, „wir haben uns lieb, und wir sind beide noch jung; wir können warten, bis uns die Möglichkeit gegeben ist, miteinander zu leben.“

„Das Mädchen verblüht darüber,“ bemerkte der Vater. „Eine so lange Wartezeit taugt nichts.“

„Wenn wir uns unser Lebensglück damit erringen?“ entgegnete Franz. „Das können wir nicht zu teuer erkaufen!“

Sin und her ging Rede und Gegenrede. Am folgenden Tage endlich, ehe Franz abreiste, erklärte sich der Vater damit einverstanden, daß die jungen Leute Briefe wechselten, aber von einer Veröffentlichung der Verlobung wollte er zunächst noch nichts wissen.

Franz war glücklich, so viel erreicht zu haben, und erhoffte zuversichtlich mehr für nicht allzu ferne Zeit. —

Er hatte ihr wieder und wieder Mund und Wangen geküßt, hatte wieder und wieder seine Hand über ihre Locken gleiten lassen; dann hatte er fort gemußt. Nun eilten Grüße zwischen ihnen herüber und hinüber, und Franz fand sogar, daß ein eigener Reiz in solcher Heimlichkeit liege. Seine Seele war von holden Gedanken erfüllt, und keiner ahnte etwas davon; ein Mädchenherz hatte sich ihm zu eigen gegeben, und niemand wußte darum, niemand außer seiner Mutter. Er hatte ihr die Braut mit so warmer Liebe geschildert, hatte ihr Bild in so freundlichen Farben gemalt, daß die Mutter ihn freudig beglückwünschte und die künftige Tochter von Herzen willkommen hieß. Er dankte es ihr und dachte mit doppelter Freude der fernen Geliebten.

Näher und fester wollte er sich Martha verbinden; er schrieb ihr von allem, was ihn betraf, damit sie schon jetzt mit ihm lebe. Bald war es ein

späßhafter Vorfall aus dem Dienst, von dem er erzählte, bald gab er ihr eine lebendige Schilderung dieser oder jener Persönlichkeit, die ihm in Gesellschaft begegnet war, dann sprach er ihr von seinen Arbeiten und seiner Aussicht, schneller befördert zu werden.

Martha berichtete ihm dafür, was in ihrer Welt vorging. Sie erlebte nicht viel, aber gerade darum hatte für sie auch das Wenige Wichtigkeit, und sie wußte heiter zu plaudern und legte in ihre Briefe fast immer eine Blüte, die die Herbstsonne noch zum Leben erweckt hatte, ein. Nur in der letzten Zeit verloren ihre Briefe an Frische. —

Eines Tages, als ihm ein kurzer Urlaub gewährt worden war, meldete Franz sich telegraphisch in Ottwilg an und reiste mit dem nächsten Zuge ab. Er war so glücklich, die Braut wiedersehen zu können; er freute sich so sehr darauf, mit ihr alle die Plätze aufzusuchen, die ihr junges Glück hatten werden sehen, daß er die vorgerückte Jahreszeit darüber ganz vergaß. Erst die Fahrt im Wagen vom Bahnhofe zum Gute erinnerte ihn daran, daß inzwischen das Laub von den Bäumen gefallen war und ein grauer Novemberhimmel sich über die Flur dehnte.

Es hatte ihn niemand am Bahnhofe empfangen. Er sagte sich, daß Martha ja nicht hatte kommen können und daß ihr Vater wohl beschäftigt sei. Aber den Empfang in Ottwilg hatte er sich doch anders gedacht.

Man schien unangenehm überrascht durch seinen Besuch. Die Eltern waren wortfarg, und Martha war völlig verändert. Ihre Augen, in denen er sonst so viel Frohsinn und Liebe gesehen hatte, wußten ihm nichts zu sagen. Sie wich seinen Liebkosungen aus, und wo sie es nicht konnte, duldete sie sie, ohne sie zu erwidern. Es schien Franz, als läge ein böser Zauber über ihnen allen. Jeden Augenblick glaubte er, ein erlösendes Wort müsse fallen; aber es wurde nicht gesprochen. Man gab ihm auch keine Gelegenheit, mit Martha allein zu sein und sich mit ihr auszusprechen.

Die Mutter redete wiederholt davon, daß sich für den nächsten Tag Besuch angemeldet hätte. Franz fühlte, daß seine Anwesenheit dabei nicht erwünscht sei. Es war ihm ja auch noch nicht das Recht erteilt worden, sich vor aller Welt als Marthas Verlobter zu bekennen; darum war es natürlich, daß er vor fremden Gästen zurücktreten mußte, und er reiste am Nachmittag wieder ab, nicht ohne Martha von seiner Betrübnis zu sprechen und ihr zu sagen, wie er sich diesen Tag so anders ausgemalt hätte.

Trostlos war seine Stimmung auf der Heimfahrt, so trostlos, wie die Erde um ihn her ausah, auf die von dem bleiernen Himmel dichter Regen niederströmte mit eintönigem Geräusch.

Ein schwacher Schimmer durchdrang endlich seine Brust: Er hoffte, daß er schon im nächsten Briefe Martha wieder so finden würde, wie er sie kannte und liebte.

Aber die Hoffnung hatte ihn betrogen. Es lag fortan etwas Fremdes, Gezwungenes in ihren Briefen; sie wurden seltener und blieben dann aus.

Eine quälende Unruhe befiel Franz. Er sandte ihr ein Schreiben über das andere und bat sie, das Schweigen zu brechen. Dann kam ihm die Angst, sie könne krank sein, und er flehte sie an, ihm nur einige beruhigende Worte zu schicken oder durch die Ihrigen schreiben zu lassen.

Endlich, nach Wochen qualvollen Harrens kam ein Brief von ihr. Franz öffnete ihn in Hast. Die Spannung in seinen Zügen löste sich nicht in Freude

auf; seine Lippen preßten sich fest aufeinander, und mit starrem Blick sah er auf die Schrift.

Martha schrie, sie werde sich in kurzer Zeit mit einem anderen verloben, ihr Vater wolle es so, und dem müsse sie sich fügen; er habe ja auch stets ihr Bestes gewollt. So gab sie ihm sein Wort zurück.

Franz sah auf. Ein Zittern rann durch seinen Körper.

So ruhig, so leichten Sinnes gab sie ihn auf, und ihm zerriß sie das Herz! Es war ja nicht möglich; vor wenigen Wochen noch hatte er sie in den Armen gehalten und ihren Mund geküßt, und nun wollte sie diese Lippen einem anderen bieten? Es war nicht möglich, nein!

Er dachte an die Stunde zurück, in der sie sich verlobt hatten, an den Gang durch die Felder. So heilig war ihm damals zu Mut; er war so tief bewegt gewesen. Aus den Augen der Geliebten hatte ihn die helle Sonne angelacht — und dennoch war er ihr nichts gewesen! Wenn diese Liebe gelogen hatte, was war dann noch wahr auf der Erde? —

Wie er die nächsten Tage durchlebt hatte, er hätte es später nicht zu sagen vermocht. Seine Erinnerung erwachte erst wieder mit dem Augenblick, in dem seine Mutter, durch einen Freund herbeigerufen, zu ihm ins Zimmer getreten war. Da hatte er aufgeschluchzt in seinem Weh, die Mutter hatte ihr Haupt an das seine gelehnt, und ihre Tränen hatten sich mit den seinen vereint.

*

(Fortsetzung folgt.)

Litterargeschichtliche Streifzüge aus Breslau's Vergangenheit

Von Emil Maris, Breslau.

(Fortsetzung.)

Der Erfolg des Blattes hatte bald ein Konkurrenzunternehmen zur Folge, das sich den vielsagenden Titel „Der Forscher“ gab. Wenngleich es sich nach Inhalt und Form ganz nach seinem Vorbild richtete, mußte es dennoch ein recht klägliches Dasein fristen, dem ein frühes Ende folgte. In literarischer Beziehung besitzt es keinen Wert. Auch die erstgenannte Zeitschrift ging allmählich, wohl wegen seiner Kämpfe mit der Konkurrenz, den Krebsgang und konnte sich auch durch die Aenderung seines Namens in „Schlesische Unterhaltungsblätter“ vor dem Untergang nicht retten.

Gleichsam als eine Fortsetzung der Zeitschrift sind die bei August Schall im Jahre 1803 zur Ausgabe gelangten „Erholungen“ anzusehen, die mehr für ein Durchschnittspublikum bestimmt waren. Von kulturgeschichtlicher Bedeutung sind in dieser und den beiden obengenannten Schriften die beigelegten Kupferstiche schlesischer Landschaften. Ueberaus naiv mutet es uns an, wenn in den „Erholungen“ unter diesen Kupferstichen das Porträt einer Kunstreiterin Sophie Kolter finden, die durch ihre Reitkünste die Breslauer Männerwelt im Sommer 1804 entzückte und, wie wir aus dem begleitenden Gedichte lesen, wohl viel Bewunderung, aber — keine Liebe errang.

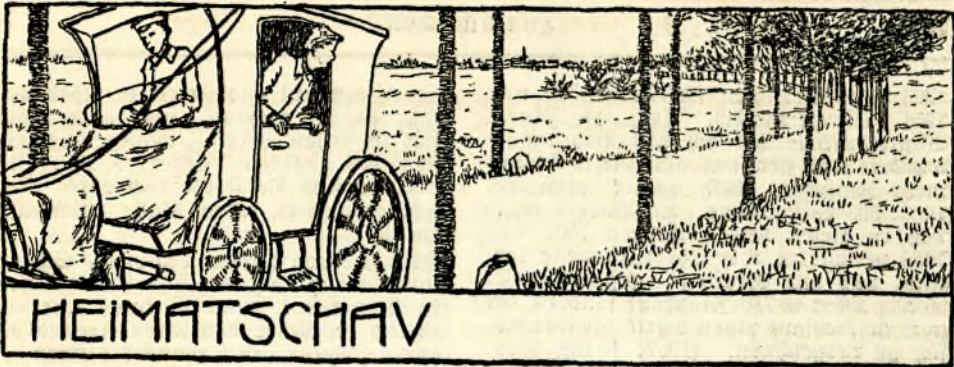
An dieser Stelle mögen einige Bemerkungen über die Breslauer Sitten-schriften gestattet sein. Nach dem Muster der englischen moralischen Schriften, deren berühmteste wohl der „Spectator“ Addison's ist (1711—13), entstand einige Jahrzehnte später auch in Breslau eine ähnliche Literatur, die aller-

dings nicht die gefällige Form der englischen besaß. Die erste dieser Sittenschriften war „Der Freymüthige vor das Jahr 1751“. Der Verfasser geht sehr ruhig und vornehm zu Werke; die Besserung seiner Mitmenschen ist ihm scheinbar eine hehre Aufgabe. Als Mittel zur Besserung wird mit Vorliebe die religiöse Dichtung herangezogen. Oden und Lieder wechseln in hunder Reihenfolge mit Abhandlungen in Form der Charakteristik von Personen, wie sie nicht sein sollen. Das Ganze durchweht ein echt frommer Hauch. Der Autor fand auch genügende Anerkennung und Beifall, wie die abgedruckten Briefe aus dem Leserkreise zeigen, aber trotzdem schließt er schon nach Jahresfrist sein Werk, weil er, eingedenk des Sprichworts „Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande“ dauernd anonym bleiben wollte, diese Anonymität aber „durch der Neugierigkeit lüsterne Fürwitz oder eine unzeitige Schwachhaftigkeit“ zerstört wurde. Auch der heutige Leser wird das Werk, wenn er es aufmerksam gelesen, nicht ohne Nutzen aus der Hand legen und den Mangel einer Fortsetzung nicht sowohl für uns als für die Zeitgenossen mit Bedauern empfinden.

In einer ganz anderen Tonart läßt das ein Jahrzehnt später erscheinende „Breslauer Wochenblatt vor das Jahr 1760“ seine Mahnrufe an die besserungsbedürftige Menschheit, zunächst an die Breslauer Männlein und Weiblein, erschallen. Der Verfasser zieht ziemlich scharf gegen deren Untugenden zu Felde, verurteilt namentlich die allzu großen Freuden des Karnevals und die Modetorheiten. Er nimmt sogar einzelne Sünder ganz gehörig ins Gebet, weshalb sich verschiedentlich Ehefrauen an ihn mit der Bitte wenden, deren Gatten gelegentlich ebenfalls abzukanzeln. Vorsichtig gibt darauf der Verfasser zur Antwort, das wäre unmöglich, da er, wenn er sämtliche bösen Ehemänner vornehmen wollte, ein Bilderkabinett zustande brächte, das an Reichhaltigkeit die Gemäldeansammlungen aller Fürsten übertreffen würde. O, ihr schlechten Breslauer Ehemänner von dazumal! — Die scharfen Ausfälle führten natürlich eine erregte Kontroverse ein, die sich in einem eifrigen Briefwechsel zwischen Redakteur und Lesern kundgibt. Diese Briefe wurden zu Nutz und Frommen der Beteiligten und zum Gaudium der Fernstehenden, mit bissigen Randglossen versehen, sämtlich abgedruckt. Das Breslauer Wochenblatt hatte in seinem Drange, bessernd einzuwirken, auch viele „widrige Eindrücke“ hinterlassen, die es bei seinem Scheiden wieder auslöschen will. Leider verrät uns der Herausgeber nicht, ob die Abneigung des Publikums oder pekuniäre Rücksichten ihn bestimmen, schon nach einem Jahre mit der Herausgabe des Blattes aufzuhören, doch scheint das erstere der Fall zu sein, denn es schließt, nicht ohne vorher noch eine Generalabrechnung mit der horrible dictu — holden Weiblichkeit zu tun, wobei er ihr ihre Fehler nochmals mit derber Genauigkeit vor die Augen hält. Ob es genügt hat?

(Fortsetzung folgt.)

Redaktionelle Notiz. Durch ein unliebsames Versehen unterblieb beim Artikel: Die „Höckergräber von Ottwik“ in Heft 12 die Angabe, daß der Autor des Aufsatzes Herr Johannes Richter in Breslau ist.



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Bad Charlottenbrunn zum Verkauf gekommen.

Die seit längerer Zeit gepflogenen Verkaufsverhandlungen um das im Waldenburger Gebirge gelegene Bad Charlottenbrunn sind nun zum Abschluß gekommen. Das Bad geht nun, nachdem die Landgemeinde Charlottenbrunn gegen 25 Jahre dessen Eigentümer war, in den Besitz eines Breslauer kapitalkräftigen Konsortiums über. Der Kaufpreis von 350 000 Mk. ist, im Verhältnis genommen, ein mäßiger. Durch die sorgsame Arbeit der Gemeindeverwaltung ist das Bad allmählich auf einen Grundbesitz von ca. 200 Morgen heraufgebracht worden, der neben den Kuranlagen (Badehäusern, Promenaden) vorwiegend herrlicher Waldbestand ist (z. B. der sog. „Mönchshain“ — früher der Schweidnitzer Klosterwald genannt — und der 1848/49 von dem Charlottenbrunner Apotheker und Naturforscher Dr. Karl Weinert angelegte und mit Naturseitenheiten trefflich ausgestattete prächtige „Karlsbain“). Durch den Verkauf dürfte für das Bad ein neues Stadium seiner geschichtlichen Entwicklung beginnen. Seine ersten Tage gehen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Seine Entstehung gründet sich auf das Vorhandensein eines alten Sauerbrunnens „Sauerborn“ genannt, der auf dem Ackergrundstück des Bauergutsbesitzers Kaspar Schäl in Tannhausen zutage trat. Die Heilkraft dieses Brunnens wurde nach und nach bekannt, ohne dabei an eine besondere medizinische Verwendung zu denken. 1697 wurde die heilkräftige Charlottenquelle entdeckt, so genannt, weil die Herrin des Schlosses Tannhausen, Freiin Charlotte von Seherr-Thoß, geb. Reichs-

gräfin von Pückler und Gattin des k. k. General-Feldmarschalls Johann Christoph von Seherr-Thoß dem alten Heilquell ihre Aufmerksamkeit und fürsorgende Pflege lieh. 1720 nahm diese Herrin durch einen Tauschvertrag von dem Duellgrundstück, worauf schon ein primitives Logierhaus für die ersten herbeigekommenen Brunnengäste stand, Besitz und ließ 1724 die Quelle fassen. Durch ihre Fürsorge wuchs das Dörfchen bald an, das 1737 schon gegen 20 einfache Logierhäuser umfaßte. Ihr zu Ehren wurde dieser Ort Charlottenbrunn genannt. In jenen Tagen begann das Bad schon mit dem damals hoch in Ansehen stehenden und nicht weit abgelegenen Altwasser (Eisenquellen) in Wettbewerb zu treten. Aber eine großzügige Entwicklung nahm das Bad erst in dem folgenden Jahrhundert ein. Leider hat der nahe Steinkohlenbergbau dem Bade (Sophiengrube in Sophienau) schon manchen Schaden zugefügt. Die Charlottenquelle ist schon versiegt, dagegen fließt die 1836 entdeckte „Theresienquelle“ noch. Diese ist die eigentliche Trinkquelle Charlottenbrunn, während die Abbé-Richardquelle und noch zwei andere zu Bäderkuren Verwendung finden.

Die ausgezeichnet geschützte Lage (von dichtbewaldeten Höhen umgeben) des Bades in einem nur nach Süd-Süd-Ost geöffneten friedlichen Tale, sowie seine Naturschönheiten (gepriesen von Männern wie Carl von Holtei, Göppert und Theodor Mundt) lockte eine stets steigende Anzahl Kurgäste und Fremde an. Während das Bad 1845 einen Besuch von 163 Fremden hatte, belief sich deren Zahl 1885 schon auf 2076 Personen, 1904 waren es 3070 Gäste (nämlich 1581 Kurgäste und 1489 Durchreisende), 1907: 4486 Personen (2546 Kurgäste und 1891 Durchreisende),

1908: 4519 Personen (2568 Kurgäste und 1951 Durchreisende). Auch zu einem Winterkurort hat sich das Bad umgewandelt und gewinnt als solcher immer mehr Zuspruch. 1907 zählte man 268, 1908: 303 Wintergäste. An Bädern wurden in diesen beiden Jahren 7505 und 7558 verabfolgt. Die Theresienquelle kam nicht nur zur direkten Ausgabe (1907: 56 000, 1908: 63 700 Flaschen) sondern hat auch im Versand einen befriedigenden Absatz zu verzeichnen. (1907: 10 108, 1908: 8286 Flaschen).

Die neue Aera, die nun für Charlottenbrunn beginnt, wird viel Neues zeitigen. Hoffentlich gestaltet sich die Zukunft des Bades in bester Weise, so daß es neben Bad Salzbrunn als Kurort die bedeutendste Rolle im schönen Waldenburger Gebirge spielen mag.

Valentin Ludwig.

Literatur

Paul Barsch-Feier.

Wie Schlessen seine Dichter ehrt, das bewies am 13. März cr. eine Matinee im Stadttheater zu Breslau, in welcher dem schlesischen Dichter und Journalisten Paul Barsch eine erhebende Feier zu seinem 50. Geburtstage veranstaltet wurde. Zum Fünzigjährl wird mancher von den Eingeladenen mit länglichem Gesichte gebrummelt haben. Gewöhnlich kommt es doch zu recht, Dichter am 70. oder 80. Geburtstage zu ehren, wenn man nicht vielleicht gar wartet, bis sie selbst, jenseits von Verkennung oder Ueberschätzung, unter dem grünen Rasen schlummern. Wie verkehrt und verstimmt eine solche verspätete Anerkennung ist, und wie bitter sie auf die Gefeierten selbst wirkt, das hat Paul Keller, dem die erste der Festreden zuerteilt war, aus dem Munde zweier Gewährsmänner bestätigten hören. Wilhelm Raabe und Peter Kosegger haben es ihm gesagt, ganz geschwiegen sei von den Gefühlen derer, die als Hinterbliebene eines Dichters eine glänzende Feier — post festum — mitmachen müssen. Nun, bei Paul Barsch wird die Feier noch rechtzeitig genug gekommen sein, um ihm, den über alle Maßen Bescheidenen, das Herz zu erwärmen und den Geist anzuspornen zu neuen reifen Geistesgaben, von denen nun auch seine erweckten Landsleute ihre Freude haben werden, mehr als bisher. Ist er doch schon jetzt so dankbar für jede kleine Freundlichkeit, die ihm, dem selbstlosesten Freunde — dem „Scheinwerfer“,

wie er genannt wird, weil er jedes Talent, das er erkannt, ins rechte reiche Licht zu stellen weiß —, entgegengebracht wird, daß es sein stehendes Wort ist: Dankbar sind die Kerle doch alle! Was nicht einmal in jedem Falle zu bestätigen ist.

Manches von diesem, und vieles Schöne, Humorvolle noch erzählte Paul Keller, ein Dankbarer, denn so kann nur ein herzlich ergebener dankbarer Freund die innerste Natur des Freundes kennen.

Wie sich der ehemalige Tischlergeselle, der stellungstose Wanderbursche, der in Scheunen zu nächtigen gezwungen gewesen, zum stil- und federgewandten Journalisten ausgebildet, der mit Feuilleton, Sozial- und Lokalpolitik, Festberichten, ästhetischen und aristokratischen Tees und sozialdemokratischem aufrichtigen Bildungsbedürfnis Bescheid weiß, das schilderte, gleichfalls mit viel Humor Redakteur Dr. Hamburger, der es ja nach jahrzehntelanger Mitarbeitererschaft des Gefeierten wissen muß, was dieser für seine Tageszeitung gewesen. Als Freund und Förderer, der seinerzeit dem drolligen Tischlergesellen, welcher statt Bretter und Möbelbeinen Versätze hobeln wollte, den Weg in die literarische Laufbahn eröffnet hatte, feierte Carl Fieberfeld in formvollendeten Versen den inzwischen zum gleichberechtigten Mitseiner gewordenen ehemaligen Schül-ling.

Und nachdem so andere für ihn gesprochen, ließ man den Dichter zu den Hörern selbst reden. Es gab wohl keinen dabei, der nicht innig erfreut, nicht tief bewegt oder gar — tief beschämt war, letzteres, weil er bisher so gar wenig von dem bescheidenen Mitbürger gewußt, d. h. von seinen Dichtungen.

O über Theorie und Praxis! Der gebildete Deutsche solle ein Zehntel seines Einkommens auf Bücher anlegen. Nun, mancher von den Festteilnehmern wird jetzt der Neuauflage von Paul Barschs Gedichten mit Freuden entgegensehen.

Vorgetragen wurde die Auswahl der Gedichte von Karl Eskoda, Frä. Vally von Küstnfeld und Frau Marta Sauter, sämtlich Mitgliedern der vereinigten Theater, die Stichproben aus Prosawerken wurden von Robert Müller gelesen, die Kompositionen Barsch'scher Dichtungen (Arno Nabel, Wilhelm Berger, F. Fleck und Paul Mittmann) wurden gesungen von Frau Martha Scheresdofsky und Herrn Trostorff. Theaterdirektor

Loewe hatte die Bühne des Stadttheaters zu einem hohen, gleichenden Festsaal umwandeln lassen, was den stimmungsvollen Eindruck der ganzen Feier nicht wenig erhöhte.

Paul Barisch, der sich in die hintersten Reihen der ihm zugewiesenen Fremdenloge zurückgezogen hatte, war nur durch den unaufhörlichen herzlichen Applaus zu bewegen, sich auf der Bühne zu zeigen und erneute Anerkennung der Festteilnehmer über sich ergehen zu lassen. Seit wandelt er bereits in Italiens Gefilden. Sicherlich wird er reiche Eindrücke von seiner Reise heimbringen.

A. E. Schmidt.

Ludwig Sittensfeld †.

Der Breslauer Schriftsteller L. Sittensfeld ist vor kurzem im Alter von 58 Jahren gestorben. Der Dahingeschiedene war schon während der Zeit seiner kaufmännischen Tätigkeit als Verfasser mehrerer Lustspiele, die auch über Breslauer Bühnen gingen, und als Lyriker hervorgetreten. Später widmete er sich ganz seinen literarischen Bestrebungen und dabei insbesondere auch der Pflege der schlesischen Dialektdichtung; sein Schauspiel „Ein oalen Gleeje“ und die Schwänke „'s Inlerle vum Priezele“ und „Neie Kartuffeln“ wurden öfter mit gutem Erfolge aufgeführt. Weite Verbreitung fand die von ihm zusammengestellte schlesische Anthologie „Quellbürrndel“. Seine letzte größere Arbeit war die 1909 als Fortsetzung der Schlesingerischen Theatergeschichte erschienene Geschichte des Breslauer Theaters von 1841–1900. Besondere Popularität verschaffte ihm seine unermüdlige Tätigkeit im Dienste des Breslauer Humboldtvereins, namentlich die Veranstaltung der Volksunterhaltungsabende. Seit Jahrzehnten gehörte er dem Vorstande der Breslauer „Dichterschule“ an.

Heimat- und Volkskunde

Volksseele und Wert.

Welche Wechselwirkung besteht zwischen Volksseele und Wert und welche Verantwortung legt uns die Kenntnis dieser Wechselwirkung auf?

Die Volkskunde sammelt die Beziehungen des Volks zum Universum, die Anschauungen des Volkes über Staat, Religion, Wirtschaft, Kunst und Sitte. Ist die Volksseele Bildnerin von Werten und können diese wieder rückwirkend die Seele bilden? Auf der Suche nach

dem Wert stoßen wir zuerst auf den Begriff: Volksseele. Das Volk ist die große Masse in den Nationalitäten, den Staaten, den Ländern.

Die Seele, ein Stück Ewigkeit, für kurze Zeit gefesselt in ein Erden-dasein, bald wieder zurückgehend zu Gott, dem Schöpfer aller Dinge. Wir können nicht feststellen, was die Seele ist, und doch wissen wir, daß eine Seele vorhanden ist, wenn wir den einzelnen Persönlichkeiten ins Auge sehen. Aus den Manifestationen der Massen können wir die Seele erkennen. Was war es erst kürzlich am Dom zu Berlin als eine Massenerscheinung der Psyche, wie eine Versammlung von Zehntausenden spontan zu einem Bekenntnis des christlichen Glaubens kam?

Das Handeln der Menschen schafft die Werte. Wir schätzen, wir unterschätzen, wir preisen, wir richten, wir bewerten alle Dinge und Personen und geben ihnen so den Wert, wir bewerten den Menschen, die Arbeit; die Arbeitsteilung ist eine Folge der Bewertung.

Jede Seele ist ein Mittelpunkt der Welt. Die Menschenseele steckt voll von radikalem Idealismus. Millionen von Menschen suchen für ihre Lebensarbeit noch eine andere Bewertung als das klingende gleißende Geld; ihre Seele ist's, die dürstet nach Ruhm, nach Anerkennung. Alle Werte sind subjektiv, ausgebildet für Personen, Gruppen und Völker. Geseht den Fall, daß alle Menschen sich zu Tolstois Lehren der Weltentsagung durchdringen wollten, so wären mit dem Moment alle Banken, Fabriken, Kapitalunternehmungen, Industrien lahm gelegt.

Wir schätzen alle Volksklassen, Arbeiter, Bauern, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Poeten, weil wir jede einzelne Werte schaffen sehen. Sollen wir einer Vermehrung der Bevölkerung, wie sie die Nationalökonomien ausrechnen mit Befriedigung oder mit Besorgnis entgegensetzen? Wird bei einer Vermehrung der Bevölkerungszahl eine Verdünnung oder Verrohung der einzelnen und der Volksseele eintreten?

Raum und Zeit verweisen uns auf den Begriff des Unendlichen. Unerforschlichen. Jeder Einzelne wird in seiner Seele die Werte finden. Drei große Werte liegen in den Völkern, besonders im deutschen Volke, es sind die Kulturwerte, die Religion, und die aus der Vereinigung von Kultur und Religion geschaffenen Werte.

Guden sagt in seinem Werke: Sein und Wert des Lebens, daß eine Zunahme der Bevölkerung in solchem Maße in Aussicht steht, daß man eine Gefahr darin sehen könnte.

Die Erde zählt zur Zeit 1800 Millionen Menschen. Vollaufzieht sich die Bevölkerungszunahme in gleicher Weise, wie heute, so werden im Jahre 2200 auf der Erde 48 Milliarden, in Deutschland 960 Millionen Menschen leben. Wird das alles Fabrikware der Natur sein? Nein, sondern eine andere Auffassung wird die Menschen leiten, die Auffassung, göttlich zu denken. Die Entwicklung der Erde zeigt uns, daß sich heute im Volke, trotz der Verdichtung der Bevölkerung in den Großstädten, der Glaube an Gott erhalten hat und so ist und wird auch das Schicksal der Kulturentwicklung sein. Die Gottgläubigkeit wird der Volksseele bleiben, aber die Gläubigkeit wird nicht mehr übertrieben sein, sie wird die Entwicklung der Dinge nicht mehr im Himmel, sondern auf der Erde suchen, die Pflege des Gottesgedankens wird sich in der Liebe zum Nächsten beweisen. Die Weltgeschichte lehrt uns, daß die Tage der Völker von Jahrhunderten zu Jahrhundert freundlicher und friedlicher werden. In der Hand der Führer des Volkes und der Völker liegt es, die Volksseele zu vervollkommen oder zu degenerieren.

Von der Zunahme der Bevölkerung auf der Erde haben wir nicht eine Rückkehr zu dem Erdendasein der Höhlenbewohner oder der Eiszeitmenschen zu befürchten, sondern einen Fortgang und eine Entwicklung der Erde zu einem Garten Eden zu erhoffen.

Amerika und Deutschland beweisen uns, daß mit der Bevölkerungszunahme die Höhe der Kultur zunimmt. Wir leben in einer Welt, die Schätze noch für uns bereit hält. Mächtige Ströme müssen noch bewältigt und dienstbar, Riesenurwälder noch geschlagen und zu fruchtbarem Boden urbar gemacht werden. Und inmitten der zivilisierten Welt werden allezeit die mütterliche Frau, der ritterliche Mann die Bildner an der Volksseele sein und sie, jeder an seiner eigenen Seele bildend, einer großen Zukunft zuführen. (Ausführungen von Prof. v. Wendtstern in der letzten Versammlung der Gesellschaft für schlesische Volkskunde.) A. E. S.

Gemeinde-Gedenkbücher. (Fortsetzung.)

Es gibt Gemeinden, die alle Zeitungs-

ausschnitte über den betreffenden Ort sammeln und in ein Buch einheften lassen. Das ist gewiß auch ein löbliches Unternehmen, doch kann es eine Chronik noch nicht ersetzen, weil die Persönlichkeit des Chronisten ausgeschaltet ist, der ergänzt und ordnet und mit Rücksicht auf den besonderen Zweck seiner Aufzeichnungen bald übersichtlicher, bald wieder ausführlicher bis zur Beachtung der Nebenumstände verfahren kann. Der Chronist wird sich nicht mit eingeklebten Ausschnitten behelfen, sondern er wird, wenn die Chronik auch äußerlich ein gleichmäßiges Gepräge haben soll, die Notizen verarbeiten und seine Aufzeichnungen handschriftlich eintragen. Die Zeitungen aber gehören ins Gemeindearchiv. Und zwar sollen von den Lokalblättern immer die ganzen Jahrgänge, und wo keine Ortspresse vorhanden ist, jene Zeitungsnummern, die Ortsberichte enthalten, dem Gemeindearchive einverleibt werden.

Es wird sich also, wie man sieht, die Notwendigkeit ergeben, im Gemeindearchiv, wenn ein gleiches nicht schon durch das etwa bestehende Ortsmuseum vorgeesehen ist, eine geordnete ortsgeschichtliche Abteilung einzurichten, in die solche Belege für die Chronik aufzunehmen sind; auch die Heimatkunde des Bezirkes und unsere „Vereinsmitteilungen“ werden darin nicht fehlen. Da diese Archivabteilung mannigfachen Zuwachs erhalten wird, möge von vornherein mit der Anlage eines Zettelkatalogs begonnen werden.

Der Chronist hat gewiß auch die Aufgabe, die Literatur über den Ort zu verfolgen und zu sammeln. Von Zeitschriften, die größere und wichtige dienstliche Aufsätze enthalten, sind die betreffenden Hefte zu hinterlegen, in die Chronik aber ist ein kurzer Auszug des wesentlichen Inhaltes und der Hinweis auf die betreffende Archivnummer aufzunehmen. Mit Büchern, Festschriften, gedruckten Vereinsberichten u. dergl. ist im selben Sinne zu verfahren, nur muß der Chronist an dem Grundsatz festhalten, daß für die zeitgenössischen Ereignisse mit dem Hinweis auf den Archivbeleg seine Aufgabe nicht erschöpft ist, sondern daß der Chronist, ohne daß er Broschüren oder Festschriften wörtlich abzuschreiben braucht, über die Vorkommnisse des Ortslebens auch getrennt von der korrespondierenden Archivabteilung in den Hauptfachen verlässlichen Aufschluß geben muß.

Bezüglich der Pläne, Ortsansichten, Bilder von Gebäuden, die zum Abbruch kommen usw. kann er bei Amateur-Photographen und in den Ansichtskarten brauchbares Material gewinnen.

Auf neue Forschungsergebnisse, welche die Gegend betreffen, auf die Fundorte seltener Mineralien, Tiere und Pflanzen, auf das Vorkommen und die Verbreitung von Schädlingen, sowie auf sonstige wichtige Erscheinungen in der Natur, bei der Land- und Forstwirtschaft wird er sein Augenmerk ebenso richten, wie er vom Leben und von der Arbeit der Bewohner, von Handel und Wandel, von der Einführung neuer Erwerbszweige, von materieller und geistiger Kultur zu berichten hat. Auch der Wirksamkeit berühmter Ortskinder in der Fremde wird der Chronist seine Aufmerksamkeit schenken.

Er wird neben dem loyalen Sinne und den religiösen Verhältnissen auch die Bestrebungen und Eigenschaften des Volkes auf nationalem wie auf sozialem Gebiete berücksichtigen, er wird keinen Stand, keine Bevölkerungsschicht, überhaupt keine kraftvolle, erfolgreiche Lebenserscheinung absichtlich außer acht lassen, denn er muß objektiv sein, soweit dies eben ein Mensch bei gutem Willen sein kann. Die Wahrheit seiner Darstellung muß ihm über alles gehen, er darf nichts wesentlich unterdrücken, was Anspruch auf Beachtung hat, nichts beschönigen, nichts färben.

Musik und Theater

Raupach's „Vor hundert Jahren“

eines der komischen Sittengemälde, deren der Biegnitzer Dichter eine ganze Anzahl hergestellt hat, wurde auf Anregung des Geschichts- und Altertumsvereins zu Biegnitz im dortigen Stadttheater am 15. März aufgeführt. Es zeigt die Routine des Verfassers, historische Stoffe und Anekdoten in effektvoller Weise zu dramatisieren, wobei mehr äußere Technik als innere Kunst zutage tritt. Eine gewandte Sprache, zierlich und geschickt dem Zeitcolorit — das Stück spielt in der Zeit des Soldatenkönigs, 1738 — angemessen, mit gelehrten Zutatzen, wie französischen und lateinischen Redesätzen gemustert, verleiht dem Lustspiel einen gewissen Glanz, für das Ohr sympathisch. Damit auch das Auge zu seinem Rechte kommt, hat Raupach die einzelnen Bilder hübsch kontrastreich herausgearbeitet, so daß ganz nette Kulturbilder entstanden,

die als Zeit- und Sittengemälde nicht unwirksam sind. Als solche Zeitbilder sind die Verbelist preussischer Militärs, die Exerzierplatz-Strenger und das idyllische häusliche Leben des Hallenser Professors, das lustige Studentenleben und ein reizendes Liebesbildchen vorgeführt. Den inneren Zusammenhang bietet die Anekdote von der Anwerbung eines Theologie-Kandidaten durch den alten Desfauer und die ebenfalls anekdotenhafte Befreiung durch den Professor, dessen Nichte dann der Kandidat heimführt. Der Schluß ist matt, während die Bilder, die vorangehen, lebendig gestaltet sind. Die Darsteller waren auf der Höhe, das heißt, sie wußten die Rollen nach der sprachlichen wie nach der handelnden Seite bis ins Kleinste sauber auszufüllen. Da der Abend ein gut besuchtes Haus brachte, ist eine Wiederaufführung erfolgt. Sicher ist, daß die Aufführung dieses Stückes nicht nur lehrreich war, sondern daß der Zuschauer auch einen theaternmäßig interessanten Abend erlebte. C.

Kunst

Museum für Bentzen

In einer von Oberbürgermeister Dr. Brüning geleiteten Versammlung von Interessenten ist die Gründung eines Museums für Bentzen beschlossen worden. Ein aus dem Rechtsanwalt Immerwahr, Kaufmann Macha, Oberlehrer Dr. Schierse und Gymnasiallehrer Bimmler bestehender Ausschuß ist mit den Vorarbeiten betraut worden.

Kunstverein Th. Vichtenberg

Drei Neffen haben den künstlerischen Nachlaß des großen Meisters Wilhelm Busch geerbt und dieses Erbe durchwandert nun, wohlkatalogisiert und in klingende bedeutende Werte umgesetzt, die Kunsthandlungen, um sich nach und nach in alle Winde zu zerstreuen. Mit stiller Behmut erfüllt uns dieser Gedanke, löst sich doch hier eine Welt von Gestalten und Ideen auf, die für sich ein eigenartiges Ganzes bildet und den Reiz des Persönlichen besitzt, indem sie direkte Beziehungen zwischen dem Beschauer und jenem großen Manne herstellt, der vor annähernd 14 Monaten uns durch den Tod entrißen ward. Seine Werke sind Eigentum des deutschen Volkes, ja der ganzen Welt geworden. Er schuf einen neuen Typus der Satire, die um so treffender wurde, als die klassische Einfachheit und Selbstverständlichkeit des Aus-

drucks der Gedanken dieses lachenden Philosophen noch interpretiert und ergänzt wurde durch die deutliche Sprache der Illustration. Beide sind untrennbar miteinander verbunden.

In dieser hochinteressanten Ausstellung sehen wir Studium und Resultat neben einander. Die meisten Verehrer Buschs kennen ihn nur aus seinen Humoresken und Burlesken, und die mit spielender Leichtigkeit gezeichneten Figuren lassen den Gedanken auskommen, daß sie gewissermaßen aus dem Kermel geschüttelt worden sind. Dieser Auffassung des Publikums begegnet so manch ein Künstler, wenn er freundlich ersucht wird, sich gelegentlich bei Bierzeitungen zu beteiligen, wo er einen möglichst komplizierten Vorgang „nur mit ein paar Strichen“ angeben und schildern soll. Das konnte wohl Meister Busch, aber dieses Können ist unter schwerer Mühe und durch ernste Arbeit mühsam erworben. Wie einst Leonardo da Vinci das Wesen der Phisognomie mittelst der Karrikatur zu ergründen suchte, so sehen wir hier den Mann, dem es gelang, auch in der grotesken Verzerrung den Figuren noch Organisches, Lebensfähiges zu geben, ob sie nun in Kuchenteig umgeformt oder spiralförmig im Wirbelwinde gedreht werden. Der Stumpf sinn, die Niedertracht und Verschmittheit, die Sentimentalität und die tiefgreifendste Leidenschaft, die Monumentalität aller Bewegungen vom festgewurzelten Fiegen bis zum jähen Sturz, selbst die Darstellung rein metaphysischer Begriffe, vermag dieser Meister mit verblüffender Sparsamkeit der Ausdrucksmittel zu schildern. Der Eingeweichte weiß, daß ein solches Können nur ein Genie und eiserner Fleiß zu erreichen imstande ist.

Das lehrt diese unübersehbare Fülle von Zeichnungen und Bildern, davon erzählen die massenhaften anatomischen Studien nach Menschen und Tieren, das bezeugen die unendlich mühsam und liebevoll aufgezeichneten Baumstudien und Skizzen nach dem Leben, die zahllosen gemalten und gezeichneten Studientöpfe und Porträts.

Als Maler ist Busch wohl den Wenigsten bekannt. Diese Ausstellung seines Lebenswerkes bekundet seine Vorliebe für die Niederländer, speziell für die holländischen Volksbildner Adriaan van Ostade, Brouwer und den Blämen Teniers. In dem Studium dieser urwüchsigen humoristisch durchtränkten Gestalten haben wir den Schlüssel zu seiner

Art der Volkschilderung zu suchen. In den Landschaften zeigt er häufige Anlehnung an Jan van Goyen und ähnliche Meister. Durchweg tragen alle Studien den Charakter der strengsten Gewissenhaftigkeit vor sich selbst. Dabei sind sie voller Temperament und Selbständigkeit. Die meiste Freude aber erleben wir, wenn wir die alten lieben Bekannten in der Originalhandschrift des Verfassers wieder erkennen, die oft als flüchtige Bleistiftnotizen auf gewöhnliches Briefpapier geworfen sind, oft aber auch zielbewußt für die Reproduktion durch die photomechanischen Methoden hergerichtet sind, z. B. die wunderbar richtig beobachteten Szenen aus dem Werdegang des Malers Alexel; da sind Fipps der Affe und Plüsch und Plum, Herr und Frau Knopp, da ist die Geschichte des Udanfoboren und die ängstliche Nacht, der fliegende Frosch, das Titelblatt zu Max und Moritz und die Versuchung des heiligen Antonius. Es ist ein vergebliches Bemühen, auf die Fülle der Gelegenheitsarbeiten und Sondereinsätze hier einzugehen. Aber wir sind dankbar dafür, das Bild von dem Einsiedler von Wiedensahl, der es verstand, der Eitelkeit und Torheit der Welt den ungetrübten Spiegel vorzuhalten, durch die vielen Streiflichter aus seiner reichen Ideenwelt uns vervollständigen zu können.

Noch eine große Nachlaßausstellung ist in den Richtenbergischen Räumen untergebracht, und zwar die eines Landschaftsmannes, des verstorbenen Prof. Willy Hammacher. In seinen besten Jahren nahm ihm der Tod den Pinsel aus der Hand, während er auf die Höhe seines Könnens und Schaffens angelangt war. Viel Neues war kaum von ihm zu erwarten gewesen, denn seine Art zu schildern zeigt eine große Gleichartigkeit. Er war einer unserer besten und bestechtesten Marinemaler. Seine körperliche Konstitution leidet von ihm mögliche Schonung. Daher wählte er den sonnigen Süden, den er nach und nach immer besser in seiner Farbenpracht darzustellen vermochte, zumal aber das süßliche Meer. Hammacher ist durchaus Landschaftler, das Figürliche liegt ihm so aut wie gar nicht, höchstens soweit es als nebensächliche Staffage Verwendung findet: wo die Figur dominiert, z. B. in dem Bilde „Alter Seebär“, der ein Boot den Kai entlang schleppt, zeigen sich deutlich seine Schwächen, weniger in der malerischen Behandlung, als in der Kraftlosigkeit der Bewegungen und der Zeichnung. Ganz

vortrefflich sind seine Stimmungsbilder. Von den großen Werken seien besonders hervorgehoben der „Abend in Ostende“, vielleicht sein bestes Werk, groß in der Auffassung, einwandfrei in der Tiefenbehandlung und vornehm im Ton; desgleichen der „Windige Morgen“. Sehr schön ist die tief dämmerige, von verhaltener Farbenhut durchdrungene „Abendstimmung im Hafen von Rapallo“. Technisch interessant ist „Der Sommertag“ mit den ausgeschabten Lichtern in der Zeichnung. Die Technik ist bei Hammacher überhaupt bewundernswert, denn sie paßt sich erstaunlich dem darzustellenden Material an und das ist bei einem Landschaftler von großer Wichtigkeit. Das Wasser in seinen unendlichen Variationen in bezug auf Form und Farbe hat ihn ganz besonders gefesselt, und hier zeigt sich sein meisterliches Können ganz und gar. Das Flüssige, Ruhelose und Gleisende dieses Elementes hat außer Böcklin selten jemand so wiederzugeben verstanden wie er. Heimatlige Stoffe hat er selten gemalt. In ihnen vermochte seine, auf stark wirkenden Kolorismus eingestellte Kunst sich nicht völlig auszugeben, und so läßt uns sein Bild „Frühling in Schlesien“ auch ziemlich gleichgültig.

Aus früheren Zeiten stammt wohl die Ansicht der „Felsenufer von Portofino“, welche noch ganz in der Art des großen Werkes in der hiesigen Gemäldegalerie „Montefino“ gehalten ist. Die unermüdlige Schaffenskraft des Malers zeigen auch eine große Zahl von farbenfreundigen Aquarellen, die durchweg einen bildmäßigen Charakter besitzen und deutlich zeigen, daß aus ihnen wirkliche große Gemälde entstehen sollten. Dr. L.

Galerie Arnold

Hier haben wir Gelegenheit, eine der interessantesten und originellsten Künstlernaturen kennen zu lernen in einer gut zusammengebrachten Auswahl von Werken aus der früheren und späteren Zeit des Vincent van Gogh (1853–1890), jenes holländischen Malers aus Nord-Brabant dessen schöpferischer Eigenart durch die Tragik menschlichen Schicksals leider ein zu frühes Ende bereitet wurde, ehe sein großes Können zur ausgereiften Höhe gediehen war. Die Ausstellung umfaßt Porträts, Genre- und Landschaftsbilder. Seine Werke werden von Kunstgourmands sehr hoch geschätzt, dem normalen Kunstliebhaber werden sie wohl Interesse, aber kaum Begeiste-

rung einflößen. Diese Art zu schildern, ist ungewöhnlich und selten, die Technik desgleichen; sie entfernt sich vollständig von dem Begriff des Malens mit Pinsel und flüssiger Farbe. Nur wenig Töne stehen auf der Palette ein und unvermittelt, fast barbarisch sind sie wie mit Nuten auf die häufig ungrundierte feinsädisge Leinwand geschmiert und sprechen aller Solidität scheinbar Hohn, zumal fein luftabschließender Firnis ihnen Haltbarkeit verleiht. Nur in einer Parkdarstellung zeigt er seinen engeren Anschluß an den französischen Pointillismus, in den übrigen Werken geht er seine eigenen Wege. Sie atmen einen starken Impuls bodenwüchsiger Charakteristik. Die Farbe ist mehr zeichnerisch im Sinne der Pastellstiftbehandlung gehandhabt, dann zu geschlossenen Tönen verbunden. So ganz besonders in seinem „Pflug“ und „Tagesende“. Wo er malt im Sinne unserer Zeit, wie in seiner „Italienerin“, da spielt die Zeichnung kaum noch eine Rolle und noch weniger die Mobellierung und dabei bleibt noch genügend Ausdrucksfähigkeit, um etwas einheitliches Ganzes voller künstlerischer Werte zu schaffen. Doch überall fehlt die Harmonie, die Abgeklärtheit des Gestaltens; er war noch ein Suchender, als ihn der Tod von seiner geistigen Unmachtung erlöste. Von der ernsten Auffassung seines Kunstweges, den er verfolgen wollte, zeugen die im Verlage Cassierers erschienenen Briefe. In den Niederländern sah er nur geschickte Techniker. Seine Kunst hat zweifelsohne etwas Pathologisches in sich; große Kraft ringt mit kritiklosem Wahn, und es ist schwer zu sagen, wie weit diese absonderliche Originalität von den Einflüssen seines Leidens bestimmt war; zu einer gesunden Kunst gehört auch ein gesunder Mensch, eine Ansicht, die schon Vasari ausgesprochen hat.

Im schroffsten Gegensatz dazu steht die Kunst des Schweden E. Varson in Schöffenslohn bei Stockholm. Zierlichkeit, Intimität und Grazie zeichnen seine Werke aus, ohne an die Grenze der Süßmeierei und Schönfärberei heranzukommen. Seine Figuren sind köstlich gezeichnet und modelliert. Die Koloristik ist von wirklich vornehmerm Geschmack. Diese großen Aquarelle eignen sich ganz besonders als Wandschmuck eleganter Salons. Seine Aquarelltechnik weicht von der allgem. üblichen ab. Nicht das malerische Durcheinanderfließen der Töne erzeugt die Bildwirkung, sondern die Kon-

tour weist den Farben mehr dekorative Bestimmungen an. Es entstehen so dekorativ getönte Zeichnungen, deren Linienführung sowohl im großen ganzen, als auch allenthalben im Detail eine bestimmte ornamentale Stilisierung anstrebt, die allerdings manchmal den Manierismus hart streift, wie z. B. in dem am Boden liegenden seidenen Unterkleid des Modells. Die Feinfühligkeit in den linearen Ausdrucksmitteln verleiht Larsons Bildern ihre reizvolle Eigenart. Entzückend ist das Mädchenbildnis Gabet in Nationaltracht. Ueberhaupt besitzt er die seltene Gabe, die Jugendlichkeit des Weibes mit allem Charm zu schildern. Von den ausgestellten Werken seien hervorgehoben: „Am Flügel“, „Brita und die Lilie“ und die „Theaterträumerei“. In dem letztgenannten Werke dominiert die Figur eines in tiefe Gedanken versunkenen jungen Mädchens. Im Hintergrunde des großen Raumes, der allem Anscheine nach ein Atelier darstellt, bemerkt man auf einer Staffelei das begonnene Bild einer Venus als Rückenakt in Konturzeichnung. Vor demselben liegt das in stilisierten kunstvollen Falten hingeworfene Gewand des Modells. Der Beschauer vermag sich schwer einen Vers darauf zu machen. Wo es gilt, eine Idee auszudrücken, da versagt Larsons Kunst.

Von schlesischen Malern ist H. Tüpke mit ein paar sehr schönen pointillistisch gemalten Landschaften vertreten.

Dr. Voischmann.

Kunstsalon Bruno Richter.

In Richters Kunstsalon auf der Schloßhöhe hat unser bekannter Maler des schlesischen Gebirges Ernst Morgenstern eine stattliche Kollektion größerer und kleinerer Landschaften ausgestellt, die auch beim Publikum den gewohnten Anklang finden. Besonders die stimmungsvollen Winterlandschaften sind für Morgensterns Kunst charakteristisch geworden. In den kleineren Bildern sind einige ganz reizende Motive behandelt und in liebevoller Kleinmalerei, wie sie älteren Werken des Künstlers eigen war, frisch und naturwahr durchgemalt.

Von dem in Langenau bei Habelschwerdt geborenen und vor kurzem verstorbenen Landsmann Paul Höcker ist ein ansprechendes Interieur zu sehen, sicher in Zeichnung und Behandlung der Lichtwirkungen, so daß der Wunsch rege wird, diesen bei und wenig bekannten Künstler in einer Nachlassausstellung

schätzen und würdigen zu können. Auch eine stattliche Zahl Vertreter Düsseldorfer Kunst hat sich zusammengefunden. Von diesen seien hervorgehoben: Eugen Kampf, der Bruder des bekannten Berliner Historienmalers mit einer sehr feinen „Landschaft“, ferner Nikutowski „Eiseldorf“, Erich Mattschah „Vorpostenritt“ und Hermann Grobes Aquarell einer prächtig in dem silbernen Reiz der Küstenluft flimmernden Dünenlandschaft mit Staffage. Felix Poccarti virtuoso behandelte Orient- und Mittelmeerbilder ermüden auf die Dauer. Recht frisch und gut gemalt sind Hans Sperlings Rauhhaarchunde im Felde. Von den großen, etwas altmeisterlich anmutenden Landschaften von Mar Roeder in Rom ist die Villa Borgheze am wirkungsvollsten. Eine Reihe von Seiden- und Porzellanmalern, die um einen solchen von S. Laboschins Dominel herumgruppiert sind, sorgen für Abwechslung in dieser hübschen Ausstellung.

Dr. R.

Kunstgewerbe

Die letztjährigen Erwerbungen für das Kunstgewerbemuseum

Führte der Direktor Professor Masner einer großen Versammlung im Richtofe des Museums auf der Graupenstraße vor.

Unsere Provinz kann stolz darauf sein, daß es ihr möglich war, im letzten Etatsjahre die respectable Summe von 125 000 Mark aus bereiten Mitteln und Stiftungsfonds auf wünschenswerte Anschaffungen aufzuwenden. Auch die Stadt Breslau, in deren Besitz das Museum sich befindet, darf sich freuen, denn kein kulturhistorisches Museum sonst dürfte im Besitze eines so geschlossenen Ganzen sein, wie das Breslauer Museum seit dem Ankauf des Innungsschatzes der Breslauer Fleischerinnung, der noch dadurch erhöhte Bedeutung hat, daß er ein Spiegel des schlesischen Kunstgewerbes im Zeitraume mehrerer Jahrhunderte ist. Auf den Streit, der der Erwerbung dieses Innungsbesitzes vorangegangen ist, brauchen wir nicht näher einzugehen. Es sei nur daran erinnert, daß die Innung sich in Geldnöten befand und ein mehr eigenmächtiger wie kunstsinziger und kunstverständiger Obermeister den Plan faßte, die Innungskleinodien nach und nach zu versilbern. Er verkörperte diesen großen Gedanken in naheliegender Ideenverbindung durch den Verkauf des

„goldenen Dschen“, der nun auch das einzige Stück ist, das der Innung und zum Innungschatz fehlt. Aber der „kluge“ Obermeister hatte nicht mit der unbequemen Existenz einer Aufsichtsbehörde gerechnet, die, auf die Angelegenheit aufmerksam geworden, ihm die Lust zur weiteren Umprägung von goldenen Dschen in laufendes Silber vereitelte.

Und dieser durch seine Vorgeschichte auch lokalhistorische Innungschatz ist nun dem Kunstgewerbemuseum gehörig. Er besteht zum größten Teile in Goldschmiedearbeiten, Pokalen, Humpen, Münzen und Denkmünzen, die aus den besten Zeiten des Breslauer Goldschmiedegewerbes im 17. und 18. Jahrhundert stammen, wo auch der Reichtum der Innung am blühendsten war. Das älteste Stück des Schatzes ist ein bis in das 13. Jahrhundert, die Gründungszeit der Stadt, zurückreichender bronzener Kreuzfignis, der später noch mit einem hölzernen Dysthon umkleidet wurde, auf dem der Meisterreid eingesehnt war, und im 14. Jahrhundert in einem noch erhaltenen ledernen Futterale aufbewahrt wurde. Sehr schöne Zeugnisse heimischer Kunst sind ferner mehrere Willkommensgläser mit Emaille- und Lackfarbendecor. Eine große gravierte Zinntanne vom Jahre 1685 und zwei getriebene Kupferkannen von 1723 sind gleichfalls dem Breslauer Kunsthandwerk zu danken. Sehr interessante Teile der Innungskleinodien sind die silbernen Sargschilde, die sich im 17. und 18. Jahrhundert die Altbänker und Neubänker Meister- und dann auch die gleichnamigen Gesellen-Innungen anfertigen ließen. Es zeigt sich an den geschmacklosen Werken der letzten Zeit (1793) der Niedergang des Kunsthandwerks gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Auf die Erwerbungen der keramischen Abteilung sind wir an dieser Stelle schon unlängst eingegangen bei der Beschreibung der Tonhöfchen mit Emaillemalerei, die aus dem Freiherrlich Kannaschen Nachlaß erworben worden ist.

Aus der Reihe der prähistorischen Funde ist die erste Darstellung der Menschengestalt vor 4000 Jahren erwähnenswert, die unter dem Namen „Venus von Kurfawe“ bekannt geworden ist, obwohl sie ihrer Fundstätte nach eigentlich die Venus von Ottwitz genannt sein müßte. Der Dichter hat in poetischer Freiheit aber des Reimes wegen diese Umtaufung vorgenommen.

Die volkstümliche Abteilung ist um eine kunst- und farbenreiche Weihnachtskrippe bereichert worden, die in Schömburg bei Landeshut erworben wurde und aus dem Jahre 1750 stammt. Es ist wenig bekannt, daß die Darstellung der Weihnachtsgeschichte in Italien ihren Ursprung hatte und über die katholischen Alpenländer auch dem evangelischen Norden zugeführt worden ist. Das konfessionell gemischte Schlesien dürfte die Verbindungsprovinz gewesen sein. Die neu erworbene Krippe ist die erste künstlerische Ausfühung des beliebten Kinderspiels.*)

Antike Vasen und Kannen, zum Teil von hervorragender Augsburger Arbeit, sind aus dem Legat Rumisch angekauft worden.

Für die Gemälde-Abteilung wurde das dem Kinderhospital zum heiligen Grabe gehörige, aus der Ausstellung kirchlicher Kunst noch wohlbekannte Gemälde des „ausfägigen Hiob“ (um 1530) und eine Kopie des für die Kirscherkaserne von Prof. Kämpfer gemalten Bildes von der Schlacht bei Beuthen erworben. Gleich der letztgenannten Erwerbung ist die einer modernen Stand-Uhr nach Entwürfen von Professor von Woson eine statutenmäßige Handlung, da das Museum im Besitz eines bestimmten Fonds ist, der auch dem gegenwärtigen heimatischen Kunstgewerbe zugute kommen soll. Die kostbare Bronzeuhr wird durch elektrischen Antrieb in Gang gesetzt und läuft, ohne aufgezogen zu werden, zwei Jahre lang.

Eine bleibende Stätte im Museum hat die bisher sehr stiefmütterlich behandelte Textil-Abteilung gefunden. Sie ist im obersten Stockwerk neben der Bibliothek in einem geräumigen, lichten Zimmer untergebracht, das ehemals stets zu wechselnden Ausstellungen herangezogen wurde. In diesem Raum sind nun hinter zu Schaufenstern eingerichteten Schranktüren die verschiedenen Warenarten in Keinen, Seide, Sammet, Baumwolle, Spitzen usw. untergebracht und zwar in Mappen von dreierlei Format. Die Abteilung untersteht der Bibliotheks-Assistentin Frä. Hesse. Es dürfte dieser kleine Rundgang durch die Neuerwerbungen den Beweis geben, daß das eben beendete Etatsjahr dem Kunstgewerbemuseum wie-

*) Eine wundervolle Krippensammlung besitzt das Bayerische Nationalmuseum in München.

der eine erhebliche Bereicherung gebracht hat.
M. E. Schmidt.

Eine Ausstellung von Handarbeiten

Ist gegenwärtig im Kunstgewerbe-Museum ausgestellt, gefertigt im Fortbildungskursus der Lehrerinnen an Privatschulen und technischen Seminaren, die ihrer Besonderheit und farbenfrohen Schönheit wegen die Beachtung weitester Kreise findet. Man kann diese Ausstellung nicht besser charakterisieren, wie es die Inspektantin für den Handarbeitsunterricht der Stadt Breslau, Fräulein Margarethe Simon, in einem kurzen Geleitsworte getan hat, aus dem auch die schulgeschichtliche Bedeutung der Fortbildungskurse und ihrer Resultate hervorgeht.

Die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens hat auch eine Neugestaltung des Handarbeitsunterrichts gebracht. Der Unterricht soll nicht nur technische Fertigkeiten erziehen, sondern auch im Kinde die Freude am Gestalten wecken, soll seine Fantasie anregen und seinen Farben- und Formeninn ausbilden.

Die Schulverwaltung der Stadt Breslau hat daher als eine der ersten einen Kursus eingerichtet, um den Lehrerinnen an ihren höheren und mittleren Mädchenschulen eine den neuen Zielen entsprechende Fortbildung zu gewähren. Diesen Kursus hat Frau Langer-Schlaffke geleitet. Die ausgestellten Arbeiten sind von den Teilnehmerinnen an dem Kursus selbst entworfen. Sie sollen keinen Musterlehrgang vorführen, sondern nur in bunter Fülle Anregung geben, wie sich auch mit technisch geringen Mitteln ein Gebrauchsgegenstand geschmackvoll aufbauen läßt. Die Ausstellung soll aber auch die mannigfachen Möglichkeiten zeigen, wie für größere oder kleinere Kinderhände Arbeiten ausgesucht werden können, deren Ausführung dem Kinde lehrt, daß der gewählte Stoff und die Schnittform den Schmuck des Gegenstandes bestimmen, daß das schmückende Beiwerk sich seiner Konstruktion anzuschmiegen hat.

Für Blusen, Mützchen, Kinderkleider ist der Grundsatz des sadengerechten (rechtwinkligen) Zuschneidens bevorzugt, die notwendigen Näte sind zum Teil dekorativ ausgeführt, um zu betonen, daß die Verzierung aus der Konstruktion erwachsen soll.

In diesem Sinne soll die Gestaltung des Handarbeitsunterrichts in den höheren Mädchenschulen vorgenommen werden. Vielleicht verstummen damit die

Klagen der Mütter und Erzieherinnen über das mehr und mehr schwindende Interesse der heranwachsenden Mädchen am Handarbeitsunterricht und den häuslichen Handarbeiten.
A. E. S.

Baukunst

Preisanschriften der Stadt Reinerz.

Zu dem Wettbewerb betreffend einen Bebauungsplan für Bad Reinerz*) sind 12 Entwürfe rechtzeitig eingegangen. Dieselben wurden geprüft von Stadtbaurat Berg, Geheimen Baurat March, Baurat Großer, Professor Voelzig und vier Vertretern der Stadt. Es erhielt den 1. Preis von 3500 Mk. die Arbeit mit dem Motto „Petrus“ (Architekten G. u. M. Schmidt, Stuttgart), den 2. Preis: Motto „Gartenstadt I“ (Architekt Franz Wirt, Grönenbach, Bayern), den 3. Preis: Motto „Gartenstadt II“ (Peter Recht, Architekt Paul Bachmann, Architekt, und H. E. Joeth, Gartenbauarchitekt, Köln a. Rh.).

Heimatschau

Schutz des Landschaftsbildes.

Den Schutz des Landschaftsbildes bei Errichtung von Heberlandzentralen fordert folgende Verfügung des Regierungspräsidenten in Frankfurt a. O. an sämtliche Landräte und die Oberbürgermeister der kreisfreien Städte seines Bezirks:

„Die Ausdehnung der Elektrizität auf dem Lande hat die Anlage zahlreicher Starkstromleitungen zur Folge. Bei diesen Anlagen wird vielfach auf den Schutz der Landschaft, namentlich der Baumbestände, keine genügende Rücksicht genommen. Auch dienen die Masten, Transformatoren und dergleichen häufig zu einer schlimmen Unzierde der Gegend. Das entspringt zum großen Teile einer Gedankenlosigkeit, da es sehr wohl möglich ist, bei einiger Aufmerksamkeit sowohl die Leitungen so anzulegen, daß sie das Gesamtlandschaftsbild nicht stören, wie auch weiteren Anlagen Formen zu geben, die sich dem Landschaftsbilde einpassen. Der Bund Heimatschutz gibt hierfür gute Beispiele, ohne daß dadurch nennenswerte Mehrkosten entstehen. Den Herren Landräten und Oberbürgermeistern mache ich zur Pflicht, bei den von ihnen selbst zu genehmigenden Anlagen die Rücksicht auf die Schönheit der Landschaft wachen zu lassen, vor allem die Landschaft vor einer

*) Vgl. S. 52 dieses Jahrgangs.

Verwüstung zu hüten, und ferner bei solchen Anlagen, die von den Ortspolizeibehörden zu genehmigen sind, im Aufsichtsweg die Gesichtspunkte zur Durchsührung zu bringen."

Die Gemeindevertretung von Rostberg hat ein Ortsstatut betreffend die Verunstaltung der Straßen und Plätze in der Gemeinde angenommen.

Natur und Landschaft

Fischereibestrebungen in Schlesien.

Einen hohen Reiz unserer heroischen schlesischen Heimat bilden die Wiesen- und Gebirgsbäche. In welcher Weise diese bescheidenen Flüschen auch wirtschaftlich nutzbar gemacht werden können, das zeigte in der Hauptversammlung des Schlesischen Fischereivereins am 17. März Prof. Dr. Schiemens von der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin in einem ebenso lehrreichen wie humorvollen Vortrage über „Die Bewirtschaftung der Forellenbäche“.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Verständnis für den Wert der Fischwirtschaft durch die Bestrebungen der Fischereivereine und durch wissenschaftliche Versuche und deren günstige Erfolge bedeutend gehoben. Auch in der Provinz Schlesien hat sich das Interesse an diesem Gebiet erhöht.

In erstaunlicher Weise hat die Rentabilität der Karpfenzucht zugenommen, seit der Entdeckung, daß der Karpfen ein Fleischfresser ist, und nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, mit Lupinenfütterung vorlieb nimmt. Seitdem man in rationellen Fischzüchtereien seinem natürlichen Nahrungsbedürfnis nachkommt, ist die Zunahme des Gewichts und der Wohlgeschmack des Fleisches bedeutend gestiegen.

In den Fischzüchtereien gibt man den Teichbetrieben den Vorzug, weil diese Bewirtschaftung des stationären Wasserstandes wegen sicherer und vorteilhafter scheint.

Von der Wildwasserbewirtschaftung sieht man in den meisten Fällen ab, weil jeder Wechsel im Wasserstand, reißende Hochwässer, denen kleinere Fischarten keinen Widerstand leisten können, die Fische aus dem Revier des Rächters, der schon hinwegrücken in das Revier des Wildfischers, der weder schon noch pflegt.

Diesem Uebelstande könnte nur ein Zusammenschluß aller Fischzüchter an Wildgewässern abhelfen.

Die nutzbringende Forellenzucht läßt sich in Teichen wie in Wildbächen betreiben. Wohlfeiler und rentabler aber kann sie sich in fließenden Gewässern gestalten. Doch stehen einer gewinnbringenden Gestaltung der Forellenzucht noch mancherlei Irrtümer in den Kreisen der Behörden und selbst der Fachleute entgegen.

Ein vielverbreiteter Irrtum ist die Annahme, daß die Forelle sich nur in starkfließenden Bächen wohl und heimisch fühlt. Die Erfahrung lehrt, daß sie sich auch in flachen Wiesenbächen sehr wohl fühlt, und sie nur verläßt, weil der Mangel an Nahrung sie hinwegtreibt. Nahrungsmangel ist auch der Grund, weshalb man in scheinbar durchaus geeigneten Gewässern oft nicht ein Fischlein antreffen kann.

Wer daher in einem ihm gehörigen Bächlein Forellenzucht einrichten will, wird sich stets vergewissern müssen, ob die Forellenbrut im Bache ihre Nahrung vorfinden wird. Dazu ist erforderlich, daß man die wirkliche, die Gelegenheits- und Verlegenheits-Nahrung der Forelle kennt und zu unterscheiden vermag.

In gewissem Sinne ist die Forelle auch eine Fleischfresserin. Außer den Insekten, die aber nicht in Frage kommen, weil sie nur 5 Monate fliegen, sucht die Forelle den Flohkrebß auf, der ein schlechter Schwimmer ist und sich daher meist in den Algen am Boden des Bächleins umhertreibt, ferner die Larven der Köcherfliegen, Zugmücken und Eintausfliegen. Fehlt es an dieser wirklichen Nahrung, so begnügt sie sich mit toten Mäusen, Ratten und Fröschen, beißt auch an den Köder des Anglers. Zum Raubfisch wird die Forelle erst nach dem dritten Lebensjahre, wenn mit zunehmendem Wachstum auch ihr Appetit größer wird und es ihr an genügender Nahrung fehlt. Zum Kannibalen, wie der Secht, der seine Artgenossen auffrisst, wird sie niemals. Jeder überleale Fischzüchter wird daher den ihm gehörigen Wildbach dahin untersuchen müssen, ob die Organismen vorhanden sind, die der Forelle ihren Lebensbedarf gewährleisten.

Von aerinaerer Bedeutung ist die Schnellschwimmigkeit und Temperatur des Wassers. Manche Züchter glauben, daß die Forelle sich nicht in Wässern mit hohen Sommertemperaturen halten kann. Dies ist freilich nicht der Fall, wenn man Forellenbrut im Sommer in solche Gewässer setzt. Gibt man die Desinfektionsmittel aber im

März oder April in ein Fließgewässer, so gewöhnen sie sich ohne Schwierigkeit an die Sommerwärme. Bei der Aussetzung hüte man sich davor, größere Brutmengen an einer Stelle in den Bach zu geben, weil man dann leicht Raubfische wie Aale und Hechte an diese Plätze zieht. Auch Sorge man dafür, daß die kleinen Fischchen sogleich Gelegenheit zu schützendem Versteck finden.

Zur gedeihlichen Entwicklung der Forellenbrut und zur Erhöhung der Rentabilität ist es notwendig, eine jährliche Abfischung vorzunehmen. Dem Angelsport braucht man vom Standpunkt des Fischzüchters nicht feindlich entgegenzutreten. Angler zahlen Liebhaberpreise für Angelfarten, fangen ab und zu etwas und bieten auch guten Schutz gegen unbefugte zweibeinige Fischräuber. Dennoch ist der Angelsport nicht hinreichend, um den Fischbestand sachgemäß zu reduzieren. Es gehört eine sorgsame Abfischung mit Reuse und Klebnetz zur regelrechten Züchterei, damit die mehr als dreijährigen Vielfresser unter den Forellen, die räuberischen Aale und Hechte entfernt werden. Und endlich, damit den verheerenden Fischkrankheiten vorgebeugt wird, die leicht in einem überfüllten Bach ausbrechen und dasjenige vernichten, was der Züchter zu schonen gedachte.

Mit der regelmäßigen Abfischung muß eine jährliche Neubesetzung durch Eier und Jungbrut Hand in Hand gehen. Diese kann sich der Züchter ganz einfach aus seinem eigenen Bestande beschaffen.

Die geeignetste Zeit zum Aussetzen der Brut ist der August und September.

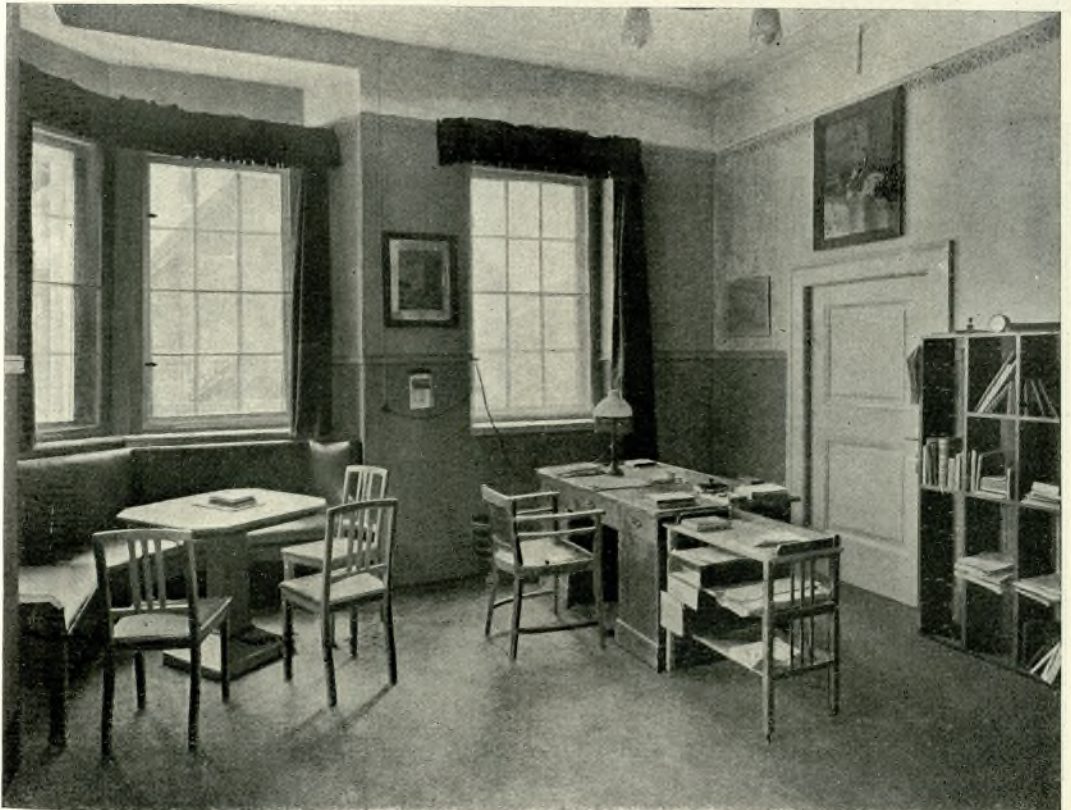
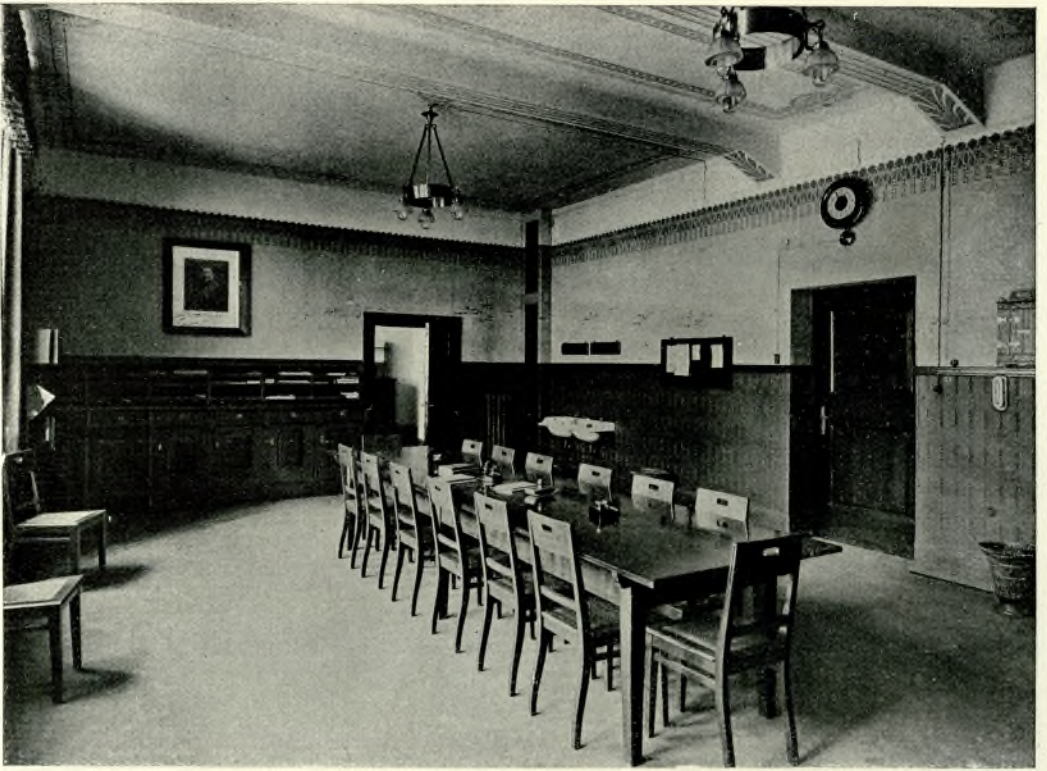
Notwendig für das Gedeihen der Forellenbrut ist reichliche Zufuhr von Licht und praller Sonne. Es ist eine ganz verkehrte Maßnahme, die Ufer von Forellenbächen mit schattigem Gehölz zu bepflanzen. Der beste Beweis für diese Verkehrtheit ist die Erfahrung, daß die Forellen, die in unbeschatteten Wiesenbächen leben, viel lebhaftere Färbung aufweisen.

Der rechte Forellenzüchter wird nie seinen ganzen Bestand zu einer Zeit abgeben, sondern sichert sich zu jeder Jahreszeit gut bezahlten Absatz. Am meisten werden die Forellen zur jetzigen Zeit gesucht.

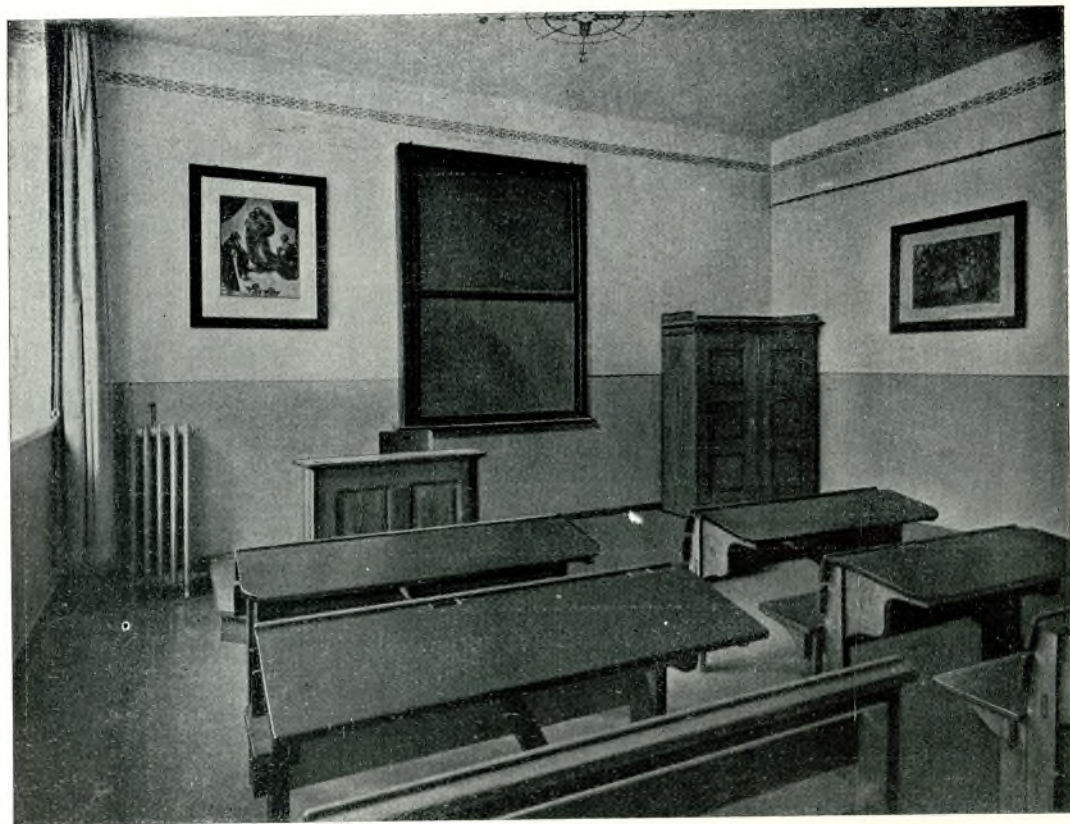
Eine besondere Aufmerksamkeit muß der Fischzüchter dem Entstehen oder der Entwicklung schädlicher Betriebe wie Cellulose-, Stärke- und Zuckerfabriken, Färbereien und Gerbereien zuwenden.

Werden alle diese Hinweise beachtet, dann wird es sich ohne Zweifel angenehm und rentabel erweisen, Forellenzucht in Wildwässern zu treiben. Sie wird auch der Anzucht von Hechten vorzuziehen sein, weil, wie schon erwähnt, die Forelle erst im 4. Jahre zum Raubfisch verwildert, und der rechte Züchter sie schon vorher abgefischt hat, während der Hecht von Anfang an ein karnibalischer Raubgefelle ist, der oftmals einen fast ebensogroßen Artgenossen im Schlunde trägt.

N. E. Schmidt.



Konferenzzimmer und Amtszimmer des Direktors



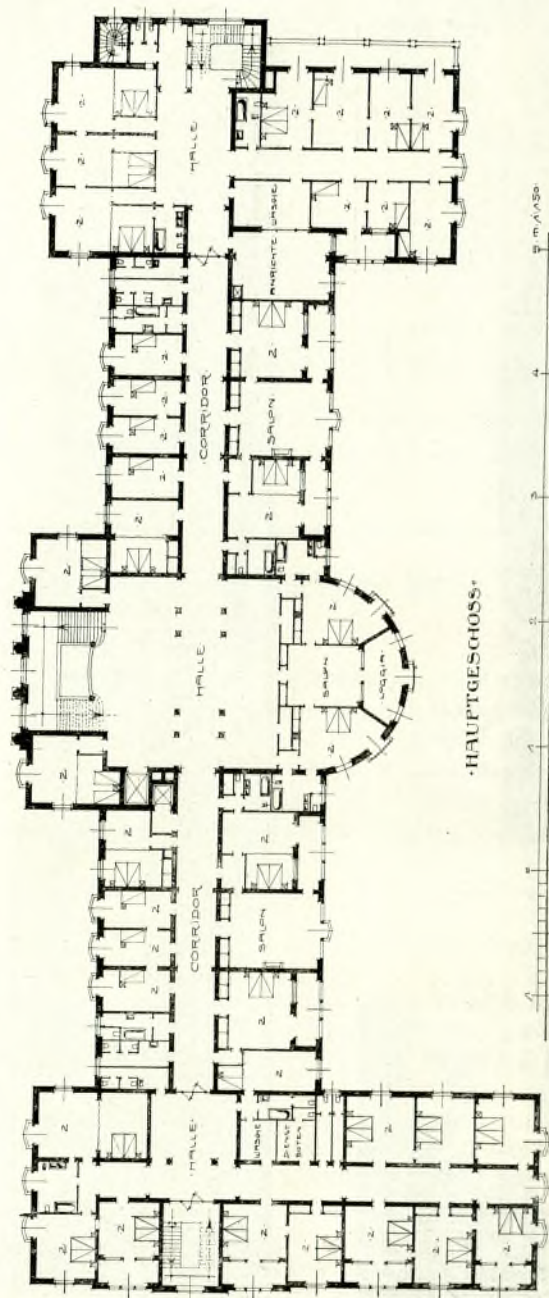
Ein Klassenzimmer



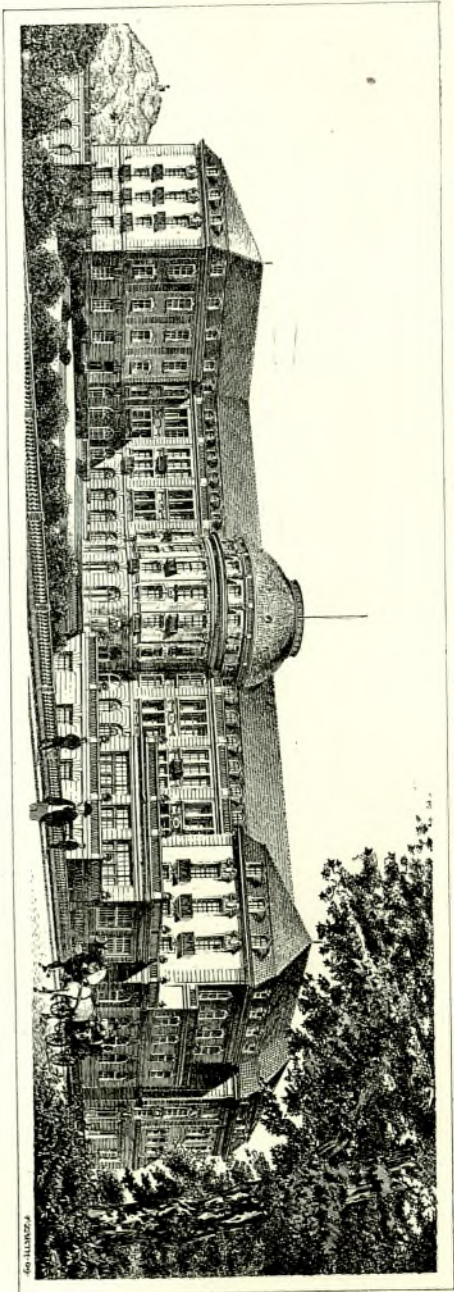
Eingangsportal



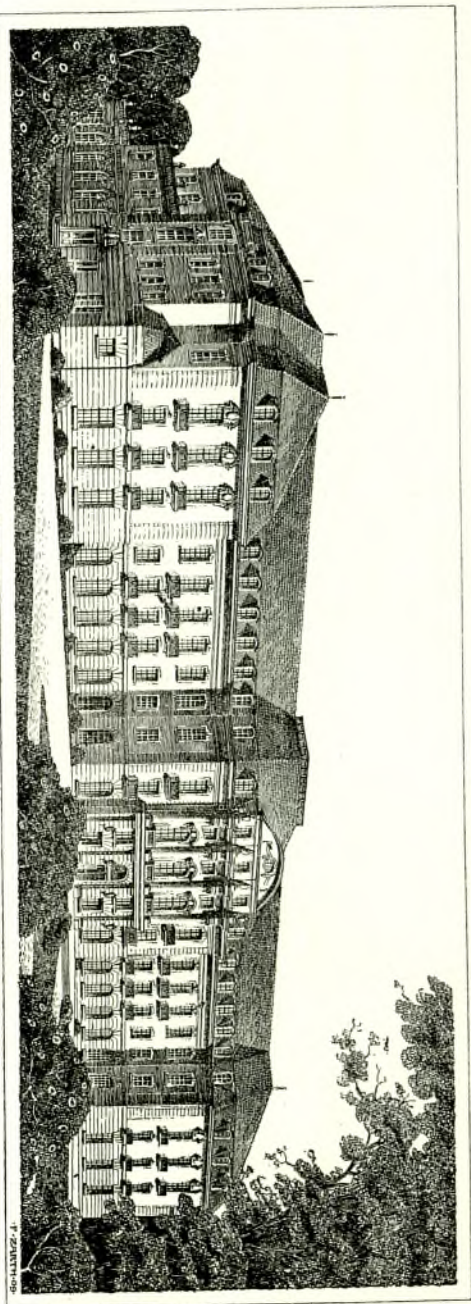
Hofbrunnen



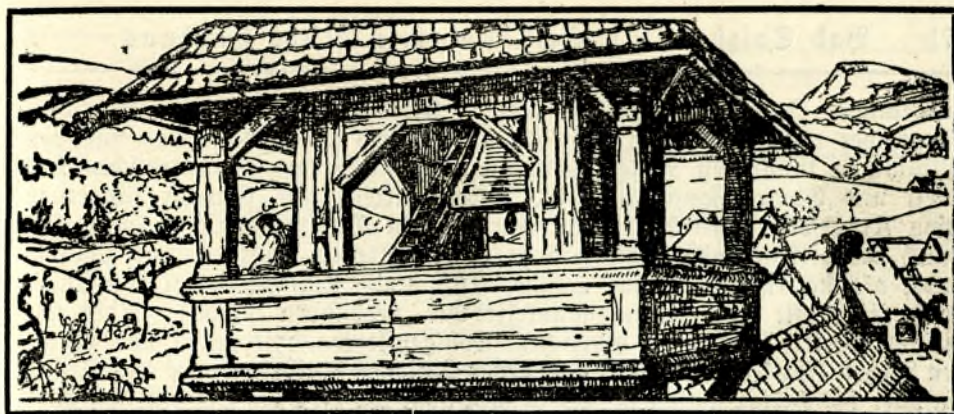
Grundriß vom Hauptgehoß des neuen Kurhauses in Bad Salzbrunn



Ge. H. Meyer



Ge. H. Meyer



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 15

1. Maiheft 1910

Bad Salzbrunn in Schlesien und sein neues Kurhaus

Bad Salzbrunn in Schlesien im Waldenburger Gebirge am Fuße des die Gegend beherrschenden Hochwaldes, eines 850 Meter hohen Porphyrtfels, gelegen, ist seit alters her wegen seiner kalten alkalischen Quellen berühmt und geschätzt. Der Ort verdankt seinen Namen den Quellen. Seine erste urkundliche Erwähnung fällt in das Jahr 1221. Die Hauptquelle, der Oberbrunnen, stand damals schon bei den Anwohnern in Ehren. Die Bewohner schätzten den Oberbrunnen sehr. Im Brautschatz eines Salzbrunner Mädchens durfte ein geschmücktes Fäßchen Born nicht fehlen. Das Dorfgericht führt noch heute als Wahrzeichen des Ortes das Abbild des Oberbrunnens in seinem Siegel. 1601 verkündete als Erster der berühmte Hirschberger Arzt und Naturforscher Caspar Schwenkfeld den Ruhm des Oberbrunnens aller Welt. Doch die Wirren des dreißigjährigen Krieges hinderten eine schnelle Verbreitung seiner Heilkraft. Erst die Fürsorge des großen Preußenkönigs, Friedrichs II., um sein schwer errungenes Schlesien bahnte eine neue Zeit für Salzbrunn an.

Außer dem Oberbrunnen wurden der Mühlbrunnen und die Luisequelle zu Trink- und Badezwecken nutzbar gemacht. Neuerdings sind auch die später entdeckten Quellen, die Kronenquelle, welche im Hotel Preussische Krone, dem Geburtshause von Gerhart Hauptmann, entspringt und die Marthaqueille von dem Eigentümer der übrigen Quellen und Badeanlagen, dem Fürsten von Pleß, käuflich erworben.

Der Quellenchat gewährt Heilung allen denen, welche an Katarrhen der Atmungsorgane (des Rachens, der Nase, des Kehlkopfes, der Bronchien und Bronchiolen), des Magens und des Darmes, an Lungenemphysem, Asthma, sowie an Gallensteinen, harnsaurer Diathese (Gicht- und Steinbildung), Zucker-, Nieren- und Blasenleiden leiden. Der Gebrauch der Quellen durch Trinken,

Gurgelungen, Inhalationen, Bäder usw., bietet in Verbindung mit dem milden Klima, der reinen Luft des 402—419 Meter hoch gelegenen Ortes und den vollzähligen künstlichen Heileinrichtungen (Inhalatorium, pneumatisches Kabinett und Glocke, Zander-Institut, Badeanstalten) alle Gewähr für einen guten Kurerfolg. Mit den Trinkkuren können Ernährungskuren durch Gebrauch der verschiedensten Milchpräparate der ältesten Molkenanstalt Deutschlands, als sterilisierter Milch, Sahne, Kuh- und Ziegenmolke, Refir, Eisenmolke, Eisensefir und Eisenmangansefir usw. verbunden werden. Nicht unerwähnt dürfen hierbei die herrlichen, wohlgepflegten, mit guten und bequemen Wegen (für Terrainkuren) versehenen Anlagen bleiben, welche eine Fläche von über 140 Hektar umfassen. Es ist hier nicht der Ort, die Einzelheiten aller Kurmittel und Kureinrichtungen zu beschreiben. Wer Interesse an Bad Salzbrunn, einem der hervorragendsten Bäder Schlesiens und des Ostens hat, erhält ausführliche Schriften von der Fürstlichen Badedirektion zugesandt.

Um den Bestand und die Güte der Quellen für alle Zeiten zu sichern, sind die Hauptquellen: Oberbrunnen, Mühlbrunnen, Luisequelle, Kronenquelle und Marthaqueelle, von dem Quelleningenieur Scherrer aus Ems mit ganz erheblichen Geldopfern in den Jahren 1907—1910 saniert und neu gefaßt worden. Dadurch ist ihr Gehalt an Kohlenensäure vermehrt und so ihr angenehmer Geschmack wesentlich gehoben.

Wohnungen bietet Bad Salzbrunn den Kurgästen in hinreichender Anzahl, sie genügen bescheidenen, wie auch hohen Ansprüchen an Komfort. Mit 1. Juni dieses Jahres soll das von dem fürstlichen Besitzer neu errichtete Kurhaus dem Verkehr übergeben werden. Dieses liegt auf einem terrassenartig ansteigendem Platze der westlichen Anlagen, 2 Minuten von den Trinkquellen Oberbrunnen und Kronenquelle entfernt. Es ist ein imposanter, monumentaler Bau. Seine Längsachse liegt fast genau von Süden nach Norden. Der südliche Querflügel ist länger als der nördliche, um hier, auf der Sonnen- seite, mehr Logierzimmer zu gewinnen. Von den Zimmern der Westseite genießt man den herrlichen Ausblick nach dem Hochwald und Sattelwald, von denen der Ostseite nach den weiten östlichen Anlagen des Bades bis zur Wilhelmshöhe.

Sämtliche Wirtschaftsräume sind in dem weiten Kellergeschoß untergebracht. In der Mitte dieses befindet sich die Zentralheizung und im südlichen, mit der Straße auf gleicher Höhe liegenden Teile ein Inhalatorium, das mit den besten erprobten Apparaten für gemeinschaftliche und Einzel-Inhalationen ausgerüstet ist.

Im Erdgeschoß liegen die Gesellschaftsräume. Durch das monumentale Portal an der Westseite gelangt man in das Vestibül mit dem Haupttreppenhause und von da in die durch zwei Stockwerke gehende, 8 Meter hohe, große Konversationshalle. An diese schließen sich zu beiden Seiten breite Korridore an, welche im Süd- und Nordflügel auf geräumige Nebentreppenhäuser mit Straßenausgängen führen. Auf der linken Seite der Konversationshalle liegen die hauptsächlichsten Räume für den allgemeinen Gebrauch: der große Frühstückssaal, das Musik-, das Spiel- (Billard-) und Rauchzimmer und der große Fest- und Speisesaal. An diesen stößt eine zum Teil verdeckte, zum Teil offene Terrasse. Auf der rechten Seite der Konversationshalle befinden sich die Schreib- und Lesezimmer, ein Damensalon und ein weiteres Spielzimmer, die Kasse, das Direktorzimmer, sowie die Räume für den Herren- und Damen-

friseur. Daran reihen sich 12 im Südflügel gelegene, für Gäste, welche keine Treppen steigen wollen, geeignete Fremdenzimmer.

Die übrigen Geschosse enthalten durchweg ebenfalls Fremden- und Personalräume, sowie eine Direktorenwohnung. Im ganzen sind 130 vermietbare Zimmer mit zusammen 184 Betten vorhanden, von denen ein großer Teil anstoßende Loggien, ein anderer Balkons enthält.

In jedem Geschosß ist mehrfach die Möglichkeit vorhanden, einzelne Appartements, bestehend aus Salon mit 1 oder 2 Schlafzimmern, Badezimmer und Raum für Bedienung zu vermieten. Auch Einzelzimmer können in Verbindung mit Bad vermietet werden.

Die innere Ausstattung sämtlicher Räume ist in einfachen vornehmen Formen gehalten. Die Zimmer haben nach den Korridoren Doppeltüren, die Korridore und Treppenhäuser sind mit breiten Plüschläufern belegt.

Elektrische Signalanlage mit Licht melden — nicht klingeln — ist im ganzen Gebäude vorhanden, so daß sich der Verkehr auch bei regstem Besuch in ruhigster Weise abspielt.

Die sanitären Anlagen des Kurhauses sind nach den neuesten Erfahrungen und Regeln der Technik ausgeführt. Die Geruchverschlüsse aller Wannen, Klosetts und Wasserbeden sind primär und sekundär entlüftet, um ein event. Absaugen der Wasserverschlüsse zu vermeiden. Die Klosettabwässer sind mit besonderen, von den Entwässerungssträngen für Bäder und Waschoiletten getrennten Röhren in die Kanalisation eingeleitet. Für die Badezimmer sind nur Feuertonwannen amerikanischen und englischen Fabrikats verwendet worden.

Die im gleichen Baujahr hergestellte Kanalisation von Salzbrunn führt die Abwässer der weit entfernt liegenden biologischen Kläranlage zu. Ueberhaupt ist allen Anforderungen der Hygiene in weitgehendster Weise Rechnung getragen.

Die Warmwasserbereitung für Bäder und Küche geschieht durch Niederdruckdampf der Heizungsanlage. In allen Stockwerken sind Anschlüsse für warmes Wasser vorhanden. Auch die Waschoiletten in einzelnen Zimmern sind an die warme und die kalte Leitung direkt angeschlossen. Die Zuführung des kalten Wassers geschieht durch das Waldenburger Wasserwerk.

Das Gebäude wird durch eine Zentralheizung erwärmt. Um eine schnelle Erwärmung aller dem öffentlichen Verkehr dienenden Räume zu erzielen, wurde für die Beheizung dieser Räume Niederdruckdampf gewählt. Sämtliche Wohnräume haben Warmwasserheizung. Es ist somit den weitgehendsten Ansprüchen in bezug auf milde Wärmeabgabe, regulierbare Oberflächentemperaturen und Geräuschlosigkeit Genüge geleistet.

Für eine ausreichende künstliche Ent- und Belüftung aller Gesellschaftsräume ist in vollkommenster Weise gesorgt.

Die Vorrichtungen für eine allen, auch den verwöhntesten Ansprüchen gerecht werdende Bewirtschaftung des Kurhauses sind vorhanden. Das Hotel ist einem Direktor unterstellt, der bereits in Paris und London größere Hotels geleitet hat.

Durch diesen Bau kann Salzbrunn mit den größten Bädern des In- und Auslandes in Konkurrenz treten. Seine großartigen Anlagen und seine durch die Natur begünstigte Lage stellen es mit an erste Stelle.

Auch die Gäste, die gern Unterhaltung und Geselligkeit pflegen, finden in Bad Salzbrunn ihre Rechnung. Ein gutes Orchester konzertiert täglich zweibis dreimal, außerdem finden Militär- und Sinfonie-Konzerte statt. Ein gutes Theater spielt wöchentlich fünfmal; 5 gut angelegte Tennisplätze stehen zur Verfügung. Seit Jahren hält der Schlesische Lawn-Tennis-Verband seine Turniere in Bad Salzbrunn ab. Im Kurhause befinden sich zwei Spielzimmer, in denen Unterhaltungsspiele für die Gäste bereit gehalten werden. (Pferderennen-Apparat, Holländisches Kreisspiel, Tischtennis und Billard mit Einzajhbrett.) Einen Glanzpunkt bilden die während der Saison mehrmals veranstalteten Illuminationen der Kuranlagen, bei denen etwa 30 000 Flammen leuchten und, an den Abhängen in malerischen Linien aufsteigend, wunderbar wirken.

Die weit ausgedehnten Anlagen mit über 24 Kilometer Wegen bieten angenehme, abwechslungsreiche Spaziergänge. Rüstigere Fußgänger führt die elektrische Bahn in kurzer Zeit an den Fuß der Waldenburger Berge, deren Besteigung mit prächtigen Fernsichten belohnt. So erinnere ich mich gern der Freude eines Kurgastes, den ich im vorigen Jahre nach der Kolbehaube auf dem Hainberge bei Dittersbach und nach Neuhaus begleitete, über die ungeahnte Schönheit der Gegend. Eine bequem angelegte neue Fahrstraße führt die Gäste in die herrlichen Hochwaldungen. Und so ließen sich noch viele Punkte aufzählen, die ohne große Schwierigkeiten durch gute Verbindungen zu erreichen sind, nicht zuletzt die Perle Schlesiens, das herrliche Fürstenstein.

Von den Zeitaltern der deutschen Baukunst

Von Felix Pischel Weimar

IV

Eine Grenze zwischen Renaissance- und dem folgenden Barock-Stil läßt sich kaum festlegen; die Uebergänge vollziehen sich sehr schnell und kaum merklich. In wesentlichen Grundzügen bleiben die Schöpfungen des früheren Barock denen der Renaissance noch gleich, erst im ausgebildeten Barock verschwinden die Nehrlichkeiten mehr und mehr.

Im ganzen offenbart sich ein starker Zug zu lebhafter Bewegung. Die Baukünstler zeigen eine Vorliebe für geschweifte, gekrümmte, gebrochene Linien und schaffen damit schärfere Gegensätze, wozu sie sehr gern die Mitwirkung von Licht und Schatten gut berechnend heranziehen.

Später steigert sich dieses Leben zu gewaltiger, zu ungeheurer Leidenschaft: Wir stehen im 17. Jahrhundert.

Deßsen letzte Jahrzehnte neigen vielfach zu Uebertreibungen in allem Leben. Auch die Kunst muß dulden, daß unsinnige, daß geschmacklose Ueberladung ihren Namen sich heilegt. —

Vornehmer, ruhiger wieder wird das Rokoko und seine Nachfolger.

Man genießt heiter den Frieden und liebt alles Spielende des Lebens. Und die minder leichten Geblüts sind, lernen wieder gediegenen Wohlstand zu schätzen. Behäbiger Frohsinn und lachendes Behagen verbreitet sich unter ihnen.

Und erzählt man sich noch lange mit ängstlicher Freude vom Treiben der oberen Tausend, wieviel die hohen Herrschaften früher hätten draufgehen lassen, daß stets Geld im Lande rollte, wie toll sie es oft gemacht hätten und ohne Schonung von sich und ihren Untergebenen: in geruhsamem Dahinleben weiß man jetzt auch die bescheidensten Genüsse des Lebens in aller Zucht und Ehrbarkeit bis zur Reize auszukosten.

Alles dies und manches noch erzählt die Baukunst besonders des 18. Jahrhunderts.

Wenn je, dann damals genossen städtische Bürgerhäuser und Landsitze des Adels aller liebenden Pflege.

Noch in späte Tage des nüchternen 19. Jahrhunderts tönt dann und wann uns ein Klang aus jener wirklich einmal guten alten Zeit herüber. —

In, unter und neben den überall zu verfolgenden Stilwandelungen jener Jahrzehnte kommen mehr und mehr die feinen Abweichungen der heimatischen Bauweisen, die Eigenart landschaftlichen Wesens zu klarem Ausdruck.

V.

Die deutsche Baukunst des 19. Jahrhunderts ist arm an eigener Art.

Die letzten Menschenalter, die alle Kraft daran wandten, dem Volke die Grundlagen eines neuen Daseins zu schaffen, vermochten nicht, dieses Dasein künstlerisch zu gestalten. Die großen Aufgaben des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens zogen so viele der Fähigsten, der Handelnd-Schöpferischen in ihren Dienst, daß der Baukunst, dem tätigsten Bereich des geistigen Lebens, allmählich die Schöpferkraft versiegte.

Ein geistiges Erbe des ausgehenden 18. Jahrhunderts war der Glaube an die ewig gültige Vorbildlichkeit der alteuropäischen Kunst. Das neue Jahrhundert setzte ihre Erforschung mit warmem Eifer fort und führte sie zu glücklichen Ergebnissen und köstlichen Freuden. Und bald strebten mit ehrlicher Begeisterung unsere Künstler nach dem schönen Preis, als treueste Schüler der alten römischen und griechischen Meister erfunden zu werden. Sie glaubten sie nicht höher ehren zu können, als indem sie die Formen ihrer Kunst in das eigene Land und die eigene Zeit verpflanzten.

Danach begaben sich unsere Baumeister in eine andere Abhängigkeit, wurden Diener, blind ergebene Diener, allzu lenkbare Knechte der seit Ausgang des alten Jahrhunderts erwachsenen, seit der Romantik zu hohen Ehren gelangten neuen Wissenschaft der Geschichte.

So erfreulich und notwendig deren Aufblühen war: der Kunst gedieh es nicht zum Segen, daß ihre Jünger die Zeitalter, deren Bild der Forschende vor die verwunderte Seele zauberte, alle noch einmal zu neuem Leben in sinnlich faßbaren Werken zu erwecken trachteten.

Anderer Himmel, anderes Land, anderes Volk, andere Zeit hatten jene alten gerühmten und rühmenswerten Werke erzeugt. Jetzt wollten sie Deutsche des 19. Jahrhunderts wiederholen: das hieß, in zwei Mutter Sprachen zu reden versuchen.

Wohl vermochten einige ganz Große — das alte Museum, das Schauspielhaus, die Schinkel in Berlin erbaute, sind des zwei glänzendste Zeugen — wohl vermochten sie Bauten zu schaffen, die dennoch die innere Einheit wahrten: nur zu bald aber folgten ihnen Schwächere und tausend abgestempelte Architekten beglückten das Land mit ihren Unzulänglichkeiten. Sie gaben in pflichttreuer Arbeit das Beste, was sie konnten. Aber wo alle notwendigen natürlichen und geschichtlichen Bedingungen fehlten, konnte dieses nicht zugleich das Beste sein, was bodenkündige, was zeiterwachsene Kunst vermocht hätte. Wer fremder Zeit, fremden Wesens keine Spur in sich trägt, kann wohl einzelne Formen gut oder schlecht nachahmen: der zusammenhaltende, belebende Geist läßt sich nicht erlernen.

Die Nachahmungen fremder Kunst mußten allmählich schlechter und schlechter werden. —

Der beliebteste Stil ist allerorten die italienische Renaissance in allen möglichen und unmöglichen Abwandlungen.

Es sind nicht eben viele Bauten darunter, die ein strenges künstlerisches Urteil tragen könnten. Und es wäre ein Irrtum zu glauben, die städtischen und staatlichen Gebäude wenigstens seien die künstlerisch stattlichsten.

Seltsam ist es, einen Bau des Palaststils aus unverkleidetem Backstein zu errichten, der nie die Massenwirkung, die Wucht der großen Quadern hat, dem alle vornehme Zurückhaltung des edleren Haussteines fehlt. Aber wie unzählig sind im deutschen Lande die Bauten geworden, deren Stoff und Stil nicht im Einklang steht.

Wo so aber sinnliches Grundgefühl verloren ging, wird man vergebens lautere Empfindung für feinere Unterschiede suchen. Man vergleiche nur diese neueren Bauten mit den alten des echten Stils: man wird oft entdecken können,

daß hier Bauglieder, Schmuckteile willkürlich erscheinen, die dort, bei den alten, als notwendig wirken; daß dort die Wegnahme eines Stückes das Ganze zerstören kann, hier viel nach Belieben verändert werden mag, ohne den Gesamteindruck wesentlich zu verändern. —

Aus der andauernden Beschäftigung mit allen Stilen der europäischen Vergangenheit, die doch nur selten das aufgestellte Ziel — sie gut nachzuahmen — wirklich erreichte, erwuchs der lebenden Kunst schwerer Schaden. Das unmittelbare künstlerische Gefühl erstarrte, die Freude an der Kunst verkümmerte.

Da die Baukunst sich in die Vergangenheit flüchtete, schien sie keine lebendige Bedeutung für das gegenwärtige Leben zu haben. Als altes Vorurteil, als Luxus oder als etwas Gleichgültiges, Entbehrliches erschien wohl bald die Kunst; vielleicht auch als Spielerei, mit der sich die in eisernes Muß eingespannten Schaffenden — aus Verachtung oder lebensnotwendiger Härte — nicht befassen mochten oder durften.

Die Selbstbeschränkung der in Staat und Wirtschaft Tätigen auf das eigene — bald allein als schöpferisch erscheinende — Arbeitsgebiet kam ihnen selbst, kam der Lösung ihrer Aufgaben sicher zugute. Aber die Kunst — das heißt aber die Stadt und die Landschaft — hatten den Schaden. Die Künstler, die, in die Jahrhunderte des Vergangenen untergetaucht, das bewegte neue Leben um sie her nicht beachteten, oft der Beachtung kaum wert hielten, wurden der eigenen Zeit entfremdet. Und als diese mit ihren neuen eigenartigen Bedürfnissen an sie herantrat und sich nicht mehr abweisen ließ, verstanden sie es nicht, diesem neuen Geist den gemäßen künstlerischen Ausdruck zu leihen.

Das Ergebnis solcher Trennung von Kunst und Leben war übel genug: Die neuen Bauten — in erster Reihe Fabriken, Bahnhofsgebäude, Massenwohnhäuser —, deren man kaum Vorgänger kannte, zeigten entweder gar keine künstlerische Form, erschienen als ungefüge Massen; roh, brutal; nüchtern bis zu über Geisteslosigkeit; nur Zweck, nur nackte Nützlichkeit; ein Bild grauer Alltätigkeit oder gar der Armut mit bitterernsten Mienen. Oder — und das war das Schlimmere — es wurden die neuen Inhalte in irgend eine alte Form gepreßt ohne Gefühl für die fühlbarsten Unterschiede der Zeiten und Bedingungen, ohne Empfindung unvereinbarer Gegensätze.

Am frechten wurde diese Lüge dort, wo sie nicht aus Unvermögen, sondern aus eitler Absicht, zu glänzen, aus der Schamlosigkeit der Emporkömmlinge entsprang. Daß dem Prokentum, das sich in ihren Bauten breit machte, die Baumeister nicht Einhalt zu tun vermochten, daß sie vielmehr selbst ihren künstlerischen Unverstand unterstützten, ihren Forderungen schwachvoll zu Dienste waren: das zeigt, wie weit alle guten Geister der Kunst aus dem neuen Deutschland entflohen waren — und leider noch zu sehr sind.

Auch der Jugendstil, ein erster, zwar mißglückter, doch mutiger Versuch, zu neuen künstlerischen Formen zu gelangen, bedeutete keinen Fortschritt zum Besseren: Seine Formen wurden bald ebenso vergrößert, ebenso veräußerlicht, ebenso sinnlos und willkürlich angewandt, wie die der älteren Stile. —

Man sehe sich die Häuser, die in den letzten zehn, zwanzig Jahren entstanden, an. In großen und kleinen Gruppen stehen sie überall beisammen.

Mit allen Bequemlichkeiten: das ist erfreulich.

Aber sie sind nicht von innen heraus gewachsen — wieviel kleine und große vermeidbare Ungemütlichkeiten, Unzulänglichkeiten, Verkehrtheiten birgt manches von ihnen! —, sondern in erster Linie für die Straße, zum Ansehen, gebaut.

Schön? O frage nicht! Gepußt, geschminkt, auffallend, marktschreierisch aufdringlich, auffallen wollend um jeden Preis (obzwar, da jedes auffallen will, schließlich keines mehr auffällt). Zuerst um den Preis der Schönheit und Gediegenheit, und ohne jedes Maß.

Um wieviel armseliger — künstlerisch betrachtet — sind diese Häuser meist als die Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts gebauten! Mögen die längst nicht mehr künstlerisch auf der Höhe stehenden: den Vergleich mit ihren jüngsten Nachbarn halten sie immer noch sehr gut aus.

Mit den Häusern aus der Blütezeit der Baukunst darf man die jüngsten vollends gar nicht vergleichen.

Sie freilich schämen sich anders ein und gebärden sich recht anmaßlich; wännen wohl gar, jedem Neuen müsse das Alte weichen; als hieße „neu“ immer „besser“. Wieviele schöne alte Plätze zerstörten sie uns schon! —

Die Provinz folgt in dieser baulichen Unkunst nur Berlin, und seit einigen Jahren leidenschaftlicher, als noch um 1900.

Diese Abhängigkeit und besonders, daß sie sich gerade jetzt recht zeigt, ist erklärlich. Denn die heute in der Provinz bauen, erhielten zumeist ihre Ausbildung in den Großstädten gerade damals, als dort die unkünstlerische Bauweise in höchster Blüte stand. Und wenn sie ihr Leben, ihre Familie, die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Heimat gefördert haben, ist ihr Wunsch verständlich, diesem Aufschwung auch sinnfälligen Ausdruck zu geben. Aber — in ihrem und im Interesse der Heimat der sie doch mit ihren Neubauten etwas recht Schönes zu geben denken — ist zu bedauern, daß in der entscheidenden Zeit ihres Lebens in ihnen alles andere, nur nicht künstlerisches Gefühl geweckt wurde, daß sie vielleicht reicher und bequemer, aber nicht auch künstlerisch besser bauen lernten.

Das aber ist für die Gestaltung der Landschaften und Städte um so gefährlicher, als in der minder wohlhabenden und langsamer lebenden Provinz die Häuser viel längere Zeit stehen, als in der reichen, schnelllebigen, leicht veränderten Großstadt.

VI.

Vor etwa 1½ Jahrzehnten trat eine Wendung in der baulichen Entwicklung ein. Jetzt endlich begannen die Künstler sich auf sich selbst zu besinnen, und allmählich erwachte die Baukunst aus ihrer Erstarrung.

Eine neue Baukunst, ein neuer zeiteigener Stil ist seitdem im Werden.

Viel Kampf und Mühe kostete es den Aufwackenden und Wegebereitern, ihr Recht zu erweisen, Anerkennung, Geltung und Wirkungskreis zu gewinnen.

Mehr bleibt noch zu tun. Es ist erst ein Anfang gemacht.

Aber ein viel versprechender. Manches Erfreuliche, einiges Gute brachten die letzten Jahre.

Auch hier steht Berlin in der ersten Reihe der Führenden. Freilich muß man noch suchen. Aber wer in den letzten Jahren mit prüfendem Blick die bauliche Entwicklung Berlins verfolgte, dem boten sich mehr und mehr Zeichen einer Gesundung des Geschmacks, einer wenn auch noch so langsamen Verfeinerung des künstlerischen Urteils, eines frohen und stolzen Emporstrebens der Kunst.

Der und jener, der Möglichkeit und Bedürfnis hatte, sich und den Seinen ein eigenes Haus zu schaffen, hegte nun endlich wieder den Wunsch, nicht nur einen kostbaren Unterschlupf zu besitzen, sondern vor allem gut zu bauen.

Und zum Ruhme heutigen Reichtums sei es gesagt: Mächtigste des Wirtschaftslebens verbanden sich leitenden Künstlern; und mehr als ein Unternehmer erkannte es als eine gern erfüllte Ehrenpflicht, seine Werke und Hallen, Pager und Heimstätten nicht nur technisch aufs Beste anzulegen, sondern auch künstlerisch — d. h. zunächst sinnvoll und würdig — zu gestalten.

An dieser Stelle wird man stets des im vergangenen Jahre uns allzu früh entrißenen Alfred Messel und seines Wertheim-Baues gedenken als eines schöpferischen Zukunft-Vollenden und einer guten Zukunft-Hoffnung.

Auch der Staat, der reichste Bauherr und das durch seine ausgedehnte Bautätigkeit einflußreichste Vorbild, beginnt gut zu machen, was er vordem als Beherrscher der Bauschulen Meßes mit verschuldete. —

Ein neuer Baustil ist im Werden.

Seine Hauptforderungen heißen: Zweckdienliche Gestaltung. Echtheit und naturgemäße Behandlung der Stoffe. Gediegenheit. Wohlthuende Maße und Verhältnisse in Flächenenteilung und Raumanordnung. Abwägen und Einklang von Linien, Farben, Formen.

Absicht dieses Versuchs war:

Entscheidendes, Wichtiges, Wesentliches überall anzudeuten; Hauptzüge der Stile, der Baukunst, der Zeiten herauszustellen.

Es lag mir fern, einen runden, vollständigen Bericht geben zu wollen.

Als Anregungen und Richtlinien für eigene Beobachtungen mögen diese Zeilen gelten.

Berichtigung. Im Heft 14 muß es im Artikel „Von den Zeitaltern der deutschen Baukunst“ auf der drittlezten Zeile des ersten Abschnittes **R**oster **Lehmn** heißen; auf der letzten Zeile des dritten Abschnittes **gesamte** und nicht **geplante** deutsche Baukunst.



SCHLESISCHE SITTE VND SAGE

Ein schlesisches Sagenbuch

Von Maria Brie

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde hat sich die Aufgabe gesetzt, Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen allmählich in einer Reihe von Bänden zu veröffentlichen. Der erste dieser verdienstvollen Sammlung enthielt die schlesischen Weihnachtsspiele, herausgegeben von Friedrich Voigt. Es folgte ein starker Doppelband: „Sitte, Brauch und Volksglauben“ von Paul Drechsler. Nunmehr liegt auch der 1. Teil eines schlesischen Sagenbuches von Richard Kühnau vor. Sowohl für den Kenner wie für den Laien bedeutet sein stattlicher Umfang eine Ueberraschung. Seine 618 Seiten umfassen nur die Spuk- und Geistergesagen, die wiederum bloß einen, freilich reichverzweigten Ast der sogenannten Seelensagen bilden. Allein um die Seelen Verstorbener handelt es sich in dem jetzigen Bande. Mannigfaltig sind die Geschichten, die sich das Volk von ihnen erzählt. Es weiß von Seelen, die vorwiegend oder unwissend oder durch allzu großen Schmerz der Hinterbliebenen in ihrer Grabesruhe gestört werden, von solchen, die wegen eines verübten Unrechts, einer ungebüßten Schuld umgehen müssen und auf Erlösung harren. Andere veranlaßt Liebe und Fürsorge für die Nachkommen, ein unerfülltes Versprechen, die Nichtbeachtung des letzten Willens, ihre noch ungeführte Ermordung oder eine Forderung, die der Lebende noch an das Leben hatte, zur Wiederkehr. Auch bössartigen Spuk gibt es und Nachzehrer, Tote, welche den Lebenden das Blut aussaugen und sie nach sich ins Grab ziehen. —

Noch stehen die Sagen von den Seelen Lebendiger, wie die Waren- und Herrensagen, aus; ferner: die Berichte von Geistern und Dämonen, die eigentlichen Schakhsagen, die Volkssagen, die historisch gefärbten oder an geschichtliche Begebenheiten anknüpfenden Ueberlieferungen usw. endlich was Kühnau als romantische Sagen bezeichnet, d. h. literarisch ausgestukte Erzählungen mit einem alten volkstümlichen Kern. Wenn man sich die Menge und den Reichtum des Stoffes vergegenwärtigt, wozu noch die verheißenen Register und Nachweise kommen, so möchte man fast zweifeln, daß Kühnau all dies in zwei weiteren Bänden wirklich bewältigen kann, selbst wenn er, seinem Vorsatze gemäß, die Breslauer und die Rübezahn-Sagen ausscheidet. Ist aber endlich das ganze Werk veröffentlicht, so kann sich die Provinz Schlesien einer Sagenammlung rühmen, mit der kaum ein anderer deutscher Gau an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit wetteifern kann. Dann erst kann man auch das Sagenbuch für wissenschaftliche Aufgaben wie Sagenvergleichung, Stoffgeschichte und dergleichen voll ausnutzen; denn für den Forscher ist es in erster Reihe bestimmt. Manchem Nichtfachmann werden die vielen, einander oft sehr ähnlichen Fassungen der selben Sage mehr verwirrend als interessant erscheinen.

Die schlesischen Städte im Zeitalter Friedrichs des Großen

Von Hans Heinrich Borchardt

Es ist eine eigentümliche Tatsache der preussischen Geschichte, daß den glanzvollen Tagen der Regierung Friedrichs des Großen der Zusammenbruch von Jena fast unmittelbar folgt. Man pflegt gewöhnlich mit geistvollen Hypothesen diesen Umstand zu erklären, man sieht die Ursache in äußeren Umständen; man macht die Regierung Friedrich Wilhelms II. dafür verantwortlich, glaubt jedoch, daß der Staat Friedrichs des Großen ein durchaus gesunder Körper gewesen sei. Nur zu leicht vergißt man, daß der preussische Staat bereits unter seiner Regierung mit der Erwerbung der polnischen Besitzungen begann, die die gleichmäßige Entwicklung der Gebietsteile und damit die zusammenfassende Organisation des Staates stark behinderte. Aber auch in den deutschen Landesteilen war durch den erstarrten Bürokratismus des preussischen Staates die Lage nicht so glänzend, als sie gewöhnlich geschildert wird. Die Städte sind unter Friedrichs des Großen Regierung eher rückwärts als vorwärts gegangen. Diese Entwicklung, die sich erst aus genauen statistischen Beobachtungen — und dann um so deutlicher — ergibt, hat Prof. Dr. Zieturich in seinem Buche „Das Ergebnis der friederizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins“ (Jena Hermann Costenoble 1908. Preis 6 Mk.) am Beispiel der schlesischen Städte nachgewiesen. Das Bild, das sich von dem Städteleben jener Zeit in unserer Heimat darin darbietet, ist so farbenreich, daß ich mich nicht enthalten kann, dem Verfasser auf einigen seiner Pfade nachzugehen.

In dem großen Kampfe zwischen Deutschen und Slaven war die Germanisierung Schlesiens von größter Bedeutung. Dadurch wurde eine Bresche in die Phalanx des vordringenden Slaventums geschlagen. Zwischen Böhmen und Polen drängte sich das kraftvoll aufstrebende Bürgertum Schlesiens. In erster Linie waren die Städte berufen, die Germanisierung unserer Heimat zu fördern. Hier boten die Deutschen ihre Waren feil, die der Slave gegen die Erzeugnisse seines Bodens eintauschte. Wollte er nicht betrogen werden, mußte er die deutsche Sprache erlernen. Der Glanz und das Treiben in den Städten strich in die Provinz und reizte zur Nachahmung. So zog deutsche Kultur siegreich auf das Land hinaus. Gefördert durch die geographischen Verhältnisse, wuchsen die Städte immer mehr zu wichtigen Handelsplätzen empor. Vor allem wurde die Hansestadt Breslau der Mittelpunkt des ganzen ostelbischen Handels. Hier berührten sich Orient und Occident. Mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erreichte diese wirtschaftliche Blüte ihren Höhepunkt. Dann lassen die weitverzweigten Handelsbeziehungen allmählich nach. Der Handel nimmt nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas andere Bahnen. Die anderen Nationen erstarben. Die Zeiten der Hanse sind vorüber. Vor allem aber ersahmt der Handel der ostelbischen Städte. Die Türkenkriege vernichten die Beziehungen mit dem Südwesten. Der 30jährige Krieg verwandelt viele blühende Städtegebilde in Schutthaufen. Immer tiefer sank der Wohlstand der Städte und daran änderte auch die Besitzergreifung durch Preußen nichts. Ja, vielmehr dadurch verloren sie noch den letzten Rest der Handelsbeziehungen, die mit Sachsen und Oesterreich. In den kleineren Städten machten da hier noch der verknöcherte Kunstzwang und das veraltete Reibebräuen gelübt wurde, die Landhandwerker und Dorfsträmer, die Dominialbrauereien und Brennereien den städtischen Gewerben starke und erfolgreiche Konkurrenz. Friedrich der Große war nun eifrig bemüht, den verlorenen Handel, in dem bisher Schlesiens Bedeutung gelegen hatte, durch andere Erwerbszweige zu ersetzen und so die Fundamente aufzubauen, auf denen sich die schlesische Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert wieder erheben konnte. Eine rege Industrie entwickelte sich. Bergbau und Glittenwesen begannen. Allerlei Fabriken wurden eingerichtet. Die Klöster und Stifte wurden gezwungen, an dieser Kulturarbeit teilzunehmen. Aber alle diese Neugründungen kamen fast nur dem platten Lande zugute. Die wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land war aufgehoben, während die Stadtmauern und die Schranken der Akzise die Städte einengten und sie wirtschaftlich lahm legten. Die bedeutend höheren städtischen Abgaben raubten dem

Städter noch mehr die Konkurrenzfähigkeit. So war die Folge davon, daß eine allgemeine Stadtsucht einsetzte. Nur noch Kleinbürger, Handwerker, Alderbürger, Krämer, Gastwirte, bewohnten die Städte. So armseelig, wie die Bevölkerung war natürlich auch das Aussehen der Städte. Die Vorstädte waren ungepflastert, die Fachwerkhäuser mit Schindeln und Stroh gedeckt. Scheunen und Ställe zogen sich bis in die Altstadt hinein. Kleine einstöckige Häuser standen neben den alten, prächtigen Bürgerhäusern des 16. Jahrhunderts, die von besseren Tagen erzählen konnten. Dazu gesellte sich ein unsagbarer Schmutz, da fast nirgends Kanalisationen und dergleichen bekannt waren. Breslau wird als eine schmutzige, stinkende Stadt bezeichnet, in der der Unrat oft tage- und wochenlang auch auf den Hauptstraßen liegen blieb. Die meisten Städte waren entvölkert, 62 hatten nur 1500 Einwohner. Wirtschaftliche Hilfskräfte, Gesellen, Arbeiter, Gesinde waren nur in verschwindender Zahl vorhanden. Die Herren der Stadt waren die Soldaten, die auf Kosten des Bürgers lebten und mit ihren Angehörigen nicht dem Stadtre Regiment unterworfen waren. Auffälligerweise waren auch die Juden im Besitze der Selbstverwaltung ihrer Gemeindegelagenheiten. Allgemeiner Stillstand beherrschte das Wirtschaftsleben. Pfahlbürgertum und Unbildung bis zur völligen Unkenntnis des Lesens und Schreibens charakterisierte das damalige Bürgertum.

Die Verwaltung lag in den Händen einer vom Staat eingesetzten und mit vielen invaliden Militärs verschiedensten Ranges belasteten Bürokratie, die schlecht und recht, mehr schlecht als recht, die Geschäfte in den alten, ausgefahrenen Gleisen führte, ohne eine Besserung der kläglichen Lage, einen Fortschritt, ein verheißungsvolles Zukunftsprogramm bieten zu können, da die vom Staate den Städten gelassenen Einnahmequellen zur Deckung der dringendsten Ausgaben, der Gehälter und der Reparaturen an den öffentlichen Bauten kaum ausreichten. Wenn man das alles bedenkt, so bleibt einem das gewohnte Loblied auf die gute alte Zeit des fridericianischen Königtums im Halse stecken. Nur der Adel und der Landbewohner hatten Vorteile von diesem Regiment. Der Bürger war schwach und enträftet. Deshalb fand die französische Revolution in Preußen keinen Widerhall, weil der tiers état in Preußen das Selbstvertrauen verloren hatte und keine finanziellen Mittel besaß, um erfolgreich mit dem Adel konkurrieren zu können. Deshalb erregte die Steinische Städteordnung mit ihrer Selbstverwaltung durchaus keinen freudigen Beifall. Man stand ihr mit Mißtrauen gegenüber. Nur zu oft konnten die größere Hälfte der Stadtverordneten nicht lesen und schreiben. Die Auflösung des Zunftzwanges erschien den städtischen Handwerkern als der Anfang zum Ende. Die bisherigen Behörden standen den neuen Maßregeln auch verständnislos gegenüber. Viele finanziellen Nöte des städtischen Haushaltes der ersten Jahre raubten den Bürgern die Freude an der Selbstverwaltung und oft genug mußte der Staat eingreifen. Auf die Schwäche des Bürgertums ist es zurückzuführen, daß der absolute Staat sich so lange erhalten hat. Erst nach mehreren Jahrzehnten einer liberalen Wirtschaftspolitik, erst nach Erlernung der kommunalen Verwaltung gewann das Bürgertum seine frühere Kraft, Reichtum und Bildung wieder. Erst dann konnte es 1848 seinen Anteil an der Regierung des Staates beanspruchen und erkämpfen.

Gerade in Schlesien war das Aufkommen des Bürgerstandes nicht leicht, da sich auch im 19. Jahrhundert die Industrialisierung des ländlichen Großgrundbesitzes vollzog. Ungeheure Kapitalien häuften sich hier in den Händen der Besitzer der riesigen Latifundien, die wieder dem Lande zugute kamen. Aber neben ihnen strebte das Bürgertum empor, das nun seinerseits auch industriell sich betätigte. Aus ihm sind die Grafen Tiefe-Winkler hervorgegangen, ferner Alberti, der Begründer der Waldburger Flachsgarnspinnerei 1818, Kramsta, der Begründer der Maschinenpinnerei in Merzdorf a. B., die Reichenheim und Kauffmann in Wüstegiersdorf, die Trautwalder, Webster und Hartmann in Wüstewaltersdorf, die Dierig in Langenbielau und die Zwanziger in Peterswalde, alle verdient um die Weberei; ferner Karl Krister, der Begründer der Waldburger Porzellanindustrie, C. Kulmtz, der Begründer der Saarauer Chamottewerke, Becker, der Vater der Freiburger Uhrenindustrie. Aber die meisten dieser Familien traten in den Adel über, verwandelten ihre Gründungen in Aktiengesellschaften und erwarben Rittergüter. —

Dieser kurze Ueberblick lehrt deutlich, daß auch der fridericianische Staat durchaus kein Ideal war. Es ist die Kehrseite der glänzenden Medaille, die Ziefursch uns hier gezeigt hat. Sein Buch bietet keine geistvollen Hypothesen, die geistvoll darin verteidigt werden, sondern ein gründlicher Historiker weist an der Hand eines genauen statistischen Materials, unter sorgfältiger Benutzung der noch erhaltenen Akten den Entwicklungsgang mit überzeugender Genauigkeit nach. Einen Vorwurf, den man dem Buche machen könnte, weist Ziefursch bereits im Vorwort zurück. Es erhebt sich nämlich die Frage, ob es berechtigt ist, eine Schlussfolgerung auf die anderen Provinzen aus dem schlesischen Beispiel zu ziehen? Ziefursch beruft sich auf ein Wort Max Lehmanns: „Schlesien war Friedrichs Lieblingsprovinz, was er hier schuf, darf man als den Ausdruck seiner innersten Willensmeinung ansehen.“ Das hat in der Tat seine Berechtigung. Selbst wenn die Handelsbeziehungen in den westlichen Provinzen wesentlich günstiger gewesen sein sollten, das Ergebnis würde doch wohl dasselbe sein, die Akrise und die Industrialisierung des Landes mit ihren Gefolgerscheinungen haben den Aufschwung der Städte verhindert. Erst das 19. Jahrhundert hat ein kraftvolles Bürgertum herangebildet.

Die Rückkunft unserer Zugvögel

Von A. Rnaat

II

Schluß

Der Wonnemonat Mai bringt die letzten Wanderer wieder zur Heimat zurück. Im frischen saftigen Grün prangen Wälder, Fluren und Felder. Nach dem letzten Eisheiligen (13. Mai) pflegen Nachtfrost nicht mehr aufzutreten. Faulbaum und Flieder blühen und duften und weiche warme Lüfte umschmeicheln uns bei den Spaziergängen. Von allen Bäumen herab, aus allen Büschen singt und klingt es:

„Alle Vögel sind jetzt da, alle Vögel, alle.“

Der rotrückige Bürger, Neuntöchter oder Sprachmeister kopiert, während er seine Nahrung auf Dornen spießt, die Lieder und Rufe seiner Nachbarn oft so täuschend, daß man Töne der Singdrossel, des Schwarzplättchens, der Gartengrasmücke, des Buchfinks, des Pirols, ja selbst der Nachtigall zu hören bekommt. Flotte und geübte Sänger, die sich aber nicht viel bliden lassen, sind auch der gelbe Spötter, eine Grasmücke, die sich immer in den Baumkronen bewegt und Ermüdung nicht zu kennen scheint, und der Sumpfrohrsänger. Der Leichrohrsänger ist weniger musikalisch angehaucht und das „Karre, Karre, Karre, Riet, Riet, Riet“ der Rohrdrossel klingt wenig schön, wird aber mit großer Liebe unermüdlich vorgetragen. Ein eigentümliches scharfes Schwirren ist das Lied des Heuschreckenrohrsängers, das man mit Grillengezirpe vergleichen kann.

Pfingsten rückt heran und damit auch die Goldamsel oder Pirol. Auf weite Entfernungen hin hört man den Ruf des Männchens „Schulz von Bülow“ unterbrochen von dem mißtönenden Gekreisch des Weibchens. Auf den Feldern, aus dem sprossenden Korne, ertönt der Wachtelschlag und gegen den Abend ruft der Wachtelkönig (in Schlesien auch wohl „Faule Magd“ genannt). Ihre herrlichen Flugübungen begleiten die Segler von früh bis spät mit gellendem Gekreisch, und gehen wir am Abend am Laubwalde spazieren, hören wir das leise Schnurren des Ziegenmellers oder der Nachtschwalbe.

Im Juni verstummt ein Sänger nach dem anderen. Einzelne überständige Männchen lassen ab und zu eine Strophe erschallen, aber es liegt in

dem Vorgetragenen kein rechtes Gefühl. Wenn die jungen Vögel den Eiern entschlüpfen sind, haben beide Eltern mit dem Beschaffen der nötigen Nahrung eifrig zu tun, da ist kein Augenblick zu versäumen. Mühsam muß die Nahrung für die Nachkommenschaft, die ewig hungrige, zusammenge sucht und herange tragen werden. Käfer, Würmer, Insekten, Schnecken werden zu Tausenden vertilgt und diese nützliche Tätigkeit soll uns immer wieder anspornen, unsere besten Freunde nach Möglichkeit zu schützen und ihnen Heimstätten zu bereiten, in denen sie sich wohl fühlen.

Ziele und Einrichtung der Königlichen Keramischen Fachschule in Bunzlau

Von Dr. phil. Ernst Büttner

I

Schon wiederholt ist in diesen Blättern von der Bunzlauer keramischen Fachschule die Rede gewesen; so haben sich Poltrock und Rentwig mit ihr beschäftigt; auch von mir ist sie in einer Abhandlung über Geschichte der schlesischen Keramik sowie in einem Aufsatz über Bunzlau und Bunzlauer Keramik kurz gestreift worden. Die Kenntnis des Publikums über die Ziele usw. der Fachschule ist gleichwohl sehr gering, sodaß es bei der Wichtigkeit dieser modernen Erziehungsanstalt für das Töpfergewerbe nicht nur, sondern auch für die ganze keramische Industrie und das Kunstgewerbe, wohl angezeigt ist, näher darauf hinzuweisen. Diesem Zweck sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein. —

Der Gedanke, auf das Handwerk künstlerisch veredelnd einzuwirken, ist keineswegs neu; zur Zeit der Rünste z. B. geschah bereits viel nach dieser Richtung hin. Die Ausbildung des Lehrlings, das Wandern des Gesellen, die Betätigung und die soziale Stellung des Meisters in jenen Zeiten drückten allein schon dem damaligen Handwerk einen ganz anderen, besseren Stempel auf, als das in der Gegenwart der Fall ist. Wie das die Sammlungen in den Museen deutlich lehren, hat die Töpferei bezüglich künstlerischer Betätigung vor dem übrigen Handwerk in keiner Weise zurückgestanden, und wir sprechen nicht mit Unrecht von einer Töpferkunst. Als später die Rünste versagten, griffen andere Faktoren helfend ein. In Schlessien war es die Königliche Zeichenschule in Breslau, die des öfteren dem Töpfergewerbe künstlerischen Beistand leisten mußte. Ich erinnere nur an Prof. Bachs Bemühungen, im 18. Jahrhundert das Gewerbe zu Breslau, Proßlau und Bunzlau nach der geschmacklichen Seite hin vorteilhaft zu beeinflussen. Leider mußten viele dieser gutgemeinten und in ehrlicher Absicht begonnenen Bestrebungen ohne dauernden Erfolg bleiben, weil man es nicht verstand, mit der Form gleichzeitig das Material zu meistern. Wohl gab es auch damals hier und da Leute, welche sich, freilich in simpler Weise, mit den physikalischen und wohl auch chemischen Eigenschaften der verschiedenen Rohstoffe vertraut zu machen bestrebt waren, und die den geheimnisvollen Schleier zu lüften suchten, welcher über dem Werdegang keramischer Erzeugnisse lag. Aber es waren doch immer nur Einzelne, welche ihr oft zweifelhaftes Wissen und Können der Sache dienlich machten, welche dazu noch häufig genug das, was sie etwa ermittelten, in tiefes Geheimnis hüllten. Alkanisten nannte man diese wirklichen oder nur vermeintlichen Hüter solcher Geheimnisse z. B. bei der Herstellung des Porzellans.

Erst mit dem fortschreitenden Ausbau der Naturwissenschaften war es möglich, auch die Keramik auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, d. h. ihre Grundgesetze festzulegen und sie von Zufälligkeiten möglichst unabhängig zu machen. Der unermüdlche Fleiß eines deutschen Forschers, des Chemikers Hermann Seger, brachte es zustande, der auf empirischem Boden großgewachsenen und darauf hartnäckig verharrenden Tonindustrie streng wissenschaftliche Bahnen zu weisen. Seine Grundsätze, welche in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen niedergelegt sind

und sein Lebenswerk darstellen, sind seit seinem im Jahre 1893 erfolgten Tode weiter ausgebeutet worden, und man kann wohl sagen, daß gegenwärtig die Tonindustrie des ganzen Erdballes direkt oder indirekt von Segers Gedanken profitiert. So war denn für die neue Zeit auch eine neue Forderung entstanden: der praktisch arbeitende Keramiker muß der Kunst und der Wissenschaft zugleich Rechnung tragen! Dieses Leitmotiv wurde der im Jahre 1897 eröffneten Fachschule in Bunzlau zu Grunde gelegt. —

Als Ausbildungszeit der Schüler sind vorläufig nur zwei Jahre vorgesehen, sodaß zur Bewältigung der großen Menge des Arbeitsstoffes der Lehrplan täglich acht Unterrichtsstunden aufweist; doch bietet die Verteilung derselben genügende Abwechslung. Diese Zusammendrängung des Lehrstoffes auf einen verhältnismäßig so kurzen Zeitraum stellte sich als notwendig heraus, weil ohne sie eine hinreichende Schülerzahl zu erfolgreichem Anstaltsbetrieb nicht zu erlangen sein würde. Daß ein Lehrling bei dem Meister zu seiner einseitig praktischen Ausbildung eine Lehrzeit von drei, vier, auch wohl fünf Jahren notwendig hat, sieht jeder ein, nicht aber, daß ein Fachschulkursus eines mindestens gleichen Zeitraumes zur theoretischen und praktischen Vorbildung des Zöglings bedarf! Man hält ein halbes, eins oder höchstens zwei Jahre für mehr als genügend. Es ist nur eine geringe Anzahl, die sich für den letzteren Zeitraum entschließt. Zwar hat man in Böhmen, dem Ursprungslande der Fachschulen, längst einen dreijährigen Kursus, und man rüstet sich bereits zur Errichtung des vierjährigen; bei uns in Deutschland, besonders im Osten, hat es bis zur Durchföhrung dieser Einsicht indessen noch gute Wege! —

Unter den naturwissenschaftlichen Fächern nimmt die Chemie die erste Stelle ein. An der Hand von zahlreichen Experimenten mit Erläuterungen wird der Unterschied zwischen chemischen und physikalischen Vorgängen klar gemacht. Die Deutung der Begriffe „Element“, „Verbindung“, „Atom“, „Molekül“, „chemische Umsetzung“, ufm. leitet dann sofort zu den einfachsten, stöchiometrischen Berechnungen über, die bei einigem Fleiß auch derjenige leicht überwindet, der nur über eine Elementarschulvorbildung verfügt. Es schließt sich die Experimentalchemie der Metallotde und der Metalle an, während der Schüler in die organische Chemie nur einen kurzen Einblick erhält. Die im ersten Halbjahr erworbenen Kenntnisse gilt es in der folgenden Zeit durch die praktische Arbeit im analytischen Laboratorium zu befestigen und zu erweitern. Hat der Schüler zuerst von der Hand des Lehrers die chemischen Umsetzungen herbeiföhren gesehen, so muß er sich nun selbst von der Wirkung der verschiedenen Stoffe aufeinander überzeugen. Er muß sich gewöhnen, mit der gesamten chemischen Apparatur, soweit sie zur Ausführung der einfachsten chemischen Untersuchungsmethoden erforderlich ist, erfolgreich zu hantieren. Eine ganze Anzahl von künstlich hergestellten Gemischen, natürlich vorkommenden Gesteinen, Rohmaterialien und Fabrikaten der keramischen Technik muß er in die einfachsten, leicht erkennbaren Bestandteile zerlegen lernen. Die intelligenteren und geschickteren Schüler bringen es im Laufe des Kursus so weit, auch quantitative Untersuchungen auszuföhren, bei deren Auswahl natürlich die mit der Keramik in engster Beziehung stehenden Stoffe bevorzugt werden. —

Der physikalische Unterricht macht den Schüler mit den Grundgesetzen des Magnetismus, der Elektrizität, Wärmelehre, Optik, Akustik und Mechanik bekannt. Die inzwischen ziemlich reichhaltig ausgestattete Sammlung physikalischer Apparate ermöglicht die Vorföhrung zahlreicher Experimente zur besseren Erklärung der besprochenen Gesetze. Einzelne dieser Apparate unterscheiden sich von den in anderen Schulen vorhandenen dadurch, daß sie nicht nur Demonstrationsobjekte sind, sondern auch direkt im Betriebe der Schule Verwendung finden. So wird eine große hydraulische Presse zur Herstellung von Wandplatten benutzt, ein Thermoelement, sog. Pyrometer nach De Chatelier, dient zur Kontrolle der Brenntemperaturen u. a. m.

Fortsetzung folgt

Es ist ein Reif gefallen

Von Marie Oberdieck, Breslau

Fortsetzung

II

Es war Ende Mai. Die Sonne hatte die ersten Gäste zu einem Gesundbrunnen in der Grafschaft Glaz gelockt. Der Ort, an dem die Quelle der Erde entsprang, hieß Armut; doch stand der Name, der vor Jahrhunderten vielleicht einmal zutreffend gewesen sein mochte, in lebhaftem Widerspruch zu dem reichen Schätze der Heilkräfte, welchen die Quelle in sich barg, und zu dem freundlichen Anblick, den die Landschaft bot.

Es lag nichts Ueberwältigendes in der Natur, keine mächtigen Berge strebten auf; doch sanfte Höhenzüge streckten sich hin, weiten Raum lassend für hügelige Fluren mit fruchtbaren Feldern. Nur nach Norden hin bauten sich die Berge höher auf, in jedem Tale ein anderes, aber immer ein liebliches Bild umschließend.

Dieses Jahr boten die Täler einen seltenen Anblick. Aus dem dunkeln Nadelwalde leuchtete hier und dort rostbraunes Laub hervor, und diese spätherbstliche Färbung zu einer Zeit, in welcher der Frühling das frischeste Grün über die Täler gebreitet hatte, gab der Landschaft einen eigentümlichen Reiz.

Einer traurigen Ursache war er entsprungen; die gestrengen Herren hatten harten Frost mitgebracht, der das zarte Laub der jungen Buchen hatte verdorren lassen.

Wenige Tage waren seitdem vergangen, aber sie hatten den verspäteten Winter in warmes, wonniges Frühlingswetter umgewandelt. Man konnte nicht nur im Wandern, sondern auch ruhend Umschau halten und sich in Muße der Schönheit der Natur erfreuen.

Das schienen auch die beiden Frauen zu tun, die im Garten eines lieblich gelegenen Hauses saßen und die Handarbeiten, die vor ihnen auf dem Tische lagen, seit längerer Zeit ruhen ließen. Sie waren gleichen Alters; beide zählten neunundzwanzig Jahre, aber sie waren ungleich in der Erscheinung. Toni, die größere, dunkelblonde, trug den Abglanz eines sicheren Glückes in ihren Zügen, während in dem stillen Antlitz ihrer Freundin ein ernster Ausdruck lag. Trotzdem ließ die schmale Gesichtsbildung und der zarte Bau des Körpers Ruth jünger erscheinen, als sie war.

Toni hatte wiederholt zu der Freundin hingeblickt, und als sie sah, wie deren Augen fast schmerzlich in die Ferne gerichtet waren, begann sie: „Seltsam, ich suche immer noch die alte Ruth in dir. Du bist eine ganz andere geworden.“

„Ich bin eine andere geworden, ja,“ erwiderte Ruth leise.

„Du warst so heiter,“ fuhr Toni fort, „ich habe dich immer nur fröhlich gekannt. — Sieh, wir haben doch alles geteilt bis zu meiner Verheiratung. Es war unrecht von mir, daß ich den Briefwechsel habe einschlafen lassen. Es tut mir jetzt doppelt leid; jetzt sind wir uns fremd geworden. Und nun wir uns wieder näher treten könnten, da uns der Zufall in diesem Hause zusammengeführt hat, bist du so still, so vorsichtig; du gehst garnicht aus dir heraus.“

„Ich will dir sagen, woher das kommt: Weil man jedes Gefühl ausdrücken muß im Leben —“

„Ruth!“

„Jedes! Es heißt immer: ‚Unterwirf dich‘ und: ‚Bezwinge dich!‘“ sagte Ruth, und die innere Erregung durchbrach den lange ertragenen Zwang. Bald aber hatte sie das äußere Gleichgewicht zurückgewonnen, als ein siebenjähriges Mädchen und zwei kleinere Knaben auf Toni zueilten. Sie hatten alle noch ein Anliegen an die Mutter, ehe sie den Spaziergang mit dem Kindermädchen antraten. Ihre kleinen Wünsche waren leicht erfüllt, und die Mutter entließ die frohe Schar, indem sie jedes der Kinder auf die Wange küßte.

Ruth sah ihnen nach, und ohne daß sie es wollte, formten sich ihre Gedanken in Worte um. „Du Glückliche,“ sagte sie halblaut.

„Du hättest heiraten sollen, Ruth,“ entgegnete die Freundin.

„Es hat niemand nach meiner Liebe verlangt.“

„Vielleicht hast du auch niemanden an dich herankommen lassen.“

„Es mag sein. Aber wie hätte ich anders gekonnt? Bald nach deiner Verheirathung lernte ich einen jungen Offizier kennen; ich wußte nach wenigen Begegnungen, daß ich ihn liebte. Wir trafen uns oft bei gemeinsamen Bekannten; in unserem Hause hat er nie verkehrt. Er zeichnete mich nicht aus, aber er war mir freundlich gesinnt, und wir haben uns viel und angeregt unterhalten. — Dann ist etwas Fremdes in sein Leben getreten; es ist jetzt sechs Jahre her. Was ihm widerfahren ist, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er sehr gelitten hat. Seine Mutter, die er herzlich liebte, zog damals zu ihm, damit er nicht allein sei. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesprochen — unsere gemeinsamen Freunde wurden bald darauf versetzt; aber diese traurige Zeit hat mich ihm noch näher verbunden. Ich sah ihn oft auf der Straße; er ging dann mit verstörtem Blick eilig an mir vorbei. Die Zeit ist darüber hingegangen; er ist wieder ruhiger geworden. — Neujahr ist er versetzt worden; ich sehe ihn nie wieder.“

„Arme Ruth!“ sagte Toni bewegt und umfaßte ihre Hand. „Es ist gut, daß er nun fort ist; für deine Ruhe war es notwendig. Es ist besser, einmal einen großen Schmerz zu ertragen, als immer an der Sehnsucht zu leiden.“

„Wenn es noch früh genug ist; bei mir hat es zu weit um sich gegriffen. — Du meinst gewiß, daß es töricht ist, an einer hoffnungslosen Liebe so lange festzuhalten; ich halte sie nicht, sie hält mich fest. Es ist wahr, ich bin ihm nichts gewesen. Aber ich habe mit ihm gelebt, ich habe mit ihm getrauert und für ihn gehofft; er ist mir das Leben gewesen.“

„Du wirst es verwinden; du hast deine Eltern, die dich trösten werden.“

„Sie wollen mein Bestes und sorgen sich um mich — um meinetwillen sind wir auch hier — aber was ich gebraucht hätte alle diese Jahre, Freude an irgend einer Tätigkeit, das haben sie mir nicht zu geben vermocht. Tatkraft und Wille, alles, was Leben heißt, wird unterdrückt. Mein Vater duldet keine andere Meinung neben der seinen, und meine Mutter hat es nicht über sich gewinnen können, mir auch nur die kleinste Unordnung im Haushalt zu überlassen. Ich bin beschäftigt; aber ich bin es wie ein lebloses Werkzeug, das tut, was ihm geheißen wird. In mir liegt der Drang, mehr zu leisten, und ich könnte mehr leisten. Du weißt, ich war eine lebhaftere Natur; ich war von jeher nicht dazu veranlagt, still zu sitzen, und ich habe mir stets zu helfen gewußt. Nun liegen meine Kräfte brach in den Jahren, für die sie ausgebildet worden sind.“

Ruth schwieg. Ihre Brust hob sich in einem tiefen Atemzuge wie unter einer Last.

„Pfliegst du nicht die Musik?“ begann Toni wieder. „Du sangest früher so schön.“

„Ich singe wohl zuweilen. Aber wenn ich beginne, so ist es das erste, daß mein Vater die Tür zu seinem Zimmer schließt — es stört ihn bei der Arbeit. Da dauert es immer nicht lange, dann höre ich wieder auf.“

„Drängt seine Arbeit so sehr? Ich denke, er ist aus dem Amt?“

„Das ist er; doch bei ihm sind die Bücher stets den Menschen vorgegangen. — Es ist seltsam, die Eltern wollen immer, daß ich mich freuen soll; erst kürzlich sagte mein Vater: 'Wünsche dir etwas; ich will es dir gern geben', — als ob es damit getan wäre. Für das, was mir Freude machen könnte, haben sie beide kein Verständnis und wissen nicht daran teilzunehmen.“ Ruth strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ich weiß nicht, warum ich dir das alles sage,“ fuhr sie dann fort; „ich spreche sonst nie darüber.“

„Es ist gut, daß du dich einmal ausdrückst“, sagte Toni, und sie küßte Ruth auf die Wange. Dann standen sie beide auf und gingen schweigend im Garten auf und ab.

Plötzlich sahen sie Tonis Vater in lebhaftem Gespräch mit einem Fremden den schmalen, auf beiden Seiten von grünen Hecken umsäumten Weg herunterkommen, der zu ihrem Hause führte. Der kleine, alte Herr, dem trotz seiner weißen Haare niemand seine siebzig Jahre angesehen hätte, schien ebenso erfreut wie sein jüngerer Begleiter.

Tiefe Blässe breitete sich über Ruths Züge, als sie näher kamen. Ruth preßte in jähem Erschrecken die Hand der Freundin; ehe sie aber noch ein Wort hervorzubringen vermochte, traten die beiden Herren in den Garten.

„Ich bringe hier einen lieben Gast mit“, sagte Tonis Vater fröhlich. „Oberleutnant Wichtendahl — meine Tochter, Frau Professor Roland — Fräulein Salm“, fügte er vorstellend hinzu.

„Ich habe die Freude, noch eine zweite Bekanntschaft zu erneuern“, sagte Franz Wichtendahl liebenswürdig, indem er sich vor Ruth verbeugte.

Ruth reichte ihm die Hand. „Wir haben uns lange nicht gesehen“, sagte sie einfach.

Dann forderte Toni auf, am Gartentisch Platz zu nehmen, und rief ihre Mutter herzu, eine stattliche Dame von angenehmem Wesen, die den Gast auf das freundlichste begrüßte.

„Es ist merkwürdig,“ begann der alte Professor Enger, „wir haben uns zufällig auf der Försterei getroffen und im Gespräch allerhand Anknüpfungspunkte gefunden. Der Vater von Herrn Wichtendahl ist mein Studienfreund gewesen.“

„Und mit Ihrem Herrn Gemahl habe ich auf einer Schulbank gegessen“, sagte Franz, sich an Toni wendend.

„Das muß ich meinem Mann schreiben,“ erwiderte sie, „er wird sich freuen, von einem Schulkameraden zu hören.“

Nun wurde erzählt, was von beiden Seiten zu berichten war, und manche Erinnerung aus früherer Zeit wurde aufgefrißt. Auch traurige Erlebnisse wurden berührt; Franz sprach bewegt von dem Tode seiner Mutter.

Nur Ruth sprach wenig. Sie mußte an sich halten, um die Erregung zu verbergen, die dieses unvermutete Wiedersehen in ihr hervorgerufen hatte, und es war ihr eine Wohltat, daß das Gespräch zwischen ihren Freunden ein so

lebhaftes war, daß es natürlich erschien, daß sie nur von Zeit zu Zeit ein Wort einspricht.

Es wurde Abend, ehe man sich's verjah.

„Nun wird es Zeit, daß ich aufbreche,“ sagte Franz, indem er sich erhob. „Es ist kurwidrig, wenn wir hier noch länger sitzen bleiben.“

„Sie sind auch der Kur wegen hier?“ fragte Frau Enger.

„Ja, gnädige Frau“, entgegnete er; „ich bleibe einige Wochen hier. Es ging mir in letzter Zeit nicht gut; doch denke ich, es ist nicht schlimm damit. Es ist mir nur aus ernsten Tagen ein Gefühl der Abspannung zurückgeblieben; zeitweise kommt eine nicht zu bezwingende Niedergeschlagenheit über mich, eine völlige Mutlosigkeit. Vielleicht verliert sich das hier.“

Dann verabschiedete er sich.

„Wir sehen uns doch recht bald wieder, nicht wahr?“ rief ihm der alte Herr freundlich nach.

Franz wandte sich um. „Ich hoffe es!“ sagte er herzlich und grüßte noch einmal zurück.

Dann gingen die Eheleute ins Haus. Toni und Ruth folgten ihnen langsam.

Ruth hatte Tränen in den Augen. „Nun hast du ihn gesehen“, sagte sie leise.

Toni strich ihr über das Haar. „Du hast gut gewählt“, sprach sie, „mich dünkt, er ist einer großen Liebe wert.“ — — — — —

Schluß folgt

Zu unseren Bildern

Die diesem Hefte vorangesehenen Bilder dienen zur Illustrierung des Artikels über das Bad Salzbrunn.

Denkmalpflege in Schreiberhau! Nun ja, gepflegt wird es, das Dreikaiserdenkmal an der Straße von Ober-Schreiberhau nach der Josephinenhütte. Die Naturschönheiten Schreiberhaus sind zu bekannt, als daß man darüber noch reden müßte; daß der Mensch mit grausamer Hand viel Schönes verdarb, weiß auch schon so mancher. So ist es denn gekommen, daß Schreiberhau von seiner Eigenart so viel verloren hat, und mancher empfindende Tourist, den die Bahn bis Schreiberhau trägt, beeilt sich, den Ort zu durchqueren, um all' den Zeugen, die menschliche Schwäche in Stadt und Land erstehen ließ, möglichst bald zu entrinnen. Da plötzlich, ganz unerwartet, nachdem man sich schon entflohen glaubte, noch ein letzter Gruß. — Wenn jetzt auch im Frühjahr die Schutzhülle vom Dreikaiserdenkmal fällt, viel schöner wird es dadurch auch nicht! Ob nicht das weniger gepflegte Naturdenkmal, der ragende Felsen im Hintergrund, einmal ein Einsehen hat und sich mit zermalnender Wucht auf das gepflegte Kunstdenkmal stürzt?

Schon grünen Baum und Strauch, die Wanderlust führt manchen zu Pfingsten wohl auch durch Schmiedeberg, und da möchten wir schon jetzt durch unser Bildchen auf das Wunderbare verweisen, was man in diesem Städtchen finden kann, wenn man ein Auge für Schönheiten im Städtebau hat. Unser Bild ist einem neuen Führer durch Schmiedeberg entnommen, der demnächst erscheint (Herausgegeben von der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt in Hirschberg) und der viele der reizvollen Architekturbilder dieses schmucken Gebirgsstädtchens enthält.



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Literatur

Der schlesische Dichter Ernst Raupach

ist ein Liegnitzer Kind; dem Liegnitzer Gymnasium hat er eine Stiftung von rund 50 000 Mark zur Unterstützung studierender Pastorsöhne hinterlassen. Die Stadt Liegnitz hat eine Straße in dem neuen Stadtteil der Südstadt nach ihm benannt. Im Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins hielt Oberlehrer Dr. Wende einen Vortrag über Leben und Werke des Dichters, dem folgendes entnommen sei.

Im Pfarrhause zu Straupitz, Kr. Goldberg-Bayreuth, wurde Ernst Raupach am 21. Mai 1784 als der zweite Sohn und das fünfte Kind des Pastors Johann Christian Raupach geboren. Des Vaters einseitige Verstandesrichtung wurde auch bestimmend für die Erziehung des Knaben, dem auch der gemütvollste Umgang mit Altersgenossen ermangete. Der plötzliche Tod des Vaters — er wurde an des Knaben Seite im Garten vom Schlage getroffen — versetzte die Familie in finanzielle Bedrängnis. Der älteste Sohn, Friedrich, ging als Hauslehrer nach Petersburg, um von dort aus die Seinen zu unterstützen.

In Liegnitz, wohin die Mutter übersiedelte, besuchte Ernst mit gutem Erfolge das Gymnasium. Jedoch zeigte es sich hier schon, was für eine verschlossene Natur er war; er verachtete seine Kameraden, nachdem sie ihn einmal wegen einer frommen Anwandlung verlacht hatten.

Seit 1801 studierte er in Halle Theologie und Geschichte. Auch hier wieder dasselbe Bild: nachdem er die akademische Freiheit in vollen Zügen gekostet, wandte er sich menschenverachtend von denen ab, die alle tollen Streiche gelehrt und mitgemacht hatten. Nachdem er 1804 sein

Examen bestanden hatte, ging er als Hauslehrer zuerst nach Moskau, wo er echt russische Zustände vorfand, und 1807 nach Petersburg, seinen Bruder Friedrich, den es nach der Heimat zog, ablösend. In diese Zeit fällt seine erste literarische Tätigkeit, und da er überdies mit seiner Stellung zufrieden sein konnte, so wurde er in Petersburg heimisch. Seit 1816 war er als Ordinarius der philosophischen Fakultät und seit 1817 als Professor an der Kaiserlichen Bildungsanstalt tätig, aus der die Petersburger Universität hervorging. Seine 1816 mit einer deutschen Schweizerin geschlossene Ehe war ein kurzes Glück, da ihm schon im folgenden Jahre Frau und Kind entrißen wurden.

Den äußeren Anstoß zur Rückkehr in die Heimat gab ein Konflikt mit der Regierung, der er zu freie Ansichten hatte und lehrte. Er nahm Urlaub, ging zuerst nach Italien und kehrte 1823 zur Mutter nach Liegnitz heim.

In Leipzig, wo er auf dem Wege nach Weimar einige Tage weilte, wurden Dramen von ihm aufgeführt, wobei man dem Dichter eine Huldigung bereitetete, wie sie vor ihm nur Schiller zuteil geworden war. Der Gefeierte blieb kalt. Sein kaltes, steifes, gelehrt-feierliches Wesen ließ ihn auch bei Goethe durchfallen, und so wandte sich unser Dichter nach Berlin, weil er dort auf Förderung seiner dramatischen Laufbahn rechnen konnte. Das Kgl. Hoftheater führte seine Stücke mit Erfolg auf, ja der Generalintendant wurde sein Freund. Dennoch war seine Stellung, wenn auch angesehen, doch nicht die eines beliebten Mannes. Man stieß sich an seiner rauhen Außenseite. Zwar hatte er engen Umgang mit Chamisso, v. Raumer und Hegel, aber intim war er eigentlich nur mit dem Schau-

spielerpaar Wolf. Bei Hofe schätzte man den freimütigen Mann, und er wurde sogar durch eine Berufung, dem nachmaligen König Wilhelm I. Geschichtsvorträge zu halten, ausgezeichnet. Man schreibt ihnen, was namentlich Holtei betont, einen besonderen Einfluß auf die liberalen Anschauungen des nachmaligen Königs zu.

Raupachs Tätigkeit als Bühnendichter wuchs ins Breite und Beispiellose. Die Berliner Bühne hat nicht weniger als 75 Dramen von ihm aufgeführt; im ganzen hat er 120 Theaterstücke ins Leben gesetzt, eine Produktivität, die den Spott der Zeitgenossen herausforderte; und Immermann, Heine und Platen haben ausgiebig für solche Schattierung gesorgt. Ein gründlicher Mißerfolg zwang ihn 1840, sich von seiner Stellung zurückzuziehen. Schon vorher hatte er sich das Rittergut Liebendorf im Kreise Lüben i. Schles. gekauft. Hierher zog er sich zurück. Die 1848er Revolution reizte den Royalisten „nach russischem Zuschnitt“ noch einmal in die Öffentlichkeit; durch Tendenzstücke und mittels einer Flugschrift dozierte er, was „Freiheit“ sei, und brachte sich damit vollends um die Gunst der öffentlichen Meinung.

Jedoch blühte ihm noch ein Glück: seine zweite Ehe mit der Schauspielerin Pauline Berner war äußerst glücklich. Mit ihr lebte er in Potsdam, verkehrte viel am Hofe, wo er öfters mit Alexander von Humboldt zusammenkam. Nach kurzem Krankenlager starb er am 18. März 1852. Seine Frau wurde seine Biographin.

Die Frage: Wie Raupach eine so beherrschende Stellung erlangen konnte, beantwortete der Vortragende dahin, daß er es verstand, den Geschmack des Publikums zu treffen, und daß er, einmal im Sattel, außerordentliche Förderer fand. Unter den Kritikern sind Hegel, Holtei, Voedecke und Laube für ihn eingetreten. Seine Bedeutung liegt in der gekennzeichneten Stellung zur Bühne; die französischen Meister kamen durch ihn ins Hintertreffen; ist sein Hohenstaufen-Anfluß nicht gelungen, so hat er doch gezeigt, daß man würdige nationale Stoffe finden kann. An den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts sind an der Viegnitzer Bühne Dutzende seiner Stücke aufgeführt worden, wofür als Belege eine Sammlung von Theaterzetteln jener Zeit im Verein auslagen.

Von dem literarischen Nachlaß des Dichters ist so gut wie nichts bekannt,

und der Verein wäre dankbar, wenn man ihm irgend einen Hinweis dafür geben könnte. —

B. C.

Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing, München. Gerhart Hauptmann: Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 283. Bändchen. Mit einem Bildnis Gerhart Hauptmanns. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — 1909. 141 S. Pr. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.

Hatten wir bisher in U. C. Werners Gerhart Hauptmann-Arbeit eine ebenso ehrliche wie gründliche Untersuchung über die Werke bis 1901 in eingehender Darstellung, so reißt sich diesem Werke Emil Sulger-Gebings knappe, treffliche Arbeit an. Trotzdem das Büchlein populären Zwecken dienen will, erkennt man aus jeder Zeile die gründliche, abwägende Art des Verfassers. Daher sollen die nachfolgenden Zeilen keine Einschränkungen sein, sondern lediglich meine persönlichen Ansichten. Als ich vor einem Jahre die Redaktion der Kritischen Studien über Gerhart Hauptmann (Sonderheft der Schlesischen Heimatblätter) übernahm, die Prof. Dr. Sulger auch häufig zitiert, haben wir eine gruppenweise Behandlung der Dramen bevorzugt, da dies für kritische Studien die geeignetste Einteilung schien. Dies hat auch Prof. Dr. Sulger in etwas anderer Einteilung getan. Für eine zusammenfassende Arbeit würde ich jedoch eine historische Anordnung vorziehen, da sich daraus leichter die Frage nach der künstlerischen Entwicklung beantworten läßt. Auch hat jede Einteilung der Gerhart Hauptmannschen Dramen etwas mißliches. Manche sind nicht leicht zu rubrizieren, wie z. B. Kollege Crampton. Der Verfasser hat jedoch diese Schwierigkeit durch jeweilige Betonung der Reihenfolge der Dramen auszugleichen gewußt. Endlich noch einige Kleinigkeiten. Auf S. 80 weist der Verfasser auf die Verwandtschaft der „Versunkenen Glocke“ mit anderen Stücken hin. Diese Reihe läßt sich noch vervollständigen. Die große Rede Meisters Heinrichs („Wo der tote Heiland, ein Jüngling, in den Maien niederstieg“) ist in ihrem Gedankengange Jöbens „Kaiser Julian“ nahe verwandt. Das Glockenmotiv findet sich an einer Stelle in Niebichs „Also sprach Zarathustra“ deutlich vorgebildet. Wenn endlich auf S. 122 der Verfasser meine Ansicht über die Ringsymbolik in „Kaiser Karls Geisel“

nicht teilt*), so kann ich doch noch maliger Durchsicht der Stelle nicht davon abgehen. Ich glaube, daß hier in der Tat eine tiefere Symbolik zugrunde liegt, ohne damit behaupten zu wollen, daß mein Versuch der Lösung unbedingt richtig sein muß. Diese persönlichen Bemerkungen sollen aber nicht den Wert des Buches herabsetzen. Wir können uns freuen, eine so ruhige Darstellung aus berufener Feder erhalten zu haben.

B

Heinrich Spiero, Rudolf Lindau

Verlag von Egon Fleischel u. Co.
Berlin 1909. (Zum 80. Geburtstag des Dichters.) Pr. 2 Mk.

Dem vielgereisten und vielerfahrenen, doch immer charaktervollen deutschen Schriftsteller Rudolf Lindau, einem der unterschätzten Meister des Spätrealismus, widmet H. Spiero eine interessante und liebevolle Arbeit, nach E. Schmidts Aufsatz (Charakteristiken II. 304) wohl das Verständnissvollste, was überhaupt über den greifen eigenartigen Stilisten gesagt ist. Lindau ist ein Jahr älter als Henke und steht im Verdegang seiner Art mit ihm in einer Reihe wie auch Grosse, M. v. Ebner-Eschenbach, Raabe und Saar. Schopenhauers Pessimismus, das soziale Problem, Naturwissenschaft und Technik, gänzlich fehlendes des Reindramatischen, das sind wohl die Hauptunterschiede gegen die erste Münchener Schule und ihre Zeit. Nehmen wir die Altmark als Heimat Lindaus hinzu, so haben wir den Humus für das Gedeihen seiner Kunst. Doch er überwindet den Pessimismus, sein Stil bewegt sich zwischen Henke'schem Fließen und Raabe'schem Rübezahlbüchsen mit rührender, echt künstlerischer Bescheidenheit auf sensationsfernen Pfaden, sein Blick weitet sich und fast will die Lebenserfahrung einer nicht mangelnden Phantasie nachhelfen, wenn der Dichter die ganze Erde umwandert. Vom „Roten Tuch“ bis zur „Kleinen Welt“ zeigt sich uns ein ebenso sicherer wie aristokratischer Künstler. Und was könnte gerade unser lärmendes Zeitalter, das sich so gern im Geschrei einer unterschieds- und charakterlosen Menae ausstobt und vor dem Massenteufel selbst den Kranz des Künstlers in den Staub tritt — was könnte gerade unser demagogisches Jahrhundert von Aristokraten lernen! Das ist keine Phrase und kein Schlagwort, denn eine Persönlichkeit, ein Künst-

ler ist immer aristokratisch. Sobald er der Masse huldigt, gibt er gerade das Unterscheidende, das aristokratische Selbst auf. Deshalb bleibt jenes stolze Wort immer wahr:

„Soll nicht der Dichter mit dem
König gehen?

Sie wohnen beide auf der Mensch-
heit Höhen.“

H. Spiero hat nicht Unrecht, wenn er Rudolf Lindau noch eine Zukunft im Gedächtnis der Verstehenden prophezeit.

C. Th. Str.

Der Tempel

Vor wenigen Monaten ist ein neuer Verlag, „Der Tempel-Verlag“ in Leipzig gegründet worden. Das erscheint als nichts Bedeutsames, aber man erkennt die Tragweite dieser Neuerung, wenn man erfährt, daß dieser neue Verlag durch den Zusammenschluß von sechs der bedeutendsten Verleger Deutschlands gebildet worden ist. Man kann von dem neuen Verlage das Größte erwarten, wenn man erfährt, daß sich hier die Schlagfertigkeit E. Fischers, das Feingefühl Eugen Diederichs, der Kunstsinns Hans v. Webers mit drei weniger bekannten Verlegern Julius Zeitler, Carl Ernst Boesche und Georg Hartmann zu gemeinsamen Wirken vereinigen wollen. Sie haben sich zum Ziele gesetzt, neue Ausgaben deutscher Klassiker in muster-gültigen Texten und in wirklich gediegener Form zu wohlfeilen Preisen zu veröffentlichen. In dem Programm der Tempel-Ausgaben liegt es, daß ihre Textfassungen zum Unterricht von mehr oder weniger traditionell gewordenen Altersgestaltungen in allen wichtigen Fällen die lebensvolleren früheren Formen in möglichstster Quellfrische, Unverfälschtheit und Unabgeschwächtheit zu ihrem Rechte kommen lassen. Die kennzeichnende Eigenschaft der Tempel-Ausgaben ist ferner, daß sie von allem philologischen Apparat, Lesarten, Nummerungen, Einführungen, Nachworten absehen, von Buchdeckel zu Buchdeckel nichts enthalten als das Wort des Dichters. Der Verlag hat seine Tätigkeit mit der Herausgabe einer Heine-Ausgabe begonnen, von der bisher die ersten vier Bände erschienen sind; dieselben enthalten die Gedichte, Romane, die Erzählungen in Versen und Prosa, sowie die Reisebilder. Die Ausgabe wurde in ausgezeichnete Ausstattung mit besonders gezeichneter Fraktur von E. R. Weiß, dem ausgezeichneten Buchkünstler, gedruckt.

P P

*) Vergl. Schles. Heimatblätter II. 311

Heimatkunde

Gemeinde-Gedenkbücher (Fortsetzung)

Dies betrifft das Sachliche der Darstellung. Der Stil aber mag sehr wohl farbig sein, also das Gegenteil von phrasenhaft und farblos. Der Chronist befleißige sich einer natürlichen, schlichten Schreibweise, die ungesucht aber gegenständlich und anschaulich ist. Er bedenke, daß die Leser späterer Zeiten aus einem anderen Geiste begreifen werden, darum muß er ihnen die Ereignisse klar und eindringlich vor Augen führen. Was er berichtet, darf keineswegs belanglos sein, und dann halte er immer mit seinem subjektiven Urteil zurück, sondern lasse die Tatsache reden.

Eine gut geführte Chronik unserer Tage darf auch nicht erkünstelt altertümeln; sie muß vielmehr ein treues Bild unseres vielgestaltigen Lebens bieten und dem modernen Zeitgeiste gerecht werden. Sie wird nach und nach eine solche Fülle von Lebensereignissen zu registrieren Gelegenheit haben, daß sie nicht allein für die Ortseschichte, sondern auch für die Volkskunde und Mundart, die Naturgeschichte der Gegend für die Witterungskunde und verschiedene andere Wissenschaften Material ansammelt und späteren Zeiten eine reiche Fundgrube abgeben wird.

Die Namen der Chronisten aber werden der Zukunft mit umso größeren Ehren überliefert werden, je gewissenhafter sie ihre Aufgabe erfüllt haben.

Gewiß wird nicht jeder schon alles zum Werke mitbringen, was hier verlangt wurde; desto mehr aber wird er sich bei der Arbeit wachsen fühlen. Seine Beobachtungsgabe wird sich schärfen und das Verständnis für das Ortsleben wird ihm aufgehen, seine Sprachkraft wird sich entfalten, kurz es wird ihm seine Arbeit mit warmer innerer Befriedigung gelohnt werden. Und auch die Gemeinde kann mit Stolz auf eine gut geführte Chronik blicken.

Um das Interesse der Gemeindevertretung für die Tätigkeit des Chronisten rege zu halten, wird es sich empfehlen, wenn er sein Werk von Zeit zu Zeit vorlegt und über den Fortgang berichtet oder berichtet läßt. Von einer Ueberwachung im eigentlichen Sinne sowie von Beeinflussung in Einzelheiten kann natürlich keine Rede sein, denn die Führung der Chronik ist Sache des Vertrauens und erfordert Unabhängigkeit.

Wer aber ist berufen, die Chronik zu führen? Am allgemeinen jeder, der sich dazu berufen fühlt und zu dieser Aufgabe durch Bildung, Ortskenntnis, Einsicht und Charakter befähigt ist. Nach meiner Ansicht sollte sich die Lehrerschaft diese ehrenvolle Betätigung im Dienste der Gemeinde nicht entgehen lassen. Sie bringt den Lehrer, der Heimatkunde unterrichtet und die Liebe zur Heimat wecken soll, in die engsten Beziehungen zur Entwicklung des Ortslebens und vermittelt ihm, was manchem mehr oder weniger über dem Aufgehen im Berufe abhanden zu kommen droht: die Verbindung mit dem wirklichen Leben.

Freilich kann keine Gemeinde, weder vom Lehrer, der dazu keinesfalls verpflichtet ist noch von einer anderen Person solche Artikel umsonst verlangen; eine ständige bescheidene Ausgabe für den genannten Zweck, die in jedem einzelnen Falle besonders zu vereinbaren wäre, ist gewiß nützlich und fruchtbringend angewendet. (Schluß folgt.)

Wissenschaft und Geschichte

Codex Diplomaticus Silesiae.
25. Band: G. Rauch, Geschichte des Breslauer Schulwesens vor der Reformation. Breslau 1909. XII u. 313 S. Veröffentlichung des Vereins für Geschichte Schlesiens

Der durch zahlreiche Veröffentlichungen besonders auf dem Gebiete des Humanismus bekannte Verfasser bietet hier eine Frucht jahrzehntelanger, mühseligster Arbeit. An seiner kundigen Hand durchwandern wir die Jahrhunderte von den sagenhaften Anfängen des Breslauer Schulwesens bis zur großen abendländischen Glaubensspaltung.

Die älteste Schule bestand am Dom. Wann sie begründet wurde, war bisher nicht zu ermitteln; sicher wird sie das erste Mal 1212 erwähnt. Ungefähr gleichzeitig besaß das prächtige freilich längst verschwundene St. Vincentiskloster auf dem Gmina (sieht Waischischagend bei der Michaelskirche) ein Institut zur Unterweisung der Jugend. Bald folgten das Sandstift der reauilierten Augustinerchorherrn und die meisten Kirchen und Klöster. — Die erste öffentliche Schule in der aufstehenden Stadt wurde 1267 bei Maria Magdalena errichtet und 1293 jene bei St. Elisabeth. Breslau wies am Ende des Mittelalters Vertreter aller üblichen Schularten auf: eine Kathedral-

und eine Kollegiatenschule, drei Konventual- und drei Pfarrschulen; außerdem waren noch Privatschullehrer, „Pädagogen“, „deutsche Schreiber“ und „Rechenmeister“ vorhanden. — Obgleich das Bildungswesen ursprünglich von der Kirche ausging — der „Domschulaster“, über dessen Rechte und Pflichten auch viel neues und wertvolles Material beibringt, besaß die Oberaufsicht — so beanspruchte bald der Rat das Patronat über beide Stadtschulen. Zwar blieben zunächst die dahingehenden Bestrebungen ergebnislos, doch war die Kommunalverwaltung tatsächlich der eigentliche Besitzer; so hatten die Kirchenväter der Bürgerschaft die äußeren Angelegenheiten, z. B. die Instandhaltung der Gebäude, unter sich und die Oberaufsicht über die ganz besonders in Breslau reichlich vorhandenen milden Stiftungen für arme und kranke Scholaren. Auch innerhalb der Geistlichkeit kam es oft zu Streitigkeiten aus ähnlichen Anlässen, und dieses Schauspiel wiederholt sich in vielen anderen Orten Schlesiens. — In buntem Wechsel ziehen an uns die verschiedenen Stadien der in Rede stehenden Anstalten vorüber. Wir lernen die Einrichtungen, Lehrziele, disziplinarischen Zustände usw. kennen. Hervorzuheben ist vor allem die Verpflichtung von Lehrern (meist Klerikern) und Schülern, bei den verschiedensten kirchlichen Veranstaltungen mitzuwirken.

Der zweite Teil des bedeutsamen Werkes ist dem Humanismus, dem Hauptarbeitsgebiet des hervorragenden Forschers gewidmet. Wohl sein erster Vertreter in Breslau war der postulierte Bischof N. v. Neumarkt, ein Freund des großen Petrarca. Ueberhaupt begünstigte das Domkapitel diese Richtung. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an fand sie hier stete Pflege, allerdings zuvörderst außerhalb der Schule; erst allmählich kam sie — vielfach mit Hilfe der Geistlichkeit — auch in ihr zur Geltung. Unter den ersten Lehrern des Frühhumanismus raat besonders der Philosoph, Dichter und Reformator Laurentius Corvinus, Rektor an St. Elisabeth, hervor; noch heute ist das Handexemplar seiner für die damalige Zeit sehr bemerkenswerten *Cosmographia* (Geographie) vorhanden. Er führte als erster in Deutschland mit seinen Schülern antike Komödien auf und verfaßte noch mehrere ausgezeichnete Schriften, so die *Carminum structura* (Anleitung zur Dichtkunst), den *Hortulus elegantiarum* (aramatisches Werk) und das *Latium ydeo-*

ma (Schülergespräche). —

Die gesteigerten Ansprüche an wissenschaftliche Bildung bedingte auch ein gründlicheres akademisches Studium als oft bisher üblich gewesen. Diese Bestrebungen wurden durch reiche Stiftungen an verschiedenen Universitäten gefördert. Am Beginn des 16. Jahrhunderts tauchte dann der Gedanke auf, in Breslau selbst ein *studium generale* zu gründen. König Vladislav nahm sich der Sache an, und es begannen langwierige Verhandlungen mit dem Papst, um das ersehnte Ziel zu erreichen, doch vergebens! Ebenso erfolglos blieben die Bemühungen der Pikanizer Piaten, in ihrer Residenz eine Hochschule zu errichten. — Glücklicherweise waren die gescheiterten Hoffnungen der Breslauer auf ein „Generalstudium“ ohne ungünstige Rückwirkung auf die vorhandenen Schulen; im Gegenteil erreichte jene am Dom unter dem mit M. Rufus befreundeten M. Matthias Kunkler ihre Blüte. Nehnlich war es bei Maria Magdalena später Moibanus. Vor dem Eintritt der Reformation kamen die städtischen Bildungsanstalten jedoch zu einem gewissen Stillstande. —

Durch vorliegende ungemein gründliche Behandlung wird das Schulwesen Breslaus vor der Reformation, das würdige Seitenstück zu der hohen wirtschaftlichen Blüte der Stadt in damaliger Zeit, in die rechte Beleuchtung gesetzt. Schon ein Blick auf die ungemein sorgfältigen Fußnoten läßt annähernd ahnen, welch' ungeheures Material zu bewältigen war. Die Arbeit ist um so verdienstvoller, als sie die erste vollständige Darstellung und Wertung der wohlthätigen Stiftungen und des Schulpatronates auf einem abgeschlossenen Gebiete ist, in der überall auf die Quellen zurückgegangen werden mußte, da hinreichende Vorstudien bislang nicht vorhanden waren. Es kann aber nicht genug bedauert werden, daß jene Quellen in mancher Hinsicht so spärlich fließen, z. B. über den eigentlichen Unterrichtsbetrieb, seine Ziele usw. — Nicht viele Städte unseres deutschen Vaterlandes dürften sich einer ähnlichen Erforschung ihres Schulwesens rühmen können. Hoffentlich regt sie dieses Werk dazu an. Nur durch weise Beschränkung ist es dem Verfasser gelungen, unter Benutzung wohl des gesamten umfangreichen gedruckten und ungedruckten Materials aus zahlreichen Archiven und Bibliotheken, die alle persönlich aufgesucht wurden, eine erschöpfende Darstellung zu

bieten und eine solche Glanzleistung zu schaffen. Sie ist gewissermaßen das Gesamtergebnis vieler Einzeluntersuchungen des bekannten Forschers, der Ertrag mühseligster Lebensarbeit. Nur weil B. die Gelehrtengegeschichte der Vergangenheit beherrschte wie selten jemand, weil er besonders den deutschen Humanismus bis in seine feinsten Einzelheiten kennt, vermochte er eine derart übertragende Arbeit zu vollbringen. Zu rühmen ist auch die unbestechliche Ehrlichkeit und Objektivität des Autors.

Es bleibt neben dem aufrichtigen Dank nur noch übrig, die Hoffnung auszusprechen, daß es dem rastlosen Manne vergönnt sei, bald den zweiten Teil folgen zu lassen und noch manches weitere Werk zu veröffentlichen. V. S.

Musik

Görlitzer Musikleben

Unter der Direktion des Kantors an der Gnadenkirche zu Landeshut, Max Hellwig, fand am 12. März durch den Chorgesangverein die Aufführung des Oratoriums „Die Zerstörung Jerusalems“ von Klughardt unter solistischer Mitwirkung der Frau Neugebauer-Ravoth (Sopran), Fräuleinhardt-Hamburg (Alt), der Konzertsänger Jansen-Breslau (Tenor) und Fritz Fiedler-Görlitz (Baß) statt. Die zum Teil recht schwierigen Chöre wurden mit Präzision und schöner Tonentsaltung zu Gehör gebracht. Die Leitung war bei Herrn Kantor Hellwig in den besten Händen.

Biegnitzer Musikleben

Das musikalische Ereignis der Saison konnte in diesem Jahre wieder einmal der Biegnitzer Musikverein (Konrad Schulz) mit der Aufführung von Georg Schumanns „Ruth“, die eine ungewöhnliche Anziehungskraft auch auf auswärtige Musikfreunde ausübte, für sich in Anspruch nehmen. Dadurch, daß der Dichter-Komponist sein Werk auch dirigierte, erhielt das Konzert einen ganz besonderen Reiz.

Das weltliche Oratorium „Ruth“ führt uns in dramatischem Dialog das liebliche Idyll der alttestamentlichen „Ruth“-Erzählung mit einigen der Färbungen vorteilhaften Veränderungen, Umbildungen und Zutaten vor Augen.

Der Grundcharakter der Dichtung und Musik ist lyrisch-romantisch. Das zeigt sich bei Schumanns Kompositionsweise sowohl in dem abwechslungsreichen formalen Ge-

samtaufbau, als auch in der kunstvollen Behandlung der Leitmotive. Schumanns Musik ist geistreich und klangvoll, erfüllt von Wohlklang und Gefühlswärme, hochbedeutsam in ihren musikalischen Werten. Außerordentliches Geschick verrät der Komponist in der feinsinnigen und fantasievollen Ausgestaltung des Orchesters; hier dominieren Farbenfreudigkeit und Frische, Pracht und Plastik künstlerischer Charakteristik. Doch den höchsten Ausdruck seines genialen Könnens und Gestaltens hat der Komponist in den Chören dokumentiert. In meisterhaftem Maße werden hier ganz verblüffend neuartige Ausdrucksformen dargeboten. Das Schönste und Eigenartigste bringen der Jugendchor, der Chor der Schnitter und Landleute, der Geisterchor und Schlusschor. Häufiger Gebrauch wunderlich-origineller, schnell wechselnder Harmonisfolgen und vielfacher Wechsel im Rhythmus und Tempo stellen an die Interpreten der Chöre und Solis ungemein hohe Anforderungen. Schumanns „Ruth“ als Gesamtschöpfung betrachtet, ist ein kunstvoll aufragender Bau, imponierend durch die edle Größe und Wucht harmonischer Vollenbung.

Die vollendete Darbietung verhalf der geistvollen Komposition zu einem glänzenden Siege. Die gewonnenen Solisten Frau Meta Geyer-Dierich-Berlin (Ruth), Fräulein Ellen Saar-Berlin (Raemi) und Herr Kammerjäger Albert Fischer-Sondershausen (Boas) hoben durch prächtige Stimmittel und fesselnd charakteristischen Vortrag die Aufführung auf ihr ganz bedeutendes Niveau. Das Philharmonische Orchester aus Breslau begeisterte durch vortreffliche, hervorragend künstlerisch ausgeglichene Leistungen.

Wenige Tage später brachten die beiden Biegnitzer Musikvereinigungen „Singakademie“ und „Männer-Gesang-Quartett“ Edgar Tinels wundervolles Oratorium „Franziskus“ in schöner, eindrucksvoller Darbietung heraus.

Der Färbung überreiche Fülle an melodischem Gehalt übte auch diesmal ihren ganzen Zauber auf die lauschende, dem Wunderwerk köstlichen Orchesterprunks und gesanglicher Herrlichkeiten gänzlich hingeebene Zuhörerschaft aus. Die solistische Besetzung war namentlich in der Titelpartie durch Herrn Paul Schmedes aus Wien eine in jeder Hinsicht selten glückliche. Mit seinem angenehmen Tenor stattete Herr Ernst Rupprecht-Breslau den „Gastherrn“ aus. Die „Himmelsstimme“ sang ein Fräulein Anni Freitag

v. Ledebur aus Berlin. Einen vorzüglichen Erfolg hatte an dem Abend auch wieder die Königs-Grenadierkapelle (Orchester) zu verzeichnen. Die umsichtige Leitung lag in den Händen des Herrn Lehrers Schonert. C. M. Schubert

Schweidniger Musikleben

Ende März fand in der Friedenskirche in Schweidnitz eine Musikaufführung statt, in welcher die neue Orgel zum ersten Male zu Konzertzwecken verwendet wurde. Die Orgel wurde im letzten Jahre einer gründlichen Renovation unterzogen, sodaß sie in ihrem Werte jetzt einer neuen gleichkommt. Eingeleitet wurde das Konzert durch den Vortrag der G-Moll-Fantasie mit Fuge für Orgel von Bach durch den Organisten der Friedenskirche Fritz Drohla. Der Choral: „Was mein Gott will“, gesungen vom Kirchenchor, bereitete vor für die große Sonate in F-Moll von Mendelssohn für Orgel, die an das technische Können die größten Anforderungen stellt. Herr Drohla wurde ihnen in vollem Maße gerecht. Der Chor sang dann den Passionsgesang: „Christe eleison“ von Schred und die Komposition Drohla: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelnungen redete“ a capella. Die Chöre waren gut einstudiert. Als Solistin wirkte Frau Helene Thaitz-Breslau mit.

Münsterberger Musikleben

Chorrekter Schneider veranstaltete am 20. März eine wohlgelungene Aufführung des Oratoriums „Elias“ von Felix Mendelssohn. Der vortreffliche Chor setzte sich zusammen aus Mitgliedern des „Cäcilienvereins“, des „Gesang- und Musikvereins“ und des Damengesangvereins „Schneewittchen“. Als Solisten wirkten mit die Konzertfängerinnen Frau Dr. Bialon-Ruffek (Sopran) und Fräulein Helene Kiesel (Alt), sowie die Konzertfänger Thugutt (Tenor) und Nupprecht (Baß) sämtlich aus Breslau. Die Orchesterbegleitung spielte vortrefflich das verstärkte Försterische Stadtorchester.

Brieger Musikleben

Die Brieger Singakademie hat Ende März durch Aufführung der Matthäuspassion unter der bewährten Leitung des Musikdirektors Paul Sielsch ihrem künstlerischen Leben ein neues frisches Reiz eingefügt.

Des vollsten Lobes würdig war vor allem die Leistung des Chores hinsichtlich des Kluges sowohl wie der Präzision

in der Ausführung seiner umfangreichen und schwierigen Aufgabe. Ein besonders schwieriger Punkt ist in einer Stadt wie Brieg die Orchesterfrage. Die Militärmusiker, die dort einem Dirigenten zur Verfügung stehen — es war die Kapelle des 157. Infanterieregiments — können naturgemäß nicht das leisten, was aus einer dauernd an derartigen Aufgaben geschulten Kapelle von ihrem ständigen Dirigenten herausgeholt werden kann. Schmerzlich vermißte man die Orgel, aber ultra posse nemo tenetur.

Für die anspruchsvollen Solopartien hatte man meist tüchtige jüngere Kräfte gewonnen. Neben der Altmeisterin des Oratorienfaches, Frau Anna Stephan-Berlin, deren große besonders in der Höhe voll und glänzend klingende Altstimme den dramatischen Momenten ihrer Rolle eigentlich noch mehr zugute kam, als in den größte Weichheit und Wärme fordernden lyrischen Partien, stand als Sopranistin eine Novize des Oratorienfaches: Fräulein Hanna Hübner-Breslau. Das Reizvolle an der an sich nicht großen, aber in dem weiten Saale sich überraschend tragfähig erweisenden Stimme der jungen Dame ist die unbedingte Reinheit und Schönheit jedes ihrer Töne, von der glodenhell und leicht schwebenden Höhe an über eine wohlgebildete Mittellage bis hinab zu der noch voll und warm klingenden Tiefe. Die Wärme und Innigkeit des Ausdrucks, die sich mit diesen klanglichen Vorzügen verbanden, schufen eine Leistung, welche eine erfolgreiche Tätigkeit im Oratorienfach für die Sängerin erwarten läßt. Unter den Herren stand weit aus erster Stelle der Vertreter des Christus, Herr Dr. Paul Wolff. Die gleichmäßige Durchbildung seines kraftvollen, dabei sammetweichen Organs prädestiniert den feinsüßlichen und grundmusikalischen Sänger für die schönste der Baritonpartien, und er wußte auch die der Partie durchaus angemessene stille und würdevolle Schlichtheit des Ausdrucks zu treffen. Sehr viel weniger dankbar ist die wegen ihrer exorbitanten Höhenlage herköstliche Partie des Evangelisten, die Herr W. Funk-Berlin sang. Als Besitzer eines mächtigen Bassorgans erwies sich Herr A. Jerofke-Brieg, der die kleineren Basspartien sang.

Alfred Milarch: Zwei Reiterlieder für Männerchor. Op. 30. Soldatenliebe (Max Weßler.) — Geh du nur hin, ich hab mein Teil (Aus des Knaben Wunderhorn). Preis der Partitur je

60 Pfg. Stimmen à 10 Pfg. Verlag von G. Kreuschmer-Bunzlau. **Zwei Mailieder für gemischten Chor, Op. 31.** Akelei (Margarite Bruch.) — Mach' auch das Ende gut (Dietmar von Nist). Preis und Verlag wie oben.

Wir haben schon mehrmals Gelegenheit genommen, unsere Leser auf Alfred Milarch's Kompositionen hinzuweisen. Wegen der großen Frische, die ihnen allen innewohnt, werden sie sich viele Freunde erwerben. Vor allem glauben wir auf dieselben deswegen hinweisen zu sollen, weil die Auswahl von Chorliedern für Vereinszwecke nicht sehr groß ist. Hier erhalten auch die obigen Lieder eine wichtige Bedeutung. Milarch besitzt eine gesunde Natürlichkeit, deshalb wohnt besonders den Reiterliedern eine fernige Frische bei. Bei den Mailiedern tritt diese persönliche Note mehr in den Hintergrund. Aber auch sie sind liebenswürdige, volkstümliche Weisen, die bei den geringen technischen Schwierigkeiten vielen Anklang finden werden. B

Kunst

Die Gründung eines Schlesischen Museums-Vereins

hatte eine erhebliche Anzahl von Kunstfreunden am 21. März in den Sitzungssaal des Museums der bildenden Künste geführt. Der Leiter der Versammlung, Landesrat Noack, betonte die im § 1 der zu beratenden Satzungen ausgesprochenen Zwecke und Mittel des Vereins.

Der Schlesische Museumsverein hat sich die Förderung der Kunst in der Provinz Schlesien, vornehmlich der Kunstsammlungen des Schlesischen Museums der bildenden Künste zur Aufgabe gemacht. Dieser Zweck soll erreicht werden:

a) durch Ankauf hervorragender Kunstwerke, welche in der Weise zur Verfügung des Schlesischen Museums der bildenden Künste gehalten werden, daß sie diesem zur Aufstellung unter den eigenen Sammlungen überlassen werden mit der Berechtigung, sie für den vom Verein gezahlten Kaufpreis als Eigentum zu erwerben,

b) durch Zuwendung geeigneter Kunstwerke an die Sammlungen genannten Museums in Form von Leihgaben,

c) durch Beisteuer von Vermitteln zur Anschaffung besonders hervorragender Kunstwerke.

Der Verein soll seinen Sitz in Breslau haben und jedes Mitglied die Verpflichtung übernehmen, einen jährlichen Beitrag von mindestens 100 Mk. zu entrichten oder anstelle desselben einen einmaligen Beitrag von mindestens 2000 Mark. Es wird gehofft, mit den Beiträgen von ca. 100 Mitgliedern, die man in der Provinz zu werben denkt, der Notlage des Museums abhelfen zu können.

Die meisten Paragraphen des vorliegenden Satzungs-Entwurfes wurden ohne Debatte genehmigt. Eine lebhaft diskussion entspann sich nur über einen Passus im § 7 betr. Vorstand:

„Außerdem sind ständige Mitglieder des Vorstandes, auch wenn sie dem Verein für ihre Person nicht angehören, der jeweilige Direktor des Schlesischen Museums der bildenden Künste und ein Beisitzer, den der Provinzialausschuß in den Vorstand zu delegieren berechtigt, aber nicht verpflichtet ist.“

Zu diesem Punkte wünschten einige Mitglieder des Magistrats zu Breslau, darunter Bürgermeister Trentin, auch die Zuziehung des Direktors des Kunstgewerbe- und Altertumsmuseums in den Vorstand mit beratender Stimme und die Mitunterstützung dieses gleichfalls provinziellen Bestrebungen dienenden Kunstinstituts.

Auf mehrfachen Widerspruch wurde die Angelegenheit dahin gelöst, daß sowohl Bürgermeister Trentin wie auch Landeshauptmann v. Richthofen auf die Zuziehung von behördlichen Vertretern der Stadt verzichteten und dieser Passus überhaupt aus den Satzungen weggelassen wurde.

Das nicht zu leugnende Anrecht des Direktors Janitsch als Museum der bildenden Künste, als geborenem Berater beim Ankauf von Kunstwerken, ist durch einen Satz im § 8 gesichert:

„Kunstwerke, die nach § 1a und b für das Schlesische Museum der bildenden Künste bestimmt sind, können nur unter Zustimmung des Direktors des genannten Museums angekauft werden.“

Damit ist der Befürchtung vorgebeugt, daß wohlmeinende Kunstfreunde in ihrer Begeisterung für irgend ein Werk oder einen begünstigten Künstler vielleicht im Eifer zu weit gehen und das Provinzialmuseum mit Spenden segnen könnten, die nach der Ansicht eines Fachmannes nicht annehmbar wären. A E S

Das Oberschlesische Museum in Gleiwitz

das am 22. März auf ein 5jähriges Bestehen zurückblicken konnte, hat sich in dieser Zeit günstig entwickelt. Im August 1905 besaß das Museum 1000, am 2. November v. J. 8000 Sammelobjekte. Der weitaus größte Teil davon ist ihm durch Schenkungen gekommen; angekauft wurden 1065 Stücke für 4340 Mk. Die Zahl der einzelnen Objekte läßt sich auf 42 000 beziffern. Besucht wurde das Museum 1909 von 7051 Personen. Von hervorragenden Erwerbungen des Jahres 1909 seien erwähnt: die Baildon-Bergwelt-Sammlung (Naturalien), die der Pfleger des Museums, Rechnungsrat Klose in Gleiwitz, bearbeitet hat, ein Modell des Sandverfahrsverfahrens, jüdische Tempelvorhänge ober-schlesischer Herkunft aus dem 18. Jahrhundert, 35 ober-schlesische bunte Lithographien, teilweise mit den in den Jahren 1840 bis 1850 an Ort und Stelle aufgenommenen Originalzeichnungen, aus dem Verlage von C. W. Knippel in Schmiedeberg, eine Sammlung alter in Oberschlesien verwendeten Nabel, Bauernmöbel. Auch die Münzsammlung hat sich nicht unwesentlich vermehrt. Oberlehrer Dr. Gottwald und Gemahlin (Gleiwitz) richteten eine ober-schlesische Bauernstube ein.

Baukunst

Kasernen-Freundlichkeit

Man kann sich eine Kaserne nicht mehr hell und anheimelnd denken. Ein grauer Kasten, zusammengesetzt aus endlosen und schablonenhaften Zellen — trübende Mauerfluchten mit unfreundlichen Fenstern — daran denken wir, wenn das Wort Kaserne laut wird.

Den schlimmsten Auswuchs, die schwärzeste Schatten- und Nachtseite der großen Entwickelung unseres Reiches seit der Gründerzeit — den geistlosesten Massentyp den das Bau-Unternehmer- und Spekulantentum heraufbeschworen hat, die ödesten Großstadtgebilde — das sind Miets-„Kasernen“.

Ist es berechtigt, dem harmlosen Wort diese unschöne Klangfarbe zu geben? —

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte, der Anblick des Vorhandenen, diese sagen: Ja, die Kasernen unseres Landes sind durchaus häßlich.

Die Absichten unserer neuen Baukunst, die Meinung unserer neuen Kulturströmung sagen: Nein. Damit, daß bisher Kasernen regelmäßig häßlich waren, ist durchaus nicht gesagt, daß sie häßlich sein müssen.

Der Fall ist typisch. Es gibt einige ganz ähnliche Streitfragen. Vor zehn Jahren war noch jedermann überzeugt, eine Fabrik müsse notwendig häßlich sein. Seit 5 Jahren denken Viele von uns anders, und seit kurzem siegt schon die neue Meinung, das heißt: wir behaupten nicht mehr, eine Fabrik könne schön sein, wir beweisen es einfach, indem wir auf einige gute moderne Industriebauten (neben denen aus den 30er, 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts) zeigen.*) Dennoch leistete sich in der Gemeinderats-Sitzung einer mitteldeutschen Residenzstadt ein gebildeter Millionär den klassischen Satz: „Fabriken werden nicht gebaut, um das Stadtbild zu verschönern, sondern damit Geld in ihnen verdient wird.“

Es gibt also immer noch Leute, die glauben, daß das Eine das Andere ausschließe. Finden wir aber hier den Irrtum, praktische Zweckmäßigkeit sei, wo sie erste Bedingung ist, mit Schönheit nicht zu vereinigen, so können wir anderswo dem ebenso schönen Irrtum begegnen, ein Gebäude, das ernster und strenger Bestimmung diene, müsse nicht etwa nur ernst und streng, sondern trostlos aussehen. So ist es vorgekommen, — auch in einer deutschen Mittelstadt, als um die Erhaltung eines alten wertvollen Gebäudes heftiger Streit ausbrach —, daß die Gegner der Erhaltung aus der langen Geschichte des Bauwerkes triumphierend die Erinnerung an die Periode hervorholten — in der das Bauwerk als Zuchthaus diente. „Man wird doch nicht das alte Zuchthaus stehen lassen!“

Wir denken etwas anders. Zuchthaus, Kaserne und Fabrik brauchen keine bösen, finsternen Schandflecke in Stadt- und Landschaftsbildern unserer Heimat zu bilden. Ihr Ernst und ihre von jedem Spiel und jeder „Gemütlichkeit“ weit entfernte Bestimmung sollen zwar durchaus

*) Wie es Heft 1/3 der Zeitschrift „Heimatschau“ Jahrg. 1908/9 tat.

ehrlich zum Ausdruck in der Außenform kommen dürfen (und nicht hinter „Burgzinnen“ und „Renaissance-Erkern“ schamhaft versteckt werden), aber doch wohl-tuend zum Ausdruck kommen, mit ruhiger, strenger Sachlichkeit und Würde.

Wie diese Grundsätze angewendet werden können, zeigt folgende Mitteilung in den Tageszeitungen:

„Bayerns Beispiel, die Mauern der Kasernen zur Anlage von Obstspalieren zu benutzen, hat in den letzten Jahrzehnten auch mehrere preussische Truppenteile zu ähnlichen Versuchen veranlaßt. Man sieht jetzt Kasernen, deren früher öde Mauern durch Beseidung mit Wein- und Obstspalieren jetzt ein freundliches Aussehen gewonnen haben. Die Regimenter schaffen mit sehr niedrigen Kosten die Anlage selbst, ziehen zum Teil auch großen materiellen Nutzen daraus. In guten Obstgegenden beträgt der Verdienst aus dem Obstbau an den Kasernenmauern eines Infanterie-Regiments bis 6000 Mark jährlich. Er kann zugunsten der Unter-Offiziere und Mannschaften verwendet werden.“

Dies verbindet sich also mit dem ästhetischen noch ein materieller Gewinn. Aber der ästhetische birgt gewiß auch ethischen Wert in sich! Zwei Arten von Stätten sind im Deutschen Reich, in denen der Staat eindringlich seine Angehörigen erzieht und beeinflusst: die Schulen und die Kasernen. Wer je unter Arbeitern gelebt hat, weiß, daß die Militärjahre tatsächlich ein lange nachwirkendes Erziehungswerk bedeuten. Die Soldaten erziehen sich vielleicht dabei gegenseitig noch mehr, als sie von ihren Vorgesetzten erzogen werden.

In solchen Zeiten sollte man aber auch äußere Dinge wirken lassen! Jener dunkle, häßliche Schleier müßte von dem Wort „Kaserne“ schwinden. Unsere Ärzte sagen oft, die soziale Frage sei eine Wohnungsfrage. Die Kaserne könnte, ohne jede Vermöhnung, dem Soldaten noch ein Vorbild von Wohnungsform sein. Innen wie außen. Und dazu müssen wir jeden Beitrag, auch den kleinsten, wie die Spaliere an Kasernenmauern, willkommen nennen.

A propos: Schulen und Kasernen. Schulen baut man glücklicherweise nun auch immer mehr musterhaft, vor allem in Bayern und Sachsen. Ihnen hastete ja früher auch ein Beigeschmack nach „Kaserne“ in üblem Sinn an. Das Schulbaunwesen ist wohl auf den rechten Wegen.

Aber an eins darf man noch erinnern: an die Schulhöfe. Was für unglückliche Plätze sind sie oft! Mancher Schulbehorde fehlt nur Anstoß und Rat, so könnte sie mit leichter Mühe ihren Schulhof besser gestalten, freundlicher beleben. Man sollte nicht immer nur die stereotypen zwei schlechtwachsenden Baumreihen pflanzen, die beim Spiel eher im Wege sind, als erfreulich. Warum findet man so selten auf unseren Schul-Spielflächen einen plätschernden festen großen Steinbrunnen in einem Kranz von Bäumen?

Doch dies nur ein Beispiel. — Möchten die, die es angeht, unsern Kasernen, Fabriken und Schulhäusern im ganzen Lande mehr Freundlichkeit geben.

G W

Natur und Landschaft

Der Schlesische Fischereiverein

hat auch im letzten Jahre in umfangreichem Maße für die Aufrichtung der Fischbestände der schlesischen Gewässer gesorgt. Mit Hilfe der vom Deutschen Fischereiverein beschafften Malbrut konnte der Schlesische Provinzialverein den Gewässern der Heimatprovinz 85 000 Stück zuführen. Auch im laufenden Jahre sind schon wieder 110 000 Stück Malbrut bestellt, die zum größeren Teile in diesem Jahre auch nach Oberschlesien gehen, zum Teil auch nach Mittel- und Niederschlesien.

Die Zahl der angeschafften Besatzkrebse ist ebenfalls eine recht hohe und überschreitet 64 000 Stück, da die bisherigen Besatzungen mit Krebsen guten Erfolg gehabt haben. Weniger groß ist die Zahl der Karpfen und Schleien für fließende Gewässer, weil diese Fischarten in Teichwirtschaften hinreichend gepflegt werden. Zur Besetzung kamen zwei Saichkarpfen, 2163 Stück Besatzkarpfen, 44 000 Stück Besatzschleien, 1660 Stück Hechtseklinge und 10 800 Stück Hechtbrut, dazu am Jahreschlusse noch 5 Zentner Hechtseklinge.

Die Besatzbeschaffung von Zanderseklingen machte viele Schwierigkeiten, weil in Schlesien keine Zanderzüchtereien bestehen, Zanderseklinge aber weite Transporte nicht vertragen, weil sie in den Fässern Schaden erleiden. Es sind daher nur 1125 Stück Zanderseklinge angeschafft worden; alle weiteren Bestimmungen konnte der Züchter nicht aus-

führen, weil das Ergebnis der Brut nicht reichlich ausgefallen war. Versuchsweise hat der Schlesische Fischereiverein selbst Zander fangen lassen, um in der Züchterei des Herrn Sessler in Schönau a. R. die Seelinge groß zu ziehen.

In den Forellenregionen des Riesengebirges zeigt sich infolge von Verunreinigungen Mangel an Forellen. Leistungsfähige Produktionsstätten sind nur im Kreise Landesbucht und im ganzen Rabenbachgebiete. Überall sonst verursachen Verunreinigungen durch Industriebetriebe großen Schaden.

In der Grafschaft Glatz gibt es zwar Bruthäuser, trotzdem herrscht aber Mangel an Laichern. Der Verein hat daher in diesem Frühjahr große Mengen von Salmonidenbrut angeschafft.

Im ganzen wurden für Schlesien im Vorjahre bezogen: 77 400 Stück Bachforellenbrut, 5535 Stück Bachforellenseelinge, 850 Stück Saiblingseelinge, 1170 Stück Regenbogenforellenseelinge und 40 000 Stück Aeschenier. In diesem Jahre sind wiederum 80 000 Stk. Aeschenier bestellt. Den Brütereien der Grafschaft Glatz wurden noch in größerer Menge Bachforellen- und Saiblingseier zugeführt. Namentlich mit den letzteren sind bezüglich seiner Gewichtszunahme in Wildgewässern vorzügliche Erfahrungen gemacht worden. Auch sind gegenwärtig versuchsweise 35 000 Stück Lachs- und Aeschenier aus Russland in die Brutkästen gelegt worden. Es wurden russische Eier gewählt in der Hoffnung, daß die ausgeklüpfelten Bachse sich besser an die Gewässer in unserem Klima gewöhnen würden, wie Bachse rheinischer Herkunft.

Zu diesem Versuch hat der Deutsche Fischereiverein die Mittel besonders gewährt.

Es ist ein dankwürdiges Unternehmen des Fischereivereins, die Fischzucht unserer fluss- und seereichen Heimatprovinz wieder zu heben, und Neulingen auf dem Gebiete der Fischzucht durch erfahrene Fachleute mit Rat und Tat zu unterstützen.

So unternahm der Geschäftsführer des Vereins häufige Reisen zum Besuche von

fließenden Gewässern und Teichanlagen, und besonders handelte es sich um Neuanlagen und die Wiederherstellung trocken liegender älterer Teiche. Es konnte aber nicht überall zur Errichtung von Anlagen geraten werden, weil die örtlichen Verhältnisse nicht immer geeignet schienen.

A. C. Schmidt

Vom Grünberger Weinbau.

Im Gewerbe- und Gartenbauverein in Grünberg hielt Weinbaulehrer Paech einen Vortrag über den Stand und die Betriebsergebnisse der staatlichen Musterweingärten. In den ersten drei Jahren, von 1901—1904, war der Erfolg wohl infolge mangelnder Erfahrung und mancher Fehler gering. Im Jahre 1904 wurde nach einer starken Düngung eine gründliche Aufbesserung durch Wurzelreben vorgenommen, wodurch trotz der großen Dürre ein recht erfreulicher Fortschritt erzielt wurde. Noch besser gedieh eine Neuanlage im Jahre 1906; der heutige Stand der Musteranlagen beweist, daß auch in hiesiger Gegend Pflanzungen möglich sind, wie man sie im Westen von Deutschland vorfindet. Bezüglich der Versuche über Sortenwahl hat sich herausgestellt, daß die Sylvanerrebe die besten Resultate erbringt; auch Portugieser, Traminer und Gelbschönadel haben sich bewährt, während sich Böhmischer für das hiesige Gebiet nicht eignet. Der Kampf gegen die Rebschädlinge ist mit aller Energie aufgenommen worden. Gegen die Peronospora hat sich wieerholtes Verspritzen mit Bordeauxer Brühe gut bewährt. Diese Versuche zur Bekämpfung des „Roten Brenners“, dessen Vorhandensein auf Ernährungsstörungen zurückgeführt wird, sind noch nicht abgeschlossen. Die beiden staatlichen Gärten, der eine auf den Höhen, der andere in der Niederung gelegen, sind zusammen acht Morgen groß und lieferten 1906: 1485 Liter Wein; der Selbstkostenpreis für das Liter berechnete sich auf 0,45 Mk. Das Jahr 1907 brachte eine sehr geringe Ernte, sodaß sich das Liter auf 0,97 Mk. stellte. Im Jahre 1908 wurden 1650 Liter zum Selbstkostenpreise von 50 Pf. pro Liter geerntet. Das verklopfene Jahr ergab ein Quantum von 1980 Liter; der Literpreis betrug 0,45 Mk. Nach den bisherigen Ergebnissen ist es, wie der Redner schloß, möglich, den Grünberger Weinbau wieder rentabel zu gestalten.

Verlag und Herausgabe: Dr. Otto Meier, Fischberg i. Schl.

Verantwortlich für Text derselbe; für Heimatschau: H. H. Vorkerdt, a. St. Postkod i. M. Schmidmannstr. 19 I
Gedruckt in der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., Fischberg

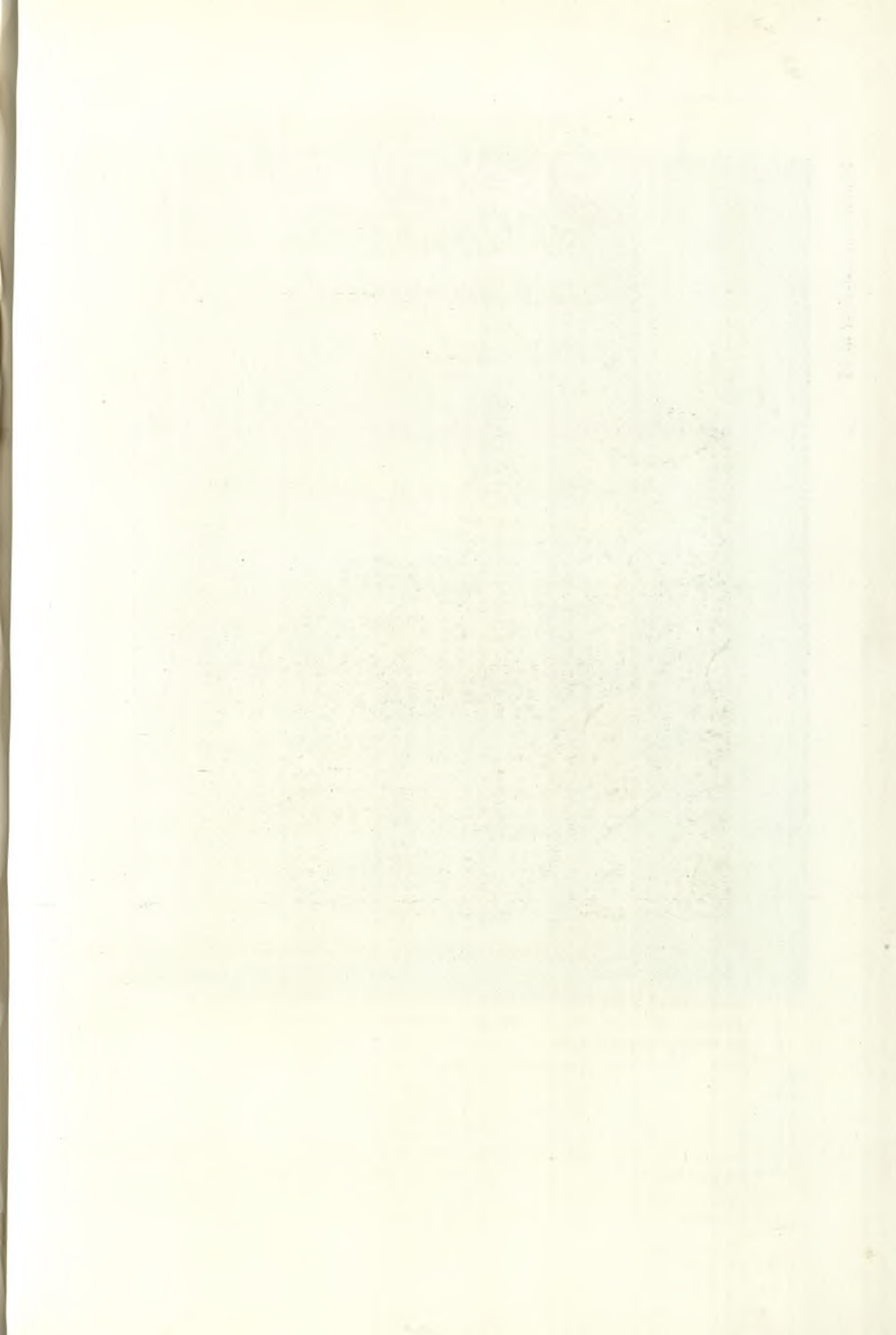


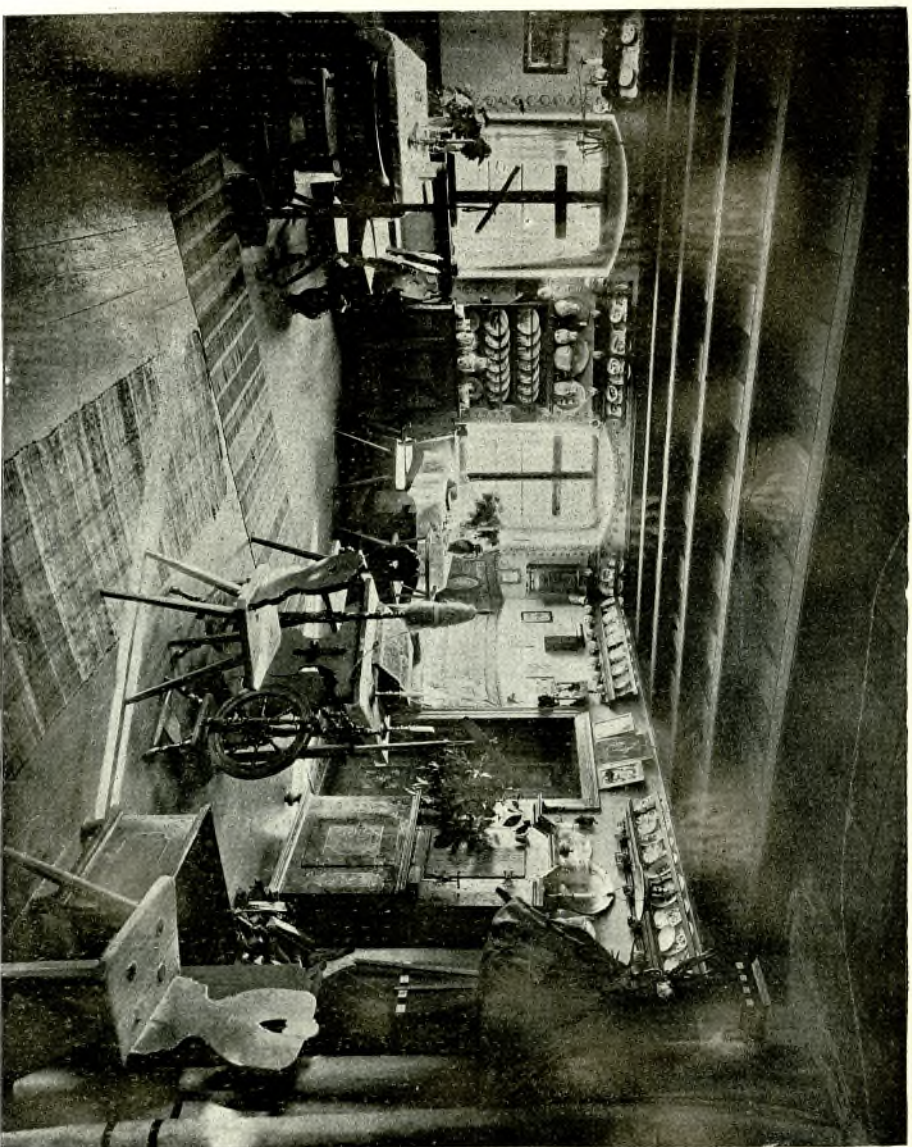
Denkmalpflege in Schreiberhau!



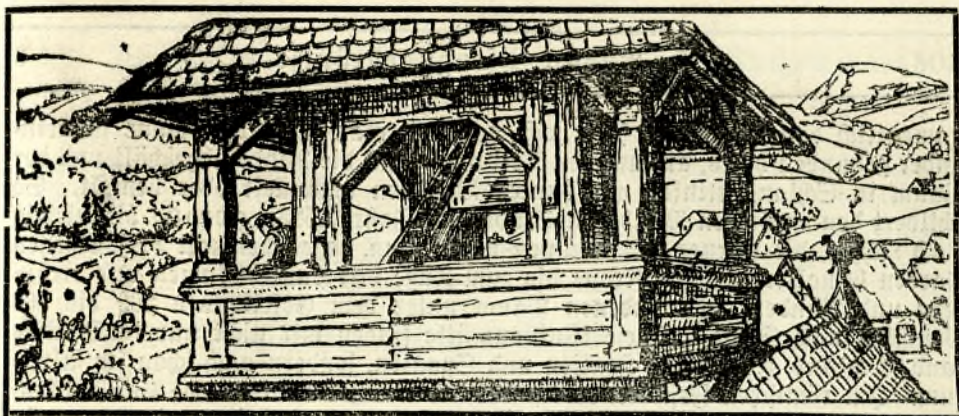
Haus Schmiedeberg

an der katholischen Kirche





Schleifische Bauernhube aus
der Zeit um 1800 in Suchs-
winkel-Schmidsdorf. (Siehe
Artikel Seite 407)



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 16

2. Maiheft 1910

Pfingstgebräuche

Von Dr. Heinrich Pudor

Pfingsten, das liebliche
Fest, war gekommen.

Goethe

Pfingsten ist das Fest des beginnenden Sommers. Die Pfingstgebräuche waren ursprünglich Maifeiergebräuche, die durch das Christentum auf Pfingsten übertragen wurden. Im Mittelpunkt dieser Pfingstgebräuche steht die Maibaumsitte, die schon im 13. Jahrhundert traditionell ist. Man zieht hinaus in den Wald, um den Mai zu suchen (fetch in the may, quærere majam, quérir le may) und bringt grüne Büsche heim. Man setzt den Maibaum auf den Hausflur, vor das Kammerfenster, über den Viehstall, und zwar für jedes Stück Vieh einen besonderen Baum, auf den Schober und auf den Brunnen. Den braven Mädchen setzt man grüne Tannenbäume vor das Fenster, geschmückt mit farbigen Bändern, Äpfeln und „Kipferln“ (Bäckwerk), schlechten Mädchen dagegen dürre Bäume mit schmukigen Haderbäumen oder Vogelbeerbäumen (in Westfalen und Thüringen) oder Hasel- und Hollunderbäume (in der Normandie); der Weg, der zu ihrem Liebhaber führte, wurde mit Heckerling bestreut.

In der Mitte des Dorfes auf dem Markte wurde der größere Maibaum errichtet. Er wurde unter großen Feierlichkeiten aus dem Walde geholt und reich geschmückt mit bunten Bändern, Äpfeln, Bäckwerk und selbst Weinflaschen. Nachts wurde er bewacht. Es galt nämlich für ehrenvoll, ihn zu stehlen; wenn dies seitens einer Nachbargemeinde gelang, so mußte die Bauernschaft eine Tonne Bier zum Besten geben, worauf der gestohlene Baum zurückgebracht wurde. Am Abend wird um den Maibaum getanzt, die Burischen klettern an ihm und suchen die Kuchen herunterzuholen. Alle sind mit bunten Bändern, Blumen und grünen Zweigen geschmückt. Bis zum Trinitatissonntag bleibt der Maibaum stehen, an manchen Orten sogar das ganze Jahr über,

namentlich dann, wenn er sehr hoch war und man mehrere Bäume übereinander gebunden hatte; am unteren Teil war dann die Rinde abgeschält und der Baum in Schlangenlinien mit bunten Bändern umwickelt oder bemalt. So schildert den englischen Maibaum Stubbe im Jahre 1585: „zwanzig bis vierzig Joch Ochsen, die Hörner mit Blumen umwunden, zogen den mit verschiedenen Farben bemalten von der Krone bis zum Fuße mit Laub, Blumen und Kräutern und Bändern umwundenen Baum unter dem Geleite von 200 bis 300 Menschen nach Hause.“ Diese Maibaumsitte finden wir nicht nur in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien, sondern auch schon im Altertum. Im römischen Festkalender ist der 22. März etc. als *arbor intrat* (Eintritt des Baumes) bezeichnet. Im Pinienhain der Cybele wurde dann ein schöner Baum auserkoren, sein Stamm mit wollenen Binden umwickelt, seine Äste mit Krummstab, Tympanon, Flöten, Klappenblechen behangen, außerdem reichlich mit frischen Veilchen, den Erstlingen des Frühlings, geschmückt und umkränzt, und dazwischen die Figur eines Jünglings, des entmannten und gestorbenen, sodann in die Fichte verwandelten Attis, des Lieblings der Cybele aufgehangen. Dieser Baum wurde abgehauen und feierlich in das Allerheiligste der großen Mutter Erde getragen. In ähnlicher Weise haben nun nach Tacitus auch die Germanen aus einem heiligen Wald, etwa auf einer Insel, vielleicht Island, die Gottheit auf einem mit Tüchern verhüllten Wagen zum Festort gefahren, von Rindern gezogen. Die Gottheit war vermutlich durch einen Baum dargestellt.

Mit diesem altdeutschen Baumkultus in enger Verbindung stand die Sitte des Maikönigs, der Maibraut, des Graskönigs und Lattichkönigs, des wilden Mannes, des Pfingstklümmels oder Pfingstbuzen (in Schwaben), der mit Ruhglocken und Schellen behangen wurde. Eben dahin gehören der Maimann des Schwarzhaldes, der Pfingstl in Niederbayern und der Pfingstquak in der Pfalz und im Elsaß.

Zu Pfingsten führt man auch die Pferde und Kühe zum ersten Male auf die Brachweide; die Milch, die am Pfingsttag gemolken wird, gehört den Mägden. Wir kennen heute noch den Ausdruck Pfingstochse, mit dem wir in spöttischem Sinn einen ausgeputzten Feiertags-Ausgänger bezeichnen. Ursprünglich war der Pfingstochse dasjenige Rind, das beim Austreiben des Viehes zuerst am Platze erscheint; dieses wurde nämlich mit Blumen geschmückt und gekrönt. Man sagte daher „er sieht aus wie ein Pfingstochse“. Die zuletzt anlangende Kuh wurde dagegen mit Nesseln oder mit einem Strohkranz geschmückt und hieß Pfingstkau. So hatte man auch eine Pfingstjuffer (Pfingstjungfer) und einen Pfingstfuß (Pfingstfuchs).

In der Ruhl hatte man die Sitte des Laubmännchens, das ganz mit frischen Buchenbüschen bedeckt war, so daß bloß die Augen und die Schuhe sichtbar waren; über dem Kopf waren die Zweige zu einer Krone geformt. Die Umziehenden erhielten meist bei jedem Hofe drei Eier und Speck, auch wohl ein halbes Maß Wein, und „Mozen“, das Pfingstgebäck, eine Art Semmelfuchen.

Wir erwähnen noch das Pfingstreiten oder Königreiten, das im Harz mit dem Kranzstechen verbunden war. Die Pferde wurden dabei mit Quasten an den Köpfen und Schwänzen geschmückt, ebenso die Knechte an den Hüften und Schultern. Auf einem Ager wurde ein Kranz aufgesteckt, worin ihn heruntersticht, hängt ihn um den Hals seines Pferdes. Hierher gehört auch das

Ringstechen in Schleswig-Holstein und Friesland, besonders in der holländischen Provinz Seeland. Auch die englischen Pfingst-Wettrennen sind auf jenes Pfingstreiten zurückzuführen. Vom Jahre 1610 ab wurden die Rennen regelmäßig in der ersten Pfingstwoche abgehalten. Dann kamen die berühmten Frühlings-Wettrennen in Askot bei Windsor und in Epsom bei Derby.

Die altschlesische Bauernstube in Fuchswinkel-Schmidtsdorf (Besitzer: G. Bertram-Görbersdorf)

Von R. Henseling, Görbersdorf

Es ist in Schmidtsdorf bei Friedland (Bezirk Breslau), unfern der deutsch-österreichischen Landesgrenze. Abseits der Landstraße steigt ein Talweg in einen stillen Winkel der Berge, die das Riesengebirge und das Eulengebirge verbinden und die den Namen Waldenburger Bergland erhalten haben. Eine steile Auffahrt führt zu einem Gute, das sich durch keine absonderlichen Merkmale von den Schwestergehöften unterscheidet, die in kleiner Zahl längs des frühlingsfroh plätschernden Wässerchens in grünen Grasgärten verstreut sind. Die Dungstätte im Hof, die dralle Magd und die großen, blizenden Milchkrüge im Flur deuten ebensowenig auf ein Museum schlesischer Dorfaltertümer wie der kräftige Stallgeruch und die Sinnprüchlein an den Wänden im Treppenhause, deren augenfälliger sogar wie ein leiser Spott auf etwaige Sammelgeliüste ausgelegt werden kann: „Trag nichts herein und nichts hinaus, so bleibt der Friede stets im Haus.“

Und doch hat hier, in Dr. Weikers Fuchswinkelgut, jahrelanger Eifer eine Menge guter Dinge zusammengebracht: alten Hausrat jeder Art, Gestühl, Geschirr, Trachten, Bilder, auch Gedrucktes und Geschriebenes. Aber in dem stattlichen Raume, der das alles birgt, duftet nicht der Leichengeruch und spukt nicht der Rührmichnichtangeißt des AltertumsMuseums. Sondern alles, was da beieinanderlebt und zum größten Teil ein Jahrhundert lang weit verstreut in den Dörfern des Landes beheimatet war oder die drei Lebensalter hindurch mit wechselnden Menschenchicksalen hin- und hergeworfen wurde, fügte die Hand des jetzigen Eigentümers zu einem bewohnbaren und bewohnten Ganzen zusammen, dessen Behaglichkeit jeden Besucher, und sei er an noch so hohe Ansprüche des modernen Luxus gewöhnt, noch in der Erinnerung die Stunde verklärt, die er in dieser Bauernstube zugebracht hat.*)

Die Sammelarbeit, die Herr G. Bertram (zum guten Teil mit der tatkräftigen Hilfe des Herrn Architekten Teichen-Breslau) hier geleistet hat und noch leistet, war und ist in den meisten Fällen ein Rettungswerk: Ein Schrank aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, unter dessen dicker Schmutzkruste sich die schönsten, solid gemalten Blumenranken verbargen, stand schon am Hackfloh, und seine Bretter sollten vierundzwanzig Stunden später als Brennholz hinter dem Backofen liegen, als ein glücklicher Zufall den kundigen Sammler hinzuführte. Unzähliges ist auf planmäßigen Streifzügen und auf gelegentlichen Spüргängen dem Staub und dem Spinnweb der

*) **Ann.** Wegen einer Besichtigung wende man sich an den gastfreundlichen Sammler und Besitzer der „schlesischen Bauernstube“, Herrn Verwaltungsdirektor Bertram in Görbersdorf (Schlesien).

Rumpelböden und der Hofschuppen entrisen worden oder gerettet worden vor großstädtischen Antiquitätenjägern, die das Land heimsuchen. Oft auch wurde ein besonders schönes Stück gesichert, dem der Untergang bei einer Erbteilung drohte.

Das so Gerettete bleibt nun, als eine Erinnerungsstätte und als fruchtbares Beispiel, der Heimat erhalten, die es erzeugt hat.

Treten wir ein! Zunächst führt eine niedrige Holztür mit der Aufschrift „Susse nicht, ack heem“ in ein kleines Zimmerchen mit niedriger Balkendecke und bleiverglasten Scheibenfenstern. Es ist als Ganzes beim Abbruch eines alten Görbersdorfer Hauses gerettet worden. Einen eigentümlichen Reiz verdankt dieses Zimmerchen einem Rundgange, der außerhalb der vielgeteilten Fensterchen das Ganze umzieht, vom Erbauer als wirksamer Schutz gegen Wind und Kälte angebracht. In der Ecke steht eine Truhe mit altem Gerät, sowie eine Hechelbank, ein Spinnrad mit bemaltem Raden und Weifen, ein Spulrad und schließlich ein alter Wandwebstuhl. Ein Regal mit Zinntellern umzieht unter der Decke den ganzen Raum. — Nebenan liegt die „Bauernstube“ selbst, die allerdings den Eindruck eines Sälchens machen würde, wenn sie nicht durch eine alte spanische Wand in zwei Abschnitte gegliedert würde. Den einen Teil beherrscht ein Kamin, dessen Kacheln treu nach einem in einem alten Ofen aufgefundenen schönen Original hergestellt worden sind, den anderen ein mächtiges Himmelbett althäuerischer Art, neben dem eine natürlich auch alte Wiege die Aufmerksamkeit weiblicher Besucher auf sich zieht. Um altväterische, derbe Tische ordnen sich hochlehnige, bequem gepolsterte und schwarzledern bezogene Sorgenstühle und stämmige Schemel. Alte Pendeluhren neben der Tür, ein Eisenleuchter, der von der Decke niederhängt und mit dünnen Armen weit ausgreift, Leuchter von bald mehr praktischer, bald mehr sinnreicher oder lustiger Art, die im ganzen Raum verteilt sind, tragen zur Wohnlichkeit ebenso bei, wie die mit Tellern reich beladenen und mit Tassen und Schüsseln behängten Borde rings unter der Decke. An den Wänden wechseln bemalte Schränke, „Brotalmen“ und mächtige Sitztruhen miteinander ab. Die Dinge, die sie und die Regale erfüllen, sind größtenteils auch für den Sammler von Fach bemerkenswert. Unter den etwa dreihundert handbemalten Tellern ragen insbesondere die Prostauer mit ihren bekannten und berühmten Mustern hervor, unter denen einige recht selten vertreten sind. Daneben wären Glienitzer Fayenceteller, sowie böhmisches und Bunzlauer Steingut, Krüge und Schüsseln mit zwar einfachen, aber wunderschönen alten Bemalungen und Zieraten zu erwähnen, sowie mancherlei schöne oder kuriose Einzelstücke, die hier ein altes Kästlein oder Schränklein füllen, dort ein Stück Wandfläche zieren oder zwischen Krügen, Gläsern und Geschirr auf einem Schranke thronen (z. B. dickbauchige Flaschen mit mühselig eingebauten Darstellungen eines Bergwerks und einer Hochzeit, alte Löffelschränken, Veteranenkalender, Patenbriefe, alte Bet- und Singebücher und Bibeln). Unter den Duzenden von Gläsern steht so manches einzig schöne geschliffene Stück, und ebenso hervorragend sind einzelne der Zinnteller. Ueber alle diese Dinge, sowie über die noch nicht angeführten Geräte und Geschirre (Schleusenleuchter, Zinngefäße, Ruffen, mit Spiegeln hinterlegte, von der Rückseite gebrannte Heiligenbilder usw.), sowie insbesondere auch über die Hauben und Spizenkappen, den mit Halbedelsteinen gezierten Silberschmuck und die alten weiblichen Gewandungen berichtet vielleicht später einmal an dieser Stelle ein Fachmann.

Ob man nun hier in dieser Bauernstube sitzt am hellen Tage, wenn die Sonne und das grüne Land hereinsuchen und ihre helle Fröhlichkeit von allen den hundert Geschirren der Wände und von den weißen Decken der Tische widerblitzt, oder ob man hier dem nächtlichen Sturm und Regentanz draußen horche, während die Kerzen ein warmes Licht verstreuen und die lohenden mächtigen Scheite im Kamin blendende Glut ausstrahlen — immer erfüllt diesen Raum eine reiche, abgeschlossene Behaglichkeit, obwohl doch in Wahrheit ein buntes Vielerlei hier beieinander ist. — Warum, woher? Das ist schwer völlig zu beantworten. Eins wirkt aber wohl am stärksten: Was hier ist, und sei es das einfachste, dürftigste Ding, dem sieht man eine Liebe und Zweckver tiefung des Herstellers*) an (ob sie ihm lebendig innewohnt oder nur in seiner Handwerksgewöhnung als ein Sammelabteil der Vorfahren gelebt habe, ist eine Frage, deren Erörterung für die Kunst- und Kulturpolitik meines Erachtens sehr wichtig, für uns hier jedoch gleichgültig ist), und eine Wertschätzung des Besitzers für die einzelnen Dinge seines täglichen Gebrauches, seiner täglichen Umgebung, daß dem Beschauer beim Fühlen dieser guten handwerklichen und häuslichen Gefinnungen auch warm und heimisch zumut wird. Es ist, als ob eine Generation, der ihr Haus und Hof noch weit mehr als uns der sichere unverrückbare Mittelpunkt des Daseins, der Verankerungspunkt ihrer stärksten Gefühle und Bestrebungen und somit Ursprung und Ausmündung ihrer Tätigkeit war, durch die einfachen Werke den Sinn zur „Heimlichkeit“ auf uns vererbt. — Es ist wohl das größte Verdienst einer solchen Schöpfung wie dieser „Bauernstube“ mit dem Hausrat aus Urgroßvaters Zeit, daß sie im Besucher den Sinn für Heimlichkeit stärkt, zumal, wenn sie nicht im Museum kalt bestaunt, sondern wie hier bewohnt wird. Wie stark sich dieser Sinn aus alter Zeit in die unstetigere Gegenwart hinein erhalten kann, zeigt das Beispiel einer armen alten Frau, die am Tage ihrer goldenen Hochzeit die dringende Bitte erfüllt wünschte, nach dem Kirchgange in der „schlesischen Bauernstube“ eine Stunde verweilen zu dürfen und die dort in Tränen ausbrach. — „Suste nicht, ad heem“: das ist das Wesentlichste; das historische, technologische, künstlerische Interesse, für das hier eine Fundgrube ist, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Alte Steinkreuze in Schlesien

Von Paul Ruzer in Ziegenhals

„Zwo Brüder san erschossen worn,
Wo's Martertafel steht da vorn
Am Steig.“ K. Stieler

Wenn der Wanderer auf der Flur zur Seite seines Pfades, im Stadtgetriebe und Weichbilde und im grünen Waldesdunkel, am rauschenden Dorfbach oder auf einsamer Heide, am alten Straßenzuge oder verlassenen Hohlwege, im Schatten der ergrauten Kirchhofsmauer oder an der Wegegabelung, inmitten des Dorfes, am belebten Ager, im Berglande oder auf freiem Felde

*) Anm. Besonders bezeichnend sind in dieser Hinsicht die naiv-gemütvollen Widmungsinchriften auf Tellern (Dein Glück — mein Wunsch; Gabe herzlicher Liebe; Wandle froh durchs Erdenleben wie auf einem Frühlingsflor usw.) und bildlichen Darstellungen wie die Gravierung auf einer großen zinnernen Hochzeitskassette, die die Heimkehr des Brautpaares köstlich naiv abbildet.

eines jener alten, verwitterten, durch plumpe Massigkeit auffallenden, von der Last der Jahre gebeugten Steinkreuze erblickt, so bleibt er wohl, wenn er einiges historisches Interesse hat, einen Augenblick verweilend, sinnend stehen, sich fragend, was dieser rätselhafte Stein bedeute. Längst sind indes die Hände, die ihn formten, zu Staub zerfallen, und der Mund, der uns Auskunft geben könnte, ist verstummt. Wie auch noch heute des öfteren die Hersteller von Monumentalbauten und Brücken es verschmähen, eine Zahl einzugraben, so haben es auch meistens die alten Steinmetzen nicht für nötig befunden, uns bezüglich Entstehung des Denkmals einen Anhaltspunkt zu geben; und wir stünden heute vor unlösbaren Problemen, wenn nicht — ganz abgesehen von der beweglichen Sage, die mit farbenreichen Blumen den moosbedeckten Stein umrankt — vergilbte Urkunden vergangener Tage und die von Mund zu Mund sich fortpflanzende Tradition das mystische Dunkel durchleuchteten und — sich gegenseitig unterstützend — genügend Aufschluß gewährten. Nun ist es höchste Zeit geworden, die sich von Jahr zu Jahr vermindernden steinernen Denkmale — die Wahrzeichen einer deutschen, überlebten Rechtsitte — auch in Schlesien zu sammeln, nachdem dies bereits in ganz Deutschland geschehen, und dadurch einer Pflicht gegenüber unserer rückständigen Heimatprovinz zu genügen.¹⁾ Sind doch viele von ihnen im Laufe der Jahre versunken und vergessen, vom Gestrüpp umwuchert, ein Opfer des Wetters und der Pietätlosigkeit geworden. Früher hielt man die Kreuze für Erinnerungszeichen an die Einführung des Christentums, als — da sie manchmal mit Schwertzeichen versehen sind — Grabdenkmäler gefallener Anführer aus der Kriegezeit, besonders dem Schweden-, Hussiten- und Franzosenkriege, als von Hussiten gesetzte Wegweiser und Lagerzeichen, als Grenzsteine von Kirchensprengeln und Klosterbezirken, als römische Meilensteine der Heerstraße (*columnae lapidae*), Jurisdiktionsbezirkssteine, Freistättenmarkierungen, Weichbildgrenzen (*crux banalis*) u. a. m.

Die uns überlieferten Urkunden, die Totschlagsühne im Mittelalter betreffend, die einen aus der germanisch-heidnischen Zeit hervorgegangenen, bzw. festgehaltenen Rechtsbrauch darstellen und auch zum Teil der Kreuze Erwähnung tun, lassen uns über ihre Bedeutung keinen Zweifel.²⁾

¹⁾ Die Anregung zur Sammlung dieser Altertümer ging von Prof. Dr. D. Wilpert in Oppeln aus, der die Kreuze Oberschlesiens in der „Oberschlesischen Heimat“, dem Vereinsorgan des Geschichtsvereins, veröffentlichte. Ueber die Kreuze im Riesengebirge schrieb Postmeister S. Beck im „Gebirgsfreund“, 1898, Nr. 20 und Hauptmann Cogho im „Wanderer“, 1898, Nr. 12. Vgl. auch „Bote aus d. HgB.“, 7. Aug. 1909, Nr. 183, S. 11. und 12. Aug. 1909, Nr. 187, S. 6.

²⁾ Bei den Germanen erstreckte der Geschlechtsverband, die Sippe, bekanntlich die staatliche Organisation. Jeder Genosse einer Sippe war verantwortlich für den Rechtsbruch, der von einem seiner Sippe begangen wurde. Doch dauerten die Privatschäden — und das war bei der freien Verfassung heilsam für den Staat — nicht unverföhlich fort. Sogar der Totschlag konnte durch die Entrichtung des Vergeldes (werigelt, wer-Mann, gelt-Geltung) oder einer bestimmten Anzahl von Rindern und Schafen gelöst werden. Nach friesischem Recht zahlte man z. B. für einen „Adaling“ 100 Solidi, für einen Freien 50 Solidi, wenn ein Adaling einen Freien erschlug 25 Solidi; bei den Thüringern betrug die Buße für einen Edlen 600 Solidis (36 000 Mk.) nebst dem „Fredum“ (Strafe für den Friedensbruch in $\frac{1}{3}$ Höhe der zu bezahlenden Summe), also 48 000 Mk. Während indes in der Germanenzeit das Vergeld gesetzlich normiert war, handelte man im Mittelalter um den Preis des Toten. Nachdem der Privatvertrag zwischen dem Mörder und den Verwandten des Erschlagenen geschlossen war, sollten alle Feindseligkeiten aufhören.

Daß auch in Schlesien das Wehrgeld für einen Ermordeten gezahlt wurde, ersehen wir z. B. u. a. aus einer Urkunde von 1359, in welcher der Abt des Vincenzstiftes in Breslau bezeugt, daß ein Bauer in Sacrau für seinen getöteten Bruder durch zwei andere Bauern Genugtuung erhalten habe.

Im bigotten Mittelalter hatte die Sühne neben der materiellen Entschädigung einen vorwiegend kirchlichen Charakter und bestand in den sogenannten Seelgeräten.³⁾ Besonders gern wurden zur Erinnerung an Mordtaten (aber auch Unglücksfälle) Steinkreuze gesetzt. Auf Kunstvollkommenheit und Formenschönheit können sie größtenteils keinen Anspruch erheben, sind sie doch oft plump und ohne jegliche Symmetrie; auch finden wir in unserer Heimatprovinz weder das zierlich ausgeschweifte Kleeblatt- und Tachen-, noch das altertümliche Radkreuz, wie z. B. in Böhmen, Mähren und Sachsen.

Zum besseren Verständnis des Gesagten seien hier einige „Totschlagssühnurfunden mitgeteilt. Ueber das alte Steinkreuz, welches kurz vor der Eisenbahn-Unterführung der Straße, die von Hinterdorf nach Thomnitz (bei Ober-Glogau) führt, wissen wir Folgendes:

„Im Jahre 1601, zu Michaeli, begegnete der Ritter Johann Reißwitz von Raderfin auf Silberkopf an der Stelle, wo heute das Steinkreuz steht, zwei Söhnen des Scholzen von Casimir. Weil ihm diese nicht die schuldige Ehrerbietung erwiesen, bekam der Ritter mit den beiden jungen Leuten Streit und im Verlaufe desselben erschoss er die beiden Brüder. Wegen dieses begangenen Mordes wurde der Ritter vor das Gericht gestellt, dessen Vorsitz der Landeshauptmann von Oppeln und Ratibor, Freiherr Georg von Oppersdorf, führte. Dasselbe verurteilte den Ritter zu einer Buße von 500 Thaler, zu 6 Monaten Haft im Turme zu Oppeln. Ferner mußte er den Vater der von ihm ermordeten Söhne um Verzeihung bitten und an der Stelle, an welcher der Mord passierte, als Sühne auf seine Kosten ein steinernes Kreuz aufstellen.“ Dieses Kreuz steht heute noch an derselben Stelle, obwohl es schon sehr verwittert und tief in die Erde eingesunken ist.⁴⁾

Das „Görlitzer Entscheidungsbuch“ enthält folgende Urkunde vom Jahre 1425, die neben der üblichen Vergleichsbestimmung des Wehrgeldes, der Sorge für die Hinterbliebenen und der dem Seelenheil des Opfers dienenden Romfahrt auch eines Kreuzes Erwähnung tut:

„Entscheidin sein katherina etwennen Nidil Berwigs eliche Hausfrau vnd Hanns Bermynnter von des totslags wegen den der egenante Hanns Bermynnter begangen vnd geton hat an den vorbenannten Nidil Berwigen. Also. das herczuoraws eine Romfart vor den obgenannten Berwig thun sal vnd ein steynen crewcz sekin, vnd sal der obgenannten frau katherinen vnd Trinkindirng ein vnd vfrichten sechs marggr. von dem nehesten jante Michelstage obir drey Jar anzuheben ij mrg, donoch vff sandte Walpurgis tag ij morg vnd off sandte michels donoch neheste fulgenden auch czw marg, vnd

³⁾ In einer Sühnurfunde von 1478 aus Löwenberg ist die Rede von einer „Romfart nach Breslau“. Es handelt sich hier nicht um einen Schreibfehler, wie ich anfänglich vermutete, sondern es ist hier der Name für eine Sache beibehalten, deren Bezeichnung sich ursprünglich mit dem Wortbegriffe deckte, später aber nur eine metonymische Bedeutung hatte.

⁴⁾ „Ober-Glogauer Zeitung“, v. 29. 9. 1909. Vgl. auch „Oberichlef. Heimat“, V, S. 28.

yn dar czeit die weile her en die czwe marg off den irsten tag nicht vfrichtit so sal her der egenanten frauw katherinen vnd Iren kindern gebin $\frac{1}{2}$ mrg in czinse, vnd wem her en das irste gelt vgericht, so sal her en keine czinse nicht mehr davon gebin, sundern die andirn vwer morg sal her en vrichten vff die egenanten tage, vnd sullen die vorbenanten vj marg gr. habin vff des egenanten Hanns Berymynters gartin vnd gute als irfurdert gelt mit allem rechte, vnd das gelt das den kindirn also benamet ist, das sal man den kindirn anlegin an einen garthen, actum coram Mathia Rozer lange Nickel, Nicolao Gunczil Johanne Weider feria secunda festis Penthecostes.“⁵⁾

Die Bestimmung des Setzens von Steinkreuzen findet sich in den Urkunden sehr häufig, z. B. 1440, Neumarkt, wegen des Totschlags an Nickel Weissen von Schonaw, 1441 Sigismund von Moys am Tatort; 1444, Neumarkt, gesetzt von Lorenz Susze; 1460 Breslau, 3 Gefellen wegen Totschlags an Wenzlaw Bonnniglichen, wohin der Bruder Klement W. es haben will; 1461, Breslau, Georg Platener, gewesener Stadtdiener wegen des Mordes an Marten Iserofe, wohin die Brüder es haben wollen; 1471, Breslau, Reisse Jakob an die Stelle des Mordes usw.

Die Anordnungen in betreff des Setzens von Holz- und Steinkreuzen — in der Sprache des Mittelalters „Martern“ genannt — oder Kapellen waren indes verschieden. So muß z. B. in einer Breslauer Sühne von 1497 der Täter Michael Grundel ein steinernes Kruzifix mit den Statuen der Jungfrau Maria und des Apostels Johannes an der St. Barbarakirche aufstellen; 1507 in Jauer der Mörder eine steinerne Kapelle mit 2 Gehäusen, darinnen ein Bild St. Maria und St. Barbara, nach dem Willen der Verwandten; 1512 der Totschläger eine Kapelle und ein Steinkreuz vor die Oberbrücke der Stadt Steinau; 1451 ein hölzernes Kreuz auf dem Schweidnitzer Anger in Breslau; 1474 eine Kapelle oder ein Kreuz vor die St. Klementkirche der Neustadt in Breslau zu St. Lorenz und St. Barbara Ehren; 1474 in Breslau Hans Seyfried eine hölzerne Marter an des Ermordeten Grabe, 1471 in Breslau Jenke von Czindel eine Kapelle mit Kruzifix, 1474 von drei Mördern ein Kreuz im Breslauer Werder; 1521 eine hölzerne Kapelle mit Kruzifix vor das Ohlische Tor setzen lassen usw.⁶⁾

Einige Kreuze gewinnen durch die eingemeißelten Mordwaffen an erhöhter Bedeutung. So hat z. B. das Kreuz auf der rechten Seite der Chaussee, welche von Hirschberg nach Erdmannsdorf führt, aber zum Lomnitzer Gebiet gehört, ein Schwert oder einen Dolch und die Zahl 1786, die Sage berichtet vom Streit zweier Handwerksgefallen (Abb. 1)⁷⁾; Heidau, Kr. Liegnitz, mit Schwert (Abb. 2); Schleife, Kr. Rothenburg, 1 Meter hoch, Feldweg, Anfang eines Beetes, mit Schwert oder Lanze (Abb. 3); Voigtsdorf, Kr. Hirschberg, mit Dolch, die Füllungen zwischen den Armen sind stehen geblieben (Abb. 4)⁸⁾; Schmellwitz, Kr. Schweidnitz, mit Armbrust (Abb. 5)⁹⁾; Damsdorf, Kr. Bres-

⁵⁾ „Beweiiser für die Ober-Lausitz“, 1832, Nr. 23 und „Schles. Provinzialblätter“, Bd. 106, S. 459.

⁶⁾ P. Frauenstädt, „Blutrache und Totschlagsühne im Mittelalter“ (Anhang) und „Schles. Vorzeit in Wort und Bild“, II, S. 245.

⁷⁾ Beck a. a. O.

⁸⁾ Dasselbe.

⁹⁾ An Kreuzen mit Armbrust seien noch genannt in Sachsen: Weißig, Wünschendorf, Dittersbach, Börnersdorf und Kamenz. Zeichnungen davon besitzt Herr Oberleutnant Ernst von Woiwowsky-Wiedau in Ober-Glogau.

lau, Westausgang des Dorfes, mit Beil (Abb. 6); in Sirgwitz, Kr. Löwenberg, 1 Meter hoch, gegenüber vom Gerichtskretscham, zwischen Kilometerstein 6,4 und 6,5, eins mit Beil, eins mit Gabel; während eines Tanzvergnügens hatten der Kretscham- und Müllerknecht wegen eines Mädchens Streit bekommen, der aber noch geschlichtet wurde; am Montage wollte der Müllerknecht eine Art zum Schmiede bringen und traf beim Kretscham den Knecht, der auf den Boberwiesen Dünger breitete; der Mühlknecht erhob nun im Streit die Art zum Schlagen, und der andere stach mit der Gabel nach der Brust; beide verletzten sich tödlich (Abb. 7 und 8); Brojewitz, Kr. Ohlau, Abhang einer Anhöhe, mit Kreuzen, Kriegergrab, (Abb. 9); Petersdorf i. Rsgb., Stein am Fußwege nach dem Rochelfall, mit Kreuzen und Spieß, Ermordung einer Braut (Abb. 10)¹⁰⁾; Deutmannsdorf, Kr. Löwenberg, auf dem Wege nach Bahnhof Hartliebsdorf, mit armartig gebogenen Stützen und Inschrift, welche 1883 erneuert wurde: „Am 2. Juni 1601 wurde hier die Braut Mar. Ros. Wegel auf dem Wege zur Trauung mit Ignaz Gabriel von ihrem ehemal. Bräutigam erstochen. Der Täter entkam.“ (Abb. 11)¹¹⁾. An Kreuzen ohne Abzeichen werden auf Grund photographischer Aufnahmen noch bildlich vorgeführt: Beichau, Kr. Militsch, Granit, 1,50 Meter hoch, südliches Dorfsende, der Sage nach Denkstein für einen Offizier aus dem 30jährigen Kriege (Abb. 12); Groß-Bargen, Nachbarort, 0,80 Meter hoch, Sage dieselbe (Abb. 13); Pfaffendorf, Kr. Reichenbach (Abb. 14).

Fortsetzung folgt

Es ist ein Reif gefallen

Von Marie Oberdieck, Breslau

(Schluß)

IV.

Am folgenden Morgen waren die Knospen des Flieders, die bis dahin fest geschlossen gewesen waren, aufgesprungen wie durch eines Zaubers Kraft. In jedem Gärtdchen, in den wohlgepflegten, ausgedehnten Anlagen des Bades, allerorten neigten sich dem Wanderer die anmutigen, vollerblühten, rötlich-blauen Trauben zu, die durch ihren milden Duft und ihre üppige Fülle der Frühlingszeit die holde Zierde verleihen.

Mit jedem kommenden Tage mischten neue Blüten bunte, leuchtende Farben in das junge Grün der Wiesen. Zarte Falter flogen umher, und unzählige Maikäfer surrten schwerfällig um die Spitzen junger Tannen und ruhten auf frischen Horntrieben aus. Alle Kreatur freute sich des Lebens.

Auch die Herzen der Menschen taten sich der Wonne des Frühlings auf. — Mit stillem Lächeln schritt Ruth durch die Flur. Ihre Züge waren frischer, der Ausdruck ihrer tiefblickenden, dunkelgrauen Augen war wärmer geworden, und von Zeit zu Zeit zuckten die Lider herab, als fürchteten sie, daß die Augensterne ein heimliches Glück verraten könnten.

Ruths Herz war so übergelb, so dankbar, so selig! Wie unermeslich groß war das Glück, den Geliebten zu sehen! Am morgendlich hatte er sie am Brunnen begrüßt, und nachmittags hatte er fast immer an einem weiteren Spaziergange teilgenommen, den Professor Enger, der es im Marschieren noch mit den Jüng-

¹⁰⁾ Beck a. a. O.

¹¹⁾ ibto.

sten aufnahm, mit Toni und Ruth unternahm. Köstliche Stunden hatten sie auf diesen Ausflügen miteinander verlebt. —

Heut war das malerisch gelegene Dörfchen Tanz ihr Ziel gewesen, das sich in langgestrecktem Wiesenthal zwischen bewaldeten Bergen hinzieht. Sie waren auf dem Heimwege und schritten tapfer aus, denn die Sonne neigte sich dem Untergange zu.

Es war ein erquickendes Wandern. Die Luft war kühl und still, über Wald und Flur lag die Ruhe des Abends. Kein Laut unterbrach die Stille der Täler. Dort traten Rehe aus dem dunkeln Walde und äugten nach den Vorüberstretenden. Einen Augenblick verweilten diese, um sich des reizvollen Anblickes zu erfreuen; dann schritten sie wieder weiter.

„Ich weiß nicht, wo Vater bleibt,“ sagte Toni plötzlich, die sich zurückgewandt hatte. „Wir werden wohl etwas auf ihn warten müssen; gewiß hat er wieder eine seltene Schnecke gefunden, oder er durchsucht einen morschen Baumstumpf nach allerhand Gewürm.“

„Wie wäre es, wenn wir uns so lange setzten?“ schlug Franz vor. „Hier ist ein wunderschöner Platz.“

Sie lagerten sich ins Grün. Ruth nahm den Hut ab, um einige Feldblumen, die sie unterwegs gepflückt hatte, daran zu stecken, damit sie durch die Wärme der Hand nicht litten, sondern frisch blieben, bis sie daheim Wasser bekämen.

Franz sah auf ihr braunrotes Haar, das in der Sonne schimmerte, als wäre es von feinen, glänzenden Kupferfäden durchzogen. Dann fiel sein Blick auf die junge Buche, neben der Ruth saß. „Die Buchen wollen doch nicht wieder ausschlagen,“ begann er; „es ist ein Jammer!“

Ruth bog einige der dürrn Blätter zurück. „O doch,“ erwiderte sie. „Junge Triebe sind da; sie können nur nicht recht hervorkommen. Vielleicht fehlt eine freundliche Hand, welche die alten Blätter ablöst.“ Sie streifte einige tote Blätter ab und ließ dann den Zweig wieder los.

„Singst du uns ein Lied?“ bat Toni. „Es wäre hier gerade der rechte Ort dazu.“

„Natürlich,“ sagte Franz lebhaft, „das sind Sie uns heute noch schuldig geblieben; wir haben auf dem weiten Wege noch nichts gehört.“

„Mit Freuden, ich singe ja so gern,“ antwortete Ruth.

Bald klangen die klaren Töne ihrer schönen, edeln Altstimme durch die Abendstille. Es waren keine heiteren Lieder, die sie erschallen ließ, wie sie es am Tage zuvor getan; ernste und von Sehnsucht durchzitterte Melodien quollen Ruth aus der Brust. Andächtig lauschten die Freunde; eine feierliche Stimmung erfüllte sie.

Als Ruth geendet hatte, nahten eilige Schritte. „Endlich finde ich Sie wieder!“ rief Professor Enger. „Ich hatte Sie ganz aus den Augen verloren.“

„Was hast du denn Schönes gefunden?“ fragte Toni.

„O, ich habe sehr viel gefunden,“ antwortete er gut gelaunt. „Erstens habe ich einen Kampf zwischen mehreren Ameisen beobachtet; das war ganz großartig! Und dann habe ich hier ein ganz außergewöhnlich großes Exemplar der weißblühenden, duftenden Orchis gefunden, *platanthera bifolia*; so schön habe ich sie noch nie gesehen. — Nun muß ich mich aber auch einen Augenblick ausruhen.“ Er setzte sich, legte seinen Hut und den kleinen Blumenstrauß, den er gesammelt hatte, ins Gras und wandte sich darauf freundlich an Ruth.

„Wenn ich nicht irre, haben Sie eben die Heineschen Verse gesungen: „Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit, und die Sterne droben sind festgenagelt mit goldenen Nägeln.“ Sie wissen, ich liebe Franz sehr; geben Sie mir zu Liebe noch ein Lied von ihm zu.“

„Wenn es Ihnen Freude macht, gern,“ sagte Ruth. Dann stand sie auf und sang:

Aus meinen großen Schmerzen
 Mach ich die kleinen Lieder;
 Die heben ihr klingend Gefieder
 Und flattern nach ihrem Herzen.
 Sie fanden den Weg zur Trauten,
 Doch kommen sie wieder und klagen
 Und klagen und wollen nicht sagen,
 Was sie im Herzen schauten.

Ein leises Beben war durch ihre Stimme gegangen; aber obgleich Franz sein Auge unverwandt auf Ruths Antlitz gerichtet hatte, dessen rührender Ausdruck bei der sanften Klage des Liedes ihn seltsam ergriffen hatte — außer Toni ahnte niemand, welchen Sinn das kleine Lied für Ruth in sich trug.

Eine kleine Stille folgte. Dann sagte Professor Enger: „Ich danke Ihnen! Ihre Stimme hat heut einen besonders warmen Klang. — Aber,“ fuhr er fort, indem er nach der Uhr sah, „so schön es hier ist, wir müssen weiter; es hilft alles nichts.“

So brach man denn auf. Die fröhliche Art des alten Herrn brachte bald wieder Leben in die Unterhaltung. Es wurde noch verabredet, um welche Zeit am nächsten Mittag zu einem Ausflug nach der Heuscheuer aufgebrochen werden sollte, an dem auch Ruths Eltern teilnehmen wollten. Franz hatte die Wagen schon bestellt, und alle freuten sich des klaren Sonnenunterganges, der gutes Wetter für den kommenden Tag versprach.

Franz begleitete seine Weggenossen bis vor ihr Haus.

„Wenn Sie einen Augenblick warten, so hole ich Ihnen den Reuter, den ich Ihnen versprochen hatte,“ sagte Ruth zu ihm und eilte in das Haus.

Franz verabschiedete sich von dem alten Herrn und von Toni, die bald in ihre Zimmer gingen, und einen Augenblick später kam Ruth mit dem Buche zurück.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte Franz. „Ich werde heut Abend noch die Stromtid anfangen.“

Dann küßte er ihr zum Dank die Hand und ging.

Bald kehrte er aber um, um auf einem anderen Wege nach seiner Wohnung zu gehen. Doch blieb er überrascht stehen. Ruth stand noch dort, wo er sie verlassen hatte; sie mochte ihm nachgeblift haben. Nun hob sie die Hand und küßte die Stelle, die er mit seinen Lippen berührt hatte. Damit ging sie ins Haus, ohne noch einmal aufzusehen.

Franz stand einen Augenblick das Herz still; doch bald bemächtigte sich seiner eine freudige Erregung. Liebte Ruth ihn? Das war es also, was ihm aus ihrem Gesange entgegengeklungen war und was ihn so rätselhaft ergriffen hatte. Er hatte sich alle diese Tage schon wunderbar zu ihr hingezogen gefühlt.

Er lenkte seine Schritte den Anlagen des Bades zu. In Gedanken streifte er noch einmal die jüngstvergangene Zeit, jede Stunde, die er mit Ruth ver-
lebt hatte. Sie war anfänglich zurückhaltend gewesen, fast scheu; aber allmäh-
lich war sie mittheilsamer und fröhlicher geworden. Nur an diesem letzten Nach-
mittage war sie ihm eine Zeitlang still und nachdenklich erschienen. Deutlich
hörte er wieder ihre Stimme, die traurige Melodie:

Und klangen und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

Sie hatte in die Ferne geblickt, als sie es sang, aber über ihren Zügen
hatte in schlichter Schönheit der Widerschein ihrer Empfindungen gelegen.

Der Gedanke, daß Ruth ihn liebte, beglückte Franz, wie ihn lange Zeit
nichts mehr beglückt hatte. Jahre um Jahre hatte sie an ihm gehangen, ohne
daß er ihre Liebe erwidert hätte; nun wollte er sie umgeben mit aller Güte
und Hingabe, deren seine Seele fähig war.

Wenn ein Herz sich von uns gewandt hat, über dem wir alle anderen ver-
gessen hatten, und alte Freundeshände strecken sich uns in unveränderter Treue
entgegen, dann halten wir sie fest, wortlos, lange, und in dem stummen Hände-
druck liegt die Frage: „So habt Ihr mich doch lieb?“, liegt stiller Dank.

Aber eben dieses Gefühl der Freude läßt es uns noch tiefer empfinden,
wie arm wir geworden sind an der Stätte, zu der wir unser Herz getragen.

Franz überfiel plötzlich eine Angst, die ihn zu ersticken drohte. Hatte ihn
nicht vor Jahren eine andere geliebt? Und hatte ihm nicht ihre Liebe gelogen?
Mit grausamer Deutlichkeit traten ihm die Tage wieder vor die Seele, die
seine erste, junge Liebe vernichtet hatten; mit unbarmherziger Lebendigkeit
stieg die Zeit wieder vor ihm auf, die seine Seele gebrochen hatte, von der er
nicht wußte, wie er sie hatte ertragen können. Wie Todesangst überfiel es ihn:
Nur das nicht noch einmal erleben müssen; nur nicht noch einmal so von der
Hoffnung betrogen werden!

Er hatte jene Zeit vergessen geglaubt, und nun stand sie vor ihm, als
gehöre sie der Gegenwart an, und rüttelte begrabene Bitterkeit und altes Weh
gewaltig wieder auf. Sie hatte die Tiefen seines Herzens aufgewühlt, und
ihre Spur hatte sich nicht verwischen lassen. —

Es war spät, als Franz seiner Wohnung zuschritt; er war der letzte, ein-
same Wanderer im stillen Thal.

Daheim schrieb er an Professor Enger, daß er an dem geplanten Ausfluge
nicht teilnehmen könne, weil seine plötzliche Abreise notwendig geworden sei,
und er sandte Grüße an alle, die ihm in den vergangenen Wochen Liebes er-
wiesen hatten. Seiner Wirtin gab er die Anweisung, den Brief erst am näch-
sten Mittag hinüberzuschicken. —

Die Nacht war herabgesunken und war dem Tage wieder gewichen; die
Sonne stand in strahlender Schönheit am Himmel. Franz fuhr durch friedliche
Täler der Ebene entgegen.

Die Baumbllüte war vorüber, und das Gras war schon geschnitten; aber
die Buchen waren noch nicht grün geworden, sie trugen noch immer die ver-
dorrtten Blätter. Franz sah mit tiefem Ernst zu ihnen hin. Auch ihm fehlte
die liebende Hand, die alte Triebe loslöste, damit neues Leben gedeihen
könne. —

Fern in den Bergen stand ein Mädchen und harrete des Liebsten, der ver-
sprochen hatte, zu kommen. Sie lächelte. Wie war die Welt so schön!

Literargeschichtliche Streifzüge aus Breslau's Vergangenheit

Von Emil Maris, Breslau

Unstreitig die beste Wochenschrift unter den literarischen sind die „Schlesischen Provinzialblätter“, die in 130 Bänden (von 1785 bis 1849) in erschöpfender Weise Auskunft geben in allen Fragen, die auf Schlesien und speziell Breslau Bezug haben. Wer das Volkstum Schlesiens, seine Sagen, seine Geschichte, seine derzeitige Literatur kennen lernen will, muß jene Blätter lesen. Auf Einzelheiten hier einzugehen, verbietet die Fülle des Materials, umso mehr, als die Mehrzahl der Jahrgänge aus einer Zeit datieren, die außerhalb unserer Betrachtung liegt.

Die Anfänge der Tagespresse in Schlesien sind auf das Jahr 1632 zurückzuführen, wo der Sekretär des Grafen von Berg, Sanftleben mit Namen, eine Art Zeitung, eine handschriftliche Zusammenstellung verschiedener Nachrichten unter dem charakteristischen Titel „Immer was Neues und selten was Gutes oder schlesisches Journal“ herausgab. Infolge der mühevollen Herstellungsweise konnte man natürlich auf dasselbe nicht abonnieren, sondern nur das Leserecht erwerben. Daß diese „Zeitung“ und verschiedene spätere Versuche einer solchen für die Literatur keinen Wert besaßen, ist daraus zu erklären, daß sich diese Blätter lediglich eine informatorische Aufgabe auf politischem und zum geringen Teile auch auf lokalem Gebiet gestellt hatten. Eine Aenderung hierin brachte erst die „Schlesische Zeitung“. Mit Rücksicht darauf, daß die Anfänge dieser Zeitung in jene Zeit zurückgreifen, wo Schlesien unter der Regierung unseres Friedrich in eine Phase der kulturellen Entwicklung trat, sei es gestattet, die Anteilnahme der Schlesischen Zeitung an der Literaturströmung des 18. Jahrhunderts etwas eingehender zu charakterisieren.

Gleich in ihrem ersten Jahrgange (1741) bringt sie eine literarische Beilage unter dem vielversprechenden Titel „Zuverlässige Nachrichten von gelehrten Sachen“. In bunter Reihenfolge erscheinen hier philosophische Abhandlungen, Kritiken gelehrter und schöngeistiger Werke und Veröffentlichungen dichterischer Art, die zum großen Teil von Schlesiern stammen. Interessant ist das Verhältnis des Blattes zu den emporstrebenden einheimischen Dichtern. Es herrscht offenbar das Bestreben, verborgene Genies ans Tageslicht zu fördern, ihnen Ruhm und Ansehen zu verschaffen. Darum werden auch oft die Leser zu dichterischer Produktion aufgefordert. Schlesien ist ja das Land der Dichter. Immer auf die Ehre Schlesiens bedacht, eifert sich die Schlesische Zeitung (Beilage 29. Jahrgang 1768) ganz entrüstet über den Göttinger Professor der gelehrten Geschichte, Hamburger, der in seinem Schriftstellerlexikon „Das gelehrte Deutschland“ nur wenige Schlesier angeführt habe, „aus einem Lande, das von mehr als einem Autor des Auslandes „abundans atque ferax optimis præstantinisque ingeniis“ genannt werde. Um dem Herrn Professor das Gegenteil zu beweisen, erläßt sie eine Rundfrage und bittet die Leser, ihr die Namen von Schlesiern, die sich eines dichterischen Rufes erfreuen, umgehend mitzuteilen. Es läuft daraufhin eine große Reihe von Namen ein, von Dichtern und, für die damalige Zeit sehr überraschend, Dichterinnen aus verschiedenen Gesellschaftskreisen; viele melden sich sogar selbst

und senden gleichzeitig eine literarische Kostprobe, Erzählungen, Fabeln und Gelegenheitsgedichte in der damals so sehr beliebten Odenform ein. Schließlich wird die Schlesische Zeitung die Geister, die sie heraufbeschworen, nicht mehr los und bittet die geehrten Leser, mit den Einsendungen Einhalt zu tun, wobei sie jene interessante Umschau mit den Worten schließt: „Man muß unserem Vaterlande Glück wünschen zu diesem Reichtum von Skribenten.“ Schlesiens Dichterruhm war glänzend gerettet! Das Urteil über jene Poeten ist mit wenigen Worten abgetan: auch die besten von ihnen haben für uns kein dauerndes Interesse. Sie gehören eben zu jenen Talenten, die zu Beginn ihrer Schaffensperiode recht vielversprechende Beweise ihres Könnens liefern, allmählich aber infolge ihrer Improduktivität oder mangels einer glücklichen Entwicklung der Vergessenheit anheimfallen.

Man darf aber durchaus nicht annehmen, daß alles, was von Schlesiern stammte, kritiklos angenommen wurde. Im Gegenteil. In der Beilage 24 des Jahres 1757 veröffentlicht die Schlesische Zeitung die 24 (!) Strophen lange Ode eines katholischen Geistlichen, die „zwar eben nicht der Beweis eines großen Meisters in der Poesie sind“ und in Nr. 39 (1768) lobt sie zwar den Herrn Christian August Richard, „der auch als Dichter nicht allein dem „Saganischen Weltteile“, sondern auch der Provinz bekannt“ ist, verwirft aber die Moral seiner Fabeln und verweist ihn auf Lessing. Die Furcht vor der Kritik mag wohl auch die große Menge von Veröffentlichungen erklären, die teils unter einem Pseudonym, teils anonym erschienen.

Die allmählich siegreich hervordringende Ansicht, daß die Beschäftigung mit der Dichtkunst nicht ein besonderes Vorrecht der Gelehrten sei, wird von der Schlesischen Zeitung eifrig verfolgt. Mit großer Befriedigung stellt sie (Beilage 9, Jahrgang 1757) fest, „daß sich bei den schlesischen Frauenzimmern der Geschmack für die schönen Wissenschaften regt, und daß bald das Geschlecht ausgestorben sein werde, das bei einem Haller gähnt“. Zu ihren besonderen Günstlingen zählte die aus Schwiebus gebürtige Volksdichterin Anna Karisch, die Karischin, wie sie allgemein genannt wurde. Ihre dichterischen Erzeugnisse finden bereitwilligst Veröffentlichung und werden stets mit wohlmeinenden Bemerkungen eingeleitet. Ueber diese Dichterin, die leider ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen ist, deren Lebensgang und poetisches Schaffen aber unzweifelhaft eine eigenartige Originalität aufweisen, wird noch gelegentlich gehandelt werden.

Während der großen Kriegsjahre von 1761–63 fehlt die literarische Beilage. Es finden sich nur eingestreute Nachrichten literarischen Inhalts, teils mitten im Text, teils in einem Anhang unter der Ueberschrift „von gelehrten Sachen“. Die Erklärung liegt darin, daß die Augen aller Welt damals auf das völkerbewegende Kriegsschauspiel gerichtet waren und man für Schöngesteirei weder Lust noch Zeit besaß. Doch regten die Heldentaten des großen Preußenkönigs manchen feurigen Patrioten, die Karischin darf auch hier nicht übergangen werden, zu einem wohlgemeinten poetischen Herzenserguß auf, der dann bereitwilligst an bevorzugter Stelle abgedruckt wurde.

Wenngleich die Schlesische Zeitung ihre Sorgfalt vorzüglich den schlesischen Dichtern widmet, so steht sie dem Herannahen der großen Blüteperiode der deutschen Literatur keineswegs teilnahmslos gegenüber. Geßners „Tod Abels“, Hagedorns Werke, Gellert und Lessing werden durchaus gebührend gewürdigt. Namentlich wird auf des letzteren „Miß Sara Samp-



Aus der Schlesischen Bauernstube in Zuchswinkel



1



2



3



4



5



6



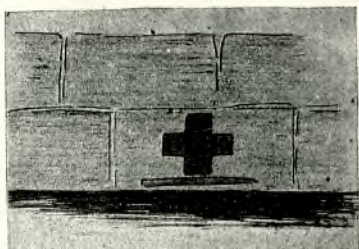
7



8



9



10



11



12



13



14

Alte Steinkreuze in Schlesien

Siehe den gleichbenannten Artikel
von Paul Rußer auf Seite 409

Schlesische Heimatblätter III 16



Aus der Schlesischen Bauernstube in Tschswinkel

son“ wiederholt als das Muster eines Trauerspieles gegenüber den damals üblichen Ritterschauerstücken hingewiesen. Daß des Engländers *Eduard Young* Trauerspiele und „Nachtgedanken“ Bewunderung bei den Deutschen gefunden haben, wird mit Lob auf deren guten Geschmack vermerkt. *Schlegel* findet für die Uebersetzung der „*Sophonisbe*“ *Thomson's* wohlverdiente Anerkennung (Beil. 8, Jahrg. 1758), während *Lohenstein*, der in seiner „*Sophonisbe*“ 25 handelnde Personen ohne die Nebenpersonen eingeführt und in jedem Aufzuge den Ort der Handlung nach Belieben geändert habe, gründlichen Tadel erntet. „Der hier eingeführte Plan — zeigt uns eine groteske Tragödie ohne Sitten.“

Gegen Ende des Jahrhunderts ist ein gewisser Stillstand ersichtlich. Die damals aufkommende pietistische Richtung übt ihren Einfluß auch auf unsere literarische Beilage aus. In langer Reihe folgen die Besprechungen geistlicher Dichtungen und Zeitschriften. Das religiöse Interesse bekundet die *Schlesische Zeitung* dadurch, daß sie in der Spalte für neue Literatur die Predigtthemata der Breslauer Pastoren für den kommenden Sonntag veröffentlicht. Allmählich läßt die Produktivkraft immer mehr nach. Es herrscht eben eine tiefe Stille im Lande nach den Heldentaten des großen Friedrich, die man genügend besungen hatte. Dagegen macht sich ein reger Zug bemerkbar, der Industrie, der Landwirtschaft und dem Handel eine wissenschaftliche Basis zu verleihen, wie wir aus der Fülle der veröffentlichten, besprochenen und empfohlenen einschlägigen Literatur ersehen können. Zweierlei wird uns daraus klar: einmal fühlen wir deutlich den großen wirtschaftlichen Aufschwung, dann aber sehen wir auch, wie allgemein man damals den Begriff „Literatur“ faßte.

Die Theaterkritik setzte mit dem Jahre 1768 ein. Darüber folgender Bericht: „Dienstag, den 1. März, war hier auf dem *Schuchischen Theater* „*Osman*“ ein deutsches Trauerspiel — der Verfasser ist uns unbekannt — aufgeführt.“ Dem Rezensenten mag wohl Lessings damals gerade erscheinende „*Hamburgische Dramaturgie*“ als Ideal und Richtmaß vorgezeichnet haben. Auf denselben Ton gestimmt, ist die Rezension wenig günstig und geht mit dem Autor ziemlich streng ins Gericht, doch hofft der Rezensent, „daß eine mehrere Kenntnis des Theaters nur vollkommene Stücke von diesem aufblühenden Genie erwarten lasse“. Leider scheinen diese und die nächstfolgenden Rezensionen nicht die erhoffte Wirkung erzielt zu haben; schon nach wenigen Wochen nämlich hören die „theatralischen Nachrichten“ ganz auf, „denn es ist dem Rezensenten ein immerwährender Tadel, besonders wo Stolz und Eigenliebe alle Hoffnung zur Besserung benimmt, verdrüsslich“. Ständige Kritiken erscheinen erst seit 1810 aus der Feder des wackeren Dr. Heide, der bei seinen Zeitgenossen den Ruhm eines tüchtigen Literaten besaß.

Das Unglücksjahr von 1806 übt einen Rückschlag auch auf die *Schlesische Zeitung* aus. Die tiefste Depression ist aber erst im folgenden Jahre wahrzunehmen. Man hat Zeit gehabt, über die Ereignisse nachzudenken und empfindet das Unglück mit drückender Schwere. Verstummt ist das Lied der langesfrohen Schlesier, nur die Sorge um die Zukunft läßt sich überall herauslesen. Selbst der sonst nie fehlende poetische Neujahrsgruß am Kopf des Blattes ist diesmal ausgeblieben, dagegen werden unter der Rubrik „Literarische Nachrichten“ (Jahrg. 1807, S. 2023) „Naturhistorische Zinnfiguren als Weihnachtsgeschenk für folgsame und fleißige Kinder“ angepriesen.

So spiegelt sich in unserem Schriftwesen der Gang der Kulturentwicklung deutlich wieder, und wir gewinnen ein getreues Abbild der literarischen Strömung jener Zeit. Es ist die Zeit, wo unter Frühlingsstürmen sich langsam die Knospe bildet, bis endlich die herrliche Blütezeit unserer Dichtung hereinbricht, die auf ewig verknüpft ist mit dem Namen Goethe und Schiller.

Björnsterne Björnson

Björnsons Tod reißt keine Lücke in das lebendige europäische Geistesleben. Seine letzten Jahre waren ein Geschenk der Götter, und der Dichter dankte ihnen, indem er den Menschen frohe und schöne Werke schuf. Mit einem köstlichen Lustspiel — „Wenn der junge Wein blüht“ — nahm er von der Welt Abschied, heiter und beruhigt. — Wie so mancher große Dichter, war Björnson nicht nur Poet. Politiker, Schriftsteller und Theaterdichter war er nebenher; und wie man Dantes Werk den Politiker, Shakespeares den Theatermann gleichsam anfühlt, so ergeht es auch mit Björnsons Werken. Seine Werke sind nicht Goldschmiedearbeit aus der stillen Werkstatt eines weltfremden Meisters, sondern die mächtigen Träger eines leidenschaftlichen Willens. Dies ist der Geist, aus dem sie geschaffen sind — ihre Form ist nicht minder auf eindringliche Wirkung berechnet. Der Theatraliker Björnson war ein Meister der Spannung, des fortshireitenden und gleichzeitig gehaltvollen Dialogs, ein Inszenator von gewaltiger Kraft. Bühneneindrücke, wie der des ersten Teiles von „Ueber die Kraft“ oder vom dritten Akt des zweiten Teils sind gewiß jedem unvergeßlich, der sie einmal erlebt hat. Nicht ohne Grund sprach Ernst von Wildenbruch noch im hohen Alter mit Enthusiasmus von den tiefen Erschütterungen, die er als Jüngling in einer Aufführung des „Fällissements“ erfahren hatte. Auch als Prosadichter gehört Björnson zu den großen Bezwingern der Herzen. Unendlich reich ist er da an Naturstimmungen und -schilderungen; überall in der Natur sieht er die Einheit und Größe der Vielheit, und aus dem innerlich erschaute Naturleben erwachsen ihm die Charaktere seiner Gestalten mit überzeugender Selbständigkeit. Wie der objektiven, so stand er der subjektiven Natur als eindringlicher Beobachter gegenüber: überwältigend ist der Reichtum von Menschenwesen, den er gestaltet hat. Seine Prosa ist ganz auf diesen Reichtum gestellt: immer wächst Schicksal und Verlauf der Entwicklung unmittelbar aus der Anlage der Charaktere, die der Dichter mit überlegener Sicherheit Wandlungen und Erläuterungen durchleben läßt. Beide — objektive Natur und subjektive Gestaltung — durchdringen sich in seinem Stil aufs innigste; noch einmal sei an „Ueber unsere Kraft“ erinnert, an jene herrliche Stelle, wo Pastor Lang von den Blumenfeldern erzählt und der Duft der freien Wiesen auf die Sinne der Kranken wirkt. Sie durchdringen sich zu gegenseitiger Steigerung durch das scheinbar absichtslose Nebeneinander des Vergleichs, durch schicksalhafte Einwirkung der Naturkräfte — wie im Schluß von „Ueber die Kraft“ — oder durch beides, wie in dem herrlichen Anfang von „Auf Gottes Wegen“, wo die Knabenseele Edvard Kallems im Meeresturm singt und ihrer Freiheit und Größe zuwächst. Endlich durch Kontrast, — wie den Björnson überhaupt ein Entzücken am lebhaften Gegensatz empfand. Das schönste Beispiel ist dazu jene Stelle aus „Auf Gottes Wegen“, wo Edvard durch die lautlose Winterschneenacht zu dem rauschenden Ball wandert und mit der leidenschaftlich geliebten

und doch gemiedenen Schwester in fiebrigem Rausch tanzt, um dann gleich in seine Einsamkeit heimzukehren. Der ganze Roman aber ist auf den innerlichst empfundenen und betonten Gegensätzen religiös-gebundener und naturwissenschaftlich-freier Weltanschauung aufgebaut. Die Liebe zum Kontrast entsteht leicht auf dem Boden einer gehobenen, das Leben kraftvoll anpackenden Menschlichkeit. In der Tat: die neuere Literatur hat keine so heldische Natur wieder gezeitigt wie Björnson und keinen so souveränen Heldengestalter. Seine ersten Dramen, „Halte-Hulda“, „Zwischen den Schlachten“, die Trilogie „Sigurd Slembe“ und „Sigurd Jorsalfar“ sind rechte Reckenstücke, durchglüht von heroischem Schmerz und heroischer Lust, übersonnt von des jungen Dichters lachender Kraftfreude. Künstlerisch, mit Ausnahme von „Halte-Hulda“, nicht einwandfrei zwar, geben sie doch ein beglückendes, in Einzelheiten ein ergreifendes Gefühl von der Stimmung, in welcher ein selbstgewisser Jüngling auszog, die Welt zu erobern. Neben ihnen, die aus der vaterländischen Geschichte erwachsen, stehen die Bauernnovellen, die dem heimischen Boden entstammten. Björnson, als Sohn eines Landpastors aufgewachsen, war vertraut und von Jugend an befreundet mit dem Landvolk seiner Heimat. Jene starken, versteckt leidenschaftlichen, wortfargen, heimlich-frohen, tanz- und sangkundigen Bauerncharaktere sind in ihrer verschlossenen Weise den Helden der Vorzeit nicht unähnlich. Härtere Arbeit hat sie erzogen, größere Einsamkeit sie individualisiert. Aber die große Seele lebt noch in ihnen, jene ganz dem Boden zugewandte Seele voll Kraft und Stolz. Björnson hat sie gekannt, innerlich sich liebevoll zugeeignet und in inner Reihe seiner meisterlichen Werke gestaltet. Die Bauernnovellen — „Arne“, „Ein froher Bursh“, „Synnöve Solbakken“, „Eisenbahn und Kirchhof“ — haben seinen Weltruhm begründet. Den Höhepunkt seines frühen Schaffens aber bildet jene Meisternovelle, in welcher ein leidenschaftliches Naturkind gegen eine Welt von Widerständen, nur von gütiger Erziehung durch Freude gelegentlich unterstützt, sich zu dem Schauspielberuf durchringt, damit ihre eigenste Natur erfüllend. Hier treten zum ersten Mal in das einfache Gefühlsleben Gedankenmächte hemmend und fördernd ein. Orthodoxe Engherzigkeit wird mit glänzender Dialektik angegriffen; ethischer Wille vollendet ein Schicksal. Was früher nur gelegentlich angeklungen hatte, ergreift uns nun im Tiefsten: der Problematiker Björnson bereitet sich vor. Aber noch einmal verdrängt ihn der Willensmensch, der Wirker und Stürmer. Die realistische Periode setzt eben mit schmetternder Fanfare ein. Nichts konnte dem Politiker willkommener sein, als seinen Zeitgenossen warnend und vorwärtsschreitend den Spiegel vorzuhalten. Spekulationsmache, Revolverpresse, veraltetes innerlich faules Staatsleben, heuchlerische Moralität nahm er in den Dramen „Ein Fallissement“, „Der Redakteur“, „Der König“, „Der Handschuh“ aufs Korn. Der „König“ gab Anlaß zu einer fast gefährlichen Heke wider den jungen Feuerkopf, der „Handschuh“ entfesselte lebhafteste Erörterungen über sexuelle Moral. Achtzig Mal hat Björnson seinen Vortrag über Monogamie und Polygamie gehalten; heftig trat er gegen die Verkommenheit und Lässigkeit des männlichen Geschlechts, warm und eifrig für die Freiheit der Frau und ihre Gleichberechtigung ein. Durch sein ganzes Leben haben ihn diese Gedankenkreise beschäftigt. Gleich das stolze Drama „Leonarda“ zeigt wieder eine edle Frau, die gegen die Vorurteile ihrer Umgebung ihr hohes Streben durchsetzt. Vom Recht der Liebe handelt das feine Spiel „Die Neuvermählten“, die dämonische Macht Maria Stuarts sucht Björnson in „Darnley“ zu offenbaren. Schon in

den drei letztgenannten Werken hat der Dichter wieder die Oberhand über die Politiker gewonnen. Von „Ueber unsere Kraft“, dem absolut vollendeten Meisterwerk des Dichters, an hat er sie endgültig behalten. Es gelangen ihm nun unsterbliche Werke. Als ein Vorklang zu Späterem die vollendete Novelle „Absalons Haar“, als ein Kabinettstück lebensvoller Symbolkunst die Novelle „Staub“. Und wieder als eine Dichtung von der Freiheit der Frau und dem Unsinn der Welt der geheimnisreiche Roman „Magnhild“, jenes zarte, triebhafte und traumhaft zielsichere Wesen der armen Waise, froh zum Siege über Berechnung und egoistische Leidenschaft führend. Als Björnsons größter Wurf muß der Roman „Auf Gottes Wegen“ gelten, der jene oben erwähnten ewig-menschlichen Gegensätze und ihre tiefste Tragik enthüllt, zugleich eine so herrliche Fülle menschlichen Wesens offenbarend, daß dies nachzuerleben wohl eines der köstlichsten Erlebnisse eines Menschenlebens sein mag. Auf „Absalons Haar“ weist der Erziehungsroman „Flaggen über Stadt und Hafen“ zurück. Hierin hat das schöpferische Genie Björnsons ein Beispiel gegeben, wie Idee und Menschlichkeit sich im Kunstwerk vermählen. Wenn Ibsens „Gespenster“ zeigten, wie die Sünde der Väter lähmend und mordend in das Leben der Nachgeborenen eingreift, so überwindet Thomas Rendalen in Björnsons Roman die wilden Triebe des väterlichen Erbes. Seine tatkräftige und umsichtige Mutter leitet ihn zur Selbsterziehung zwingt, — und ein voller Sieg wird gewonnen. Köstlich ist der Einfall durchgeführt, ihn in einer Schulgemeinschaft mit Mädchen aufwachsen zu lassen, deren Leiter er zuletzt wird. Björnson ist hier so recht in seinem Element, wo er eine frische Schar junger Individualitäten unter sich und mit der Welt in heitere und ernste Konflikte bringen kann. Ähnliches ließ er noch in seinem letzten Lustspiel lächelnd-überlegen auf der Bühne sich abspielen. Neben und nach diesen Dichtungen ruhte auch das dramatische Schaffen Björnsons nicht. Das geistvoll-groteske Lustspiel „Geographie und Liebe“ mit dem scherzend-symbolistischen „Und“ im Titel, seine tiefste rein-menschliche Tragödie „Paul Lange und Lora Varsberg“, die bedeutende Ideen-dichtung „Laboremus“ und das wieder etwas politisch angehauchte Drama „Das neue System“ entstanden in seinen letzten Jahren. Auch die minder vollendeten Dramen „Storhove“ und „Daglannet“ gehören hierher. Björnsons letzte Prosadichtung war der Roman „Mary“. Noch einmal hatte es ihm „der Frauen wunderlich Wesen“ angetan, noch einmal schuf er eine Gestalt von unvergeßlichem Reiz, die in ihres in sich vollendeten Wesens königlichen Bewußtsein sich freiwillig verschenkt, freiwillig sündigt, um geläutert und verinnerlicht aus der Verfehlung hervorzugehen. —

Einen stolzen Kreis von Werken hat Björnson mit seinem letzten Schaffen geschlossen. Es war nicht seine Schuld, wenn es in den letzten Jahren stiller geworden war von ihnen. Die Lage des Geisteslebens war ihnen nicht günstig. Heute, wo die Aufmerksamkeit der europäischen Welt dem Kriegsschiff folgt, das die Leiche von Norwegens größtem Sohne der Heimat Erde zuführt, heute dürfen wir sagen: er war der größten einer, die je gelebt, und glücklich die Nation, glücklich die Generation, der er angehörte. Kleinliches, das am Bild des Lebenden stören mochte, fällt nun ab, und mit nicht geringer Wehmut sehen wir einen jener frohen Lichtbringer scheiden, die bis in die Stube des Alltags hinein „leuchtende Fackeln der Lebensfreude“ entzündeten. Rückblickend trauern wir, daß sein Licht nicht vermochte, Dunkelheiten eines pessimistischen und zer-

rissenen Zeitalters zu erhellen, daß er nur wie ein Phänomen erschien, ohne als unser eigener Herzenskünstler zu gelten. Er, der nicht Ausnahmemenschen für Ausnahmemenschen gestalten, sondern in unser wirkliches Leben hineinwirken wollte, wäre ein herrlicher Führer der Jugend gewesen, wie denn die norwegische Jugend die jetzt erwachsen ist, ihm Unendliches zu danken hat. So mischt sich in die Trauer, daß wir ihn verloren haben, die Wehmut, daß wir ihn noch nicht recht besitzen. Aber indem wir den Kranz herzlicher Verehrung an dem frischen Grabe niederlegen, erinnern wir uns, daß zuletzt seine Werke, und nur sie, den Schöpfer überleben, und daß es nun Zeit ist, sie uns zu gewinnen.

Wien, April 1910

Im m. Ernst Anders

Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines

Sind die vaterländischen Frauenvereine Schlesiens für den Kriegsfall vorbereitet?

Der Provinzialverband Schlesiens der Vaterländischen Frauenvereine übertrifft durch die Zahl seiner Mitglieder alle übrigen Landesteile Deutschlands, und selbst den größten Provinzialverband Westfalen um 40 000 Mitglieder. Groß und vielseitig sind die Friedensarbeiten, die in seinen Zweigvereinen geleistet werden, und oft haben außerordentliche Umstände, wie die schweren Ueberschwemmungen in verschiedenen Teilen Schlesiens, hohe Anforderungen an seine Mittel gestellt. In einem beinahe 40jährigen Frieden ist die Hauptaufgabe der Vaterländischen Frauenvereine, die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und die hierzu erforderlichen Vorbereitungen einigermaßen in den Hintergrund getreten. Diese planmäßige Kriegsvorbereitung wurde darum in der vorjährigen Jahresversammlung des Provinzialverbandes Schlesiens den Vertretern der Zweigvereine mahnend und erinnernd ans Herz gelegt, und zwar durch den Provinzialinspekteur der freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz, Oberstabsarzt a. D. Dr. Schön-garth.

Zu Kriegsvorbereitungen werden in erster Linie die Beschaffung wohlge-
 schul-
 teten Personals für die Pflege der Verwundeten (Berufsschwester, Hilfschwester und Pflegerinnen) und auch eines solchen zu Verwaltungs- und Wirtschaftszwecken in Lazaretten gehören. Die Auswahl wird mit großer Sorgfalt vorge-

nommen werden müssen.

Die Beschaffung der nötigen Hilfsmittel wird eine weitere wichtige Aufgabe sein wie: Wäsche- und Kleidungsstücke, Verbandmittel, ärztliche Geräte, Einrichtung von Vereinslazaretten, Privatpflegestellen und Genesungsheime, Sicherung von Lagerstellen in anderen Krankenhäusern, endlich auch Aufstellung von Erfrischungs-, Verband- und Krankensammellstellen, wie Vereithaltung eines Geldfonds direkt zu Kriegszwecken.

Eine feste Organisation des Vereins schon im Frieden ist dringend erforderlich, alle Friedensarbeiten müssen so eingerichtet sein, daß sie im Kriegsfall sofort der Kriegstätigkeit dienen können.

Die Grundlage aller Vorbereitungen werden immer die Forderungen der Militärbehörden sein. Der Territorialdelegierte übermittelt sie dem Verbandsvorstand, dieser sie den Zweigvereinen. Frauen- und Männervereine vom Roten Kreuz müssen von ihren Bestrebungen und Leistungen Kenntnis nehmen und an Plänen, Vorbereitungen und Übungen gemeinsam arbeiten. Uebersteigt die einem Verein übertragene Aufgabe seine Mittel oder Leistungsfähigkeit, so müssen sich Nachbarvereine zusammenschließen. Die getroffenen Maßnahmen müssen schriftlich in einem genauen Plane niedergelegt werden. Alle Einzelpläne werden dem Verbandsvorstand eingereicht, der dadurch einen Ueberblick über die Leistungen der Gesamtvereine erhält.

Ein größerer vaterländischer Frauenverein würde z. B. in seinem Kriegsberichtsplan angeben: Einen Ueberblick über die Zahl seiner Mitglieder, seiner

Pflegemittel und der vorhandenen Geld- und Gebäude.

Ferner als angebotene und von der Militärverwaltung erforderlichenfalls in Anspruch genommene Leistung: 1. Verstellung des vollständig eingerichteten Vereinslazaretts für 2 Kranke vom 10. Mobilmachungstage an.

2. Erhöhung der Belegungsfähigkeit von x auf y Kranke vom 10. bis 30. Mobilmachungstage.

3. Uebernahme der gesamten Pflege, Beköstigung und Wäschereinigung.

4. Uebernahme von Nachrichten der Verwundeten an deren Angehörige.

5. Einrichtung einer Erfrischungs-, Verbands- und Krankensammelstelle.

6. Transport der Verwundeten von den Bahnhöfen in die Lazarette.

Die weiteren Punkte des Kriegsbereitschaftsplanes werden die Organisation und Verwaltung betreffen müssen, u. A. die Einrichtung von Sammelstellen für Gaben aller Art.

Man sieht aus vorstehendem Schema, wie vielseitig die Aufgaben sind, die im Falle eines Krieges blitzartig schnell an die Vaterländischen Vereine herantreten. Und gerade unsere an den äußersten Grenzen belegene Heimatprovinz Schlesien hat alle Ursache, selbst im vollsten Frieden sich immer kriegsgerüstet zu halten, so daß sie beruht auf einem hoffentlich nicht eintretenden Kriege entgegen sehen kann.

A E S

Literatur

Hans Ludwiga Vinkenbach „Im Mittel und Leder, Geschichten aus einer Beramannsgegend“. Verlag von A. Kothe-Breslau Geh. 2 Mk., geb. 2,70 Mk.

Eine merkwürdig nüchterne Kleinkunst, oder soll man sagen Kleintechnik, die hier geboten wird! Denn recht betrachtet, ist es weder Kunst noch besondere Kunstfertigkeit, Technik. Um das Beste zu sein, manast es diesen acht kleinen netten Geschichten an eigentlicher Komposition und an der nötigen Gewandtheit des Stils, obwohl Ansätze genug vorhanden sind, die auf eine fernere Entwicklung in dieser Hinsicht schließen lassen. Um das Erste zu sein, fehlt dem Verfasser noch mehr, wennaleich ihm gerade hier ein Wille zum Tüchtigen, eine gute äußere Beobachtungsgabe und manchmal sogar Gestaltungskraft zu Hilfe kommen. Gerade auf diese kann

sich Vinkenbach aber nicht immer verlassen, weil ihn eine durchweg naive, einfältige oder oft ganz fehlende Psychologie am vollen Schöpferischen hindert und ihn häufig zu schiefen Motivierungen verleitet. Dem kommt die nüchterne Art des Erzählens, die im schlimmsten Falle an Zeitungsberichte, ja Lehrbuchstil erinnert, leider wenig zugute; man entbehrt Farben. Doch soll diese leicht unpoetische Nüchternheit nicht verschrieen werden, atmet sie doch selbst in den Jugendfikzen des Münchener Heibel. Nur wo die Prosa prosaisch und trivial wird, verweigert der Leser die Heeresfolge.

Gedenken wir zum Schluß, daß die kleinen Werke trotz vorzüglicher Ausspinnung der Fabel aus dem Rohstoff nicht ganz herausgemeißelt sind, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß wir diesen kleinen Heimatschilderer, der ein ernstes Bestreben nicht verleugnet, durchaus ernst zu nehmen haben und daß neben viel Unausgebildetem doch manch Hoffnungserweckendes zu finden ist.

C Th St

Solteis „Wagabunden“

sind wieder erschienen. Paul Barsch hat die 10. Auflage (Schweidnitz, V. Seege) besorgt. Das Buch frunkte an übermäßiger Länge, da Solteis gern ausführliche Naturbilder und Seelenanalysen gibt; und zwar meist am Anfang der Kapitel. Zuerst waren es ja drei Bände, jetzt ist es ein Band von immerhin 512 engebundenen Oktavseiten geworden. Die Schilderung der Wagabundenstrieche und die rührende Schlichtheit der Erzählung wird uns auch heute noch ansprechen, obwohl wir in den 60 Jahren etwas anwuchsvoll geworden sind. Aber als ein Zeitbild und als ein Stück schlesischen Volkslebens werden „Die Wagabunden“ für immer Geltung und Interesse behalten. Liebenau, das freundliche Heimatdorf, in dem die Binden zu Anfang und am Ende des Romans in voller Blüte stehen, ist ein Dorfbild, wie es charakteristisch für Schlesien ist. Und der wagabondierende Korbmacherjunae, der immer heitere Anton, ist auch schlesisch, denn Wandern gehört zum Lebensbrot des Schlesiers! Außerdem haben die künstlerischen Anspielungen auf jene Zeit noch einen besonderen Wert. Sie lassen das Kunterbunt der Kunstleistungen idealischer Art, von der ersten Schauspielkraft bis zum Kasperle-Theater, in ein breites interessantes Gemälde aufmerksamen. Will man noch mehr? Na, die Seele des ganzen Buches ist das

glückliche Schicksalspiel, das dem anfangs armen und zuletzt so ungeahnt schnell zu Wohlstand und Glück gelangten Herrn von, zu und auf Liebenau, der im Herzen der glückliche Korbmacherbursche geblieben ist, so freundlich ist und einen seligen Stern über das strebsame Leben des braven Schlesiers erscheinen läßt. Eine alte Wahrheit und eine ewige Erfahrung: Durch Krieg zum Sieg! — Die Wiederbelebung der Holteischen Werke ist nur zu begrüßen. Denn die jetzige Generation hat zwar mancherlei über Holtei gehört, aber sie hat selten Gelegenheit, seine Dichtungen in die Hand zu bekommen. Wie ehrt man aber den Dichter am besten?

B. Clemen z

Briefbücher. Aus Niedermeier-tagen. Briefe Robert Reinicks und seiner Freunde. Herausgegeben von Johannes Höfner. Bielefeld und Leipzig 1910. — Deutsche Freundesbriefe aus sechs Jahrhunderten. Herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. Verlag von Jul. Zeitler — Leipzig. 1909

Die erste der obengenannten Briefsammlungen führt in den Kreis Robert Reinicks und seiner Freunde, aus dem noch heute mancher Name wohlbekannt ist. Unter den Menschen jener Zeit voll freiwillig beschränkter Friedlichkeit und Heiterkeit ragt Reinick als einer der lebenswertesten Vertreter hervor, „in der wohlthätigen Sympathie seines reinen Menschentums, liebenswürdig in seiner Schwachheit, vorbildlich und beispielhaft auch dort, wo er nichts erreicht hat.“ Das gleichmäßig schöne Licht seiner Seele in ihrer Heiterkeit, Gelassenheit und Güte strahlt aufs freundlichste aus seinen Briefen wieder. Die Auslassungen seines Freundes Th. v. Der gewähren höchst interessante Einblicke in die unruhvollen, aufgeregten Tage des Jahres 1849. Einen breiten Raum nehmen die Briefe Reinicks an Kugler ein, „schöne Beweise einer wahrhaft klassischen, rein aus dem Boden des Gefühls erwachsenden Männerfreundschaft“, wie es trefflich in den einführenden Worten des Herausgebers heißt. Bemerkenswert sind auch die Stellen, die sich mit Bethels berühmten „Totentanz“ befassen. Die Idee zu diesem neuerdings wieder recht bekannt gewordenen Meisterwerk stammt von Reinick; er hat dann später auch den begleitenden Text zu den Bildern geschrieben,

mit dem sie ihren Siegeszug durch die Welt antraten. Angenehme Erscheinungen sind ferner der Verleger Georg Wigand und der Komponist Ferdinand Hiller; genug der ganze Freundeskreis des Malerpoeten wird vor dem geistigen Auge des Lesers lebendig, der sich liebevoll in jene Zeiten versenkt. Man wird mit Befriedigung das Buch aus der Hand legen und in stillen Stunden gern wieder zu ihm zurückkehren. —

Wesentlich ungleichartiger ist der Eindruck, den man naturgemäß von der zweiten Sammlung, den „Freundesbriefen aus sechs Jahrhunderten“ empfängt. Das Prinzip ist ja auch ein anderes, nach dem sie zusammengestellt sind. Gewiß ein origineller Gedanke, Zeugnisse des deutschen Freundschaftsgefühls zusammenzutragen in der Weise, daß eine allmählich ansteigende Linie, eine „genaue Abfolge der ganzen Freundschaftsverfettungen in der seelischen Geschichte unseres Volkes“ aufzeigt. Doch dürfte manches in der Sammlung nur literarhistorischen Wert besitzen, dem Menschen unserer Zeit sind die zum Teil recht verstiegenen Ausbrüche eines überaus schwärmerischen Freundschaftskultus wesenfremd, wenn nicht gar völlig unverständlich. Die meisten Briefe aber sind ganz vortreffliche Stücke einer fein ausgebildeten Briefschreibkunst. Hoch erfreulich wäre es, wenn diese „Aschenreste lodender Befreundungen“ auf unsere heutige Kunst des Briefschreibens, wenn man so zur Zeit sagen kann, befruchtend wirken würden. Wir sind so nüchtern veranlagt, haben so selten Zeit, unsere Gefühle für Freunde dem Briefe anzuvertrauen! Unstreitig hat sich der Herausgeber mit dieser Sammlung ein schönes Verdienst um die deutsche Briefliteratur erworben. Auf dem Schreibtisch eines gebildeten Menschen sollte auch dieses Werk mit seinen nahezu 350 Briefen zu finden sein, das, einem kostbaren Gefäß mit edlem Weine gleichend, auch uns Spätere befeelt und die teuren Schatten aus längst verklungenen Tagen noch einmal hebevoll beschwört. Mh

Heimat- und Volkskunde

Gemeinde-Gedenkbücher Schluß

Und nun noch einige Bemerkungen über die äußere Einrichtung des Gedenkbuches. Man wähle kein zu großes Format! In ein dickes Buch von Folio- oder selbst Kanzeleibogen-Größe kann man auf die Dauer nicht ohne Unbe-

quemlichkeit schreiben. Diese aber läßt sich vermeiden, wenn man das handliche Großquartformat wählt. Auch scheue man die geringe Mehrauslage für echtes aber dennoch glattes Leinen-Büttenpapier nicht, denn dieses ist zuverlässig haltbar. Der Einband muß aus festem Leder, am besten eignet sich Schweins- oder Rindsleder, angefertigt werden. Zu beachten ist endlich auch, daß rings um das Schriftbild ein entsprechend breiter Rand frei bleibt, der an der Seite genügend Raum für die neben den Text zu setzenden Schlagwörter bieten muß. Als erstes schreibe der Chronist, wie man es in alten Grundbüchern findet, welcher Gemeinde die Chronik dient, wann und von wem sie angelegt wurde, auf der nächsten Seite aber gehe er sogleich darauf los in schöner, lesbarer und großer Schrift, wofür er haltbare Tinte verwenden möge.

Für die leichte Auffindbarkeit der Mitteilungen lege er von vornherein ein Sach- sowie ein Orts- und Personenverzeichnis auf losen Zetteln in Form eines Achteck-Wanzenleibogens an; kleinere Formate erweisen sich beim Anwachsen des Zettelvorrates als unhandlich. Diese Zettel sind quer zu beschreiben und in zwei entsprechenden Kartons alphabetisch hinter einander gestellt aufzubewahren. Die Registrierung geschieht auf folgende Art: Wird in der Chronik beispielsweise die Errichtung eines Postamtes und die Anstellung eines Postmeisters verzeichnet, so braucht man zur verlässlichen Registrierung zwei Zettel, den einen für das Sachregister, den anderen für das Orts- und Personen-Register. Auf den ersten wird oben der Breite nach das Schlagwort — Post — geschrieben und daneben wird die Bandzahl der Chronik (wenn keine ältere vorhanden ist, I, sonst die entsprechende Zahl in römischen Ziffern) und daneben die bezügliche Seitenzahl mit arabischen Ziffern beigelegt, so daß die ganze Beschreibung in diesem Falle folgendermaßen zu lauten hat: Post I. 14. Dieser Zettel kommt in das Sachregister und bei späteren Erwähnungen von Anlässen der Ortspost wird einfach die betreffende Seitenzahl hinzugefügt. Der zweite Zettel erhält beispielsweise den Vermerk: Bergmann, Theodor, Postmeister I. 14 und kommt in das Orts- und Personenverzeichnis. Bei weiteren Aufzeichnungen über dieselbe Person wird wieder die betreffende Seitenzahl beigelegt. Beide Arten von Zetteln, jede für sich alphabetisch geordnet, geben

ein Sach- und ein davon getrenntes Personen- und Ortsregister, welche die unverweilte Auffindung jeder gewünschten Notiz ermöglichen. Die sofortige Anlage der Register schlage ich deshalb vor, weil sie in diesem Falle mit der Arbeit sozusagen von selbst entstehen, während die spätere Registrierung mühevoll und zeitraubend ist.

Für das Buch bis auf die letzten Blätter, die auch zu einem eventuellen Urkundenanhang nicht benützt werden dürfen, vollgeschrieben, dann schreibt man die beiden alphabetischen Register hinten in die Chronik, hebt aber die geordneten Zettelregister auf. Diese werden nun fortlaufend mit den Zetteln für den zweiten Chronikband bereichert, die man natürlich mit der Bandzahl II zu bezeichnen hat. Auf diese Weise erhält man neben den Registern der einzelnen Bände noch besondere Zettel-Hauptregister.

Schul- und Pfarrchroniken machen eine Gemeindecronik nicht überflüssig, denn wenn ihre Führung selbst nach denselben Grundsätzen erfolgte, wie die der Gemeindecronik, bleibt es für die Zukunft von unschätzbarem Werte, wenn über wichtige Begebenheiten der Orts-geschichte mehrere zeitgenössische Zeugnisse vorliegen.

Gemeinde-Gedenkbücher sind demnach keine überlebte Form der Orts-geschichtsschreibung, und es soll mich freuen, wenn diese Ausführungen recht viele Gemeinden veranlassen, das Beispiel jener Orte nachzuahmen, die sich zur Anlage und Führung von Gedenkbüchern bereits entschlossen haben. Karl M. Fischer

Deutsch-böhmische Volkskunde

Altertumsfreunde gibt es in allen Ständen, so daß, wenn nur immer deren Kennen und Können Beachtung fände, mancher Baustein zu dem Mosaik der deutschen Volkskunde herbeigeschafft werden könnte. Um die Wende des 18. Jahrhunderts lebte in Eger der Scharfrichter Huh, dessen verhältnismäßig einfaches Leben kein Interesse verdiente, wenn ihn nicht seine Vorliebe für Antiquitäten mit Goethe in Verbindung gebracht hätte. Er sammelte besonders gern Münzen, aber er sammelte überhaupt alles, was alt oder überliefert war, nicht bloß reale Dinge, sondern auch Sagen, Legenden ufm.. Diese Nebenbeschäftigung war die Ursache, daß der Scharfrichter von Eger seine seit 1781 bekleidete Stelle aufgab und 1828 mit seinen Sammlungen nach Schloß Königs-wart übersiedelte, nachdem Fürst Met-

ternisch diese erworben und Fuß zum Kustos des neuen Museums bestellt hatte. Hier starb Fuß am 19. Dezember 1838. Eine zweite Nebenbeschäftigung setzte ihn in den Stand, sich mit dem Volksaberglauben zu beschäftigen. Auf keinem Gebiete floriert dieser so, als in der Heilkunde. Fuß war als Heilkünstler gesucht; einer erfolgreichen Kur verdankte er seine Vermählung mit der Egerer Bürgerstochter Sophie Eberl. Eine 40jährige Erfahrung machte ihn mit dem Aberglauben, mit den Heil- und Geheimmitteln des Volkes hinlänglich bekannt. Schließlich verdanken wir ihm ein 1823 abgefaßtes Manuskript, eine umfassende Darstellung des Wesentlichen, was Fuß in dieser Hinsicht erlebt und gesammelt hatte. Auch Bilder und Zeichnungen fügte er hinzu.

Diese Schrift „Vom Aberglauben“ ist von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen als 2. Heft des 9. Bandes soeben von Alois John veröffentlicht worden, und zwar genau nach dem Original. Auch die drei Tafeln Trachtenbilder (Trachten der Bauern und Bürger zu Eger), eine Anzahl geheimnisvoller Zaubervezeichnungen usw., sind mit veröffentlicht worden, so daß diese Publikation eine Fundgrube für das Studium des Volksaberglaubens ist. Ferner sind die Porträts von Fuß und seiner Frau, ein Fassimile seiner Handschrift und eine Abbildung des heute verschwundenen Scharfrichterhauses zu Eger beigegeben. Goethe hatte den natur- und geisteswissenschaftlichen Mann auf seinen Reisen ins Böhmisches 1808 kennen gelernt, Gefallen an seinen Sammlungen gefunden und dann lange mit ihm in Verbindung gestanden. Die betreffenden Stellen aus der Weimarer Goethe-Ausgabe sind in der Einleitung zu der Veröffentlichung abgedruckt. — Gäbe es nicht in Schlesien auch heute noch Ähnliches zu sammeln und aufzuschreiben? Für die Zukunft kann das Belangloseste belangvoll werden, wenn es in den richtigen Rahmen gefaßt wird.

B C

Wissenschaft und Geschichte

Friedrichs des Großen Kolonisationsstätigkeit in Schlessien

hat in den Kreisen der Geschichtsforscher eine verschiedene Beurteilung gefunden. Teils schreibt man die nicht voll befriedigende Entwicklung der Interesslosigkeit

und Trägheit der Kammerbeamten zu, teils ist man, darunter Grünhagen, der Ansicht, daß ungünstige Bodenverhältnisse dem erfreulichen Aufblühen im Wege gestanden hätten. Ueber „die Kolonisiengründungen des großen Preußenkönigs im Amte Herrnsdorf 1776—85“ sprach in der letzten Sitzung des Vereins für Geschichte Schlesiens Pastor Rübiger aus Herrnsdorf unter besonderer Berücksichtigung der 4 Kolonien Bartischdorf, Königs- und Wilhelmsbruch und Herrnsdorf.

Der König trat nach dem 7jährigen Kriege mit besonderem Eifer dem Plane näher, in unbewohnten Gegenden Schlesiens neue Dörfer zu gründen. Minister v. Schlabrendorf machte Einwendungen, aber sein Nachfolger Hoym war ein gesüßigeres Werkzeug für des Königs Siedelungspläne. 1773 erließ Friedrich II. das große Edikt über die Anlegung neuer Dörfer „an schicklichen Gegenden“. Den Ansiedlern wurden große Vorteile in Aussicht gestellt. Sie erhielten 8 Morgen Ackerland und fertige Wohngebäude, Holz aus den königlichen Forsten, Freiheit von Hand- und Spanndiensten und mancherlei Benefizien und Freiheiten, auch dreijährige vollkommene Steuerfreiheit.

Auch ein Teil des Kreises Herrnsdorf-Guhrau und zwar die ausgedehnten Niederungen der Bartisch, die sumpfig und brach dalagen, erschienen dem Könige geeignet; vom Amte Herrnsdorf aber wurde seinen Wünschen viel Widerstand entgegengebracht, weil man zu hohe Kosten für Deichbauten und die Trockenlegung der Flußufer befürchtete.

Der König aber ließ sich nicht abraten, und begann 1776 mit der Ausführung seiner Pläne, die ein Dorf mit 10 und mehrere mit 9 Besitzungen vorsahen, dazu je einen Kretscham. Es war festgesetzt, daß nur Ackerbauer Berücksichtigung finden sollten, und zwar im polnischen Teile des Kreises nur deutsche, in deutschen Gegenden auch polnische Ansiedler.

Da der König eine lebhaft propagandistische Tätigkeit betrieb, so meldeten sich aus Preußen und den Nachbarländern bald mehr Bewerber, als Land zu vergeben war, darunter Polen, Danziger, Rheinpfälzer, die in ihrer Heimat ihres reformierten Bekenntnisses wegen mancherlei Bedrückungen erleiden mußten, und auch Schlesier. Viele kamen mit übertriebenen Erwartungen und waren bald enttäuscht, als die ersten Jahre wegen harter Winter und häufiger Überschwemmungen ungünstig verliefen. Die Ko-

lonie Herrnsdorf zählte 1778 insgesamt 72 Seelen. Man hatte die Kosten für alle Ansiedelungen im Herrnstädter Bezirk einschließlich der Flussregulierungen auf 30 000 Taler geschätzt. Vor Anlage weiterer Kolonien bereiste Domänenrat Caspary nochmals den Distrikt und äußerte sich begeistert über die aussichtsreiche Anlage. Weniger zuversichtlich sah man den königlichen Plänen noch immer im Amte Herrnsdorf entgegen; man hielt dort die Anlage für unausführbar.

Da die Bodenverhältnisse für Ackerbewirtschaftung nicht günstig genug schienen, kam der König auf den Gedanken, die Viehhaltung zu bevorzugen und Schweizeereien anzulegen, nach dem Muster der Mark, wo schon vor einem Jahrhundert Mustermolkereien von Holländern mit gutem Erfolge gegründet worden waren. Hierzu zog man ebenfalls Holländer heran, die mit der Bearbeitung des sumpfigen Bodens von ihrer Heimat her wohl vertraut waren, gab auch ihnen mancherlei Vorrechte für den Anfang und ließ sie in Königsforst i. M., wo sich eine Akademie für Butterbereitung befand, noch Molkereiunterricht nehmen.

Die Zahl der Schweizeereien belief sich zuerst auf 16, stieg dann aber auf 200 holländische Molkereianlagen.

Die Schulverhältnisse blieben lange unregelt. Zuerst wollten die Lehrer wegen allzu dürftiger Besoldung nicht aushalten; später wurden sie so stetig, daß z. B. in Königsbruch nur 4 Lehrer seit jener Zeit in der Gemeinde tätig gewesen sind. Die Kirche im genannten Orte wurde für eine anwachsende Gemeinde berechnet und ist nach dem Rückgang der Seelenzahl heute zu groß für die kleine Gemeinde.

Die Reformierten wurden teils in Herrnsdorf, teils in Königsbruch kirchlich versorgt, 1832 einigte die Union Reformierte und Lutheraner. Auch die wenigen Katholiken waren in Herrnsdorf eingepfarrt. Das Jahr 1794 brachte den Herrnstädter Kolonien den Besuch des Landesherrn Friedrich Wilhelm II. In Königsbruch bereitete man ihm einen feierlichen Empfang, hoch zu Ross holten ihn die Kolonistenjöhne ein.

Nur wenige der ursprünglichen Kolonistenfamilien sind heute noch auf den Ansiedelungsgütern ansässig, und die Personenzahl ist in den 4 genannten Kolonien auf 4—500 zurückgegangen. Doch trotzdem hat Friedrichs des Großen Kolonisationsstätigkeit dem Kreise Herrns-

stadt einen Zuwachs von 61 000 Seelen zugeführt und auf ehemals unwirtlichem Gelände, fern vom großen Verkehr, eingeschlossen von weiten Wäldungen, Städten menschlichen Fleißes geschaffen.

A E S

Das Schützenkorps zur Josephinenhütte

Vor mir liegt ein Buch „Verhandlungen der Gemeindefwehr zu Schreiberhau“. Die erste beschriebene Seite trägt die Worte: „Im Monat Juni 1848 versammelten sich, um eine Gemeindefwehr in Schreiberhau zu bilden, die hier eigenhändig unterschriebenen Gemeinde-Mitglieder“. Es folgen 66 Namen, an deren Spitze der damalige Glashütteninspektor Franz Pohl und der Geschäftsführer der Hütte Alois Parisch. Unter dem 17. Juni 1848 ist ein „Entwurf der Statuten der Gemeindefwehr zu Schreiberhau“ eingetragen. Der § 1 lautet: „Auf Grund der von Se. Majestät verheißenen Volksbewaffnung bildet sich in Schreiberhau eine Gemeindefwehr zu dem Zwecke, für die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung sowohl im Innern als auch Außen hin zu wirken. Sollten wider Erwarten sich jene Verheißungen nicht verwirklichen, oder sollte in Zukunft durch Verhältnisse der vorgesezte Zweck der Gemeindefwehr erledigt werden, so behalten sich die Mitglieder der Gemeindefwehr zu Schreiberhau vor, als Schützengesellschaft sich zu konstituieren.“ Das Protokoll berichtet weiter von der Fahnenweihe der Warmbrunner Bürgerwehr am 10. September 1848, der die Schreiberhauer Mannschaft bewohnte. Am Sylvesterabend 1848 hielt der Gemeindefwehr-Hauptmann F. Pohl eine bemerkenswerte Rede, die ebenfalls im Protokoll verzeichnet steht. Es ist von mehr als lokalhistorischem Interesse, diese Rede mitzuteilen, da sie ein deutliches Zeugnis abgibt, wie damals in unserem immerhin noch abseits vom Verkehr gelegenen Gebirge mitgedacht wurde an den großen Gedanken jener Zeit. „Wir stehen am Schluß eines Jahres, in welchem gewiß alle unter uns manche trüben Erfahrungen gemacht haben. Schwerer Kummer und Sorge haben unsere Lebensfreude darniedergedrückt; und dennoch wollen wir von diesem verhängnisvollen Jahre durch ein fröhliches Fest Abschied nehmen. Es erscheint dies Vorhaben fast als eine Ironie auf die nächste Vergangenheit. Dennoch glaube ich, daß nie ein erheitendes Zusammenkommen

am rechten Orte war als gerade heute. Wir haben alle die Mühseligkeiten des vergangenen Jahres, Kummer und Sorge, die mehr oder minder alle unter uns gedrückt, mit Gottes Hilfe glücklich überstanden; wir stehen am Anfang eines neuen Jahres. Die glückliche Umgestaltung unserer Staatsverhältnisse läßt uns frische Hoffnung schöpfen, daß es in diesem neuen Jahre besser werden wird, daß wir Ersatz für die überstandenen Drangsale finden werden, und daß wir einer heitern Zukunft entgegen gehen. Wir sind den harten Prüfungen nicht unterlegen; wir haben mannhaft ausgehalten, geduldig getragen; sind aber auch mutig allen Verhältnissen entgegengetreten, welche den Lebensnerv unserer Existenz, die Industrie, in den grenzenlosen politischen Wirren zu vernichten drohten. Wird der Wahlpruch „Alle für Einen, Einer für Alle“ unter uns zur Wahrheit, und zwar zur Wahrheit der Tat, dann können wir im Vertrauen auf den Allmächtigen da oben der Zukunft ruhig entgegen gehen. Laßt uns daher froh sein, recht innig und herzlich froh, wie es Brüder sind, die durch harte Stürme in den Schutz verheißenden Hafen einlaufen.“ — Im folgenden Jahre 1849 wurde an das Königl. Landratamt zu Hirschberg die ganz ergebene Anzeige gerichtet, „daß die hiesige Gemeinde-Wehr sich als Schützengesellschaft konstituiert.“ So wurde am 8. April 1849 „die Schützengesellschaft zu Josephinenhütte“ gegründet. Ihr Zweck war, „eine Vereinigung von Schießliebhabern zu bewerkstelligen, die sich durch öftere gesellige Uebungsschießen zu tüchtigen Scharfschützen ausbilden, um bei einer möglichen Reorganisation der Bürgerwehr nach dem Gesetz den Anforderungen eines wohlgeübten Schützenkorps zu genügen.“ Am 17. Juni 1849 fand das erste Königsschießen statt; dabei wurde die schwarz-weiße, mit schwarz-rot-gelben Bändern gezierter Fahne eingeweiht. Diese Farben weisen auf den besonderen Ursprung des Korps aus der Gemeinde-Wehr hin; die Schützengesellschaft zur Josephinenhütte führt als einzige die preussische Fahne. T.

Urkunden aus den Turmknöpfen der evangel. Haupt- und Pfarrkirche zu St. Maria-Magdalena in Breslau. Zusammenge stellt und erläutert von Vic. Hans Schmidt. Breslau 1909. Wilhelm Gottlieb Korn. 60 Fig.

Die „Heimatblätter“ berichteten seinerzeit (II, 525) eingehend über Erneue-

rungsarbeiten am Südturm der Magdalenenkirche zu Breslau. Etwa gleichzeitig wurde das vorstehend genannte Festschen herausgegeben. Dasselbe enthält einen Abdruck aller Urkunden, die in den Turmknöpfen ruhen oder geruht haben, sowie interessante Erläuterungen. —

Die älteste Mitteilung stammt von 1481 und besagt, daß der (Nord-) Turm teilweise erneuert wurde. Infolge des Brandes von 1887 schmolzen 2 Glocken, während eine andere nebst Wetterfahne, Stern und Knopf abstürzte; letzterer enthielt zwei kupferne Kapseln, in denen sich das genaue Verzeichnis von 1565 und 1577 (87) der Ratmannen, Scheppen (Gerichtspersonen), Offizianten, Bergleut, Pastoren und Predicanten Wöllischer Worts und Syndici“, sowie verschiedene Münzen vorfanden. — Der angerichtete Schaden war glücklicherweise nicht ganz so groß als man befürchtet hatte. Die Wiederherstellungsarbeiten währten vom Mai 1888 bis Ende 1890. Es wurden zwei neue Urkunden — je eine von den kirchlichen Körperschaften und vom Magistrat — aufgesetzt, die neben den Namen der in Betracht kommenden Persönlichkeiten auch eine Beschreibung der Restauration enthielten und durch einen Zeitungsartikel ergänzt wurden. — Die Urkunde von 1591 besagt, daß „diese eine Spitze“ (des Nordturmes) herabgefallen und erneuert worden sei. Auch in ihr waren die Namen der derzeitigen „Ratmannen, Stadtscheppen“ Geistlichen und Syndici angegeben. —

Den Beschluß des Schriftchens bilden wertvolle Erklärungen. Es wird zunächst auf die Feierlichkeit beim Einzuge Maximilians am 6. Dezember 1563 hingewiesen. Der König zeigte sich den Breslawern als gnädiger Fürst, sodaß die Vobeserhebungen am Beginn der Urkunden nur berechtigt erscheinen. Interessant sind ferner die Mitteilungen über manche der unterzeichneten Männer. Manvolle Namen treten uns entgegen, so Nikolaus aus dem berühmten Geschlechte der Rhediger, dessen Andenken heute noch durch die gleichnamige Straße und Bücherei (jetzt mit der Stadtbibliothek vereinigt) unter uns lebendig ist, dann der Sohn des Breslauer Reformators Hef, ferner Andreas Stellau, Erbauer der beiden Turmhauben und des Rathhausturmes, und Jakob Groß, der Schöpfer der prächtigen Kanzel, sowie der verdiente Pastor Adam Curauis. — Beigefügt ist der Abdruck einer Abhandlung aus Nr. 340 der „Schlesischen Zeitung“ über ein

lateinisches Distichon. Schließlich ist noch die Urkunde vom 1. Juli 1909 wiedergegeben, über die Notwendigkeit und Ausführung der baulichen Maßnahmen und mit einem kurzen Rückblick auf das Jahr 1909 und seine Denkwürdigkeiten.

Die kleine Arbeit bietet eine Fülle interessanter Mitteilungen und verdient gelesen zu werden. V S

Musik

Robert Nefiekt. Das goldene Zeitalter der Klavierfonate. —
Elsner — Köln. 1,50 Mk.

Der Verfasser, der seine mit dem Bilde Beethovens geschmückte Broschüre dem bekannten Klavierpädagogen Dr. Otto Nefiekt gewidmet hat, versucht, die Aufgabe zu lösen, „bei Nichtfachpianisten, „Dilettanten“, ein größeres Verständnis für die Tonprache unserer Altmeister, mit welcher sie zu unseren Herzen reden, zu erwecken.“ Dieses Verständnis sei nach seinen Erfahrungen in Dilettantenkreisen meist nur mangelhaft, vielfach aber gar nicht vorhanden. Die Absicht, zu helfen, ist an sich sehr zu loben, aber die etwas herablassende Handbewegung, mit der sich Herr Nefiekt den Beethoven spielenden, nicht berufsmäßigen Musikfreunden zuwendet, wirkt ein wenig verstimmend. Man muß den Ernst wohl beachten, mit dem vielfach in jenen Kreisen Musik gemacht wird, und schließlich auch bedenken, daß Spieler, die Sonaten aus Beethovens mittlerer und letzter Periode zum Gegenstande ihres Studiums und ihrer musikalischen Erbauung machen, nicht ganz ohne musikalisches Empfinden sein können, daß auch in ihnen die Sprache Beethovens etwas auslöst, durch das sie sich über die rein mechanische und verständnislose Wiedergabe eines Tonstückes entschieden erheben. Sind diese Vorbedingungen jedoch nicht gegeben, dann werden auch Nefiechts gutgemeinten Ratsschlüsse nicht viel helfen können, zumal sie vielfach in ein schwülstiges, ja phrasenhaftes Gewand gehüllt sind, hinter dem sich manchmal überhaupt nichts Greifbares finden läßt. Was soll sich der „Dilettant“ z. B. denken, wenn zum 4. Satz der Sonate Nr. 1 gesagt wird: „Sturm in der Seele — Zorn einer edlen Seele im Sturm unwürdigen Leidens mit dem Rechte zum Siege.“ Sonate Nr. 2, 1. Satz: „... steigert sich bis zur Wildheit des zuckenden Lebens eines üppig gesunden Jünglings“. Sonate Nr. 4, 4. Satz: „Weich zerfloßenes Figuren- und

Passagenwert von Innigkeit und rührender Sprache“. —

Andere Erläuterungen sind vielfach belanglos und nichtsagend, z. B. zum 1. Satz der 13. Sonate: „Viederartig, im Romanzenstil gehalten.“ 3. Satz: „Ein Tiefe und Innigkeit des Gefühls offenbarender echt Beethovenscher Seelenaufg. Auffallend kurzer Satz, eigentlich mehr Einleitung zum folgenden Schlusssatz.“ In der Sonate 15 ruft der 2. Satz eine Stimmung hervor, „als wenn leichte Wolkenfleier die Sonne verdunkeln“. Im 1. Satz der 17. Sonate „bricht das 1. Hauptthema mit finsterner Entschiedenheit und voller Kraft hervor, dem gleichwohl ein weicher Zug des Schmerzes und der Bitte innewohnt“. Die gewünschte Vereinigung wird nicht leicht zu erzielen sein. Betrachten wir noch, daß Nr. 18 als eine „schmerzlose“, Nr. 21 als „eine märchenhaft duftende Riesenfonate“, Nr. 29 als ein „merklicher Riese“ bezeichnet wird, so werden wir erkannt haben, daß größere Klarheit und Einfachheit des Ausdruckes dem Verfasser bei seiner guten Absicht vortreffliche Helfer gewesen wären, mit denen er sich wahrscheinlich noch mehr Freunde erworben hätte. Mh

Heimatschutz und Naturdenkmalpflege

Vom Tage der Denkmalspflege

Einen Bericht über die Entwicklung und Tätigkeit des Tages der Denkmalspflege während des abgelaufenen Jahrzehnts gab auf der Trierer Tagung der Vorsitzende von Deutscherhäufer. Ausgehend von der Gründung dieser Veranstaltungen auf der Straßburger Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im Jahre 1899 und von der ersten Tagung in Dresden am 24. September 1900, wurden die verschiedenen Thematika, die im Laufe der Jahre behandelt worden sind, nach ihrem theoretischen oder praktischen Inhalte summarisch besprochen und sowohl deren Mannigfaltigkeit als auch deren Behandlungsweise gebührend gewürdigt. Es ergab sich dabei, daß neben den theoretischen Erörterungen über die Regelung des gesetzlichen Denkmalschutzes, Ortsstatute, Vorbildung zur Denkmalspflege und dergleichen, die praktischen Fragen der Denkmalspflege: Erhaltung des Steinmaterials, Konservierungsmaßnahmen für Werke der Bildnerei und Malerei, Bezeichnung der neu restaurierten Teile alter Bau- und dergleichen keineswegs

vernachlässigt worden sind. Hierzu kamen eingehende Erörterungen prinzipieller Natur, über die Stilfrage bei Restaurierungsarbeiten, über Inventarisierung und Klassierung der Kunstdenkmäler, Errichtung von Denkmalarchiven usw. und nicht zuletzt die Behandlung sogenannter „aktueller Fragen“, unter denen die Debatten über die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses, des Meißener Domes und des Braunschweiger Gewandhauses im Vordergrund des Interesses standen. Herr v. Dechelhäuser führte dabei aus, daß die an solche Streitobjekte sich anknüpfenden Debatten nie zu einer Abstimmung oder Resolution — einen einzigen Fall (Berliner Opernhaus) ausgenommen — geführt hätten, weil die zum Teil dem Zufall unterliegende Art der Zusammensetzung des Tages und der Mangel einer festen Organisation ein solches durch Abstimmung allein zu erzielendes Ergebnis von vornherein ausschlossen, wie aber doch meistens durch ruhige, sachliche Aussprache vor diesem Forum von Fachleuten die Zerstreuung von Vorurteilen und falschen Nachrichten und dadurch eine Milderung der Gegensätze, in allen Fällen aber wenigstens die Bildung eines eigenen Urteils durch die Teilnehmer des Tages erreicht worden sei. Mit einer Uebersicht über die äußere Entwicklung des Tages, dessen Teilnehmer von 92 in Dresden (1900) auf 313 in Lübeck (1908) gestiegen sei, und mit Hervorhebung der Verdienste, die sich der erste Präsident des Tages Geheimrat Dr. Hugo Vörsh um die Gründung und Entwicklung dieser Versammlungen erworben habe, schloß Geheimrat v. Dechelhäuser, der selbst seit vier Jahren die Leitung des Tages in Händen hat, seinen interessanten und inhaltsreichen Ueberblick.

Wichtige Ortsstatute nach dem preussischen Verordnungs-Gesetz. Ausgewählt von Fritz Koch, Geschäftsführer des Bundes Heimatschutz. Die Schrift ist nur von der Geschäftsstelle des Bundes in Meiningen, Teodorstraße 8 zu beziehen. Preis 80 Pfg.

Um den Wünschen nach Einblick in die Statute anderer Gemeinden nachzukommen, hat der Bund Heimatschutz die obige Schrift als Musterammlung erscheinen lassen. Da viele Statute sich eng an andere anschließen, sind nur die typischen Statute und diejenigen mit besonderen Bestimmungen (insgesamt 30) aufge-

nommen, um ein handliches und übersichtliches Heft zu schaffen, das alles Wesentliche enthält. Ein Verzeichnis sämtlicher (101) bis Anfang November 1909 erlassenen Statute ist beigegeben. Dasselbe ist allerdings für Schlesien nicht vollständig. Als Orte, die von dem Gesetz vom 15. Juli 1907 Gebrauch gemacht haben, werden genannt: Aus dem Regierungsbezirk Breslau: Schweidnitz und Waldenburg; aus dem Regierungsbezirk Posen: Künigsberg, Görtitz, Landsberg, Posen, Saalberg, Schreiberhan; aus dem Regierungsbezirk Oppeln: Wischmarchütte, Gleiwitz und Oppeln. Dagegen sind übergegangen: Aus dem Regierungsbezirk Breslau: Gabelschwerdt und Bad Salzbrunn; aus dem Regierungsbezirk Posen: Volkshaus, Giersdorf, Hirschberg, Krummhübel, Lauban und Schmiedeberg. Als Muster sind die Statute von Waldenburg, Künigsberg, Görtitz und Oppeln abgedruckt. B

Vom Provinzialkomitee für Naturdenkmalspflege

Am 25. Februar fand eine Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses des Provinzialkomitees für Naturdenkmalspflege, bestehend aus den Professoren Hünke, Küfenthal, Paz, Schube und dem Regierungssachverständigen Simon als Referenten des Oberpräsidenten, sowie dem Geschäftsführer im Königl. Zoologischen Institut der Universität Breslau statt. An Stelle des früheren Oberpräsidenten Grafen von Zedlitz-Trübschler übernahm Oberpräsident von Dallwitz den Vorsitz im Komitee. Durch Kooptation werden in das Provinzialkomitee Professor Dr. Supan und Regierungspräsident von Baumbach aufgenommen. Der bisherige Geschäftsführer, Prof. Gürlich, der einem Rufe nach Hamburg folgt, legte sein Amt nieder. An seine Stelle wurde der Custos des Königl. Zoologischen Instituts und Museums, Privatdozent Dr. Zimmer gewählt. Die Adresse des jetzigen Geschäftsführers ist Sternstraße 21.

Ideale und Interessen

In launisch gewundenem Lauf schlängelt sich das von Weidengebüsch umsäumte Bächlein durchs frühlingssgrüne Wiesental. Wie oft habe ich mich darüber gefreut, wenn die Schwertlilien blühten, wenn von verstecktem Lämpel die Wildenten aufflogen, oder wenn die Forelle durchs klare Gewässer huschte. Aber, o bitterer Tropfen der Wehmut, es soll „zusammengelegt“ werden, und richtig, da stießen sie schon herum, die Apostel der

geraden Linie, visieren und stecken ab mit ihren schönen rotweißen Pfählen: in ein paar Jahren wirst du begrabigt sein, mein Bach! Dann ade, Weidengesträuch, ade, ihr goldenen Lilien, ade auch ihr Tereellen. — Aber da kommt mir das Lachen: da oben steht, in stiller Leidenschaft angelnd, unser Amtsrichter; der schimpft jetzt auch im Gemüte, aber aus anderem Grunde als ich — und ebenso ohnmächtig! Ohnmächtig in diesem Einzelfalle, aber sollten wir nicht noch mehr als bisher ein materielles Interesse mobil machen können gegen die zunehmende Landschaftsverschandelung? Ich freue mich jedesmal, wenn ich im Anzeigenteil unserer illustrierten Blätter das Reklameflischee des Marburger Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs sehe. Ja das ist das alte gemütliche Vergnügen; von der „Chinesischen Mauer“, durch die sie in Marburg die alte Schönheit ruiniert haben, sieht man da nichts. Die Marburger Herren wissen also recht wohl, was schön war an dieser Stadt, sonst würden sie doch wohl ein neues, der Wahrheit entsprechendes Altschee wählen, das „allen Komfort der Neuzeit“ ahnen ließe. Aber das alte Bild muß doch mehr ziehen. Dieses stillschweigende Zugeständnis könnte uns nun eigentlich recht freuen, wenn es nicht eben nur ein Reklametrick wäre. Auch hier könnte den

Beteiligten noch mehr als bisher klargemacht werden, daß ihre eigenen materiellen Interessen leiden, wenn in der jetzt geübten Weise fortgefahren wird, kostbares Erbgut, das erhalten werden könnte, zu ruinieren. In kluger Berechnung die Interessen den Idealen dienstbar machen: das wollen wir nirgend versäumen, wo sich die Gelegenheit bietet. D B K Dr. Hofmann-Rosenthal

Waldsprüche

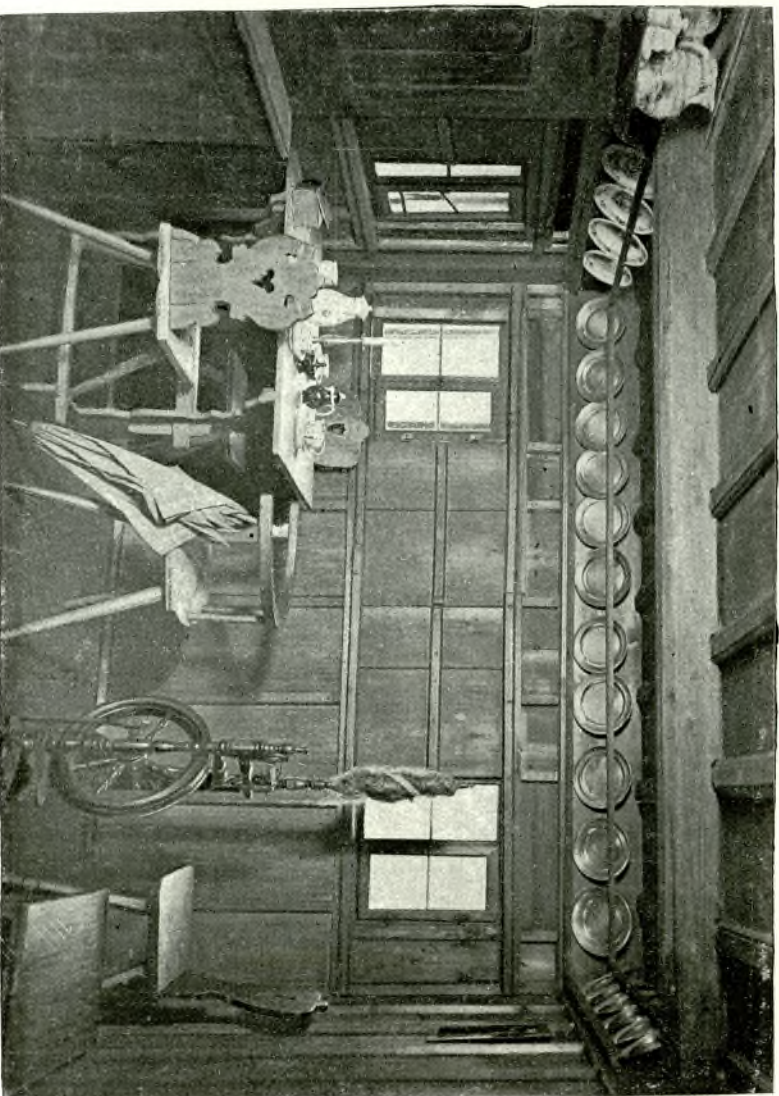
Unser ist der Wald, und unser soll er bleiben! ruft ihr. Recht so! Aber merkt: er wird nur dann und so lang euer sein, wann und wie lang ihr ihn zu schätzen und zu schützen wißt als ein köstliches Gut: als den unversieglichen Jungbrunnen, darin ihr euern bessern Menschen badet. D B

*

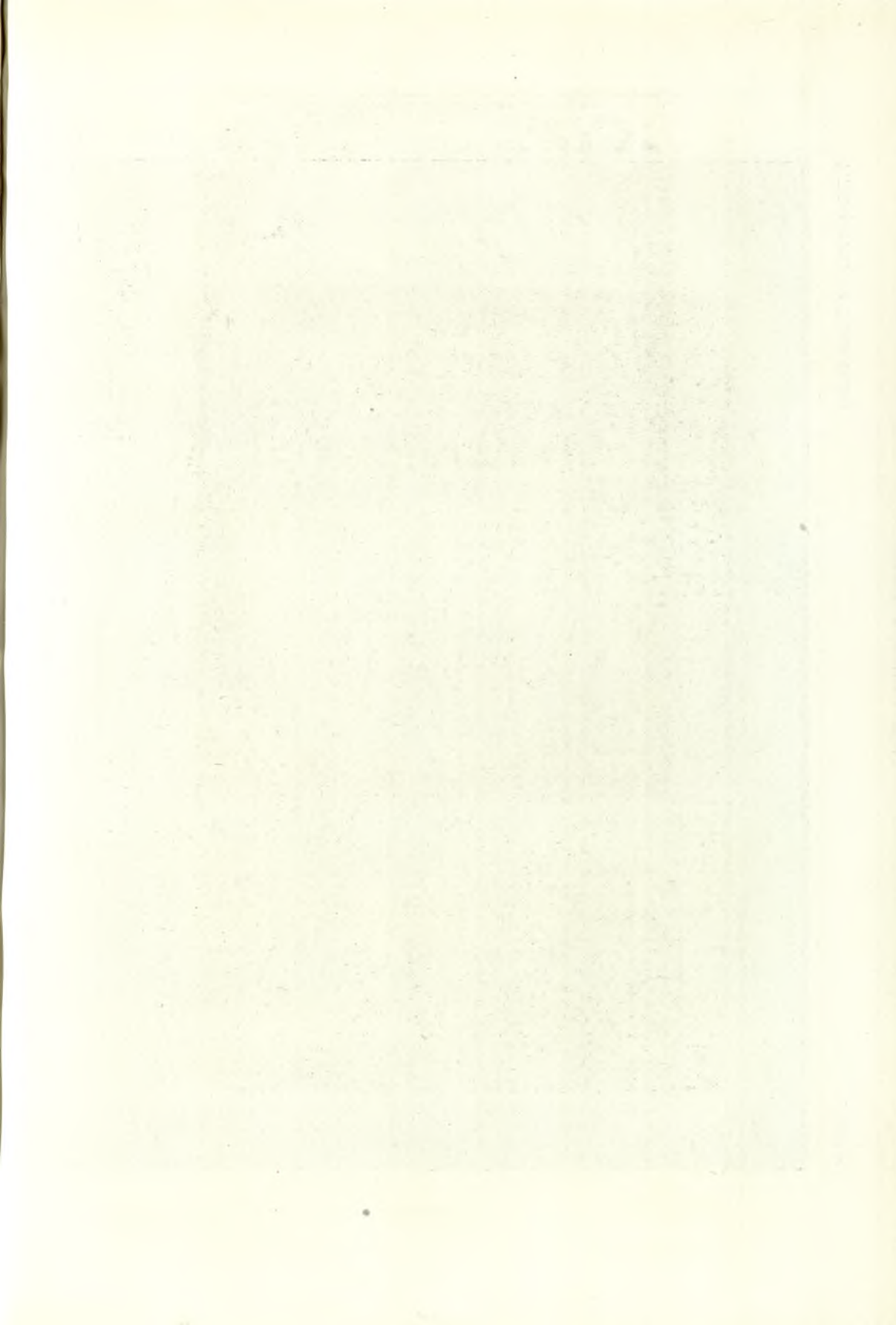
Die Besucher des (dieses) Waldes werden gebeten, sich nicht mit allzu lautem Geräusch darin zu ergehen. Nicht ein Philister oder Grämeling bittet sie das. Wüster Lärm und übler Sang ängstigt und scheucht die Tiere des Waldes: läßt es da nicht kommen, daß der gerechte Weidmann überlegte, ob es nicht besser sei, das Revier — abzusperrern? Wer möchte des Ursach sein? D B

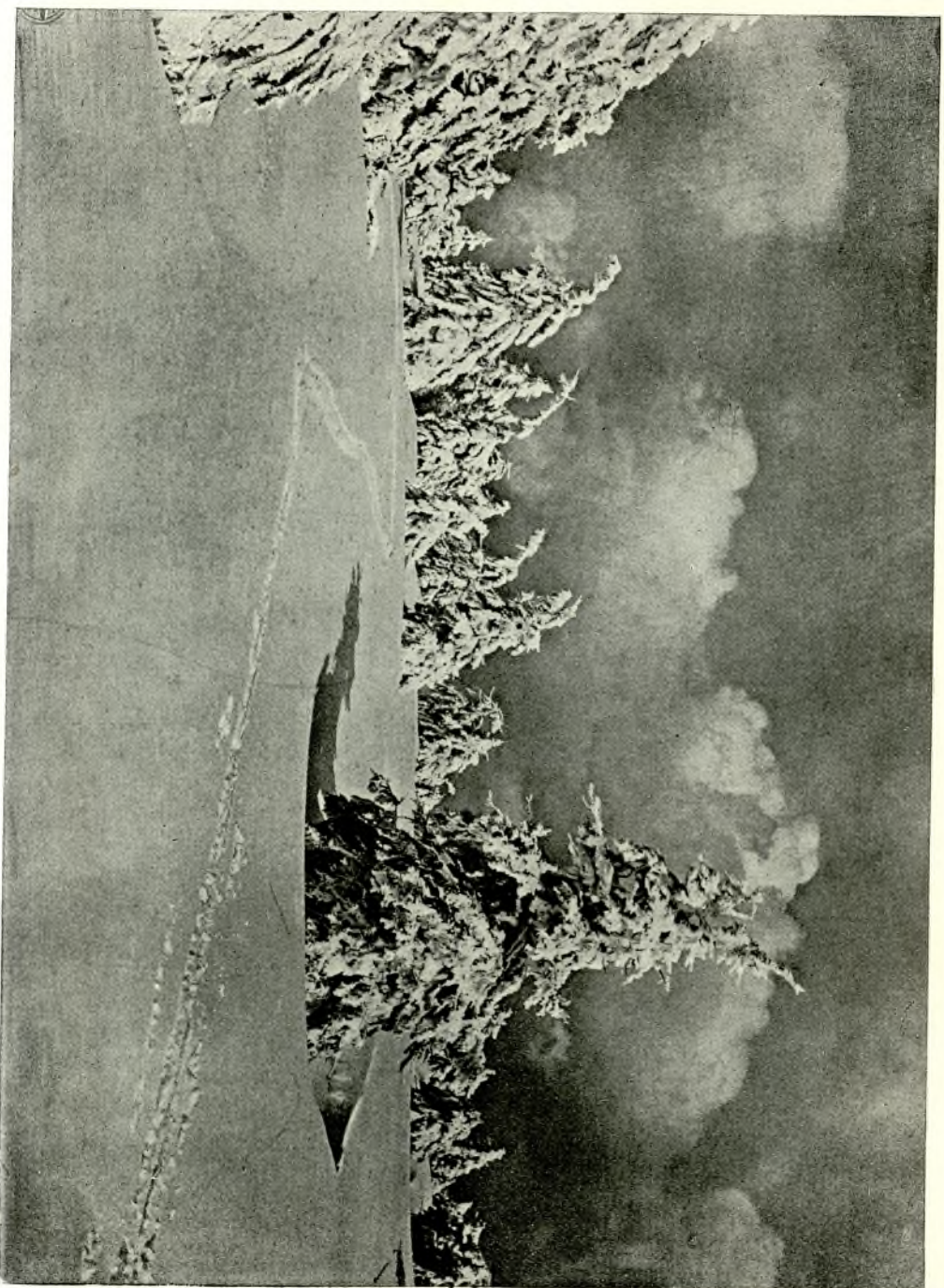


Aus der Schlesischen Bauernstube in Fuchswinkel



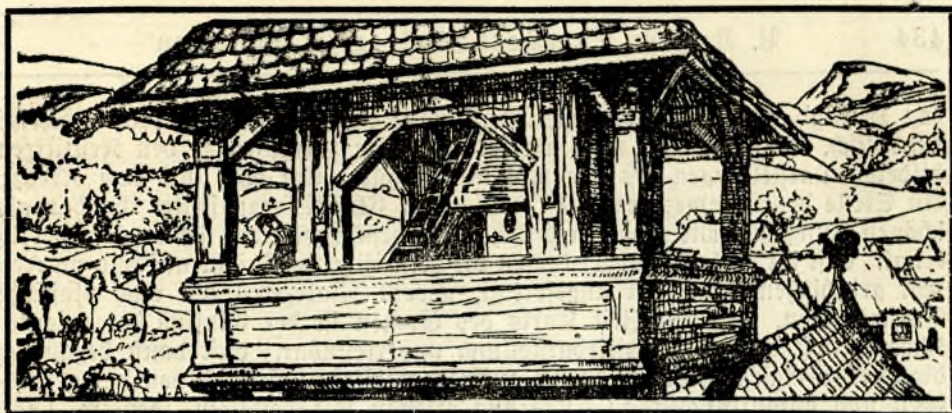
Aus der Schleiffen Bauernhube in Fuchswinkel





Frühlingswetter am Mummelkamm

Phot. Dr. Kuhlthl



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 17

1. Junihest 1910

Der Kümmerniskult und die Kümmernisbilder in Schlesien

Von Paul R u g e r

Eine der rätselhaftesten Heiligen der katholischen Kirche und wunderlichsten Darstellungen mittelalterlicher Kunst ist die hl. Kümmernis, Wilgefortis (virgo fortis? oder hilge fratz = hl. Antlitz?) oder St. Hilfe, deren Nichtexistenz außer aller Frage steht und die niemals so recht kirchlich anerkannt wurde, wenn man auch ihren Kult mit wechselnder Geneigtheit duldete.

Die Legende erzählt über sie folgendes: Die hl. Kümmernis war die Tochter eines heidnischen Königs und insgeheim eine Christin. Sie weigerte sich, einen reichen Heiden zu heiraten und wurde deshalb von ihrem zornigen Vater in den Kerker geworfen. Da ihre Weigerung nichts half, bat sie Gott, er möge sie verunstalten. Sie wurde erhört. Es wuchs ihr ein Bart, und Gott gab ihr zum Schutze seine eigene Gestalt. Der Vater sah dies als Zauberei an und ließ sie auf dieselbe Weise sterben wie ihr Beschützer, nämlich kreuzigen. Da kam ein Geiger des Weges daher und spielte ihr zum Troste ein Liedlein. Da ließ sie zum Danke ihren goldenen Schuh fallen. Diesen brachte der Geiger zum Goldschmiede und wurde dort des Diebstahls bezichtigt. Darauf sollte er gehängt werden. Er bat sich als Gunst aus, noch einmal vor der Kreuzigten zu spielen. Das wurde gestattet. Da fiel auch der zweite Schuh herunter. Das Volk staunte über das Wunder, und der Geiger wurde gerettet.¹⁾

Um für die Kümmernisfigur und -Legende Verständnis zu gewinnen, müssen wir den Entwicklungsgang in der Kreuzifixdarstellung kennen. In der ältesten christlichen Zeit hielt man es für unanständig,

¹⁾ Vgl. Schnürer, Jahresbericht des Meißner Kunst- und Altertumsvereins, 1903, S. 21 und Freiburger Geschichtsblätter. IX., 93.

den Heiland unbekleidet darzustellen. Zuerst malte man das Leiden Christi symbolisch, ihn selbst aber nicht am Kreuze. Die Vorstufen zu den Kruzifixen bildeten Darstellungen des Lammes mit Fahne unter oder mit dem Kreuze. An Stelle des Lammes trat die Idealgestalt Christi; man stellte ihn dar als schönen Jüngling, wie einen heidnischen Frühlingsgott, der sich an sein Kreuz lehnt. Erst im 8. Jahrhundert kamen die Kruzifixe im Orient auf und wurden von griechischen Künstlern angefertigt, sowohl Malereien als auch plastische Darstellungen. Bis zur Zeit Karls des Großen ist der Einfluß der orientalischen Kunst bei der Kruzifixdarstellung unverkennbar. Erst dann begab sich die abendländische christliche Kunst auf eigene Wege und wich von der griechischen und byzantinischen ab. Christus erschien mit heiterem, idealem, leidensfreiem Ausdruck, in langem, hemdartigen Gewande²⁾ (ohne Ärmel und ohne Gürtel), mit gen Himmel erhobenen Händen, also betend, und mit einem Diadem oder einer Krone. Das Kreuz wurde symbolisch als Baum aufgefaßt und daher grün gemalt. Nach und nach fand die Annagelung statt; jedoch blieben beide Füße nebeneinander gestellt und trugen daher keine Nägel. Endlich fand das Nebereinanderlegen der Füße an einem Nagel (also 3 Nägel) statt, nachdem man zuvor Christus mit 4 Nägeln an Händen und Füßen dargestellt hatte. In der romanischen Kunst (seit 9. Jahrh.) bürgerte sich allmählich der Lendenschurz (perizonium) ein. Dieses war anfangs so ausgedehnt, daß es von der Brust bis zu den Knien reichte. Erst im 13. Jahrh. wurde es bis zu der jetzt üblichen Form verkürzt. Zu dieser Neuerung trugen viel die Franziskaner bei, deren Lieblingsheilige, Brigitta, den Heiland am Kreuze in einer Vision mit dem Hüfttuch bedeckt erblickte. Damit der entblößte Leib nicht anstößig wirkte, legte man ihm den Ausdruck höchsten Leidens bei. An Stelle des *rex tremendae majestatis* trat — seit der Zeit des Interregnums — der *Ecce homo*, an Stelle der Königs- die Dornenkrone. Schon im 11. Jahrhundert, als man die Füße annagelte, verschwand das Fußbänkchen (suppedaneum), welches bis dahin die Füße getragen und wurde durch den *Kelch* ersetzt, in welchem sich das herabtröpfelnde Blut sammelte, eine Darstellung, welche besonders seit dem 13. Jahrhundert üblich war, als der Gralsdienst die Ritterpoesie beherrschte.³⁾ Der bekannteste und berühmteste Typus von den bekleideten Kruzifixen ist der *Volto santo* von Lucca.⁴⁾

Bärtige Frauen kannte das Volk schon längst. So erzählt die Legende von den bärtigen Jungfrauen Paula und Galla. Nach einer Tiroler Legende war die hl. Kummernis ganz behaart und lebte eine Zeitlang wie ein wildes Tier, das nicht gezähmt und gejagt werden konnte, einer „rauben Elfe“ gleich.

In der deutschen Sage kommt es öfter vor, daß Götterbilder Geschenke spenden und den Ring vom Finger oder den Schuh von den Füßen

²⁾ Ein vollstämmliches Gefühl, welches an der Nacktheit des Christuskörpers Anstoß nahm, verrät sich z. B. in der Sitte des Landvolkes am Glockner, ein bei Heiligenblut hoch im Gebirge aufgerichtetes Kruzifix mit Kleidern zu behängen, die von Armen benutzt werden. (Sepp., Bayr. Sagen.)

³⁾ Menzel, *Christliche Symbolik*, I, S. 195.

⁴⁾ Vgl. Reisser Jahresbericht, 1903, S. 25/26. — Als die katholischen Vereine nach Rom kamen, um dem hl. Vater Leo XIII. zu seinem 25jährigen Papstjubiläum Glück zu wünschen, trugen die Luchesen eine Kreuzfahne mit dem Abbilde ihres Wahrzeichens, des *Volto santo*. (Schnürer, Freiburger Geschichtsblätter, IX., S. 76.)

fallen lassen. Das ist also ein echt heidnischer, altertümlicher Zug, ein Sagenmotiv, welches auch das Christentum übernommen hat.⁵⁾

In der alten Zeit wurde das Gebet — als Ausdruck der Bitte — als Lied oder Spiel aufgefaßt. Die Geige ist das Symbol des innigen Gebetes und der Geiger ein Väter. Als die Blüte der Kunst seit dem 14. Jahrhundert die Heiligen (Mutter Gottes) darzustellen begann, liebte man es, ihnen lauten- oder geigen spielende Engel zu Füßen zu setzen.

Professor Wendelin Förster in Bonn entdeckte in der Arsenalbibliothek zu Paris den *Tumbeor Nostre Dame*, in dem unsere liebe Frau einen fremden Spielmann durch ein Wunder ausgezeichnet.⁶⁾ In der Nationalbibliothek zu Turin entdeckte Prof. Förster eine ausführliche Erzählung des Schuh-Mirakels. (*Vengeance nostre Seigneur*.⁷⁾ Die Turiner *Vengeance* erzählt von der Kreuzauffindung durch Helena, dem Schnitzen dreier Kreuze, von welchem das eine Nikodemus herstellt, das auf wunderbare Weise übers Meer (Zoppe, Hafen von Luni) 782 nach Lucca kam. Dasselbst wurde das Kreuz sehr geehrt und eine Wachskerze vor ihm angezündet. Ein Spielmann Jeonis (d. i. der hl. Genesius, der Patron der Spielleute), der sein Brot durch Singen verdiente, ging, als er eines Abends vor der Tischgesellschaft sang, ohne einen Heller zu verdienen, in die Kirche zu dem frisch angekommenen Kreuzifix. Er ergriff seine Fiedel und begann zu singen. Da warf ihm das Kreuz seinen kostbaren Schuh hin. Der Bischof forderte den Schuh zurück, gestattete aber, daß der Spielmann den Schuh behalten könne, wenn das Bild ihn zurückgebe, was auch geschah.

In der Legende von Rocamadour empfängt der Spielmann vor dem Altar unserer lieben Frau eine Wachskerze, die der Küster voller Enttäuschung wieder an den Ort zurückbringt. Der Spielmann singt ruhig weiter, bis er sie wieder erhält.⁸⁾

Die Spielmannslegende mit altfranzösischem Text ist mithin gesichert seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, also 300 Jahre älter als die Kümmerislegende, die erst im 15. Jahrhundert bezeugt ist.⁹⁾ Der hl. Genesius mit dem Spielmann geriet in Vergessenheit. Das große wundervolle Heiligtum in Lucca, das auf der großen Heerstraße nach Rom lag, konnte einen „zweiten“ Heiligen und Wundertäter, der im Verhältnis zum *Vultus Sanctus* eine nur unbedeutende Rolle spielte, auf die Dauer nicht ertragen. So blieb denn der Spielmann in der örtlichen Ueberlieferung von Lucca allein übrig. Es erfolgte also eine Verquickung des Genesius mit dem Volto. Hieraus ersehen wir, daß die Genesiuslegende die älteste und ursprünglichere Form ist, und daß dann die Geigerlegende auf den *Volto santo* und später auf die hl. Kümmeris bezogen wurde. Während die Verehrung des *Vultus Sanctus* im 13. und 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, so der Kümmeriskult seinen im 16. und 17. Jahrhundert.

5) Grimm, *Mythologie*, S. 55.

6) *Romania*, II, 315—325.

7) „Le saint volt de Luques“ in „*Romanische Forschungen*“, XXIII, 1—55.

8) Förster, a. a. O.

9) Die Gerichtsszene ist in dem ältesten Tenor der Legende nicht zu finden, also ein fremdes Element, eine dramatisierende Ausspinnung. (Förster a. a. O.)

Die Kummernisbilder sind mißverständlich aus der Darstellung des bekleideten Christuskörpers hervorgegangen, genauer gefaßt aus der des Volto santo. Der ganze Habitus der Heiligen ist ihm entlehnt. Selbst der charakteristische Reifen mit den lilienartigen Enden ist auf den älteren Kummernisbildern zu finden und bezeugt sie mit untrüglicher Evidenz als Kopien des Volto santo. Es erfolgte also eine legendäre Hypostase oder Metamorphose von dem mißverstandenen männlichen Typus des Volto santo zum weiblichen. Auch tragen die ältesten Kummernisbilder die Aufschrift: Sanctus Kumernus (also nicht Sancta!) oder — wie das des Hans Burgkmaier aus dem Jahre 1500 in der Münchener Bibliothek — die Worte: „Die Bildnus zu Lucca“ und gleichzeitig darüber: „Sant-kummernus“. Mit Recht bezeichnet daher Schnürer dieses Bild als der „Uebergangszeit in der Entwicklung der Legende“ angehörig.¹⁰⁾ Der alte Kreuzifixtypus wurde dem Volke immer fremdartiger. Schon 1369 sah man in Bremen in dem Bilde einen gekreuzigten Märtyrer. Die aufständischen Mülhlhäuser warfen 1524 in der Predigerkirche den „Gehülfsen von der Orgel hernieder“ mit der Entschuldigung, „es wäre ein Abgott gewesen.“¹¹⁾ Das Volk sah also in den alten Kreuzifixen eine gekreuzigte Königstochter. Den Bart erklärte es sich dadurch, daß er ihr zum Schutze der Jungfräulichkeit gewachsen sei. Das härtige Gesicht der Heiligen hat den herben, männlichen Ausdruck bis in die Rokokozeit behalten, wo wenigstens auf einigen Gemälden die Gekreuzigte als ein schönes, elegantes Mädchen mit glattem Gesicht dargestellt wurde.¹²⁾ Dafür, daß die für Kummernisbilder geltenden noch im 16. Jahrhundert als Darstellungen Christi verehrt worden sind, haben wir genügend Beweise. Endlich ist auch der Kelch, als Attribut des gekreuzigten Erlösers, ein untrüglicher Beweis für das ursprüngliche Heilandsbild.¹³⁾

An Versuchen, unsere merkwürdige Heilige aus der Mythologie (germanisch, keltisch) zu erklären oder sie als eine Venus barbata anzusprechen, hat es selbstverständlich nicht gefehlt. Man vermutete in ihr ferner die gekreuzigte Psyche, die Weltseele, in welcher sich die Leiden des Weibes in der Zeitwelt spiegelt, die vielbetrübte, bekümmerte Adamstochter, die ihr Leblang ihr Kreuz trägt, am Kreuze hängt und des Erlösers harret. Ja, bis zu der Meinung hat man sich verstiegen, daß die Kummernisfigur der Anknüpfungspunkt für die ersten christlichen Glaubensboten gewesen sei, um durch sie die Lehre vom Welterlöser besser begrifflich zu machen. Ebenso absurd ist die

¹⁰⁾ Vgl. die Abbildung im Reisser Jahresbericht 1903, S. 25 und Text S. 31.

¹¹⁾ H. Köffler, der Hülfsenberg, S. 24. — Schon Baron Julius von Blum sprach 1687 in einem Briefe an den Jesuiten Papebroch die Meinung aus, die Kummernisbilder seien nichts anderes als Bilder des gekreuzigten Heilandes. Ebenso äußerte sich 1781 der Jesuit Pilgram und 1857 Waldmann in „Ueber den thüringischen Gott Stufso“. Den richtigen Standpunkt vertritt auch Weber in Weber und Weltes Kirchenlexikon 9, 2, 851 ff. Am gründlichsten hat in der Neuzeit die Frage gelöst Prof. Gustav Schnürer in Freiburg in der Schweiz in „Freiburger Geschichtsblätter“, X, S. 110–181.

¹²⁾ So auf dem aus Kastelrutt in Südtirol stammenden, auf Leinwand gemaltem Bilde im Innsbrucker Ferdinandeum, so auf dem Bilde im Beginenhause von Mecheln. (Acta Sanctorum, Juli, T. V. p. 60.)

¹³⁾ Der Kelch befindet sich auf den ältesten Kummernisbildern, wurde aber frühzeitig weggelassen.

Behauptung, daß sie den Grundgedanken der Religionen des Orients zum Ausdruck bringe, wonach die Gottheit beide Naturen, die männliche und weibliche, das aktive und passive Prinzip, Generation und Produktivität in sich vereinige, sie also ein zweiter Adam mit androgynem Charakter, ein „Hermaphrodit“, sei, wie es auch die Bibel von Adam vor der Trennung mit Eva bezeugt.¹⁴⁾

Die Legende der hl. Kummernis ist vielfach auch in andere Heilengeschichten übergegangen. So wurde sie z.B. verwechselt mit der hl. Eva, der Patronin der Krypta des Braunschweiger Domes.

Sogar im römischen Martyriologium von 1586 hat unsere seltsame Heilige Aufnahme gefunden. Es heißt dort:

„In Lusitania sanctae Wilgefortis virg. et mart., quae pro christiana fide at pruditia decertans, in Cruce meruit gloriosum obtinere triumphum.“

Dem gelehrten Jesuiten Cuperus, dem unter den Bollandisten die Bearbeitung der Legende unserer Heiligen 1727 in den Actis Sanctorum zufiel, mußte schon im Eingange das Bekenntnis ablegen:

„De sancta in titulo proposita asturus vastum ingredior labyrinthum.“

In Schlesien hat der Kummerniskult gegen Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich von Böhmen aus Eingang gefunden.¹⁵⁾ Um die Sammlung der Kummernisbilder in Schlesien haben sich besonders zwei Herren verdient gemacht: Oberleutnant E. v. Woikowsky-Biedau¹⁶⁾ in Ober-Glogau und Landgerichtsrat Dr. Dittrich in Neisse.¹⁷⁾ An Abbildungen sind hier folgende beigegeben:

I. Oberschlesien.

1. Neustadt, Statue, links im Seitenschiff der Kirche der barmh. Brüder, vor ca. 30 Jahren vom Holzschnitzer Thamm in Landeck geschnitten; (bartlos, ohne Geiger).
2. Ratibor, Dominikanerkirche; (bartlos, mit Geiger).

II. Oesterreich-Schlesien.

3. Petersdorf, Bildstock, am Wege nach der Bischofskoppe; (bartlos, mit Geiger).

III. Mittelschlesien.

4. Nieder-Steine, Grafschaft Glatz, in einer Kapelle am Fußwege nach Abendorf; (bartlos, mit Geiger).
5. Neukirch bei Breslau. Bild aus der Pfarrkirche, jetzt im Diözesan-Museum; (mit Bart und Geiger).

IV. Niederschlesien.

6. Arnsdorf i. R., kath. Kirche, jetzt nicht mehr vorhanden; (mit Bart und Geiger).

¹⁴⁾ Sepp, bayr. Sagen, S. 268.

¹⁵⁾ Meißner Jahresbericht 1903, S. 38.

¹⁶⁾ Diefem Herrn verdanke ich die Abbildungen.

¹⁷⁾ Dittich, schles. Kummernisbilder im N. Jahresb., S. 35, mit Bildern der hl. K. aus der Pfarrkirche in Neisse, jetzt im Museum (S. 20) und aus Abendorf von der Wallfahrtsstation (S. 36).

Balkone im Blumen- und Pflanzenschmuck

(Nachdruck verboten.)

Mit der im Laufe der letzten Jahrzehnte eingetretenen Steigerung des sozialen Wohlstandes aller Volksschichten ist auch bei den unteren Klassen das Verständnis für sportliche Bestrebungen und Liebhabertümme verschiedener Art wachgerufen worden, und nicht zuletzt ist es die schöne Gartenkunst, die in ihrer besonderen Gliederung der Balkongärtnerei zahlreiche Freunde gewonnen hat, so daß die praktische Beschäftigung mit derselben heute mit zu den vornehmsten Liebhabertümme rechnen dürfte. Bietet doch auch der engere Umgang mit Blumen- und Pflanzenwuchs dem von der Natur nicht selten widerwillig getrennten Stadtbewohner — und insbesondere dem Großstädter — die einzige Möglichkeit, sich zwischen himmelstrebenden Mietskasernen von dem Gefühl großstädtischer Enge zu befreien und die im Kampfe ums Dasein erschöpften Nerven und ermüdeten Sinne an dem keimenden und sprießenden Pflanzenleben zu erfrischen und neu zu beleben. So wird denn der Balkon zu einer notwendigen Gliederung einer gemüthlichen Wohnung und eines heischen Familienheims, auf dem sich der Pflanzenfreund ein bißchen Naturfreund und Landschaftschönheit durch Pflege eines mehr oder minder wertvollen Pflanzenwuchses vorläßt und seine Mußstunden nach Zweck und Interesse selbstwillig verwertet. Um jedoch die zur praktischen Durchführung einer Erfolgreichen balkongärtnerischen erforderlichen Hilfsmittel möglichst zweckdienlich einzurichten und den Einwohnern in einwandfreier Gebrauchswertigkeit zur Verfügung zu stellen, müssen Bau- und Gartenkunst sich zu einem gemeinsamen Schaffen verbinden, und muß erstere der letzteren die Grundlage dafür herstellen, daß sie in der Lage ist, ihren Blumen- und Pflanzenschmuck in geeigneten vorhandenen Behältern unterzubringen und dadurch einen wirksamen Ausgleich zwischen den steinernen und starren Gebilden der Stein Kunst und den organischen und lebenden Objekten der Pflanzenwelt herbeizuführen. Denn in den allermeisten Fällen sind die Einrichtungen hierfür viel zu klein und für die Aufnahme einer genügenden Menge Erde zur Ernährung des Pflanzenbestandes durchaus unzureichend, und die Behälter werden statt aus Holz vielfach aus Eisenblech gefertigt, das sich im Sonnenbrande glühend erwärmt und dadurch den Pflanzenwuchs unvermittelt und plötzlich austrocknet. — Wenn sich nun auch ein Teil von Blumen- und Pflanzenfreunden in der glücklichen Lage befindet, seine Balkontöpfe gegen Bezahlung von beruflichen Händen nach Wunsch und Geschmack bepflanzen zu lassen, so sind doch die weniger bemittelten Bevölkerungsklassen darauf angewiesen, das nötige Pflanzungsmaterial aus für wenige Groschen erstandene Samen volksbeliebter Sommerblumen und leicht aus Stecklingen heranzuziehender krautartiger Pflanzen selbst zu beschaffen und nach eigenem Können dekorativ zu verwerten. Hierbei werden natürlich immer da die schönsten Farbenstimmungen erzielt werden, wo deren Anordnung nach den Gesetzen des Farbenspiel am eingehendsten Rechnung getragen wird. Es wird also demnach ebenso künstlerisch verfehlt wie dekorativ unwirksam sein, wollte man einer backsteinroten Hausfarbe einen Blumen- und Pflanzenschmuck gleicher Farbentönung angliedern, oder durch gelbblühenden Blumenflor gelbtönende Fassaden zu heben suchen. Durch gegensätzliche Stimmungen soll hier die harmonische Gesamtwirkung geschaffen werden. Aus diesem Grunde sind denn auch die gewöhnlichen und die Eupelargonien die gegebenen Balkonpflanzen, da deren frischgrüne Beblätterung die beste Vermittelung zwischen Bäumen- und Gebäudfarbe herbeiführt, so daß sie auch dann noch von vorteilhafter Dekorationswirkung sind, wenn letztere nicht immer einwandfrei harmonieren, bezw. in der Grundfarbe keine ausgesprochene Wirkung besitzen.

Aber nicht nur der privaten und der persönlichen Liebhaberei bietet die Balkongärtnerei ein anregendes Betätigungsmittel, sondern die hierdurch erzielten Erfolge kommen mehr noch der Allgemeinheit zugute, da sie einmal dazu beitragen, die Einwohner für die Schönheit eines künstlerisch wirkungsvollen Städtebildes empfänglich zu machen, und andererseits dieses selbst in wirksamer Weise landschaftlich herauszubringen und für Fremde und Einheimische anziehend zu gestalten.

Aus diesem Grunde sind denn auch alle die Bestrebungen zu begrüßen, die durch blumengeschmückte Balkone und Hausfassaden die Verschönerung des Städtebildes bezwecken, und die bisher in den verschiedensten Städten bestehenden diesbezüglichen

Organisationen dürfen sich eines ungeahnten Erfolges rühmen. Unter beruflicher Führung finden hierbei sowohl Bürger- als Grundeigentümer-Vereine ein Feld dankbaren Wirkens, dessen fördernde Betätigung am besten in der Hergabe entsprechender Geldmittel für Prämierungen der besten Leistungen seinen Ausdruck findet. Obwohl nun ein Wettstreit dieser Art nicht selten mit sehr ungleichen Mitteln ausgefochten werden muß, als hier neben der beruflichen Leistung auch das laienhafte Können bewertet werden muß, so läßt sich eine ausgleichende Wertbestimmung hierbei doch insofern schaffen, als man sogenannte Leistungspreise zuerkennt, deren Grundwert nicht vom Standpunkte des Geleisteten, sondern von dem des Gewollten einzuschätzen ist, um dadurch eine gerechte Anerkennung der wirtschaftlich verschiedenartig gestalteten Kampfmittel herbeizuführen. Wettbewerbe dieser Art lassen nämlich leider stets erkennen, daß die weniger erstrebenswerten Preise ausschließlich an die minderbemittelten Volkskreise fallen, während die Leistungen der Landhausbesitzer und Villenbewohner ausgesprochener Gartenstrafen mit den besseren Preisen bewertet werden. An sich und dem Grunde nach mag gegen ein solches Prämierungsverfahren wenig einzuwenden sein und sogar dem Begriff von Wert und Leistung im Wortsinne entsprechen, für die gesunde Weiterentwicklung und größere Verbreitung der angebahnten Bestrebungen dürfte es aber für die Dauer nicht ausführbar und zweckdienlich sein, will man das Interesse an dieser schönen Sache dauernd auch in den ärmeren Einwohnerkreisen wach erhalten und nach Möglichkeit noch weiter erwecken.

Emil Wienapp

J. G. Seume

Zum 100. Todestage am 13. Juni

Johann Gottfried Seume kehrte um die Zeit des Hubertsburger Friedens in einer bescheidenen Landwirtschaft in Pötern bei Weiskensfeld in Sachsen ein. In einer Selbstbiographie, die Bruchstück geblieben ist, plaudert er recht unterhaltend von den Erlebnissen seiner Jugend und seinem Bildungsgange. Dankbar gedenkt er des edlen Grafen Hohenhausen auf Knauthain, mit dessen Unterstützung der Knabe die gelehrten Schulen in Borna und Leipzig besuchte. Die Schilderung der Leipziger Universitätsstudien ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswert; sie zeigt, wie ein junger Mann durch eine verkehrte Behandlung dem Studium der Theologie entfremdet wird und der Universität den Rücken kehrt. Die Verworrenheit seines Schicksals ist bekannt. Im Begriff, nach Paris zu wandern, fällt er heftigen Werbern in die Hände und wird nach Kanada verhandelt, wo er im englischen Sold gegen die freiheitlichen Nordamerikaner kämpft und mit dem Dichter Münchhausen Freundschaft schließt. Dort in den Urwäldern Amerikas trinkt er den Vermutbecher der Entfugung und Entbehrung; dort schreibt ihm die Zeit düstere Linien ins Antlitz und gibt ihm, dem Manne mit dem stark ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl, den vornehmen Grundriß und dem starken Einschlag von edler Liberalität einen Zug ins tief Schmerzhafte, der ihn nie mehr verläßt.

Seine Gedichte werden wohl heute kaum noch gelesen. Die meisten wissen nicht mehr von ihnen als den Anfang und Schluß des Huronen, die geflügelten Worte „Europas übertünchte Höflichkeit“ und „Er schlug sich seitwärts in die Büsche“. Aber von seinen Niesen Spaziergängen nach Syrakus im Jahre 1801 und Rußland und Schweden 1805 wird man immer wieder erzählen. Sie bieten eine Fülle wertvoller Bemerkungen und landschaftlicher Schilderungen und werden manchmal als Muster einer Reiseschilderung ohne Angabe von Gründen weidlich ausgeplündert.

Die Ergebnisse seiner zweiten, gleich bedeutenden Reise gibt seine Feder in Briefen an einen Freund wieder; wir erfahren daraus auch seine Bekanntschaft mit der Kaiserin-Witwe von Rußland, sein Gespräch mit ihr über deutsche Literatur, Schillers Tod und Seumes persönliche Anwesenheiten.

Sein Weg nach dem fernen Norden führte ihn über Dresden, wo er die Schätze der malenden, bildenden und musikalischen Kunst bewunderte, über Görtitz ins Riesengebirge. In Breslau schrieb er etliche Strophen des „Welt Schmerzes“ in sein Tagebuch.

Breslau, den 18. April.

Es ist so schön, wenn wir ein Glück uns bauen
In lichten Höh'n;
Doch mehr als Grab, fühlt unser Herz mit Grauen
Es untergehn.

Da stirbt's in uns, da wird die Schöpfung öde
Melancholei.
Und stumm, als ob die gelbe Seuche töte,
Der vollste Mai.

Noch hangen wir mit Behmut an dem Saume
Der Pichtgestalt,
Die, nun entflohn, uns magisch nur im Traume
Vorüber wallt.

Der Stolz verbirgt sich scheu in seinen Falten
Und knirschet nach:
Er konnt' es links nicht recht in Ordnung halten,
Wie er versprach.

Die Traub' erfreut, die Herrscherbinde glänzet,
Der Lorbeer ehrt,
Die Weisheit ziert, die Wissenschaft befränzet,
Pactol betört.

Die Achtung hält, die hehre Tugend leitet
Dem Himmel nah:
Doch ganz wird er erst nur von dir bereitet,
Urania.

Es sterben mir die Funken, die noch flammten,
Nun nach und nach:
Und so gehör' auch ich zu den Verdammten,
Der nichts verbrach.

Wächst mir denn Klamm noch immer an dem Kinn,
Daß ohne Kraft
Ich noch mich in den schönen Zauber spinne,
Nur knabenhaft?

Als Jüngling trug ich trotz der Stoa weise
Das Haupt empor,
Und bin nunmehr, tief in der Lebensreise,
Als Mann ein Tor.

Mir wird's so dunkel und so abgestorben
Und menschenleer.
Bin ich es, oder ist die Welt verdorben
Rund um mich her?

Es liegt in mir wie lauter Totenhügel
Und ich entflieh
Im Sonnenlichte kaum dem Rabenflügel
Der Phantasie

Kannst' ich denn nicht das Rad, das alles treibet
In dieser Welt?
Den Griffel nicht, der die Gesetze schreibt,
Und dann sie hält?

Wird Eigennutz mir je den Geist belasten
Mit grober Sucht;
So werde mir, um Rollen Gold zu fasten
Noch einst geflucht.

Sinaus, hinaus zum Kampf der Elemente!
Dort findest du,
Als ob der Tod das Leben zaubern könnte,
Im Sturme Ruh'.

Ob mich, dem Pilger, wilde Samogeten
In ihrem Reich,
Ob Räuber mich am Fuß des Aetna töten,
Mir ist es gleich.

Und gleich ist's auch, so dünkt es mir, für andre,
Ob ich dahin

Hier oder dort durchs schale Leben wandre
Und Riete bin.

Der Nacken brennt, die Wimper glüht, es hebet
Ein Tropfen sich.

Fort, fort, eh' er empor zur Träne bebet,
Ermanne dich!

Und er ermannt sich und schreibt. Diese Blätter sollen nur wiedergeben, wörtlich wiedergeben, was uns Schlesier ganz besonders angeht. „In Görlitz“ heißt es, „sah ich während der Umpannung nur Anton. Wern wäre ich nach Messersdorf hinüber gewandelt; aber meine Zeit erlaubte hier keinen Absteiger. Von Görlitz und Waldau aus hat man rechts einige Tage lang auf vielen Punkten die Aussicht auf das Riesengebirge. Vorzüglich schön erschien es mir auf der Anhöhe zwischen Waldau und Bunzlau bei untergehender Sonne. Die Deutschen in Gnadenberg leben fast durchweg wie die Deutschen in Herrnhut und eine Kolonie sieht der anderen so ähnlich wie Tücher nach eben demselben Muster aus eben derselben Fabrik. Ich bin den Anstalten gar nicht abhold und bedaure nur, daß man in der übrigen Welt nicht ebenso viel Gemeinnutz, Fleiß und Ordnung hat, bei etwas mehr Vernunft und Klarheit.“

Es geht doch nichts über die Momente, wo man das Gute des Lebens mit seinen Freunden oder allein in der Erinnerung noch einmal genießt. Was dann noch Vergnügen gibt, hält gewiß die Probe. Ein Freund in der Gegend aus dem Vaterlande schickte mich längs der Sudeten hin; und ich suchte auf der Fahrt die Punkte, wo ich das ganze große herrliche Gebirge übersehen konnte. Von allen Gebirgen, die ich noch gesehen habe, ist das Riesengebirge eins der schönsten und fruchtbarsten. Bloß der Aetna ist beides mehr und der Avenim zwischen Florenz und Bologna macht ihm den Rang streitig. Von den Alpen wird es übertroffen an furchtbarer Größe und Erhabenheit, aber nicht an Freundlichkeit und Reichtum der Natur.

Jetzt lebte ich zusammengedrängt den Frühling des letzten Jahres noch einmal und sahe in der Ferne mit Augen oder suchte mit dem Geiste die vorzüglichsten Stellen des großen Rückens. Dort erhob sich in der Abendsonne majestätisch das Schneehaupt des Riesen empor, wo ich den vorigen April, wie einst auf dem Aetna, der erste war, der sich durch Sturmwitter hinaufarbeitete, und durch das magische Lustgewebe in die Täler sah. An seiner Schulter sah ich im Geiste die Baude mit dem freundlichen Wirt und weiter herab die Baude mit dem unfreundlichen Namen. Rechts herüber lagen sichtbar die Schneearuben und weiterhin der Reifenstein; und weiterhin zog sich das lange, lange Roth bis an den Radenfall und durchstrich an den Flüssen herab und hinauf das ganze reizende Tal von Warmbrunn und Hirschberg und Schmiedeberg. Einen schöneren Winkel der Erde trifft man selten und selten bessere Menschen. Vor mir stand in friedlicher freundlicher Einsamkeit der Grätzberg mit der alten Ruine auf seiner Stirn, wo ich den letzten Frühling die ersten Weissen pflückte und die erste Nachtigall schlafen hörte. Der alte berühmte Koblen beschloß den Gesichtskreis und die Phantasie verlor sich sanft jenseits in Böhmen in dem Steinlabyrinth zu Aldersbach. Mit einiger Mühe unterdrückte ich einige schwärmerische Reime vom letzten ersten Mai in der Schlucht am Radenfall und vernichte sie hiermit, damit ich nicht künftig in Versuchung gerate, Dich oder sonst jemand damit zu quälen.

Die Ebene von Pisanis ist vielleicht eine der größten in Europa; die bei Chalons ist nicht größer. Die Dörfer in Schlesien haben meistens das Ansehen von

Wohlhabenheit. Die Häuser sind zwar alle nur mit Stroh gedeckt, aber Schornstein und Fenster und Türe sind überall ziemlich nett und reinlich; und diese nehme ich immer zur Probe guter Haushaltung und liberaler Bewirthschaftung. Vor den Dörfern ist allemal der Name derselben auf einer Tafel an einem Posten geschrieben, eine Anordnung, die, wie ich höre, man dem Minister Hoym dankt und die zu der guten Landespolizei nicht wenig beitragen muß. Die Schrift ist aber überall jetzt schon wieder sehr unleserlich und braucht Auffrischung. Man täte vielleicht nicht übel, zu eben diesem Behufe jedem Hauswirt seinen Namen mit der Nummer über seine Türe schreiben zu lassen; wie ich wirklich in einigen Orten, ich weiß nicht wo, gesehen habe. Das gibt auch jedem Eigentümer ein Ansehen von Wichtigkeit, das ihm als Staatsbürger und vorzüglichem Kontribuenten wirklich zukommt. Alles klagt hier über Teuerung; der Scheffel Korn kostet schon 6 Taler, und der Hafer 3 und beides ist fast nicht zu haben. Weit kläglich ist es jenseits der Berge in Böhmen, wo eine förmliche Hungersnot sein soll. Die Ausfuhr ist, wie überall, streng verboten, aber es wird dennoch viel hinübergeschafft. „Unsere Nachbarn haben uns gesättigt, als wir Not hatten sagten die Schlesier ganz laut, und wir können sie doch also jetzt nicht verhungern lassen.“ Wer vermag nun zu entscheiden, ob dies Menschlichkeit oder Gewinnsucht ist. Ein Glück ist es, daß die Vorsehung die Leidenschaften in das gemeinsame Wohl mit verflochten hat. Aus reiner Vernunft wird wohl der Mensch, so wie er jetzt politisch und moralisch ist, wenig Gutes tun.

Hier in Breslau hörte ich in der Elisabethskirche den Tod Jesu von Graun. Der Gesang war eben leidlich; aber tief und feierlich wirkte die schöne große Orgel zum Chor. Ich erinnere mich kaum, ein besseres Werk gehört zu haben.

Die Rede des Tages ist hier noch die Geschichte von der Bitriolsäure, mit der man aus einer Loge während der Vorstellung das Gesicht einer Schauspielerin fast vernichtet hätte. Die Sache ist auf alle Weise ein trauriger Beleg zu unseren Sitten. Schon die Möglichkeit und Wirklichkeit und zwar aus dem ersten Plaze der Gesellschaft einer feinen Stadt, ist empörend. Nun kann oder will man aus sehr mißverstandener Ehre nicht einmal den Täter finden. Es ist freilich keine Bierde für einen Zirkel, ein Subjekt, das zu so etwas fähig ist, in seiner Mitte zu haben; aber durch Verbergung wälzt man die Schande nicht weg. Die Ehre fordert die Sicherheit der Gesellschaft und zwar den deutlichsten, bestimmtesten Ausdruck des Abscheus in der öffentlichen Meinung. Wer soweit sinken konnte, verdient keine Schonung mehr. Die Bosheit hat übrigens nicht einmal den Stempel der Originalität: ich habe in Holland von einem Schneider gehört, der sich, doch noch etwas menschlicher, dieses Mittels bediente, bei öffentlichen Gelegenheiten die Kleider seiner Kunden zu verderben, um sich desto besser in Arbeit zu halten. Er wurde dafür billig ins Zuchthaus gebracht.“

Seume, dessen Werke in zehn Bänden 1827 in Leipzig herauskamen, starb am 12. Juni 1810 im 48. Jahre im Bade Teplitz, wo er Heilung von einem quälenden Blasenleiden erhoffte, eines freiwilligen Todes.

Unter einem schlichten Denkstein des Teplitzer Friedhofes ruht der Wanderlustige, den das Glück so stiefmütterlich behandelt hat. Eine Eiche beschattet den Raum, der seine Hülle verschließt, und der säuselnde Wind wirft zuweilen aus den Wipfeln des Baumes ein paar Blätter auf das Grab des Einsamen. „Nicht aus rohem Triebe,“ sagt sein Nachruf, „durchwanderte der geliebte Wanderer von Syrakusa die Erde. Er suchte die Spuren in der allwaltenden Ordnung und den Schönheiten und Schrecknissen in der Natur, in den Trümmern gesunkener Völker und in den Mordjahren seiner Zeit. . in den Gefinnungen der Menschen.

Martin Rillig.

Zur Literatur über Christian Günther

Von Georg Selke

Günther gehört zu den schlesischen Dichtern, über die bereits eine ganze Literatur vorhanden ist. Manche Vorgänge in dem Leben dieses bedeutendsten Dichters seiner Zeit — ihn den größten schlesischen Dichter schlechthin zu nennen, wie das Alexander Wittig in der Vorrede der gleich zu erwähnenden Schrift tut, geht meines Erachtens nicht an — bedürfen auch dringend eingehen-

der Untersuchung. Ebenso verlohnt es der Mühe, über die Lehrer, Freunde und Gegner Günthers näheres zu erkunden. Schließlich ist auch das Charakterbild des Dichters von vielfachen Entstellungen durch persönliche Feinde, spätere Biographen u. a. zu befreien. Allen diesen Aufgaben, vornehmlich aber der letztgenannten, hat sich Georg Constantin Wittig in seinem letzten Werke ¹⁾ gewidmet.

Dieser leider 1908 verstorbene Güntherforscher hat das unbestreitbare Verdienst, wohl als erster eine gerechtere Wertung von Günthers Charakter erstrebt zu haben. Die landläufige Vorstellung sieht in Günther einen durch Trunksucht und unsittlichen Lebenswandel frühzeitig ruinierten Menschen. Dieser falschen Auffassung gegenüber vergönnt Wittig im ersten Teil seines Werkes dem Dichter selbst das Wort zu seinem Schutze. Es werden mehrere Stellen aus Gedichten und größere Abschnitte aus Briefen angeführt, die vom Charakter des Dichters eine gute Meinung erwecken müssen, und die auch zeigen, wie schwer Armut und Not auf dem Leben des unglücklichen Menschen lasteten. Sodann setzt sich Wittig mit neueren Biographen und Beurteilern Günthers auseinander, denen er mannigfache Irrtümer nachweist. Er kommt dabei auch auf die Audienz des Dichters vor König August dem Starken zu sprechen und versucht, das Fiasko des Dichters durch Hypnose zu erklären.²⁾ Zur Entschuldigung von Hochzeitsgedichten Günthers, die im Ton zu frei gehalten sind, hebt Wittig, wie er es auch in seinem früheren Hauptwerke³⁾ tat, hervor, daß sie wahrscheinlich auf Bestellung geliefert und darum in dem den Zoten nicht abholden Zeitgeschmack abgefaßt sind.

Für weitere interessante Einzelnachweise sei auf Wittigs Buch selbst verwiesen, das einen wertvollen Beitrag zur Güntherliteratur bildet.

Nur einen kleinen Zeitraum aus Günthers Leben behandelt in anziehender Darstellung das Büchlein Adalbert Hoffmanns „Johann Christian Günthers Schulzeit und Liebesfrühling“, Jauer (Hellmann) 1908. Wir erfahren hier näheres über den pädagogisch tüchtigen Rektor Leubischer in Schweidnitz, der sich Günthers wohlwollend annahm und ihm zu ersten Versuchen im Dichten anregte. Auf Leubischers Aufforderung hin entstand das Schuldrama „Theodosius“. Nach weiteren kurzen Mitteilungen über Schweidnitzer Gönner und Gegner Günthers wird besonders die Liebe des Dichters zu Leonore Jachmann an der Hand der an sie gerichteten Liebeslieder dargestellt.

Interessant ist es, zu sehen, wie die Deutung mancher Güntherschen Gedichte noch stark umstritten ist. Das Gedicht „An Dörinen“ (Nachlese S. 92) wird von A. Hoffmann (S. 22 ff.) als an die Schweidnitzer Leonore gerichtet bezeichnet, während Enders⁴⁾ zu diesem Gedichte bemerkt, es müsse sich an Frau Dauling wenden. Wittig dagegen führt in seinem letzten Werke (S. 42 ff.) wohl mit Recht aus, es gehe auf die Leipziger Leonore.

¹⁾ Wittig, Johann Christian Günther, ein Beitrag zu seinem Charakterbilde. Glogau und Leipzig. (Hellmann.) 1909, 91 S., 2,50 M.

²⁾ Ich möchte das Versagen des Dichters in dem Augenblicke, als er dem Könige eine Probe seines Könnens in einem Gedicht aus dem Stegreif geben sollte, lieber mit der jeelischen Grundtatsache in Verbindung bringen, daß man in Augenblicken wichtiger Entscheidungen leicht den Kopf verliert.

³⁾ Neue Entdeckungen zur Biographie Günthers, Striegau 1881, S. 209 ff.

⁴⁾ a. a. O. S. 29 ff.

Nur kurz hinweisen möchte ich auf das kleine Schriftchen „Dem Andenken Günthers“, das 1908 bei Hellmann in Jauer erschienen ist. Es ist ein Sonderabdruck von drei Heften des „Ostens“, die Güntherbeiträge, aber nicht nur solche, enthalten. Gut lesbar sind die Skizzen S. Mehrings und F. Sommers von Günthers Leben und Charakter, wenn man auch die von Wittig hierzu gegebenen Berichtigungen wird lesen müssen, um nicht ein unrichtiges Bild zu erhalten. Ferner bringt dieser Sonderabdruck zwei nicht eben bedeutende Gedichte auf Günther von Biberfeld und Suchland, während der verdienstvolle Gottschedbiograph Eugen Reichel darzutun versucht — freilich nicht durchaus überzeugend —, Günther sei von Gottsched völlig richtig beurteilt worden.

Ziele und Einrichtung der Königlichen Keramischen Fachschule in Bunzlau

Von Dr. phil. Ernst Büttner

(Fortsetzung.)

II.

In der Mineralogie gibt die kürzere Sommer Schulzeit den Schülern Gelegenheit, die Grundzüge der Kristallographie in allen ihren Systemen kennen zu lernen. Bei diesen an Modellen aus Holz, Glas und Pappe ausgeübten Demonstrationen wird gleichzeitig, da ja die meisten Zöglinge nur geringe mathematische Kenntnisse mitbringen, das räumliche Vorstellungsvermögen erweckt und gestärkt. Während des längeren Winterhalbjahres findet sich genügend Zeit, die einfachen Mineralien sowie die zusammengesetzten Gesteine selbst kennen zu lernen, wobei eine mehr als 250 Nummern umfassende Sammlung charakteristische Stücke hergibt und das Eindringen in das Verständnis bedeutend erleichtert. Es ist selbstverständlich, daß die der fachlichen Verwendung dienenden Mineralien, Gesteinsarten und Brennmaterialien hierbei besondere Berücksichtigung finden. —

Als Ergänzung zu dem mineralogischen Unterricht bringt das zweite Schuljahr die Besprechung der wichtigsten Kapitel aus der Geologie, z. B. die Erde als Weltkörper, Kräfte, welche umgestaltend auf das Antlitz der Erde wirken; diese Umgestaltungen selbst, geologische Zeitalter usw.

Die im Anfang der chemischen Ausbildung erworbene Fertigkeit im Lösen allgemeiner stöchiometrischer Aufgaben wird in einer besonderen Stunde auf das Spezialgebiet, das keramische Rechnen auf chemischer Grundlage ausgedehnt, wobei zunächst die Segerformel eine eingehende Erläuterung erfährt. Die Segerformel bildet gewissermaßen den Schlüssel, mit dessen Hilfe man in das ebenso interessante, wie gewaltig große und geheimnisvolle Gebiet der technischen Gläser und Glasuren, sowie der sonstigen Schätze der Silikatchemie eindringt. Durch die streng chemisch-rechnerische Behandlung bringt sie erst Licht in das scheinend dunkle Gebiet und Ordnung in das Chaos der bisher rein empirisch handwerksmäßigen Betätigung. Von diesem Punkte an beginnt dann in der Regel auch die mehr selbstständige Tätigkeit des Fachschülers, zu der er, soweit es in der kurzen Zeit möglich ist, erzogen werden muß. Desgleichen beruht die Herstellung der verschiedenen Massen und Farbkörper für keramische Produkte auf chemisch-stöchiometrischer Grundlage. —

Die Fabrikationsmethoden, die in der gesamten Tonindustrie, — vom einfachsten Ziegelstein bis zum elegantesten Porzellan —, gebräuchlich sind, werden während des zweiten Schuljahres in möglichst ausgiebigem Maße behandelt, wobei wiederum ein reiches Anschauungsmaterial den Vortrag unterstützt. In dieses Gebiet fallen die verschiedenen Gewinnungsmethoden der Rohmaterialien, die Aufbereitungsarten der letzteren zu formfertigen Massen, deren Formgebung, das Glasieren, Brennen, Ornamentieren, sowie viele andere schier unübersehbare Reihen von Arbeitsweisen. Diesen technischen Erörterungen geht ein kurzer Abriß aus der Geschichte der Keramik voran. —

Genau so wie der Schüler in der zweiten Hälfte des ersten Schuljahres seine theoretischen Kenntnisse durch die analytische Arbeit im Laboratorium verwertet

hat, muß er nun auch auf das im Gebiet der Keramik Erlernte in die Praxis umsetzen. Die gesamte Laboratoriumstätigkeit während des zweiten Jahres wird damit ausgefüllt. Beginnend mit Schlämmanalysen irgend welcher Rohstone, geht der Schüler an die Verarbeitung der letzteren zu kleinen Probekörpern, an die Beurteilung dieser auf Gebrauchsfähigkeit und an die Auswahl von geeigneten Zusätzen zum Zwecke der Magerung oder Erreichung größerer Bildsamkeit. Diese Arbeiten führen dann zur selbstständigen Herstellung der verschiedenen keramischen Massen, wie Fayence, Steingut, Steingzeug, Porzellan und Chamotte. Hand in Hand damit geht die Ausmittelung von geeigneten Glasuren, Begüssen und Farbkörpern für eben genannte Massen. Um auf schnellem Wege ein, allerdings nur angenähertes, Resultat zu haben, bedient man sich kleiner Probieröfen mit Gasfeuerung. Zur Kontrolle der Rohstone wird die sogenannte „rationelle Analyse nach Seger“ gelehrt, während der Grad der Feuerfestigkeit durch Arbeiten mit dem Deville-Gebläseofen zur Feststellung gelangt. —

Die erwähnte Tätigkeit des Fachschülers im Laboratorium erfährt eine wertvolle Ergänzung durch diejenige in den Werkstätten, die natürlich der Praxis noch mehr angepaßt ist, zumal in ihnen direkt aus der Praxis entnommene Meister den Unterricht leiten. Sowohl am Tonschneider als auch an der Tonmühle, in der Schlämmerei wie an den verschiedenen Pressen wollen selbst die scheinbar einfachsten Handgriffe gelübt sein. Die Gipsgießerei ist ein integrierender Bestandteil der meisten keramischen Betriebe, der täglich mehr an Wertschätzung gewinnt. Manche Fabrikationszweige der Tonindustrie wären heute ohne die Gipsform kaum lebensfähig; man erwäge nur, daß sie zum Abformen einer komplizierten von Künstlerhand geschaffenen Gruppe, ebenso Verwendung findet, wie zur Herstellung einer einfachen Chamottetapsel, die jener beim Brennen als Schutz- und Unterlage dienen soll. Neben der rein praktischen Seite kommt bei diesem Unterricht auch noch ein erzieherischer Wert für die Fachschüler in Betracht, denn bei der Herstellung der verschiedenen, oft recht komplizierten Gattungen von Gipsformen muß mit peinlichster Genauigkeit verfahren werden. Den Gegensatz zur Gipsform bildet die ältere Art der Herstellung von Tonwaren, das Gestalten aus freier Hand auf der Drehscheibe, die uralte sogenannte Freidreherei. Sie hat der modernen Massenfabrikation, deren Ansprüche sie längst nicht mehr zu befriedigen vermag, das Feld räumen müssen. Das ist besonders für das Kunstgewerbe höchst bedauerlich, weil damit die lebendige, persönliche Note, eben das, was die Töpferei zu einer „Kunst“ stempelte, aus ihr verschwindet oder schon verschwunden ist, zu Gunsten der toten Schablone! Um diesem drohenden, zum Teil schon eingetretenen Verfall vorzubeugen, verschmähen es selbst namhafte Künstler nicht, selber auf die Töpferscheibe zu steigen und die Freidrehkunst durch ihr Beispiel neu zu beleben und zu befruchten. Desgleichen ließen sich die Fachschulen die Gelegenheit nicht entgehen, dieses ebenso einfache, wie zur Bildung des Formensinns der Fachschüler hervorragend wichtige Lehrmittel in ihre Werkstätten einzuführen und es von den Schülern unter den Anleitung geschickter Meister fleißig benutzen zu lassen. Kann auf diese Weise die Freidreherei vielleicht auch nicht zu neuer Blüte erweckt werden, so kann sie doch, — abgesehen von der Bildung des Formensinnes, — außerdem noch als vorzügliches Mittel zur Übung der manuellen Geschicklichkeit dienen, für die in Deutschland bedauerlicher Weise so wenig geschieht. Für die moderne Erzeugung der Massenartikel erweisen sich freilich geeigneter das mechanische Gindreh- und das Gießverfahren, welche gleichfalls an der Schule gelehrt werden. —

Der Unterricht im Zeichnen und Malen beginnt mit einfachen Ornamenten nach Vorlagen. Durch gleichzeitige Einführung in die Stillehre und durch Hinweise auf die zweckdienliche Verwendbarkeit des Ornaments soll das Interesse des Schülers an dieser Beschäftigung gefördert werden. Es folgt das Zeichnen nach plastischen Modellen, welches sich durch den Gebrauch von Kreide, Kohle, Tusche usw. abwechslungsreicher gestaltet. Einen bevorzugten Platz nimmt die Wiedergabe der lebenden Pflanze ein, zunächst im Umriß unter Hinweis auf die Ableitung des Ornaments von der Pflanze. Besonders berücksichtigt werden Blätter, Zweige, Blüten und Früchte, die sich zur Dekorierung keramischer Gegenstände gut verwenden lassen. An die Blumenmalerei schließt sich die Bearbeitung der Kompositionsaufgaben und die Einführung in die spezielle keramische Malerei unter Berücksichtigung des zu dekorierenden Materials, die Kenntnis der Dekorations-

mittel und =Methoden, wie Ueber- und Unterglasurmalerei, das Aufbringen der Goldblekore, Email- und Pastenverzierung, Einlagen von Glasuren, Spritzverfahren u. a. m. —

Im Modellieren beginnt der Unterricht zunächst mit der Einführung in die Technik, wobei aber gleich auf die Bildung von einfachen, schönen Formen, namentlich Naturformen, gesehen wird. Dem Fortschreiten des Schülers entsprechend werden die Aufgaben höher gestellt. Neben dem Nachbilden von Motiven aus Pflanzen- und Tierwelt und solchen rein geometrischer Natur für dekorative Zwecke werden die Schüler zeitig zum Entwerfen von zunächst einfachen keramischen Gegenständen angeregt. Die Rücksichtnahme auf Zweckmäßigkeit, Klarheit der Formen, sowie auf das Material, in welchem später die Ausführung der Idee erfolgen soll, wird dabei den Schülern besonders nahe gelegt. Im sogenannten „praktischen Modellieren“ findet dann die Herstellung der eigentlichen Modelle statt, meist in Gips. Als Modelliermaterial dient vorzugsweise feingeschlammter Ton, aber auch Wachs und Plastilin.

Das noch so gut gelungene Übungsstück, welches der Schüler in irgend einem plastischen Material ausgeführt hat, das ihm noch so prächtig erscheinende zeichnerische Ornament, die nach seinen Laboratoriumsversuchen befriedigend ausgefallenen Glasuren würden ihn dennoch auf die Dauer nicht befriedigen können, ihn kaum zu neuem Schaffen anregen, wenn ihm nicht die Möglichkeit gegeben wäre, diese Schöpfungen nun auch in wirklich fertiger, verkaufs- oder ausstellungsfähigem Zustande vor sich zu sehen. Daher ist das Brennhaus diejenige Station der Schule, an welcher sich das Schicksal mancher langen, fleißigen Arbeit endlich entscheidet. Viel Enttäuschung wartet dort der jungen Keramiker, aber auch viel freudige Ueberraschung, ja selbst ein gewisses Hochgefühl, wenn das Resultat vielleicht gar die kühnsten Erwartungen übertraf. Die Fachschule besitzt zwei Brennöfen mit überschlagender Flamme und drei Muffelöfen, bei deren Bedienung die Fachschüler gleichzeitig die Brennkontrolle, sei es durch Anwendung der bekannten Edelmetallproben, der Segerkegel oder des Le Chatelier-Pyrometers, kennen lernen. Nachdem die Ofen abgekühlt sind, beteiligen sich die Schüler an dem Ausnehmen, ebenso wie vorher an dem Einsetzen der Ware und besorgen zum Schluß auch noch das Schleifen und Zurichten der Gegenstände auf horizontal oder vertikal rotierenden Scheiben. Rein äußerlich zugerichtet, wandern die schönsten der fertigen Stücke in die Glaschränke der Schulsammlung, um dort und auf Ausstellungen jederzeit Zeugnis von dem Stande des Instituts abzulegen, während Doubletten und die minder gut gelungenen Gegenstände an die Lehrer und Schüler der Anstalt, an Sammlungen, an Schulen, als Muster, an die Tonindustrie und an sonstige Liebhaber, jedoch nicht an Wiederverkäufer, käuflich abgegeben werden.

Alte Steinkreuze in Schlesien

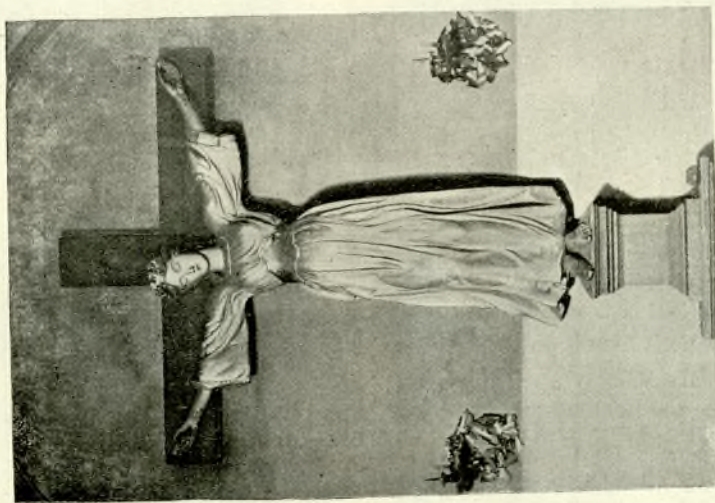
Von Paul Ruzer

Schluß

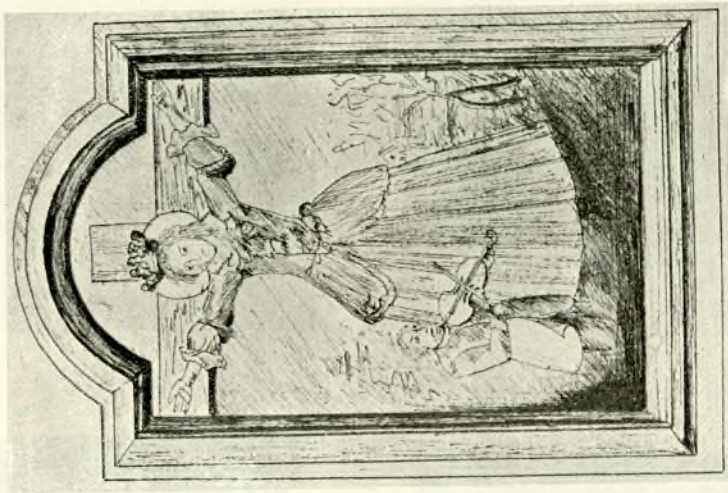
Kreuze mit Symbolen werden hier noch folgende zeichnerisch dargestellt: Märzdorf i. Rgb., nahe der Scholtisei, Dorfstraße, 1,40 Meter hoch, mit Schwert, die Winkel der Kreuzarme sind ausgefüllt. (Abb. 1)¹⁾; Bunzelwitz, Kr. Schweidnitz, mit Schwert (Abb. 2); Kostenblut, Kr. Neumarkt, Kirchhofsmauer mit Schwert (Abb. 3)²⁾; Hohenpöseritz, Kr. Schweidnitz, Kirchhofsmauer, mit Schwert (Abb. 4); Viehau, Kr. Neumarkt, Kirchhofsmauer, mit 2 Messern (Abb. 5); Breslau, Königsplatz, mit Messer (Abb. 6); Kuschlau, Kr. Strehlen, mit 2 Dolchen (Abb. 7); Breslau, Museumsgarten, stammt aus der Vorstadt von Striegau, mit Beil und Dolch (Abb. 8); Glausnitz i. Rgb., am Nonnen-teich, ohne Kopfbalken, mit Hammer oder Keule (Abb. 9)³⁾; Stonsdorf i.

¹⁾ Cogho, „Wanderer“, 1898, Nr. 12.

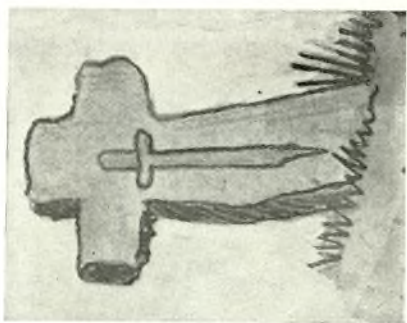
²⁾ Einige Schritte davon weiter auf dem Markte steht eine Stauensäule.



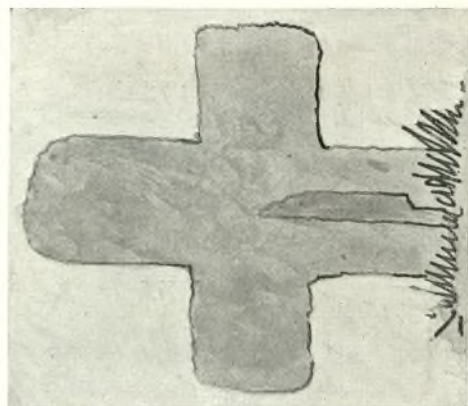
Neustadt



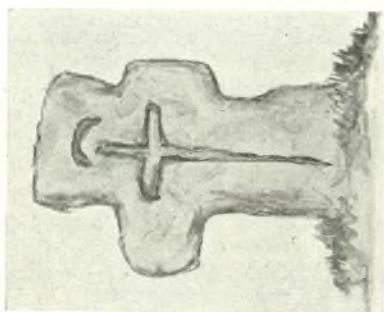
Ratibor



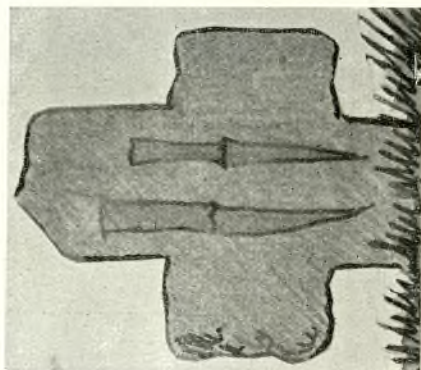
3



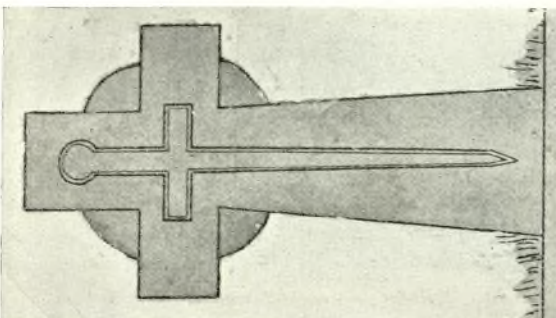
6



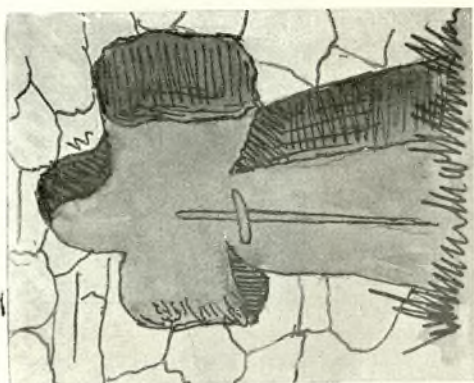
2



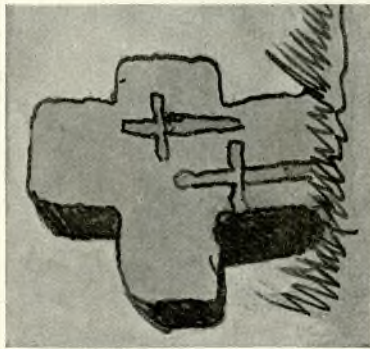
5



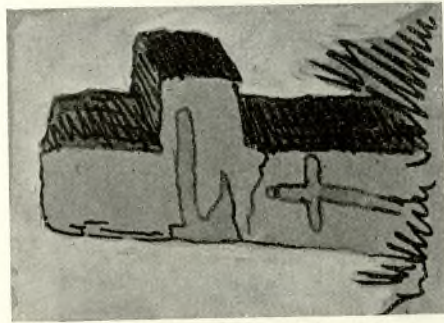
1



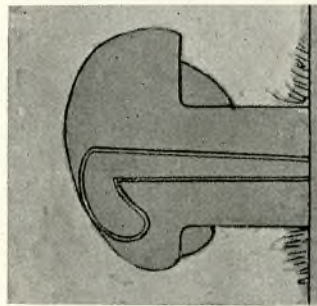
4



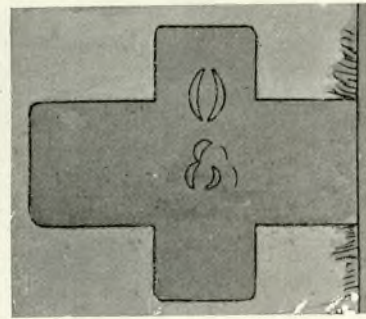
2



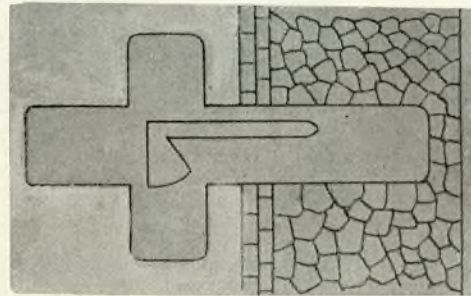
8



9



10

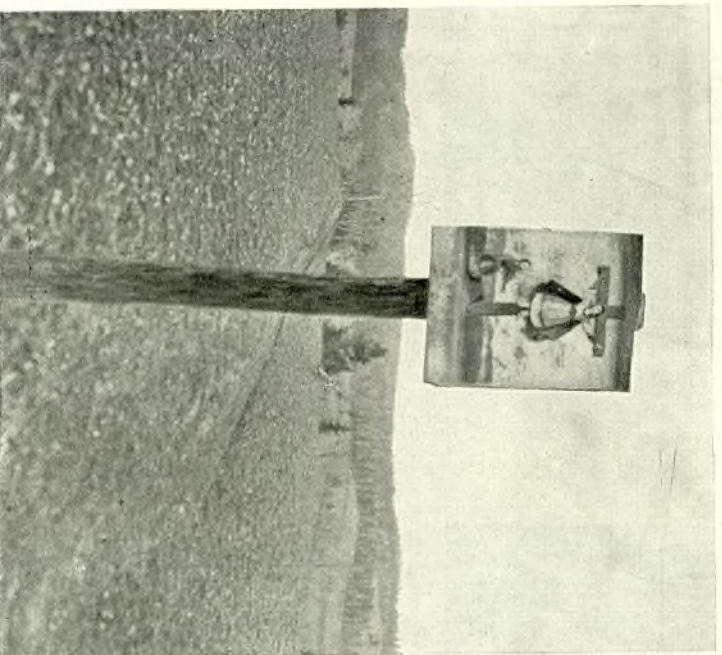


11

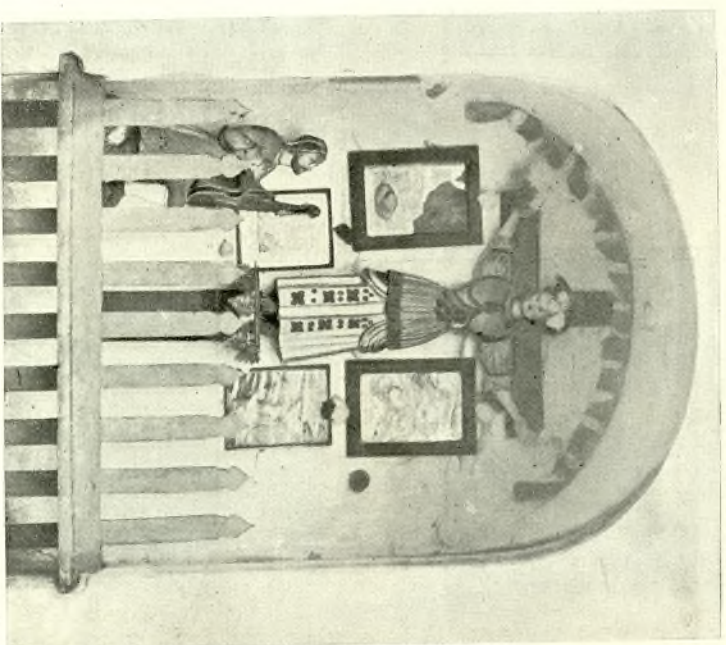


12

Fortsetzung der Veröffentlichung
alter Steinkreuze in Schlefien
Siehe Artikel



Petersdorf, Öherr.-Schleifen



Bieder-Steine, Grafshaff Glas

Bilder zum Artikel: Der Kümerniskult und die Kümerniskult in Schleifen

Nigb., mit Tuch- oder Schafschere (Abb. 10);⁴⁾ Ruttlau, Kr. Glogau, Kirchhofsmauer, mit Beil (Abb. 11);⁵⁾ Kreuzwiese, Kr. Kupferberg, bei der Kreuzschenke, mit Beil, Mord durch einen Fleischer (Abb. 12).⁶⁾

Im weiteren seien bei den Kreuzen besonders die Volkstraditionen hervorgehoben, welche zum Teil den Beweis liefern, daß manches in der „mündlichen Chronik“ ebenso gut aufbewahrt ist wie auf Stein und Pergament. Kreuze in Neu-Flachsenfeifen, Kr. Löwenberg, gefallener russischer General; Gabitz bei Breslau, stand am Eingange des Dorfes, rechts von der ersten Bestigung, Mord an einem Kräutersohne; Kynsburg, im Teufelstal, Mord eines Ritters von Kynsburg an dem Herrn von Falkenberg; Lindau, Kr. Freystadt, 50 Zentimeter hoch, Granit, Dorfau, Nähe des Kreuzungspunktes der Straße von Neustädte nach Neusalz, Mord zweier Fleischer oder Schwarzhändler; Nieder-Hartmannsdorf, Kr. Sagan, Sandstein, 1,40 Meter hoch, in der Kirchhofsmauer, darüber eine Sandsteintafel mit folgender Inschrift, die Graf Haxfeld 1908 angebracht hat: „Hier stürzte im Juli 1472 Herzog Hans von Sagan auf dem Ritt nach Priebus mit dem Pferde, als sein gefangen gehaltener Bruder Balthasar im Priebuser Turm den Hungertod starb“; Giersdorf, Kr. Hirschberg, nach Seitendorf zu, Straße, im Gestrüpp versteckt, 2 Mägde erstachen sich mit der Düngergabel; Großenborau, Kr. Freystadt, an der Kirchhofsmauer, 1/2 Meter hoch, Ritter Wolf von Braun auf Zölling erschlug seinen Bruder Dietrich von Braun auf Walwitz, weil dieser seine Braut Theresie von Rechenberg auf Windischborau entführt hatte; Goldberg, Niederau, Weg nach Hohberg, 2 beisammen, eins ohne Kopfbalken, ein drittes in der Nähe wurde vor mehreren Jahren umgefahren, 3 betrunkene Landleute kamen von Neudorf am Rennwege und erschlugen sich mit den Senfen; Lauban, Mauer des Frauenkirchhofs, von 2 Gesangsschülern erstach der eine den anderen mit dem Brotmesser; Görlitz, früher am Läusebrunnen, Fußweg nach Mops, ein Bader aus Görlitz erschlug einen Schönfärber auf dem Rückwege von der Moser Schenke mit dem Hammer;⁷⁾ Pascherwitz, Kr. Trebnitz, 2, Granit, neben Friedenseiche auf dem Kirchplatze, Ermordung von Brautleuten, früher 1/2 Meter tiefer, der Gemeindevorsteher ließ es ausgraben in der Vermutung, daß ein Kriegsschak darunter verborgen sei; Kr. 2 am südlichen Eingange des Dorfes, Hammerform; Schmottseifen, Kr. Löwenberg, Sandstein, 1,20 Meter hoch, Fuß des Kirchberges, unten ein Dolch; 1809 wurde die Magd des Kantors, die ein nicht ohne Folgen gebliebenes Liebesverhältnis unterhielt, daselbst ermordet; 1813/15 hatten Soldaten in der Schölzerei ein Quartier bezogen; der Wirt staunte nicht wenig, den Mörder des Mädchens wiederzusehen; als dieser sah, daß er erkannt war, verschwand er und ward nicht mehr gesehen; Stein Nr. 2 stand früher am Feldwege und befindet sich jetzt auf dem Lehngute des Johann Stedel, früher Karl Schenke, unter einem Nußbaum, 1,20 Meter hoch; Herr Lehrer Johannes Ertner in

³⁾ Cogho, a. a. D.

⁴⁾ *Ido.*

⁵⁾ *Ido.*

⁶⁾ E. Beck, „Gebirgsfreund“, 1898, Nr. 20. — Der kleine Ort soll von dem auf der Wiese befindlichen Kreuze seinen Namen erhalten haben.

⁷⁾ Haxmers Chronik nennt den Mörder Christian Bajer und den Ermordeten Hieronymus Tafer, danach war es 1682, nach Scultetus 1583, letzterer nennt den Mörder Christian Beer, den Gemordeten Tachdorf.

Breslau hat die schwer entzifferbare, verloschene Inschrift wieder auffrischen lassen, die in einem Reime erzählt: „Ursula, die Marx Vangen,⁸⁾ hatte schierl-ter 12 an der Zahl, Gott rufte mitten aus dem Leben zum Hunglück, durch einen Donners-Hall,⁹⁾ beider Namen Andreas war, wie im Namen gleich an Jahr, so nah an 12 des Erdenlebens genossen hat. Den 2. August mittags 1 Uhr, da man 1702 zehlt.“ Nr. 3 stand ursprünglich am Feldwege des Gutsbesizers Joh. Wolf im Oberdorfe, Hs. Nr. 357, das sich 250 Jahre im Besitze der Familie Glaubitz befand, jetzt am Waldrande, Zwidergrund, 1 Meter hoch, Inschrift: G. F. G., darunter: 1731. Gottfried und Franz Glaubitz hatten im Walde eine Fuhre Holz geholt; an einer schlechten Wegstelle schlug der Wagen um um und bedeckte die beiden Brüder. Gräbel, Kr. Volfenhain, 0,75 Meter hoch, Kirchhofsmauer, Sandstein, Streit wegen eines Mädchens. Schenkendorf, Kr. Waldenburg, 1 Meter hoch, Sandstein, bei der Kirche, rechts am Wege, Grundstück des Gutsbesizers Seffler, einarmig, der linke Arm ist durch Anfahren eines schweren Wagens abgebrochen worden, da eine bedeutende Vertiefung daran zu dieser Annahme berechtigt. Eine Magd wollte mit ihrer Bürde auf dem Rücken daselbst ausruhen. Zur Erleichterung ihrer Last hob sie diese auf den dort befindlichen Zaun, sich mit dem Rücken daran anlehnd; unvermerkt rutschte die Bürde auf der anderen Seite des Zaunes herunter. Da sie unterlassen hatte, die Bänder des Tragetuches zu lösen, so zogen sich diese so fest an ihrem Halse zusammen, daß sie erwürgte. Aengstliche Leute fürchteten sich, zur Nachtzeit hier vorüberzugehen, da es nicht recht geheuer sein soll. Koppn, Kr. Brieg, Weg nach dem Vorwerk Lichten, bemooft, Granit, unter einer Eiche, neben einem Bache, 1,60 Meter hoch, Räuber beraubten einen armen Mann und erschlugen ihn. Schlaup, Kr. Jauer, vor der alten Kirchhofsmauer, 4, Sandstein, nicht zu enträtselnde Figuren, Ermordung eines Brautpaares nach der Trauung vor der Kirche. Hennersdorf, Weg nach Schlaup, stand der beschädigte „lange Stein“, dem die Kreuzesarme fehlten. Eine furchtlose Bauernmagd war in Schlaup zum „Lichten“¹⁰⁾ gewesen. Auf dem Rückwege wollte sie ihr Bräutigam erschrecken. Er zog sich einen schwarzen Schafpelz umgekehrt an und kroch auf allen Vieren, vor ihr brummend, über den Weg. Als der Spuk auf ihren Zuruf nicht wich, erschlug sie ihn mit dem Rockenstock.¹¹⁾ Die Magd mußte zur Sühne das Kreuz setzen lassen. Alt-Liebichau, Kr. Waldenburg, Wegrand, nahe der Eisenbahn Freiburg—Nieder-Salzbrunn, 1,20 Meter hoch, Kreuz in 5 Zentimeter Relief aus dem Steine herausgearbeitet; auf der Stelle des einen Ermordung des Bräutigams, auf der des anderen die der Braut und des Dieners, die von der Trauung aus Schweidnitz kamen. Walda u, Kr. Rothenburg, Park des Herrn E. von Wuthenau, bei wenig Belaubung von außen sichtbar, Sandstein, 1,60 Meter hoch, eingerichteter Spieß; ein Junger von Rechenberg wurde im Duell erstochen.

⁸⁾ Es waren 2 Kinder des Besizers Markus (Marx) Vange: Ursula und Andreas, die der Blitz tötete. „Ursula, die Marx Vangen“—Ursula, Tochter des Markus (Marx) Vange.

⁹⁾ Man war nämlich früher der Meinung, nicht der Blitz töte, sondern der Donner und ersterer wäre nur eine feurige, unschädliche Begleiterscheinung.

¹⁰⁾ Spinnen bei Licht.

¹¹⁾ Auf einem Klotz wurde ein Stock befestigt, auf dessen spitzen Oberende das sog. „hohle Rockenteil“ gesteckt wurde. Dieses Gerät nahm man mit Spinnrad oder Spindel zum Lichten mit.

Zum Schlusse spreche ich den Herren Lehrern der betreffenden Orte, welche mich auf Grund meines „Aufrufes“ in der „Schulzeitung“ in der entgegenkommendsten Weise mit interessanten Nachrichten unterstützten, meinen herzlichsten Dank aus.¹²⁾ Ganz besonderer Dank gebührt indes dem Herrn Oberleutnant Ernst von Woikowsky-Biedau in Ober-Glogau, der sich um die Sammlung dieser Altertümer in hervorragender Weise verdient gemacht hat und wertvolle Albums mit gegen 1000 Abbildungen von Steinkreuzen und Denkmälern in und außerhalb Schlesiens besitzt, für die lebenswürdige Zusendung und selbstlose Ueberlassung von Photographien, Zeichnungen und Mitteilungen, die in vorstehender Arbeit ihre Verwertung gefunden haben.¹³⁾

¹²⁾ Weitere Notizen in der in dem Aufsatze angegebenen Form werden auch jetzt noch gern entgegengenommen.

¹³⁾ Es seien hier noch einige von Lutsch in seinen „Kunstdenkmälern“ nicht erwähnte Kreuze namentlich angeführt: Leschwitz, Kr. Görlitz, an der Kunststraße; zwischen Glausnitz und Rothervorwerk, Kr. Hirschberg, verschwunden; Stanowitz, Kr. Striegau, an der Einfahrt des Oberhofes rechts unten in der Mauer, aus Granit, 72 cm hoch; zwischen Polznitz und Schloß Fürstenstein, in der Nähe des Wasserhebewerkes, ist zerfallen worden; Hammerstadt, Kr. Rothenburg; Bögendorf, Kr. Schweidnitz, 3 an der Straße, nahe der Kirche; Bärzdorf bei Kynau, an der Straße vor dem Kirchhofeingange; kurz vor Freiburg, aus Grauwacke, 1,16 m hoch, nach vorn geneigt, an der Schweidnitz-Freiburger Chaussee, links am Feld- und Grabenrand bei Kilometerstein 11,8; Nieder-Giersdorf, Kr. Schweidnitz, Granit, $\frac{1}{2}$ m hoch, am Wege nach Weizenrodau; Kgl. Gräditz, Kr. Schweidnitz, 1 an der Südwestecke der Gartenmauer der kath. Schule, $1\frac{1}{4}$ m hoch, gut erhalten, freistehend; 1 Granit, Südseite des Schulgartens, $\frac{3}{4}$ m hoch, in der Mauer; Ludwigsdorf, Kr. Schweidnitz, 2 etwa $\frac{3}{4}$ m hohe Granitkreuze an einem Vorsprunge in der Kirchhofsmauer der evang. Kirche, Südwestecke, eins frei, eins eingemauert; Proschkenhain, Kr. Schweidnitz, vor dem Dorfeingange am Dorfwege; Zedlitz, Granit, an der Schweidnitz-Striegauer Chaussee, 83 cm hoch, vor dem Dorfe, rechts am Grabenrande bei einer Feldscheune, mit Kalkmilch getüncht; Zierlau, 3 Granit, 1) 1 m hoch, Mitteldorf in einem Garten, mit Efeu bewachsen, 2) 1,04 m hoch, in der Mauer des zu Fürstenstein gehörigen Heinrichshofes eingemauert, 3) 0,75 m hoch, Niederdorf, an der Dorfstraße; Liegnitz, am Ende der Goldbergerstraße; Breslau, am Wege nach Groß-Mochbörn, rechts, wo der Weg nach der Ziegelei abbiegt, Sandstein; Chaussee Breslau-Ohlau, bei Kilometerstein 11, mitten im Acker, 50 Schritt von der Chaussee, Granit, $1\frac{1}{2}$ m; Faulbrück, Kr. Reichenberg, Granit, kath. Kirche am Bache; Mittel-Faulbrück, Granit Dorfstraße; Langseiffersdorf, Granit; Dandwitz, Kr. Strehlen, Kirchspiel Steinfirch, 3 an der Strehlen-Frankensteiner Chaussee; Zeisberg, Kr. Waldenburg, Grauwacke, 77 cm hoch, tief in der Erde, am Waldrande des Weges von der Kolonie nach der Ruine, wo der Waldweg von Ober-Polznitz durch die Harte in den erstgenannten Weg einmündet, schief nach vorn; auf der Feldmark Dahren nach Starzine zu, Kr. Trebnitz, Hammerform; Schleife, Kr. Rothenburg; Mulwitz, Kr. Rothenburg; hinter Sproitz auf dem Wege nach Collm; Sprewitz, Kr. Hoyerswerda, Dorfstraße, eratischer Block (?); Neustadt Kr. Hoyerswerda, 3 an der Dorfstraße, wegen Verbreiterung des Weges schwanden sie und werden als Steg über einen schmalen Graben benutzt; Ramenz, am Anfang des Dorfes, im Boden einer Böschung, westlich der Straße vom Bahnhofe; 2 in Flachsenjeifen, Kr. Löwenberg; in Langenau; in der Höhe zwischen Flachsenjeifen und Johnsdorf; zwischen Johnsdorf und Langenau; Tschischdorf, Wiese, 1526*) Breslau, unweit Hahnenkrähe; Breslau, Weg nach dem roten Ohfen; Waltersdorf, Kr. Löwenberg, Straße von Löhn nach Langenau, unweit hölzerner Scheune; Liebichau, Kr. Waldenburg, Böschung des Feldweges nach Neu-Liebichau, 1,80 m hoch; Zülzendorf, Kr. Schweidnitz, Weg nach Schönbrunn, an den sog. Judenwiesen; Würben, Weg nach Kallendorf; Teichenau, gegenüber der Brauerei; Straße von Schweidnitz nach Jauernig; am Ausgange von Odlitz nach Wernersdorf; Jakobsdorf; Ober-Bögendorf, im Park des Hauptmanns Rojahn; Birkholz; Gr.-Preisferau, Kr. Ohlau,



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Ausstellungen zu Piesnitz 1910

Eine schon lange vorbereitete Ernte wird in diesem Jahre die Gartenstadt Schlesiens, Piesnitz, halten: Die Deutsche Rosen- und Dahlien-Ausstellungen finden heuer dort statt. Seit vielen Jahren wendet Piesnitz große Opfer daran, um die Bezeichnung „Gartenstadt“ nicht zum Scheintitel werden zu lassen, was bei dem schnellen Wachstum der Stadt nur allzu leicht eintreten kann. Die Ausstellungen, die in den Monaten Juni und August stattfinden, werden Anlagen zeigen, wie sie in Schlesien einzig sind. Für sie kommt die große und für die Besucher bequem gelegene Fläche des „Ausstellungsparkes“ an der Baumgartenallee zur Verwendung. Dort arbeiten seit Wochen viele Hände, und sie haben bereits ein neues Bild des Geländes hervorgebracht. Es gilt, für die zur Ausstellung eingelieferten ca. 40.000 Stück Rosen, die zur Auspflanzung im Freien bestimmt sind, Platz zu schaffen und dabei die Gesichtspunkte der Ordnung, Schönheit und Ausstellungsüberblick innezuhalten. Merkwürdig ist

es, daß der größte Teil der Einkieferungen aus dem deutschen Westen stammt, ein Zeichen, daß man dort in der Rosenkultur am meisten fortgeschritten ist. Eine andere Erscheinung wird besonders erfreulich wirken: es ist das Zurücktreten der französischen, englischen und amerikanischen Züchtungen zugunsten der deutschen. Es handelt sich um Rosen im Juni, um Dahlien im August. Bei beiden Ausstellungen werden große Massenergebnisse erzielt werden können. Für die Gartenbau-Ausstellung werden sehr zweckmäßige Anlagen zur Hervorbringung günstiger Wirkungen für Gartenkulturen, Topfpflanzen usw. vorhanden sein. Hierfür stehen augenblicklich noch Plätze zur Verfügung; außerdem werden 12 nach den neuesten Systemen einzurichtende Gewächshäuser erbaut, ferner eine Halle von 1200 Quadratmeter Fläche, ausgestattet mit Ober- und Seitenlicht. C.

Eisenbahnprojekte im Waldenburger Lande

Die ständig vorwärtsschreitende wirtschaftliche Erschließung des industriereichen Waldenburger Landes und der

2 m hoch, neben einem Zaun gegenüber Gasthaus Schröter, Wegegabelung Kl.-Preislerau und Jankau liegend, vor dem Chausseebau an der Wegegabelung; Sühnern, Wald, 1903 im Gestrüpp gefunden; Kostenblut, Kr. Neumarkt, am Wege nach Sabbath; Reulendorf, Weg nach Sabbath; Ober-Schwedeldorf, Kr. Olitz, im Garten des Gutsebesitzers Rohrbach, nach Nieder-Schwedeldorf zu, links Straßengraben; Ober-Schwedeldorf, auf Wiese versteckt, links Eiche, oben auf Anhöhe Lanne; Primkenau, 1909 vom Pfarrer Stobel im Pfarrgarten ausgegraben; in Buchwald i. Rhg., Chaussee zwischen Schwarzbach und Lommis.

(Außerdem vergleiche man M. Hellmichs Verzeichnis in den „Schles. Geschichtsblättern“, 1909, Nr. 3, S. 66.)

*) 800 m fñdfl. vom Dorfe an der Chaussee Hirschberg—Lahn, r. von Hirschberg aus, 1526 oder 1511?

sich mehrende Fremdenverkehr machen die Fragen nach Schaffung neuer allgemein bedeutender Verkehrswege notwendig. Gegenwärtig nimmt das Eisenbahnprojekt Hausdorf—Wüstewaltersdorf das Interesse des Kreises am meisten in Anspruch. Die projektierte Kleinbahn, die sich direkt an die Staatsbahn (Charlottenbrunn—Schweidnitz) im Weistritztale anschließt, führt in das Guldengebirge hinein und erschließt so dem direkten Verkehr die, in diesem landschaftlich schönsten Teile des Gebirges, äußerst rege Textilindustrie (Maschinen- wie auch Handweberei). Obgleich diese neue Strecke nur 5 Kilometer beträgt, ist sie doch von einer großen wirtschaftlichen Bedeutung. Denn nicht allein die großen bekannten Webereiunternehmer von Webst, Hartmann, Wiesen, von Thiel u. Söhne u. a. in Wüstewaltersdorf, als auch in den benachbarten Gebirgsorten Dorfbach, Friedensdorf, Heinrichsgrund, Troisdorf usw. dürften durch diese Bahn bedeutend gewinnen, sondern auch der Touristenzustrom ins Guldengebirge, der von dieser (südlichen) Seite sich noch nicht so eigentlich entwickelt hat. — Eine neue Perspektive eröffnet sich diesem Projekte ins Guldengebirge nach der Bahn Dittersbach—Glas zu, sobald an eine Weiterführung der Kleinbahn in südöstlicher Richtung gedacht wird, um einen direkten Anschluß an vorgenannte Hauptbahn gewinnen zu können. Die Lage des Kleinbahnhofes Wüstewaltersdorf ist daher auch so projektiert worden, daß einem weiteren Ausbau der Bahn keinerlei besondere technischen Schwierigkeiten entgegenstehen. Durch dieses in Aussicht gestellte Projekt ist der Anschluß eines weiteren industriellen Teiles des Waldenburger Landes in nicht allzu weite Ferne gesetzt. — Der in Bruch geratene Schönhuter Tunnel hat der wirtschaftlichen Umgegend ganz bedeutende Schäden verursacht. Ein großer Teil des Personen- und Reiseverkehrs zieht sich infolge der Unterbrechung des Eisenbahnweges jetzt über Waldenburg, Nieder-Hermsdorf. Die Waldenburger Elektrische Kreisbahn muß diesen Verkehr besorgen. Da an dem Verkehr das etwa 3 Kilometer abliegende Gottesberg sehr beteiligt ist, werden jetzt lebhaft Wünsche laut, die Elektrische Bahn von Waldenburg über Nieder-Hermsdorf (Waisenhaus) nach Gottesberg auszubauen. Das Projekt begegnet vielen Sympathien und dürfte wohl zur Ausführung gelangen. Nur auf solche Weise kann man dem von Jahr

zu Jahr sich steigenden Besuche eines so vollreichen Industriegebietes dienen.

V. L.

Reithäthens Chronica. Ein Merkbüchlein für christliche Mütter. Mit Federzeichnungen von Freiin Marie v. Oldershausen. Dargeboten von Th. Straßer. Bergenbergsche Verlagsanstalt, Hannover. Preis 4 M

Wir leben in einer Zeit, die der Familiengeschichte mit emsigem Fleiße nachspürt. Um ihr zu dienen, sind in den letzten Jahren eine Reihe von Anleitungen erschienen, in denen die Ergebnisse der Forschungen in geschmackvoller Weise niedergelegt werden können. Die Ergänzung zur Geschichte der Vergangenheit einer Familie bilden Aufzeichnungen über bemerkenswerte Vorkommnisse des eigenen Lebens. Hier setzen die „Familien-Chroniken“ ein, von denen wir eine neulich an dieser Stelle besprachen. Heute liegt uns eine Chronik vor, die sich nur mit der Entwicklung der Kinder beschäftigt. Eine solche Aufgabe ist nicht leicht. Es gehört dazu viel Taktgefühl und vor allem Einfühlen in die Kinderseele, in ihr allmähliches Werden. Diese Aufgabe erfüllt das vorliegende Werk in trefflichster Weise. Es bietet reichlich Raum für schriftliche Eintragungen über wichtige Vorkommnisse im Leben des Kindes. Bei dem Texte war es dem Herausgeber weniger darum zu tun, möglichst viel zu bieten, als zu stimmen. Auch hier bewährt sich das Feingefühl des Verfassers, der schon früher mit mehreren Gedichtsammlungen an die Öffentlichkeit getreten ist, aufs trefflichste. Ein einheitlicher, christlich-religiös gestimmter Grundton zieht sich durch das ganze Werk, das sich zur Hebung und Veredelung des Familiensinnes trefflich eignen dürfte. Hervorzuheben sind noch die feinsinnigen Federzeichnungen der Frau v. Oldershausen, die eine künstlerische Begabung der Zeichnerin verraten. Die vornehme künstlerische Ausstattung sei endlich noch lobend erwähnt. B.

Literatur

Des Bruders Weib. Bauern-drama in 5 Aufzügen von Hermann Hoppe

Vor etwa drei Jahren begann man auf den Namen Hermann Hoppe zum ersten Male in weiteren Kreisen aufmerksam zu werden. In vielen Orten

längs des schlesischen Gebirges wurde auf ländlichen Liebhaberbühnen sein „Dorftyrann“ gespielt, der sich bald einige Provinztheater eroberte und im April vorigen Jahres sogar die kritischen Berliner fesselte. Seit dieser vollwertigen Probe echter Heimatkunst darf man nicht mehr gleichgültig seitwärts blicken, wenn Hoppe, wie er kürzlich getan hat, mit einem neuen Bühnenwerke vor die Defektheit tritt. Es soll nicht unsere Aufgabe sein, „Des Bruders Weib“, wie der Titel des Stückes lautet, kritisch zu würdigen; aber eine Orientierung über das Drama, das am 28. Januar im Hirschberger Stadttheater seine Erstausführung erlebte, sind wir unseren Lesern gewiß schuldig.

Der Verfasser behandelt einen Konflikt, der so alt ist wie die Menschheit, nicht einen, der sich an eine bestimmte Weltanschauung knüpft, gegen die angeht, wird oder an jeweilige äußere Verhältnisse einer Lebensgemeinschaft, wie das Gerhart Hauptmann in den „Webern“ getan hat. Es ist die Leidenschaft des menschlichen Herzens, die sich zu allen Zeiten gleich bleibt: Der Kampf um das Weib, das dem einen innerlich angehört und durch widrige Umstände in die Arme des anderen getrieben worden ist. Die Brandfackel dieses Kampfes erlischt nicht, auch wenn es sich um die Söhne der gleichen Mutter handelt.

In den verschiedensten Gesellschaftsschichten ist dieser Streit von den Dichtern schon zum Austrag gebracht worden. Hoppe verlegt ihn in die Welt, wo er besonders gut zu Hause ist, in die bäuerliche. Aber nicht speziell in die schlesische. „Bauern drama“ nennt er das Stück schlechthin, und seine Leute sprechen hochdeutsch, nicht irgend einen Dialekt. Dennoch hat er sich von dem Schlesiertum nicht ganz losmachen können, wenigstens innerlich nicht. Die meisten Personen haben soviel spezifisch Landschaftliches an sich, daß man sich mitunter höchlichst verwundert, warum sie nicht schlesisch miteinander reden. Desgleichen begegnet man in der Diktion häufig genug provinziellen Wendungen, denen das Kleid der Schriftsprache nicht immer sonderlich gut steht, abgesehen davon, daß der Gebrauch des Hochdeutschen den papiernen Stil begünstigt, der in einem Drama am allerwenigsten etwas zu tun hat.

Es geht sehr ärmlich zu bei der Witfrau Pauline Runke. Sie selbst scheut die Arbeit, und ihre Tochter Anna hat keinen Verdienst, weil sie ein krankes

Kind, das sie der harten, selbstsüchtigen Mutter nicht überlassen kann, pflegen muß. Der Vater ihres Lieblings, Lebrecht Tiebe, mit dem sie nicht verheiratet ist, sitzt seit acht Jahren im Zuchthaus. Er hat beim Wildern den Förster, der auch seiner Geliebten nachstellte, erschossen. Dafür wurde er vom alten Tiebe, der von einer Ehe seines Sohnes mit Anna nichts wissen wollte, enterbt. Inzwischen starb der Alte, und Reinhold, der jüngere Sohn, übernahm die gut gehende väterliche Stellmacherei. Er ließ Anna, zu der es ihn schon in jungen Jahren hingezogen hatte, mit ihrer Mutter in einer Stube seines Hauses mietfrei wohnen.

Reinhold ist jetzt 24 Jahre alt. Wegen seiner Gutmütigkeit nicht unsympathisch, stößt er doch auch wieder durch innere Haltlosigkeit ab. Ein schurkischer Bauer, Brendel, hat ihn völlig in seiner Gewalt und will ihn zum Werkzeug seiner Rache an Lebrecht und Anna machen; denn auf Lebrechts Veranlassung hat Brendel seinerzeit wegen Verdachts des Meineides 6 Monate in Untersuchungshaft zubringen müssen, und von Anna hat er einmal einen Korb bekommen. Jetzt drängt er Reinhold, um das Mädchen zu werben, und dieser tut es zögernd. Nach langem Besinnen nimmt Anna den Antrag an: „So will ich versuchen, Dir eine gute Hausfrau zu sein.“ . . . „Aber verlange nicht Liebe von mir!“ . . . „Marthe! Marthe! für Dich tu' ich es!“ . . . Lebrecht wird mir verzeihen! Ich mußte dem Kinde einen Vater geben.“

Im zweiten Akte sind Reinhold und Anna verheiratet. Aber das Glück wohnt nicht bei ihnen. Der Mann entbehrt die Liebe des Weibes, und das Weib kann den Vater seines Kindes nicht vergessen. Jetzt macht sich Brendel wieder an sein Werk. Er rät Reinhold, sich Mut zu trinken und Anna mit Gewalt zu erobern. Auch wirtschaftlich hat er den Mann in seiner Gewalt. Wenn er ihm die auf seinem Grundstück lastende Hypothek kündigt, ist Reinhold ruiniert; denn sein Ansehen ist überall so gesunken, daß er nirgends ein Darlehen bekommt. Anna leidet entsetzlich. „O, wenn ich nur noch ein einziges Mal frei wäre! — Und dann warten könnte! — Warten auf ihn!“ . . . „Ich habe eine große, schwere Schuld auf mich geladen, und die rächt sich jetzt furchtbar.“ . . . „Ich warte auf Lebrecht! Warte und kämpfe! Lieber sterben und untergehen, als ihm untreu werden!“ — Mitten in ihrem Kammer

hinein kommt Brendel und erlaubt sich Frechheiten. Anna schlägt ihn ins Gesicht. Reinhold tritt ein, erfährt, was vorgefallen ist, und treibt den Schurken aus dem Hause, gibt aber in seinem angetrunkenen Zustande und aus Besorgnis vor der Kündigung der Hypothek an allem seinem Weibe schuld.

Nun nimmt das Verhängnis seinen Gang. Brendel besteht auf seiner Forderung und Reinhold bemüht sich vergebens, das Geld anderweitig zu erhalten. Anna macht sich über ihr Verhältnis zum Manne Gewissensbisse. „Daß Reinhold jetzt so trinkt und nicht mehr arbeitet und immer mehr herunterkommt, daran bin ich schuld!“ . . . „Reinhold war so gut zu mir. Ich konnte mich nur nicht an ihn gewöhnen. Und immer, wenn ich mit ihm zusammen war, da stieg Lebrechts Bild vor mir auf.“ — „Jetzt endlich weiß ich, was ich tun muß! Ja, ich muß die Liebe aus dem Herzen reißen und die Pflicht erfüllen, die Pflicht gegen meinen Mann!“ — Sie beginnt auch damit Ernst zu machen. Ein alter Freund der Liebe, der Geselle Opitz, der schon an 50 Jahre im Hause tätig und Anna stets ein Tröster und Berater gewesen ist, will mit seinen Ersparnissen die Schulden decken. Da kommt die Nachricht: „Der Lebrecht ist wieder im Dorfe!“ Bald tritt er ein. Mit dem Rufe: „Wo ist sie? Wo ist sie?“ stürmt er an Opitz vorüber und Anna entgegen, die ihm sofort an den Hals fliegt. Nach einer kurzen hastigen Auseinandersetzung ruft Reinhold nach dem Gendarmen, und Lebrecht entfernt sich. „Mein Weib hole ich mir!“

Jetzt sinkt Reinholds Wagschale. Der Ruf nach der Polizei hat Opitz aufs tiefste erschreckt, und am anderen Morgen erklärt er: „Das Geld hab' ich für Lebrecht gespart.“ Mit ihm sollen die Liebenden ihre Flucht über die Grenze bewerkstelligen. Reinhold weiß jetzt nicht, wo aus noch ein. Da bringt ihn seine Schwiegermutter auf den Gedanken, das Haus anzuzünden, um zu der nicht pfändbaren Versicherungssumme zu kommen. Während nun Reinhold im Dorfe verkündigt, daß er am Abend verreisen müsse, treffen Lebrecht und Anna unter Opitzens Schutz in der Stube zusammen. Reinhold überrascht sie, und im Streit um das Weib legt er mit einem Revolver auf den Bruder an.

Der Schlafstich bringt die Katastrophe. Reinhold hat alles vorbereitet, daß der Verdacht der Brandstiftung nicht ihn, sondern Lebrecht trifft. Es fügt sich auch

gut, daß dieser erklärt: „Ich soll jetzt auf und davon gehen? Nein, erst will ich Abrechnung halten mit Reinhold. Er soll mir Rechenschaft geben darüber, wie er zu dem Testament gekommen ist, wie er die Väterei in Grund und Boden gewirtschaftet hat, und wie er es wagen konnte, mir mein Weib zu stehlen!“ Der Brand bricht aus. Anna stürmt die Treppe hinauf, ihr Kind zu retten, und verbrennt mit ihm. Opitz bezeichnet Reinhold als den Brandstifter; aber ehe der Gendarm noch Hand an den Verbrecher legen kann, erschießt er sich. O. Fiedler.

Georg Freiherr von Ompteda,
Excelsior, Ein Bergsteigerleben.
Berlin 1910. Egon Fleischel u.
Comp. Preis 6 M.

Ein Dichter, der uns das Lied der Berge singt, wird auch bei uns Schlesiern Widerhall finden, auch wenn unsere Berge sich mit der Majestät der Alpen Gipfel nicht messen können. Eine reinere Luft weht auch in ihnen, die uns erhebt über die Lasten des Alltags. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen von welchen mir Hilfe kommt.“ Auf den Ton dieses Psalms wird vielleicht auch mancher gestimmt, der in dem Frieden unserer Berge seine Ruhe sucht. Und auf denselben Ton ist Omptedas Roman gestimmt. In andachtsvollen Worten preist Ompteda die Hoheit, die Wunder und Schrecken der stolzen Gipfel der Alpen. Er singt ihnen ein Preislied, wie es nur aus einer echt empfindenden Dichterseele emporquellen kann: „Berageist, ich höre deine Ströme rauschen, gib mir Gehör! Wir wollen Rede tauschen!“ Dort oben in den Bergen verläßt den Helden des Buches alles, was ihn an Kleinlichkeit, Schmutz, Elend des Daseins dort „unten“ quälte. Nur die Berge sind es, die diese juaendfrische Erscheinung lieben kann. Dieser Liebe zu den Bergen scheint der Verfasser lange Jahre nachgegangen zu sein. Denn das Werk ist nicht nur ein reizvolles Phantasiegebilde, sondern auch die Frucht eingehenden Studiums der Hochgebirgswelt. Aber es will mir scheinen, als sei der Moinist mit dem Dichter durchgegangen. Denn die Beschreibungen der vielen Bergtouren bieten viel Wiederholungen und sind für Nichtalpinisten oft ermüdend. Und doch liegt etwas Erhebendes in dem Werke, das jeden berühren wird, der ein empfängliches Herz hat und Sinne für Größe und Schönheit der Natur.

P. P.

Volkskunde

Pflege des schlesischen Volksliedes

Auch in Österreichisch-Schlesien findet das schlesische Volkslied eine eifrige Pflege. So wird uns von einem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag des Herrn Prof. Götz zu diesem Thema berichtet: Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung gab der Vortragende in schiefer unzähligen Viederproben in der Mundart ein anschauliches Bild von dem Leben des schlesischen Volkes. Den verschiedenen mundartlichen Liedern, die das Leben in und mit der Natur und den Jahreszeiten behandelten, folgten Kinder-, Liebes-, Spott-, Scherzlieder, Vieder, wie sie die festliche Stimmung der Jahresfeste zeitigt und schließlich eine kurze Beschreibung einiger Volksstänze. Da hörte man schlesische Hirtenrufe und Jodler, das Lachen und Weinen, das Lieben und Hassen, die Freude an der Natur und am heiteren Lebensgenuss im Viede des Volkes. Wie der Schlesiener die Tiere des Hauses, des Feldes und Waldes hört und nachahmt, wußte der Vortragende meisterlich wiederzugeben. Manche Vieder atmeten eine prächtige lyrische Stimmung, aus den meisten klang der Schalk, ein gesunder, treffender, wenn auch oft derber Humor, heraus. Stürmischen Beifall errang das Lied „Der schlesische Bauernhimmel“, dessen Rehrreim von den Zuhörern mitgesungen wurde. Alle Vieder sang Herr Professor Götz mit erstaunlicher Sicherheit und sehr angenehmer Stimme. An den Vortrag schloß sich ein gemütliches Beisammensein, bei dem Herr Professor Götz die Volksstänze: Tücheltanz, Spazierpolka, Wischlich und eine Abart des „Schufter“ erläuterte.

Wissenschaft und Geschichte

Schlesische Ausgrabungen

Als vor etwa einem Jahrzehnt eine Ortsgruppe Breslau des Zobtengekirgvereins gegründet wurde, stellte der Vorsitzende in Aussicht, daß nicht nur die verborgenen landschaftlichen Schönheiten des Zobtenberges aus Licht gestellt, sondern auch seine geschichtliche und vorgeschichtliche Vergangenheit zutage gefördert werden solle. Dieses Programm ist bisher inne gehalten worden. Wir wissen heut nicht nur, daß ein doppelter Steinwall die Reste der ehemaligen Felsenfeste umgibt, auch die rätselhaften Steinfiguren sind teilweise er-

gründet, wir wissen jetzt, daß „die Jungfrau mit Fisch und Bär“ ein Steinbildnis aus dem 13. Jahrhundert ist. Die vom Gebirgsverein im Interesse der heimatischen Altertumskunde begonnenen Nachforschungen hat im letzten Jahre der schlesische Altertumsverein übernommen und unter der Leitung des Amtsgerichtsrats Beyer in Zobten weitergeführt. Leider aber bestätigten sich die erfolgversprechenden Anfänge der Forschungsarbeiten nicht, obwohl die massigen Figuren von ihrer Standfläche gerückt und der Boden aufs sorgsamste durchgesucht wurde, fanden sich nicht einmal Bruchstücke oder Scherben wie früher, und so dürfte die Herkunft der alten Steinarbeit unaufgeklärt bleiben. —

Vor einigen Jahren bereits hatte man in Breslau nahe der Michaeliskirche nach den Mauerresten des alten Vinzenz-Klosters geforscht, das in der frühesten Geschichte Breslaus eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die Mauerreste wurden damals durch das städtische Vermessungsamt zeichnerisch aufgenommen, gaben aber kein anschauliches Bild. Als man jedoch im vorigen Herbst beim Anpflanzen von Bäumen am Bahndamme unter dem Bürgersteig eines unbebauten Grundstücks auf Mauerwerk stieß, benachrichtigte man die städtische Baudeputation, welche die Mittel bewilligte, dieses Mauerwerk freizulegen. Ende März dieses Jahres wurde unter Aufsicht des Waisenhausinspektors Stein vom Waisenhaus zur schmerzhaften Mutter Gottes ein ca. 10 m langes Stück einer alten Mauer freigelegt. Sie verlief in fast gleicher Richtung wie der heutige Bahndamm, war aus mittelalterlichen Ziegeln im sogenannten polnischen Verbande erbaut und teilweise 1,5 Meter, teils 2 Meter stark. Es ließ sich aus diesem Funde annehmen, daß man die Südwestecke des Klosters gefunden habe, viel westlicher, als man bisher vermutet hatte. Weiteren Bemühungen gelang es, auch die Stelle ausfindig zu machen, wo die Mauer nach Norden umbog. Bei den demnächst fortzusetzenden Nachgrabungen hat man nun eine Richtlinie, nach welcher die Hauptgebäude des alten Klosters zu suchen sind. Die Fundamente liegen tief unter dem jetzigen Straßenniveau, zum Teil 4 Meter schon in der Grundwasserlinie. Über ihnen lagerten 2 Meter mächtige Sandschichten, auf denen später wieder neue Bauten errichtet worden waren. Man vermutet, daß die zahlreichen Überschwemmungen

in den frühesten Jahrhunderten diese dicken Sandlagen hervorgebracht haben. Auch die neu aufgedeckten Mauerreste wurden vom städtischen Vermessungsamte aufgenommen.

Die systematische Vermessung schlesischer Burgwälle durch Landmesser Hellmich in Ologau geht ihrem Ende zu. Nur noch einige oberschlesische und mittelschlesische Anlagen sind kartographisch aufzunehmen. Der Tafelband über „Die schlesische Goldschmiedekunst“, der von Dr. Masner und Dr. Hünge bearbeitet wird, wird im laufenden Jahre herausgegeben werden. Band V der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild“ ist im November v. Js. erschienen.

Das Programm der Jahresversammlung des Vereins, in welcher der Vorsitzende, Direktor Dr. Seger, vorstehenden Bericht über das Arbeitsgebiet erstattete, wurde noch vervollständigt durch einen Vortrag des schon erwähnten Landmessers Hellmich über: „Die Entwicklung des Feuerzeugs von der Urzeit bis zur Neuzeit.“ Alle primitiven Völker früherer Zeiten, und solche, die gegenwärtig noch in unzivilisiertem Zustande leben, haben sich immer ähnlicher Formen bedient, um Feuer zu erhalten, der Erzeugung durch Holz oder Stein. Diese beiden Formen sind schon vor Jahrtausenden angewendet und wahrscheinlich bei der Arbeit oder beim Spiel erfunden worden. Bei den Holzfeuerzeugen kann man Bohrer, Sägen und Pflüge unterscheiden. Der einfachste Feuerbohrer besteht aus einem runden quirlartigen Stab aus hartem und einer Unterlage aus weichem Holz. Der Bohrer quirlt nun so lange, bis das sich von der Unterlage ablösende Bohrmehl ins Glimmen gerät. Da die Mühe dieses Verfahrens selbst den Naturvölkern, für welche die Zeit keinen Wert hat, zu groß war, haben die erfindungsreichen Indianerstämme Nordamerikas, die Eskimos u. a. schon in den frühen Zeiten mancherlei Verbesserungen erfunden. Bei den Malaien und Birmanen begegnet man der Feuersäge, bei der eine flache Schiene aus Bambus über ein gespaltenes Bambusrohr solange gestrichen wird, bis Feuer entsteht. Die Polynesier und Papuas bedienen sich des Feuerpfluges, wobei die Reibung in der Richtungsachse der Unterlage, gleichfalls Bambus, erfolgt. Da in Europa Spuren von diesen Formen der Feuererzeugung bisher nicht gefunden worden sind, bleibt die Frage offen, ob dieselben schon in vor-

historischen Zeiten bekannt gewesen sind.

Eine ganz interessante Art von Feuererzeugung ist die Feuerpumpe, wobei ein fester Druck in schnell komprimierter Luft in einem Zylinder eine so hohe Wärme hervorbringt, daß ein Stück Zunder zum Glimmen kommt. Diese Erfindung ist bereits komplizierter, und findet sich sowohl in Borneo wie bei den Birmanen, die sich aller bisher genannten Formen bedienen.

Das Feuer schlagen durch zwei Steine oder durch Eisen auf Stein ist über die ganze Erde verbreitet gewesen. Überall finden sich noch Feuersteinspitzen, mit denen man auf einem Stück Schwefelkies Feuer erzielte. Diese Gerätschaften sind häufig gefunden worden und stammen aus der Neolithzeit und der Bronzezeit. Auch in Schlesien haben sich eine Form von Pfriemen gefunden, in denen man Feuerstäbchen vermutet. Der Feuerstein hat sich bis in die neuere geschichtliche Zeit erhalten, und war sogar unter verschiedenster Gestalt bis vor etwa 80 Jahren im Gebrauche. In slavischer Zeit hat man auch einen Quarzit anstelle des Feuersteins in Schlesien angewendet.

Um den Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckte man elektrische oder chemische Feuerzeuge, die sich aber wegen ihrer leichten Entzündlichkeit nicht sehr zum Taschengebrauch eigneten, namentlich, da auch ihre Anwendung nicht leicht war. Ebenso gefährlich waren die Funkenfeuerzeuge, bei denen durch Zersetzung von chlorsaurem Kali leichtbrennbare Körper durch den freier werdenden Sauerstoff entzündet wurden. Eine gänzliche Umwälzung der Feuererzeugung führten um 1850 die schwedischen Streichhölzer herbei, die bisher unübertroffen geblieben sind, trotz aller Neuerungen, die seit der Zündholzsteuer in den Handel gebracht wurden. Ihre Gefährlichkeit ist wesentlich geringer, weil die Hölzchen nur beim Streichen über eine besonders präparierte Fläche Feuer fangen.

Angesehene Chemiker, darunter der frühverstorbene Hertz, beschäftigten sich mit einer Ausbeutung des sogenannten „kalten Lichts“ zur Feuererzeugung. Doch haben alle jene Versuche noch keine greifbaren Resultate ergeben. A. E. S.

Vom Altertumsverein Waldenburg

Der vor ca. 1 $\frac{1}{4}$ Jahren ins Leben getretene Altertumsverein für das Waldenburger Bergland hat in der kurzen

Zeit seines Bestehens eine beachtenswerte Entwicklung genommen. Vor allem ist seine Altertümersammlung, die vorwiegend aus Möbelstücken, Kostümen, kostbaren Geräten und anderen Stücken besteht, stattlich angewachsen. Die vielen Sachen sind vorläufig in einem Zimmer der neuen evangelischen Knabenschule in Waldenburg untergebracht und während der Nertage den Mitgliedern des Vereins zur Besichtigung zugänglich gemacht worden. Da die Sammlung aber größerer, bequemerer und wirksamerer Räume bedarf, gedenkt der Altertumsverein für das Waldenburger Bergland in nächster Zeit für ein besseres Heim Sorge zu tragen. Vorsitzender des Vereins ist Geh. Regierungsrat, Erster Bürgermeister Nießner in Waldenburg. I.

J. Matuszkiewicz, Geschichte der Stadt Sprottau. Sprottau 1908. Selbstverlag des Verfassers. 196 Seiten.

Von den heutigen Aufgaben der Heimatsgeschichte gehört die Erforschung und Darlegung der Vergangenheit unserer Städte nicht zu den geringsten; und so ist es eine dankenswerte Arbeit, die der Verfasser vorliegender Schrift der Allgemeinheit, nicht nur seinem Heimatort, erwiesen hat.

Sprottaus Ursprung ist in Dunkel gehüllt, doch wird man kaum fehlgehen in der Annahme, daß an seiner Stelle schon um das Jahr 1000 n. Chr. ein Fischerdorfchen bestand. Urkundlich wird der Ort zum ersten Male 1260 und zwar als „civitas Sprotaw“ genannt; es ist uns weder bekannt, wann, noch unter welchen Umständen die alte polnische Siedlung dazu umgewandelt wurde. Aus jener frühen Zeit datiert auch die deutsche Anlage mit ihrem viereckigen Marktplatz, in dessen Mitte das Rathaus mit seinen „Buden“ und „Bänken“ und den von hier ausgehenden Straßenzügen. — Gleichzeitig mit dieser Gründung wurde das deutsche Recht (auch in den umliegenden Dörfern) eingeführt, neben dem zwar für die noch vorhandene polnische Bevölkerung ein eigenes Kastellaneigericht geschaffen wurde, das aber zugleich mit jener verschwand.

Frühzeitig traf großes Unglück das aufblühende Gemeinwesen. Ein furchtbarer Brand legte den Ort gänzlich in Asche, doch schnell erholten sich die Bewohner dank tatkräftiger Unterstützung Herzog Conrads II., dessen Nachfolger Sprottau viele Privilegien verliehen, so

den freien Salzmarkt, Freiheit vom Wegezoll, steuerlosen Grundbesitz u. dgl. — Das Sinken der landesherrlichen Macht infolge fortgesetzter Besitzteilungen, kriegerischer Verwickelungen und übertriebenen Aufwandes förderten das Erstarken der Städte; allmählich erlangten die Bürger Freiheit hinsichtlich der Watswahl, Zünfte entstanden und auch auf die Rechtspflege sicherten sie sich einen gewissen Einfluß. Die ständige Geldverlegenheit der Fürsten begünstigte immer mehr die Selbständigkeit der Stadt durch bereitwillig gegebene Darlehen. Diese günstigen Verhältnisse wurden aber öfters durch Streitigkeiten der Fürsten und durch verheerende Feuersbrünste merklich geschädigt; doch gelang es dem Ort immer wieder, sich aufzuraffen und sogar neue Gerechtsame von den wechselnden Landesherren zu erlangen. —

1526 kam Sprottau an das Haus Habsburg, unter dessen Oberhoheit sich die Reformation langsam in dieser Gegend ausbreitete. Nach einer Zeit der Ruhe und Erstarkung brachen auch über Niederschlesien die Greuel des 30jährigen Krieges herein. Die Truppen der verschiedensten Parteien brandschatzten die Stadt, deren Schuldenlast ins Ungeheure wuchs, so daß ihr später der Kaiser die „Rechtswohlthat des Konkurses“ (Beneficium Cridae) zu teil werden ließ; doch wurde der letzte Rest der ermäßigten Schulden erst am Beginn des 18. Jahrhunderts abgetragen. Langsam nur erholte sich der Ort, bis ihm die schlesischen Kriege neue Lasten auferlegten. — Der Uebergang in die preussische Herrschaft hatte auf allen Gebieten große Umwälzungen im Gefolge. Es wurde eine protestantische Kirche erbaut, Pastoren berufen, das Schulwesen, die Stadtverwaltung und die Gerichtsverfassung geregelt, sowie die verschiedenen Gewerbe kräftig gefördert u. dgl. — Leider dauerte die Zeit ungestörter Entwicklung nur 4 Dezennien, dann brach die Sturmperiode der französischen Invasion mit Macht herein. Durch seine Lage an den großen Straßen von Glogau nach dem Westen litt die Stadt unendlich infolge brückender Einquartierungen und anderer Lasten. Ein Blick während dieser schweren Jahre war die Einführung der Städteordnung; gleichzeitig wurde das Gericht organisiert. — Die Leiden Sprottaus waren aber noch nicht beendet. Die Befreiungskriege brachten neue Drangsale. Abwechselnd belegten Freund

und Feind den ohnehin ausgeplünderten Ort mit Truppen und dieser unersichtliche Zustand hielt bis 1819 an, da das zurückflutende Militär, besonders Russen, den Ort durchzogen.

In der nachfolgenden Ruhe bis zur Gegenwart hob sich Handel und Wandel in erfreulicher Weise, selbst das anderwärts so stürmische Jahr 1848 beeinträchtigte das Gedeihen nicht.

Ein Anhang gibt mehrere Urkunden mit deutscher Uebersetzung, die Namen der Bürgermeister seit 1289 und Lokalsagen. Seite 150 hat sich ein übriges weitverbreiteter Irrtum eingeschlichen: Der Waffenstillstand zwischen Napoleon und Preußen nebst Rußland wurde 1813 nicht zu Polischwitz bei Jauer, sondern in Pläschwitz bei Kostenblut geschlossen (s. Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens, 38. Bd. S. 362).

Alles in allem genommen ist vorliegende Schrift eine sehr beachtenswerte, gründliche Arbeit, der Erfolg beschieden sein wird.

V. S.

Kunst

Die Münchener „Scholle“ — auch ein Beitrag zum Verständnis schlesischer Kunst (Fritz und Erich Erler, Adolf Münzer).

Auch die Lebenden wollen und müssen in gewissem Sinne historisch bewertet werden. Denn nichts auf dieser Erde ist ohne Zusammenhang, ohne Tradition. Ein Künstler, ob tot oder lebendig, mag noch so sehr im ganzen als festumrissene Persönlichkeit erscheinen, irgendwo gibt es doch immer Ansätze, die ihn mit dem Vergangenen zusammenschweißen. Selbst Leonardo und Rembrandt sind nicht frei vom Milieu, nicht unabhängig von der Ueberlieferung. Darin steckt auch gar nicht das Geheimnis künstlerischer Größe, daß sie von jedem Zeitgeist einfach abstrahiert und unvorbereitet neue Wege geht. Das gibt es überhaupt nicht. Denn jede Entwicklung im Menschenleben hat Konsequenz, sofern das Wort „Entwicklung“ seinem wahren Sinn nach zu Recht bestehen soll. Diese Konsequenz erbt ist das eminent Ueberwältigende; denn fortschreitend wird durch sie Ergebnis auf Ergebnis gezeitigt. Solche Konsequenz aber kann selbst in der Regierung bestehen, in der Verleugnung dessen, wo folgerichtig die Entwicklung eigentlich einzusetzen hätte. In

diesem Sinne war die „Scholle“ nur eine natürliche Notwendigkeit. Denn auf das Prinzip der figürlich linearen Komposition ließ sie eine bis dahin nur vereinzelt vorbereitete (Giotto, Puvis de Chavannes) reine Flächenkunst folgen. An die Stelle einer mehr plastisch gestaltenden Malerei setzte sie das raumfüllende Prinzip einer gegebenen Fläche, sie wurde damit „dekorativ“. Aber dieser Ausdruck offenbart nur zum Teil das eigentlich Charakteristische; denn die dekorative Note dieser neuen Kunst war letzten Endes doch nur Mittel zum Zweck, eine natürliche Durchgangssituation, von der aus man auf neuen Wegen an den Ausgangspunkt aller Malerei zurückging, freilich mit Resultaten, die wahrhaft neu waren. Sie kam auf Umwegen über die reine Dekorationsmalerei zu jenem Prinzip, das bisher die Quintessenz alles großen, malerischen Strebens war, mit höchster Simplität der Mittel den stärksten Eindruck farbigen Lebens hervorzubringen. Und noch ein wichtiges Moment darf dabei nicht vergessen werden. Die „Scholle“ ist zum ersten Male in der modernen Kunst auch dem Raum gerecht geworden, für das ein Kunstwerk bestimmt sein soll. Das Zusammengehen von Architektur und Malerei ist für viele Werke Fritz Erlers geradezu der Schlüssel zu ihrem Verständnis, und was diesen so natürlichen Gesichtspunkt anlangt, so hat die „Scholle“ jede Malerei der alten Meister um Jahrhunderte überholt. Die Zukunft unserer Kunst wird die Prinzipien dieser neuen Malerei nicht mehr verneinen können, weil unser gesamtes künstlerisches Streben, soweit es in der Kultur unserer Zeit nach Ausdruck ringt, immer stärker auf eine Verschmelzung aller Formensprachen unter einer letzten restlosen Gesamtharmonie der Erscheinungen hinzielt.

Man muß an diese elementaren Dinge erinnern, die heute noch längst nicht in das Bewußtsein der einzelnen eingegangen sind, denn sonst könnte die „Scholle“ nicht immer wieder solchen haarsträubenden Verständnislosigkeiten begegnen, wie sie leider in der modernen Kunstkritik noch immer zutage treten. Man muß vom Gesamten aufs Einzelne gehen, muß die Linien historischer Entwicklung festhalten, erst dann wird man auch den Gesichtspunkt finden, unter dem das Werk solcher ausgezeichneten Meister im Detail wie im ganzen verständlich wird.

P. P.

Johann Heß-Denkmal.

Der Plan, dem Reformator Johann Heß an der Stätte seines Wirkens, der Magdalenenkirche in Breslau, ein Denkmal zu setzen, hat in weiten Kreisen der Breslauer Bevölkerung freudige Aufnahme gefunden. Der Vorsitzende des engeren Komitees, Pastor lic. Schmidt, konnte bei einer Sitzung am 3. Mai schon von gutem Fortgang der Sammlungen berichten. Nach Abzug der Ausgaben steht zur Zeit ein Betrag von 2281 Mark zur Verfügung. Unter den größeren Spenden steht die der Stadt Breslau mit 500 Mk. an erster Stelle. Sie wurde in Würdigung des vielseitigen kirchlichen wie sozialen Wirkens von Johann Heß verliehen. Ein Teil des vom Südturm abgedeckten Kupfers war vom Kunstschlossermeister Saal unentgeltlich zu künstlerischen Schmuckschalen verarbeitet worden, die einen schnellen Absatz fanden und einen Reinertrag von 251 Mk. ergaben. Da Heß für die ganze Provinz Schlesiens von Bedeutung war, beabsichtigt das Komitee auch die geistlichen und Schulkreise der Provinz für den Denkmalsplan zu interessieren. Das Komiteemitglied Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Foerster hat der Magdalenenkirche ein gutes Bildnis von Heß (aus der hier seinerzeit besprochenen Monographie des Reformators) geschenkt. Von diesem Bilde sollen Reproduktionen mit einer kurzen Lebensbeschreibung Heß' hergestellt und zum Besten des Fonds verkauft werden. Für die künstlerische Ausführung der Vervielfältigungen wird ein Unterausschuß, bestehend aus den Herren Geh. Reg.-Rat Foerster, Prof. Kämpfer, Architekt Henry und dem Vorsitzenden, Sorge tragen. Die bereits eingegangenen Denkmalsentwürfe sind vorläufig noch zurückgestellt worden.

A. E. S.

Porträt-Ausstellung im Schlesischen Museum der bildenden Künste

Der großen Ex-libris-Ausstellung folgte eine Ausstellung „Das Bildnis in der modernen Graphik“. Diese wurde ausschließlich aus dem Bestände des Museums zusammengestellt und gab eine Auswahl von Bildnissen in Holzschnitt, Radierung, Lithographie und anderen graphischen Techniken. Wilh. Leibl und Karl Stauffer-Bern sind mit ihren sämtlichen Bildnissen vertreten, und fast alle modernen bedeutenderen Graphiker mit einzelnen Arbeiten auf dem Plage. Bildnisse von Dichtern, Ge-

lehrten, Künstlern, sowie die verschiedensten Charakterköpfe zeigen den ganzen Reichtum der Ausdrucksmittel der Graphik. Es wäre daher nur berechtigt, daß sie neben der heute zu so hoher Vollkommenheit gelangten Photographie, die Jahrzehnte fast ausschließlich geherrscht hat, wo der Pinsel nicht die Züge der Persönlichkeit festhielt, auch im schlichten Alltagsbildnis zur Geltung käme.

M. B.

Die Kunst in Bildern. Bd. I. Die altdenutsche Malerei. Mit geschichtlicher Einführung von Dr. Ernst Heidrich. 200 Vollbilder und 80 Seiten Text. In Pappband M. 4,50 in Leinwand gebunden M. 5,50. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena hat vor kurzem ein Unternehmen begonnen, das wir der Beachtung unserer Leser aufs wärmste empfehlen können. Wohl besitzen wir vorzügliche Reproduktionen von Kunstwerken, aber dieselben vermögen einzeln nicht zu historischem Studium zu genügen, und die Beschaffung eines ausreichenden Bildermaterials zu historischen Zwecken war bisher umständlich und ungemein kostspielig. Und doch muß alle Kunstgeschichte, wenn sie sich nicht selbst verlieren will, zuerst und zuletzt nichts anderes erreichen wollen, als Anschauung, in voller sinnlicher Gegenwart des Erlebens. Der Plan einer „Kunst in Bildern“ rechtfertigt sich damit von selbst: eine reichliche Anzahl guter Abbildungen zu einem außergewöhnlich billigen Preise soll jedem Kunstfreund die Möglichkeit geben, sich ein möglichst klares und selbständiges Bild der künstlerischen Entwicklung zu verschaffen. Hier setzt Eugen Diederichs Plan ein: Die einzelnen Bände der „Kunst in Bildern“ sollen so angelegt werden, daß jeder eine in sich zusammenliegende Epoche oder die Entwicklung eines bestimmten Bildthemas zur Darstellung bringt. Nach Auswahl und Anordnung schließen sich die Abbildungen jedes Bandes von selbst für den Betrachter zu einer bestimmten innerlich klaren Folge zusammen. Auch die dekorative Behandlung der Bildseiten dient eben dieser Absicht; es erhält das Buch durch

seine künstlerisch vollendete Ausstattung in einer unaufdringlichen, fast unmerklichen Art den Charakter der inneren Einheit und gleichsam zwingenden Notwendigkeit der Gesamtfolge. Das Ganze soll nicht die Zahl der kunstgeschichtlichen Bilderbücher beliebig vermehren, sondern in sich durchgearbeitet als etwas vollkommen Einheitliches erscheinen. Die geschichtliche Einführung sucht das Gesamtbild der betreffenden Epoche von seinen Gründern her verständlich, d. h. lebendig zu machen und die einzelnen Bilderwerke einer allgemeinen Entwicklung einzuordnen. Kurze biographische Daten und sonstige Erläuterungen zu den Bildern sind am Schluß jedes Bandes zusammengestellt. So tritt in einer ganz neuen Weise das organische Wachstum der Kunst auch dem Laien unmittelbar vor Augen und in die Seele.

Der erste Band gilt der altdeutschen Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts. Es ist alles in allem wohl die inhaltsreichste und stärkste Epoche unserer deutschen Kunstgeschichte. Das 15. Jahrhundert ist bis auf wenige Stücke weiteren Kreisen kaum bekannt. Aber auch das 16. Jahrhundert erschließt außer den bekannten Malern, wie Dürer, Cranach und Holbein, einen erstaunlichen Reichtum künstlerischen Lebens. Die Anordnung der Bilder folgt den natürlichen Zusammenhängen von Zeit und Schule. Der einführende Text von Ernst Heidrich sucht die darin gegebene Entwicklung zu verstehen als ein Schaffen aus der vollen Seele des Menschen heraus, unter den besonderen geistigen und sozialen Voraussetzungen des Zeitalters der Reformation. So erfüllt der erste Band die Aufgabe, die sich der Verlag gestellt hat. Wir hoffen über den Fortgang des Unternehmens berichten zu können, weisen aber nochmals auf den erstaunlich billigen Preis hin, durch den das Unternehmen als eine Volksgabe in wahrstem Sinne gekennzeichnet wird.

P. P.

Kunstgewerbe

Vom Deutschen Verein für Schlesische Spitzenkunst

Die schlesische Spitzenkunst, die schon durch Friedrich den Großen angeregt

worden ist, (vergl. Heimatblätter III. Heft 8 S. 202) hat, wie wir schon öfters erwähnt haben, im Laufe der letzten Jahre einen nicht geringen Aufschwung genommen. Erfreulich ist es für uns Schlesier, daß gerade unsere Provinz so herrliche Erzeugnisse schafft. Die mannigfachen Bestrebungen auf diesem Gebiete des Kunstgewerbes haben es verstanden, den Geist im Volke anzuregen, sodaß bis jetzt hunderte von Kindern und Erwachsenen einen Nebendiens finden, der ihnen neben den schweren häuslichen Arbeiten ihre Mußstunden ausfüllt und den Geist anregt, denn ganz erstaunlich ist es, was für entzückende Muster zutage gefördert werden. Was guter Wille, Fleiß und Ausdauer erzielen können, beweist uns der glänzende Erfolg der schlesischen Spitzenkunst unter dem Schutze des Deutschen Vereins für Schlesische Spitzenkunst, welcher erst seit einem Jahre besteht und unter dem Protektorat Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Pleß gegründet wurde. Derselbe hat soeben seinen ersten Jahresbericht erscheinen lassen. Erst durch diesen Verein, welcher drei schlesische Spitzenfirmen zusammenschloß, nämlich:

- Schlesische Spitzenmanufaktur Amalie Wehner, Hirschberg-Warmbrunn,
- Schles. Spitzenschule (Marie Hoppe und Margarete Siegert-Hoppe) Schmiedeberg i. R. und Hirschberg,
- Schulen für künstlerische Nadelspitzen (M. Bardt und v. Dobeneck) Hirschberg,

ist es diesen möglich geworden, ihre mit der Zeit vorgeschrittenen Produkte weiteren Kreisen bekannt zu machen. Die Ausstellungen in Hirschberg, Leipzig, Breslau, Köln waren von großem Erfolge für den Absatz — besonders in Leipzig ist es Frä. Margarete Bardt durch ihre Vorträge über künstlerische Spitzen gelungen, das Interesse des Publikums auf die prächtigen Leistungen der schlesischen Spitzenschulen zu lenken. Der Verein hat sich auch in Zukunft zur Aufgabe gemacht, alljährlich eine größere Anzahl gemeinsamer Ausstellungen in den bedeutendsten Orten zu veranstalten. Daneben soll die Bedeutung der Spitzenkunst durch eine angemessene

Propaganda in Zeitungen und Fachblättern zur Kenntnis gebracht werden.

Man kann den Aufschwung der schlesischen Spizenindustrie nicht deutlicher vor Augen führen, als durch einige Zahlen, die dem Jahresbericht entnommen sind. Danach waren beschäftigt:

Im Jahre 1907	124	Mäherinnen
" " 1908	202	"
" " 1909	248	"

Die größte Zahl davon sind Gelegenheitsarbeiterinnen, oder sie arbeiten regelmäßig, aber nur stundenweise, so wie es die häuslichen Verhältnisse zulassen. Die Umsätze an selbsthergestellten Spizen der drei Spizenschulen werden angegeben:

für 1907	1908	1909
M 11 761	M 18 037	M 27 715

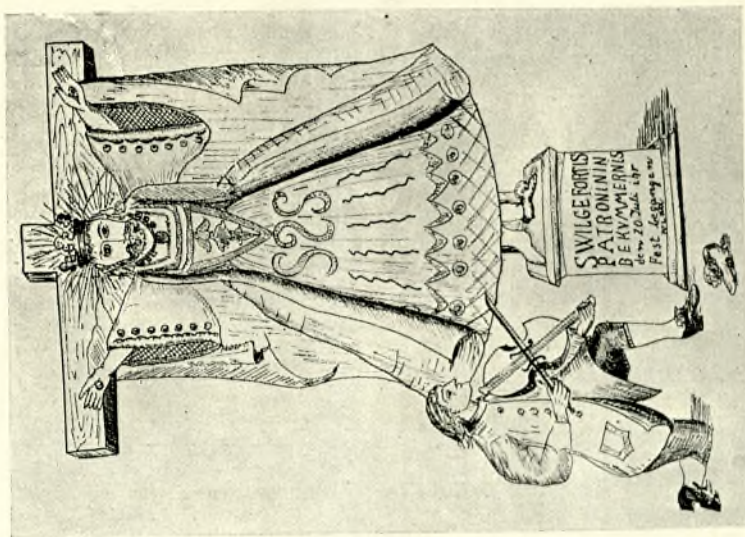
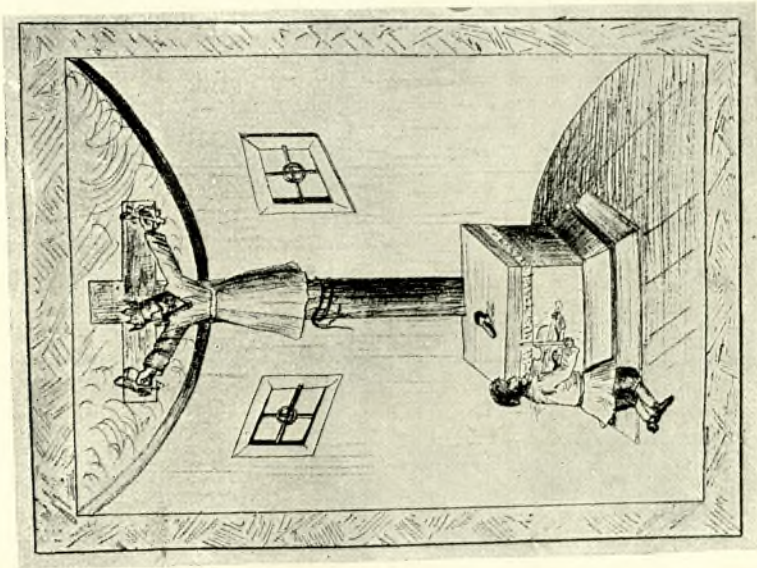
Bis Ende des Jahres 1909 zählt der Verein 90 Mitglieder. — Wir wünschen demselben ein weiteres Ausblühen und eine ebenso rege wie erfolgreiche Tätigkeit wie in seinem ersten Jahre. P P

Ein Kunst- und Kunstgewerbehaus „Schlesien“

ist in Breslau, Junkernstr. 6, am 1. Mai eröffnet worden. Dasselbe hat sich die Förderung schlesischer Kunst und Kunstgewerbes zur Aufgabe gemacht. Man kann der neuen Gründung mit Erwartung und Zutrauen entgegentreten, wenn man hört, daß ihm der deutsche Verein für schlesische Spizenkunst, die Warmbrunner Holzschnitzschule, der Verband schlesischer Textilkünstlerinnen, die schlesische Glasindustrie, die Bunzlauer Feinkeramik ihre Vertretung übertragen haben. Daneben soll auch die reine Kunst hier eine Heimstätte finden. Wie alle Unternehmungen, die der Hebung der Heimatkunst und des schlesischen Kunstgefühls dienen wollen, begrüßen wir das neue Unternehmen herzlich und wünschen, daß es ihm gelingen möge, sein Programm durchzuführen. B.

Natur und Landschaft

Der Schlesische Forstverein umfaßt gegenwärtig etwa 400 Mitglieder aus den Kreisen der Forstleute und der größeren Forstbesitzer, auch Kommunen gehören ihm an. Alljährlich hält der Verein eine Hauptversammlung ab und wählt hierfür Treffpunkte, deren Umgebung zu lehrreichen Ausflügen geeignet ist. So war der Verein im Jahre 1909 in Leobischütz (7. Juli), wo der Kommunalforst bestichtigt wurde. Diese Ausflüge werden durch die fachkundige Führung und Vorbereitung immer sehr interessant. Dankenswert sind die „Führer“, die dazu jedesmal gedruckt vorliegen und die auch mit Karten ausgestattet sind. Auch sonst gestaltet sich das Leben des Vereins, der gegenwärtig von dem Agl. Oberforstmeister Hellwig-Breslau geleitet wird, sehr rege. Ein zweckmäßigeres Bindemittel wie das „Jahrbuch des Schlesischen Forstvereins“ kann man sich nicht denken. Es ist eine Fundgrube des Aktuellen wie des bleibend Wertvollen für den Forstmann. Mit beredten Worten sind die Verhandlungen der Grünröcke wiedergegeben und die Diskussionen lassen noch in den Berichten den Mutterwitz einzelner Redner erkennen. Der Band für 1909 (erschienen 1910, E. Morgenstern, Breslau) ist 274 und 16 Seiten stark. Aus den Verhandlungen ersieht man, daß die Herren Oberförster die nutzbringende Seite der Waldkultur zwar in den Vordergrund stellen, daß sie aber auch für die höhere Bedeutung des Waldes Sinn und Verständnis haben. Es müßte auch sonderbar sein, wenn das Land der herrlichen Oderwälder, das Land, das den Waldidealisten Salisch sich zuschreiben darf, nicht Leute solchen Schlages hervorbrächte und zu erhalten wüßte. Der Schlesische Forstverein wird der vielseitigen Bedeutung des schlesischen Waldes, so hoffen wir, gerecht werden. C.



Neukirch bei Breslau

Arnsdorf i. Rsqb.

Bilder zum Artikel: Der Rümerniskult und die Rümerniskult in Schloffen



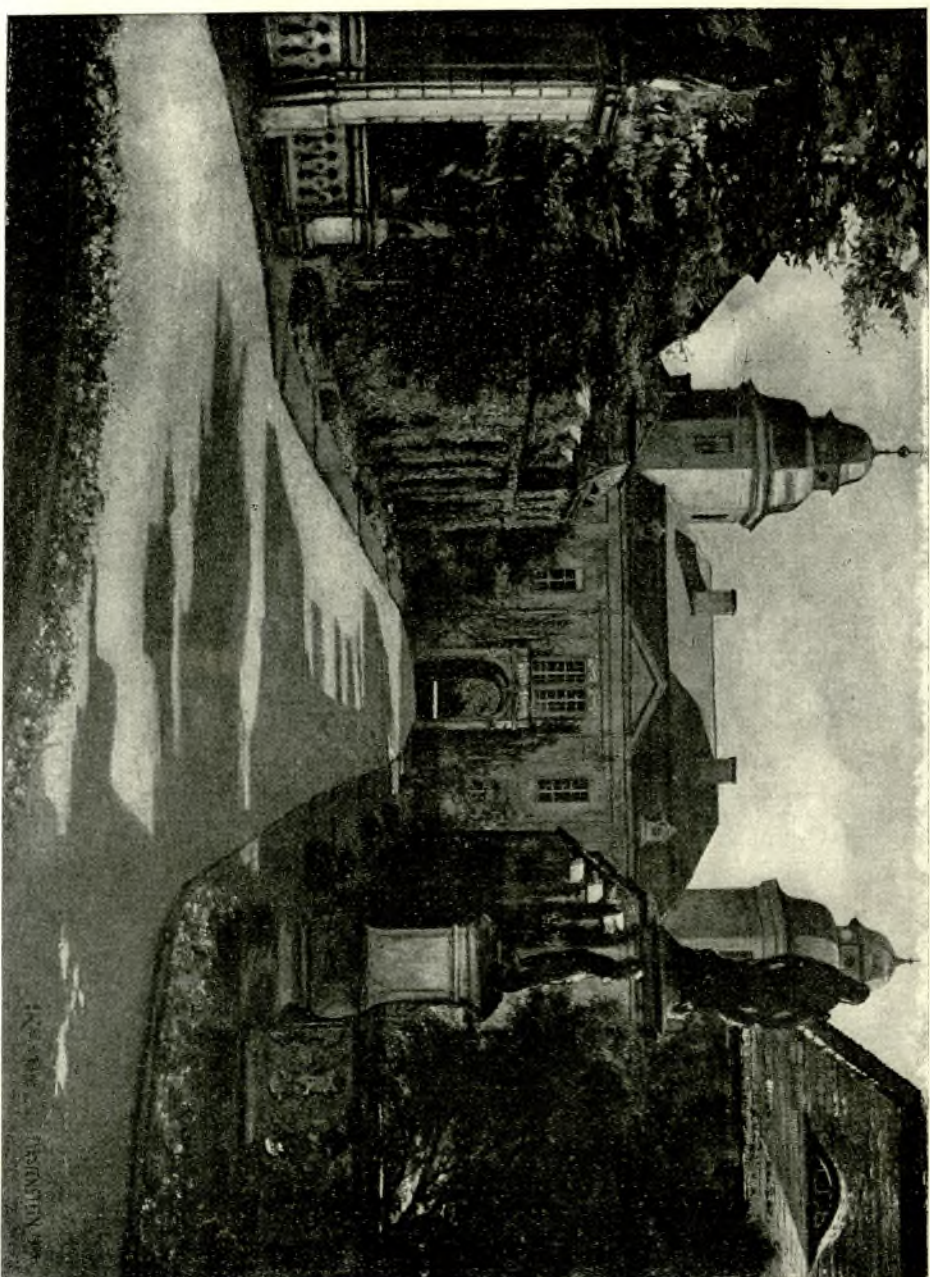
1914

1914

1914

1914

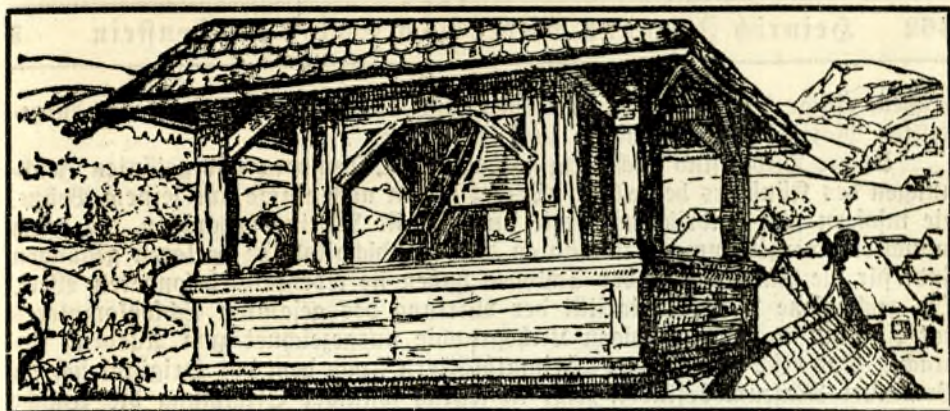
1914



Prof. F. Trmann, Breslau: Schloß Türkenstein

Original im Besitz des Schloß-Museum d. bild. Künste, Breslau

1. Ansicht des Haupteinganges vom Park aus.



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 18

2. Juniheft 1910

Heinrich Irmanns Bilder vom Schloß Fürstenstein

Von Dr. E. Doeßmann

Mit vollstem Rechte wird der Fürstensteiner Grund selbst in den meist sehr trockenen Geographielehrbüchern „die Perle Schlesiens“ genannt. Ein dürrer Bach hat dieses herrliche Tal in den Kohlenkalk des Waldenburger Berglands hineingegraben und die Verwitterung und die Flora haben das Ihrige getan, um einen Canon von romantischem Zauber herzurichten, wie er seinesgleichen kaum wiederfindet. In die tiefen Schluchten des Polsnichtales schaut das stolze Schloß Fürstenstein aus reservierter Lage herab. Nachbarlich grüßt herüber die sogenannte alte Burg, jene mit außerordentlich künstlerischem Gefühl neu-erbaute Ruine, das Ziel der vielen Fußgänger, welche die Wunder des uns Schlesiern so ans Herz gewachsenen Fürstensteiner Grundes auf sich einwirken lassen wollen. Aber nur wenige sehen diese Herrlichkeiten mit den Augen des Künstlers und noch geringer ist die Zahl derjenigen, welche Gelegenheit und Muße finden, die intimeren Reize kennen zu lernen.

So ist es in der Tat ein erfreulicher Zufall, daß in diesen Gründen sich ein Künstler seßhaft gemacht hat, der uns, den Fahrenden, eine Reihe von Ansichten erschlossen hat, zu denen wir in der Eile eines Sonntagsausflugs nicht gelangen können. Professor H. Irmann, Lehrer an der Breslauer Kunstschule, erwarb hier ein reizend gelegenes Bauernhäuschen mit einem entzückenden Blick nach dem Schloß hin, welches er zu einem prächtigen Idyll auszugestalten verstand. Von diesem Ruhesitz kommen eine große Zahl von Bildern, die er nach des Dienstes Erfüllung zur eigenen Freude und Erholung schuf. Eine Reihe von Motiven fanden als farbige Ansichtskarten ihre Veröffentlichung; größere Bilder, von denen das eine im Besitz des Museums der bildenden Künste in Breslau sich befindet, sind noch nicht weiteren Kreisen bekannt geworden. So werden es die Leser der „Heimatblätter“ gewiß mit Freuden be-

grüßen, einige davon kennen zu lernen, und dies umso mehr, als die dargestellten Motive nicht jedermann zugänglich sind.

Unsere Bilder sind nach Originalen in Del, Tempera und getönten Zeichnungen des Künstlers hergestellt. Leider fehlen noch einige aus seinem Besitze, die insofern von historischem Werte sind, als sie Motive behandeln, die durch mancherlei vorgenommene Umbauten dem Landschaftsbilde verloren gegangen sind; für die Baugeschichte des Schlosses haben sie jedenfalls besonderen Wert. Die geschlossene Monumentalität der Wirkung des gesamten Schloßkomplexes hat Irmann in einer farbigen Lithographie ausgezeichnet zum Ausdruck gebracht. Das erste Bild in den „Heimatblättern“, von dem das Original sich im Breslauer Museum befindet, zeigt in festlich sonniger Stimmung die Ansicht des Haupteingangs (Nr. 1) vom Park aus. Der architektonisch vornehm gegliederte in edlen Verhältnissen angelegte Flügel ist von zwei achteckigen Türmen mit schlesischen Turmdächern wuchtig flankiert. Rechts und links bemerkt man Wirtschaftsgebäude. Der ganze Ausschnitt besitzt eine ruhige, vornehme Bildwirkung und in dem Kolorit des Bildes klingt uns etwas von Trübnerscher Farbenpoesie entgegen.

Eine vornehme Parkszenerie (Nr. 2) führt uns die Ansicht nach der Bibliothek vor Augen. Der schöne blumige Hang findet einen wirkungsvollen Abschluß in der reizenden Baum- und Schloßsilhouette gegen die helle Luft des sommerlichen Himmels. Freundlich leuchten die weißen Fensterrahmen aus dem frischen Grün der Bäume. Auch das jenseitige Portal dieses Flügels (Nr. 3) gab Veranlassung zu einer sehr frisch gemalten Detailstudie, welche zumal in koloristischer Hinsicht äußerst fesselnd und anmutig wirkt. Das im prächtigsten Herbstschmuck leuchtende Weinlaub umspinnt ein architektonisch fein ausgestattetes Portal, über welchem sich die Bibliotheksräume des Fürsten befinden.

Für Lithographie gedacht ist das höchst interessante Terrassenmotiv (Nr. 4) mit dem überkuppelten Aussichtsturmchen. Diese wundervoll malerischen Schloßanlagen sind im Barockcharakter von französischen und italienischen Architekten angelegt worden. Jetzt bilden sie mit ihrem üppigen Kleide aus Efeu und Schlingpflanzen eine der schönsten Zierden gemeinsam mit den raffinierten gärtnerischen Anlagen des Gartens. Leider hat schon manches von diesen Herrlichkeiten nicht zum Vorteil für den Gesamtcharakter der Landschaft anderen baulichen Bedürfnissen weichen müssen.

Das letzte Bild (Nr. 5) zeigt den achteckigen Donjon des Schlosses im Hintergrund. Einen sehr wirksamen Kontrast gegen die vornehme Stilistik der Fassade mit den drei Eingängen geben die alten malerischen, mit herbstlichem Laub geschmückten Wirtschaftsgebäude.

Die Reichsgräfllich von Hochberg'sche Majoratsbibliothek zu Fürstenstein in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens. 1609—1909

Von Bibliothekar J. Endemann

Nicht die wildromantische Umgebung und die herrliche Lage des Schlosses Fürstenstein allein sind es, die auf den Besucher der alten Bergseite so anziehend wirken, sondern auch die großartigen Schöpfungen, welche der Kunstsinne ihrer Besitzer aus

dem von Hochberg'schen Geschlechte erstehen ließ. Ihm ist die Anlage der kunstvollen, dem Landschaftsbilde sich so wunderbar anpassenden Terrassen, der herrlichen Parkanlagen mit ihren wohlgepflegten Wegen und fein ausgewählten Aussichtspunkten, die prächtige Ausstattung der Innenräume des Schlosses, die Gründung und Pflege der Bibliothek zu verdanken.

Urkundlich erwähnt wird sie zum ersten Male in dem Testamente Konrads III. von Hochberg vom 2. Dezember 1609. Er bestimmt darin, daß die Bibliothek seinem ältesten Sohne Christoph von Hochberg verbleiben solle. Die Spuren derselben lassen sich bis in das 16. Jahrhundert hinein verfolgen; als ein geschlossenes, untrennbares Ganze aber erscheint die Bücherei erst seit dem 2. Dezember 1609. Die letztere umfaßte damals ungefähr 170 in weißes Leder gebundene, mit Pressungen reich verzierte Werke, welche den Grundstock zu der jetzt ca. 45 000 Bände zählenden Majoratsbibliothek bildeten. Der dreißigjährige Krieg und die ihm folgende trübselige Zeit waren der Entwicklung der kleinen Bibliothek sehr unangünstig; bis 1712 fehlt jede urkundliche Nachricht über sie. Der in dem letztgenannten Jahre durch den Mauningerichts-Advokaten Gottlieb Milich angelegte erste Katalog derselben läßt jedoch durch die Datierung der Werke gewisse Rückschlüsse zu. So enthielt die Bibliothek, die damals in einem viersehnigen Zimmer des 3. Schloßgeschosses untergebracht war, bei dem 1698 erfolgten Tode Hans Heinrichs II. 1450 und im Jahre 1712: 1763 Bände, unter denen sich 48 Handschriften befanden. Einen bedeutenden Aufschwung nahm sie unter dem Sohne und Erben Hans Heinrichs II., unter dem hochgelehrten und kunstsinigen Reichsgrafen Konrad Ernst Maximilian von Hochberg.

Er räumte, weil der bisherige Raum sich als zu klein erwies, der Bücherei ein großes, sechsehniges, zur ebenen Erde gelegenes Zimmer des im Jahre 1723 fertiggestellten nördlichen Schloßflügels ein. In diesem verblieb sie nebst dem mit ihr vereinigten, von Konrad Ernst Maximilian begründeten Kunstkabinett bis 1731; dann wurde sie auf Befehl des Grafen in fünf Zimmern des südlichen Schloßflügels durch den um die Entwicklung der Bibliothek hochverdienten Gräflichen Aktuar, den späteren Oberamts-Regierungs-Advokaten Johann Gottlieb Klose, aufgestellt. Die neuen Räume waren prunkvoll eingerichtet, entsprechend dem Wunsche des Grafen, daß die Bibliothek „auf alle Weise ins Auge falle und auch diejenigen vergnügt werden, die den innerlichen Wert nicht beurteilen können“. Frescomalereien von der Hand Felix Anton Schefflers, sowie die von demselben Meister in Del gemalten Ahnenbilder zierten die Wände, bemalte Vorhänge die Fenster und Nischen; die letzteren waren überdies noch mit Holzbildhauerarbeiten geschmückt. Die Sammlungen waren in rot- und goldlackierten, mit Spiegelstücken versehenen Kästen untergebracht. Von dem Interesse, das die Bibliothek und die Sammlungen bei den Gelehrten erregten, geben die Berichte Gottfried Balthasar Scharfs im Jahrgange 1735 der „Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens“ und Johann Christian Kundmanns in seinem Werke: „Academiae et scholae Germaniae praecipue Ducatus Silesiae cum bibliothecis in nummis“ Zeugnis.

Die Bücherei, die bisher vorwiegend aus theologischen, geschichtlichen und rechtswissenschaftlichen Werken bestanden hatte, wurde nun nach einem bestimmten, von Klose ausgearbeiteten Plane vermehrt. Große Summen gab hierfür der Graf aus; so kaufte er unter anderem Bücher aus der Fürstlich Dels'schen Bibliothek, einen Teil der Bücherei des Piederichters und Pastors Benjamin Schmold zu Schweidnitz und den Pauli'schen Büchernachlaß zu Breslau; auch ließ er viele auf Schlesien Bezug habende Akten mit großen Kosten kopieren. Die zweite Katalogisierung fand 1720 durch den Kandidaten der Theologie und Hauslehrer der Gräflichen Kinder, Gottfried Kirstein, die dritte 1727 durch Ehrenfried Wilhelm Charisius statt. Der Graf Konrad Ernst Maximilian hat die Bibliothek um rund 7500 Bände vermehrt.

Sein Sohn und Erbe Heinrich Ludwig Carl arbeitete im Sinne seines Vaters weiter, legte mit Unterstützung des Notars Hallmann aus Freiburg alphabetische und Spezial-Kataloge an und vermehrte die Bibliothek, soweit es ihm seine durch die Leiden des Krieges stark in Anspruch genommenen Mittel erlaubten. Da er 1755 kinderlos starb, ging die Herrschaft Fürstenstein an seinen Vetter Hans Heinrich IV. Grafen von Hochberg auf Rohnstod über. Dieser hatte sich schon in Rohnstod eine eigene Bibliothek angelegt, welche nach seinem Tode mit der Fürstensteiner vereinigt wurde; da er nur kurze Zeit (von 1755—1758) im Besitze der Herrschaft

Fürstenstein war, konnte er für die hiesige Bibliothek wenig tun.

Reges Interesse an derselben besaß sein Sohn Hans Heinrich V.; er vergrößerte sie unter anderem durch Ankäufe von Handschriften, besonders solcher, die sich auf sein Geschlecht bezogen, und durch die Erwerbung der Bibliothek des M. Johann Heinrich Ruffer zu Michelsdorf. Von den im Fürstensteiner Archive aufbewahrten Urkunden ließ er durch einen Künstler Namens Wilhauser Kopien herstellen, die den Originalen bis ins kleinste Detail gleichen.

Während des siebenjährigen Krieges weilte mancher hohe Besuch in den Räumen der Bibliothek, so unter anderem am 2. Oktober 1760 der General Daun mit vielen Offizieren seines Gefolges. Er machte den beiden sächsischen Prinzen Albrecht und Clemens, die vom 6. September bis zum 9. Oktober des genannten Jahres in Fürstenstein im Quartier waren, einen Besuch und besichtigte dabei die Bibliothek unter der Führung der Prinzen, die viel in derselben gearbeitet hatten. Die letzteren schenkten als Andenken an den Aufenthalt in der Bücherei dem Grafen das auf Veranlassung ihres Schwagers, des Königs von Spanien, herausgegebene Werk: *„Le pitture antiche d'Ercolano e contorni incise con qualche spiegazione. Napoli 1757—79.“*

Am 4. Juni 1771 starb der Mandatarius Aloise, und seinem Testamente gemäß fielen seine Silesiaca sowie ein Kapital von 200 Talern der Fürstensteiner Bibliothek zu. Graf Hans Heinrich V. von Hochberg starb am 22. Mai 1782. Die Bibliothek zählte bei seinem Tode 12 882 Bände.

Sein Nachfolger, Hans Heinrich VI., erwarb im Jahre 1804 die Bibliothek eines Herrn von Mühschafel zu Breslau für 1400 Taler. Sie umfaßte 3500 Bände, darunter 63 Aldinen und 61 Incunabeln von hohem Werte. Die durch die Franzosenherrschaft hervorgerufene wirtschaftliche Notlage erlaubte ihm nicht, nennenswerte Bücherankäufe zu machen. Als sich nach der am 12. Februar 1807 erfolgten Uebergabe von Schweidnitz die Franzosen in der hiesigen Gegend festgesetzt hatten, entliehen sehr viele der in den Orten der Umgebung Fürstensteins einquartierten französischen Offiziere Bücher aus der Bibliothek; selbst der kommandierende General der französischen Armee, Vandamme, hatte sich schon am 22. Januar 1807 Bücher in sein Hauptquartier nach Würben schicken lassen. Im Jahre 1830 besuchten der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin, Prinz Wilhelm von Preußen, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Fürst und Fürstin Radziwill während ihres Aufenthalts in Fürstenstein die Bibliothek.

Unter dem Sohne und Nachfolger Hans Heinrichs VI., unter Hans Heinrich X. Fürsten von Pleß, wurde die Bibliothek an bestimmten Tagen dem Publikum zur Entleihung von Büchern geöffnet. Einen Zuwachs erhielt sie dadurch, daß der Geheime Hofrat Dr. Zempin ihr seine Bücherei vermachte. Nachdem die Fürstliche Zentral-Verwaltung im Jahre 1882 nach Waldenburg übergesiedelt war, wurde durch Hans Heinrich XI. Fürsten, späteren Herzog von Pleß das von dieser bisher benutzte Verwaltungsgebäude der Bibliothek überwiesen, und seit 1897 befindet sie sich in den jetzigen, im Vorgebäude gelegenen, gediegen ausgestatteten, zweckmäßig eingerichteten, freundlichen und hellen Räumen.

Es würde zu weit führen, eine Beschreibung der einzelnen wertvollen Manuskripte, Incunabeln und Druckwerke der Bibliothek zu liefern; dies würde, da ihre Zahl zu groß ist, Gegenstand einer besonderen Abhandlung sein müssen. Es seien deshalb nur die wichtigsten derselben hervorgehoben.

Das älteste Manuskript der Bibliothek ist ein um 1320 geschriebener Sachsen-Spiegel im Originaleinband. Der letztere besteht aus Holzdeckeln, welche mit braunem, sehr festem Pergamente überzogen und mit schmiedeeisernen, durchbrochenen Beschlägen versehen sind. Der Text ist mit der Rohrfeder auf Pergament geschrieben; die Initialen sind in Blau und Rot ausgeführt. Der Sachsen-Spiegel umfaßt die Register, das Landrecht, Lehnrecht, den Richtsieg und das Weichbilsrecht. Am Schlusse des Textes gibt der Schreiber in zwei Hexametern seinen Namen an:

„Nomen scriptoris, si tu cognoscere queris:

Fran tibi sit primum, medium eis, cui sit in ymum.“

Eine andere aus dem 15. Jahrhundert stammende Handschrift enthält die sächsischen Distinctionen, ein Rechtsrepertorium und die Chronik aus dem Weichbilde. Sie ist in verschiedener Hinsicht der Handschrift ψ III. 60 des Stiftes Tepl in Böhmen ähnlich.

Sehr wertvoll ist ein aus dem 15. Jahrhundert stammender Sammelband, ein Manuskript, in dem sich 1. eine vita Alexandri Magni, die mit der Lebensbeschreibung des Königs Philipp von Macedonien beginnt, 2. historia Appollonii de Tyro, 3. Martini Poloni chronicon, 4. Joannis chronica Polonorum, 5. De septem sacramentis tractatus, 6. Registrum cronice pontificale und registrum imperiale befindet.

Ein mit großem Fleiße in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Hand J. B. Wernhers hergestelltes Werk ist: „Topographia oder Prodromus delineatorum ducatum Silesiae“, ein vierbändiges Manuskript, welches außer geschichtlichem Texte sehr viele kolorierte Federzeichnungen von Städten, Dörfern, Ritterhöfen, Kirchen und Klöstern enthält.

Reiche Fundgruben für den Genealogen bilden die Gzechel-Roppansche Sammlung, die von Senitzsche, welche Abbildungen der in den Kirchen der Weichbilder von Strehlen und Rimpfisch, Münsterberg und Frankenstein, Schweidnitz und Reichenbach befindlichen Grabdenkmäler enthält, die von dem Diakonus Johann Joachim Möller zu Croßen verfaßten Genealogien der verschiedensten Adelsgeschlechter und ferner die reichhaltige Sammlung von Stammbüchern aus dem 16.—18. Jahrhundert.

Ein Unikum besitzt die Bibliothek in dem ersten Bande des Tagebuches des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, der bekannt ist als treuer Hofmarschall Herzog Heinrichs XI. von Pommern und Berühmtheit erlangt hat als trinkfester Herr.

Die älteste Incunabel der Bibliothek ist die erste seltene Ausgabe von Boethius: de consolatione philosophiae latine et germanice, gedruckt zu Nürnberg von Antonius Coburger 1473; das vorzüglich erhaltene Werk besitzt einen hohen Wert.

Die nächstältesten Incunabeln sind: Ant. Rampigolli: Aurea Biblia, Wlm, gedruckt 1476 von Johannes Zeiner de Reutlingen, Franciscus Philephus: Sati-rarum opus, Mailand, gedruckt 1476 von Christoph Waldarpher, Appianus: De bellis civilibus Romanis, latine a P. Candido Decembrio, Venedig, gedruckt 1477 von Bernardus Victor, Erhardus Radolt de Augusta und Petrus Voslein, und Juvenalis und Persius: Satyrae, Mailand, gedruckt 1478 von Philippus Ravagnius.

Sehr schöne Holzschnitte zieren die Incunabel: De plurimis claris scelectisque mulieribus von Jacobus Philippus Bergomensis, gedruckt zu Ferrara durch Laurentius de Rubens de Valentia.

Hervorzuheben ist ferner die erste griechische Ausgabe des Herodot, gedruckt zu Venedig von Aldus im Jahre 1502.

Sehr wertvoll durch seine künstlerisch schönen, in Blau, Gold, Rot und Grün gemalten Initialen ist ein Martialis eum commentariis Domitii Calderini, gedruckt zu Venedig durch Baptista der Tortis 1485. Dieser Band befand sich, wie aus einem kunstvoll gemalten Wappen zu schließen ist, zunächst im Besitze eines Herrn von Egloffstein und war um 1612 Eigentum der Stadt Meissen, die ihr Ex-Libris hineinzeichnen ließ.

Einen Schatz besitzt die Bibliothek in der mit Holzschnitten von Lukas Cranach gezielten Septemerbibel, der im September 1522 erschienenen ersten Ausgabe des von Dr. Martin Luther übersetzten und von Melchior Lotther zu Wittenberg gedruckten Neuen Testaments.

Von großem Werte sind auch mehrere aus der Bibliothek des schlesischen Reformators Johann Hef stammende, von ihm mit Inscrip-tion versehenen Werke, deren oberer Deckel mit seinem Wappen geziert ist.

Zu nennen wäre ferner noch ein aus der Bibliothek des Pastors Gottfried Fuchs zu Schweidnitz stammender, auf Seidenpergament geschriebener Koran in morgenländischem Einbände, eine achtzehnbändige, vom Rector Ernst Pittmann zu Jauer zusammengebrachte Sammlung deutscher und französischer Kriegslieder aus den Jahren 1870/71, sowie fünf Bände Pariser Karikaturen aus derselben Zeit, gesammelt von seiner Durchlaucht dem verewigten Herzog von Pleß während seines Aufenthaltes in Versailles.

Einen Wert von ungefähr 12 000 Mark repräsentiert die sogenannte Senne-waldtsche Sammlung, welche Miniatur-Porträts von Persönlichkeiten aus der Zeit von 1780—1810 enthält. Die Bilder sind in Aquarell- und Sepia-Malerei mit großer Feinheit ausgeführt; unter ihnen befindet sich auch ein sehr schönes Porträt des Philosophen Emanuel Kant. Außer diesem Werke Friedrich Wilhelm Senne-waldts besitzt die Bibliothek von ihm noch ein zweites, das Landschaften aus den verschiedensten Teilen Deutschlands in Aquarellmalerei enthält.

Das Handwerkliche in der Kunst

Mit besonderer Berücksichtigung der Holzbildhauerei *)

Von Bildhauer dell'Antonio

Auf der Weltausstellung in Mailand 1906 sah ich ein Bild, das die ersten Menschen darstellte, wie sie den Ackerbau pflegten. Als Pflug diente ein entwurzelter Baum, das Weib und zwei erwachsene Kinder zogen an den Ästen, während der Mann den primitiven Pflug an zwei Wurzeln lenkte. Eine dritte Wurzel des Baumes lockerte die Erde auf.

Wenn wir diesen primitiven Pflug betrachten, begreifen wir, wie schwer es für den Armenischen gewesen sein mag, zu Handwerkszeug zu kommen. Vermutlich waren es harte Steine, die von Natur aus scharf und mittelst anderer Steine noch schärfer und spitziger geschliffen wurden, sowie zurecht geschliffene Tierknochen, die das erste Handwerkszeug des Armenischen bildeten. Ein Fortschritt von weittragender Bedeutung war der künstliche Gebrauch des Feuers, der die Bearbeitung der Metalle ermöglichte und zur Herstellung besseren Handwerkszeuges führte. Erst mit dem Handwerkszeug konnte sich nach und nach das Handwerk entwickeln und erst durch das Handwerk die Kunst. Dem späteren Handwerker genügte es nicht, daß ein Gebrauchsgegenstand oder eine Waffe den nackten Zweck erfüllte, sondern immer wünschte er, daß auch bei diesen Dingen ein gewisses Schönheitsgefühl seine Befriedigung finde. Wenn wir in einem Museum für Völkerkunde Geräte, Waffen und andere Gegenstände betrachten, zeigt sich, selbst bei den wildesten Völkern, eine Freude, ein Drang zur künstlerischen Betätigung. Sie sind nicht zufrieden, daß der Gegenstand seine Dienste tut, sondern versuchen auch, demselben eine schöne gefällige Form zu geben und ihn mit eingeritzten Zeichnungen zu schmücken. Im Nationalmuseum zu Berlin befinden sich mehrere, etwa 2000 Jahre v. Chr., von den Ägyptern aus Holz gefertigte, kunstgewerbliche Gebrauchsgegenstände, darunter eine Tragbahre, die zugleich als Ruhebett diente und mit Leder überspannt war. Der ägyptische Tischler war mit den vier geraden Füßen nicht zufrieden, er schnitzte daraus Stierfüße und gab so dem Gegenstand den Charakter der Tragbarkeit. Ein aus derselben Zeit stammender hölzerner Fußschemel ist so originell, zweckentsprechend und gefällig in der Form, als ob er von einem modernen Künstler entworfen und von einem heutigen Kunsttischler ausgeführt wäre. Daraus können wir entnehmen, daß der ägyptische Handwerker und Künstler eine und dieselbe Person war.

Winkelman gibt uns von dem ägyptischen Kunsthandwerker folgende Schilderung: „Niemand lernte die Kunst aus eigenem Antriebe oder Neigung, sondern wie in anderen Handwerken folgte der Sohn dem Beruf seines Vaters und so verpflanzte sich die Kunst nur in der Familie weiter, vom Vater zum Sohne. Infolgedessen konnten sich in Ägypten keine Schulen entwickeln wie etwa später in Griechenland. Auch winkten ihnen weder Ehre noch sonst irgend welche Vorteile, denn, wenn sie auch Außerordentliches hervorgebracht hätten, so wurden sie doch nur als gewöhnliche Arbeiter betrachtet. Deswegen ist uns auch begreiflich, daß der Name eines einzigen ägyptischen Künstlers sich erhalten und auf uns gekommen, er heißt Memnon und hatte unter anderen drei

*) Festvortrag, zur Kaisergeburtstagsfeier gehalten in der Aula der Holzschnitzschule zu Warmbrunn. 1910.

Kolossalstatuen am Eingang eines Tempels zu Theben geschaffen, worunter die eine die größte von ganz Aegypten war."

Ueber das Verhältnis zwischen Kunst und Handwerk in Griechenland berichtet Plato, indem er schreibt: „Maurer und Schuster und Bildhauer, das sind samt und sonders Handwerker.“ Damals galt hauptsächlich die Politik und der Kriegsdienst als die eines freien Mannes würdige Beschäftigung und wer mit seiner Händearbeit sein Brot verdiente, näherte dem Sklaven und als solcher galt auch der Bildhauer.

Aber auch später und zwar noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, als die Künstler schon jahrhundertlang an die Höfe der Fürsten und Könige gezogen, auch damals noch schreibt der Kunstverständige Lucian, der sich einst selbst der Bildhauerei widmen wollte: „... Und würdest du auch ein Phidias und Polyklet und hättest eine Menge bewunderungswürdiger Werke gearbeitet, so wird zwar jeder, der sie sieht, deine Kunst erheben, aber gewiß keiner von allen, so lange er bei Verstand ist, deinesgleichen zu sein wünschen. Denn wie groß du auch immer in deinem Fache sein magst, so wirst du doch immer mit den Leuten, die ihren Lebensunterhalt mit den Händen gewinnen müssen, in eine Klasse geworfen.“

Ein ähnliches Verhältnis finden wir auch noch in der Gotik. Die Künstler, welche die herrlichsten Dome errannen, entwarfen und den Bau leiteten, werden von den Chronisten kaum erwähnt. Als Erbauer werden in der Regel diejenigen Herren und Prälaten genannt, die das Geld zum Bau beschafften. Der eigentliche Erbauer, der Architekt, wird von den Chronisten nur als „Oberkontrollleur“ erwähnt. Bezeichnend für die bescheidene soziale Stellung der Künstler ist der Umstand, daß die Chronisten gelegentlich rühmen, man habe einen „sehr erfahrenen Meister“ berufen, ohne es der Mühe wert zu finden, den Namen desselben zu nennen. Um diese „erfahrenen Meister“ bildete sich auf den Bauplätzen allmählich ein wohlgeschulter Handwerkerstand aus, dessen Kerntruppe die Steinmeyer waren.

Im Künstlerischen war jeder bessere Steinmeyer ziemlich selbständig. Alle jene reichen Kapitelle, jene Mannigfaltigkeit der ornamentalen Dekoration, ja selbst der figürliche Schmuck, den wir an jenen herrlichen Bauten bewundern, sind zum guten Teil selbständige Schöpfungen der geschicktesten allmählich zum Kunsthandwerker herangereiften Steinmeyer.

Aus ihnen erwachsen die Nachfolger der „sehr erfahrenen Meister“, die Architekten und Bildhauer.

Es ist allgemein bekannt, daß der größte Teil der Renaissance-Künstler ebenfalls aus dem Handwerkerstande hervorgegangen ist. Die großen italienischen Meister, wie Ghiberti, Donatello, Verrocchio, della Robbia und andere mehr, sie alle haben in der Goldschmiedewerkstatt begonnen und zuerst dieses Handwerk gelernt.

Das beweist nicht etwa, daß die alle Goldschmiede werden wollten, nein, man lernte da die „Arte del disegno“, die darstellende Kunst, mit ihren handwerklichen Griffen und Techniken. Dies galt als Vorbereitung, als Vorbedingung, um später zur Malerei oder Bildhauerei überzugehen. Auch unser größter deutscher Künstler Albrecht Dürer hat zuerst bei seinem Vater das Goldschmiedehandwerk gelernt. Erst nachher kam er zum Maler Wolgemut in die Lehre „und auf 3. Jahre war die Zeit bemessen“, — wie Dürer selbst schreibt, — die er hier die neuen sollte.

Ob schon diese Lehrlinge bereits gut zeichnen konnten — denn in den Goldschmiedewerkstätten wurde vor allem ein gediegener Zeichenunterricht erteilt —, mußten diese sich begnügen, einstweilen die Leinwand zu grundieren, Pinsel auszuwaschen und Farben zu präparieren. Zugleich durften sie zusehen, wie der Meister malte, und als sie etwas reifer geworden, konnten sie dem Meister helfen, irgend einen Teil des Bildes auszumalen, wie einen Fuß, eine Hand, einen Faltenwurf u. dergl. Von Lionardo da Vinci wird erzählt, daß er an einem Altarbild einen Engel malen durfte, der so schön wurde, daß sein Meister Verrocchio sich übertroffen fühlte und sich von der Malerei abwandte.

Ueber die mittelalterlichen Holzbildhauer Veit Stöck, Brüggemann und Riemenschneider ist uns nichts näheres bekannt, als daß sie als eingewanderte Gesellen oder Meister in einer Stadt eine Werkstatt gründeten und bald, von vielen Lehrlingen und Gesellen umgeben, viele Aufträge ausführten. Diese Werkstätten waren auch zugleich die Bildhauerschulen, aus denen die Holzbildhauer hervorgingen. Das Kunstbuch der Lucas-Bruderschaft zu Würzburg von 1501 gibt allein 12 Lehrlinge von Riemenschneider an und jedenfalls beschäftigte er zugleich eine größere Anzahl Gesellen. Und in der von Veit Stöck gegründeten und von seinem Sohne Stanislaus weitergeführten Krafauer Werkstatt wurden im Verlauf von nahezu 30 Jahren eine Menge von polnischen, ungarischen und schlesischen Holzbildhauern ausgebildet, die nach Ungarn und nach Schlesien zogen und in ihrer Heimat eigene Werkstätten gründeten.

In einer solchen Werkstatt wurde der Schüler mit allen handwerklichen Griffen bekannt. Kein Wunder, wenn in diesen Schulen, wo nur an Aufträgen gearbeitet wurde, sich eine gründliche Vertrautheit mit dem Material, vor allem aber jene gesunde, sichere Technik entwickeln konnte, die wir an den mittelalterlichen Werken so sehr bewundern. Durch ständige Übung in praktischer Arbeit brachten es jene Holzbildhauer nach und nach zu solch hohem technischen Können, welches sie befähigte, ihre Werke direkt aus dem Holze herauszuschneiden, ohne große Vorstudien zu machen.

Interessant war mir im vorigen Sommer eine Gespräch mit Bildhauer Mohr, Lehrer der Holzbildhauerklasse an der Kunstgewerbeschule zu Frankfurt am Main. Herr Mohr erzählt mir, er hätte sich stets interessiert, ob die mittelalterlichen Holzbildhauer ihre Arbeiten vorher modelliert hätten. Trotz eifriger Nachforschung, besonders in Würzburg, hat er nie irgend einen Beweis gefunden, daß dies geschehen — eher wurde seine Annahme bestätigt, daß Riemenschneider und seine Schule nur nach irgend einem Kupferstich oder Holzschnitt, jedenfalls auch nach eigenen Zeichnungen direkt aus dem Holze gearbeitet haben. Und in der Tat, wenn wir im städtischen Museum zu Würzburg die große Riemenschneider-Sammlung durchmustern, finden wir kein einziges Ton- oder Wachsmodeill; alles was dort angesammelt, ist aus Holz oder Stein.

Angeichts der großen Fülle von Werken, die von den berühmten mittelalterlichen Holzbildhauern selbst, oder aus deren Werkstätten stammen, könnte man annehmen, daß sie gewiß eines ihrer Stellung entsprechenden angenehmen Lebens sich erfreuen konnten. Dem ist aber nicht so. Die Werke wurden damals verhältnismäßig gering bezahlt. Die Künstler gingen aus dem Handwerke hervor und lebten weiter wie Handwerker. Selbst einem Dürer, der sich bei seinen Kompositionen genug gequält hat, wurde die Arbeit so gering

bezahlt, daß er selten an eine unbestellte freiere Arbeit denken und sich eines sorglosen Lebens erfreuen konnte. Er lebte weiter als einfacher Bürgersmann im ständigen Verkehr mit den anderen Handwerksmeistern.

Dies gesunde Verhältnis zwischen Kunst und Handwerk verschwand, nachdem die Künstler der italienischen Renaissance hoffähig geworden und teilweise auch an fremde Höfe berufen wurden. Die tüchtige Zeit Stoß-Schule zu Krakau z. B., die unter seinem Sohne Stanislaus weiter blühte, wurde verdrängt von den italienischen Renaissancekünstlern Jakobo Caraglio, Gian Maria Padovano und Bartolomeo Ridolfi, die vom polnischen König nach Krakau berufen wurden.

Durch derartige Verhältnisse gingen diese trefflichen Holzbildhauerschulen nach und nach zurück. An deren Stelle traten später die Hochschulen, die Akademien, an denen das Handwerk ausgeschaltet und nur die h o h e, d i e r e i n e Kunst gelehrt wurde. Die Stelle des Meisters wurde von dem „Kunstprofessor“ vertreten, der von den handwerklichen Erfahrungen oft wenig wußte, dafür aber mit der Kunstgeschichte, mit all ihren Daten und Zahlen, sowie mit den Kunstgesetzen gründlich vertraut war.

Die Theorie trat an die Stelle der Praxis. Man lernte nicht mehr durch die praktische Arbeit, sondern durch Belehrung, durch Betrachtung, durch Kritisierung und Begutachtung, wie gearbeitet oder nicht gearbeitet werden soll. Anstatt praktisch in Holz oder Stein zu arbeiten, wurde gezeichnet und modelliert, damit man desto besser kritisieren und ausprobieren konnte. Der Entwurf wurde zur Hauptsache und das eigentliche Werk zur Nebensache. Die Ausführung in Holz oder Stein wurde den Handwerkern überlassen, um die man sich wenig kümmerte. In dieser Weise trennten sich Kunst und Handwerk mehr und mehr. Ja, es gab eine Zeit, wo man auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes das Höchste zu leisten glaubte, wenn man den Entwurf von einem Künstler, der gut zeichnen und modellieren konnte und das Werk von einem tüchtigen Handwerker, der die Technik gut beherrschte, genau nach diesem Entwurfe ausführen ließ. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein um die Mitte vorigen Jahrhunderts von der preussischen Regierung herausgegebenes Werk: „Vorlageblätter für Fabrikanten und Handwerker“, in dessen Vorrede der bemerkenswerte Satz vorkommt: „der Fabrikant und Handwerker soll sich ja nicht verleiten lassen, selbst zu komponieren“. — Heute denkt man anders.

Dem entwerfenden Künstler waren jedoch die Bedingungen des Materials meistens ebenso unbekannt wie die Konstruktion. Es wurde etwas entworfen, was auf dem Papier sehr schön ausah, sich aber in dem gedachten Material schlecht ausführen ließ. Der ausführende Handwerker mußte trotzdem die Weisungen des Künstlers genau befolgen. Für den Holzbildhauer entwarf man etwas, was dem Kunstschlosser gehört hätte, dem Steinmetz traute man etwas zu, was der Holzbildhauer nur in Holz ausführen konnte und umgekehrt; kurz man nahm auf das Material und die handwerkliche Arbeit gar keine Rücksicht mehr.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich nach der ersten Weltausstellung in London 1851, fing man an, sich wieder für das Handwerkliche zu interessieren. Man fühlte, daß es so nicht weiter gehen könne und war bestrebt, Kunst und Handwerk wieder zusammen zu bringen. Zu diesem Zwecke gründete man Kunstgewerbevereine, Kunstgewerbemuseen

und im Anschluß an diese auch Kunstgewerbeschulen. Erstere hatten den Zweck, in weiteren Kreisen Interesse für das Handwerk zu erwecken, letztere, dem Handwerkertum einen tüchtigen Nachwuchs heranzubilden.

Wie aber bei vielen Neuerungen erst durch die Erfahrung gelernt werden muß, so war es auch hier. Manche Schulen legten zu viel Wert auf die Theorie und zu wenig auf die Praxis. Erst im Laufe der Zeit sah man ein, daß, um tüchtige Praktiker heranzubilden, auch an praktischen Arbeiten gelernt werden müsse und diese Einsicht führte zu dem Vorgehen, den Schulen Lehrwerkstätten anzugliedern. Man erkannte die Wichtigkeit der Beschäftigung des Schülers mit dem Material, und wie erst aus dieser Beschäftigung heraus sich das Material- und Konstruktionsgefühl entwickeln kann. Von diesem Gesichtspunkte aus entwickelten sich zwei Arten von Lehrwerkstätten und zwar solche, welche wirkliche Praktiker ausbilden sollten und solche, die mehr als Versuchswerkstätten dienen und dazu bestimmt sind, denjenigen Schülern, die als spätere Kunstgewerbezeichner nicht eigenhändig ausführen können, Gelegenheit zu geben, Material und Technik kennen zu lernen. So hat zum Beispiel der Möbelzeichner die Gelegenheit, in einer Kunsttischlerwerkstätte seinen Entwurf selbst auszuführen oder ausgeführt zu sehen und so denselben nach der Richtung der werk- und materialmäßigen Konstruktion zu prüfen.

Verbreiteter und wichtiger aber sind die Lehrwerkstätten, welche die praktische Arbeitsausführung vermitteln.

Das Ziel dieser Werkstätten ist nicht gerade, die Meisterlehre zu ersetzen, sondern vielmehr, die ausgeführte Arbeit technisch und künstlerisch zu heben. Es soll dem praktischen Handwerker Gelegenheit geboten werden, sich in seinem Fache auszubilden so, daß er nach und nach auch die Entwürfe und Modelle selbst anfertigen könnte und die volle Unabhängigkeit erlangt.

Ich hatte im vorigen Sommer Gelegenheit, die Lehrwerkstätten der rheinländischen Kunstgewerbeschulen zu besichtigen und gewann den Eindruck, daß solche Schulen durchaus keine künstliche Treibhäuser sind — wie sie von den Gegnern gerne genannt werden —, sondern Meisterwerkstätten, aus denen Kunsthandwerker hervorgehen, die mit der nötigen Praxis ausgerüstet für das Handwerk einen gesunden Nachwuchs bilden werden.

Aber nicht nur auf den Kunstgewerbeschulen, sondern auch auf den großen Akademien ist man im letzten Jahrzehnte der Frage der Lehrwerkstätte näher getreten.

Hauptsächlich in den Bildhauerklassen konnte man beobachten, daß mit dem Zeichnen und Modellieren, mit der Anatomie und Kunstgeschichte noch nicht alles gelehrt war, denn in den meisten Fällen stand der Akademiker, bei späterer selbständiger Tätigkeit, dem Stein- oder Holzblock ratlos gegenüber.

Vor zehn Jahren gab Bildhauer Hellmer, Professor der Bildhauerklasse an der Akademie zu Wien, eine Broschüre heraus, worin er u. a. auch folgendes bemerkt: „Der Bildhauerei von heute fehlt das plastische Empfinden. Das plastische Empfinden wurzelt im Material, aus dem Material heraus muß der Bildhauer komponieren.“

Schneideten die Alten ihre Figuren aus Holz, so haben sie diese ganz anders, dem Material entsprechend, komponiert, als wenn sie dieselben in Bronze gegossen oder in Marmor meißelten. Der nur schwer zu bearbeitende

Granit der Ägypter ist die Grundursache jener grandiosen Geschlossenheit und Einfachheit ihrer monumentalen Göttergestalten.

Der leichter zu meißelnde pentelische Marmor der Griechen erlaubt ihren Bildungen weit größere Freiheit und die Bronze nahezu Beweglichkeit. Immer, an jeder großen Kunstepoche kann man es verfolgen, ist das Material, die Beherrschung des Materiales, das Maßgebende für die Komposition.

Die hervorragenden Franzosen, die intimen deutschen Meister — alle haben selbst geschnitten, gemeißelt, gegossen und ziselirt. Deshalb werden auch ihre Schöpfungen für alle Zeiten hohen Kunstwert besitzen.

Erst der Jetztzeit mit der „Kunstschule“ ist es vorbehalten geblieben, dieses freie künstlerische Schaffen zu vernichten.

Und so komme ich auf eine Reorganisation der Bildhauerschule zu sprechen.

Die Bildhauerschule muß vor allem in eine „Werkstatt“ umgewandelt werden. Der eintretende Schüler muß in erster Linie das Handwerk erlernen, denn Kunst und Handwerk haben einen gemeinsamen Nährboden: die Technik. Darum darf der junge Bildhauer nicht zu sehr auf Zeichnen und Modellieren gedrillt werden, er muß von Jugend auf meißeln, gießen, ziselieren, *schnitzen*.“

So schrieb vor zehn Jahren Professor Hellmer und kurze Zeit nachher sprach der Bildhauer Hildebrand, jetzt Professor der Bildhauerklasse an der Akademie in München, sich in ähnlichem Sinne aus.

Die Stimmen so hervorragender Fachmänner waren nicht umsonst. Bald darauf gliederte man den Bildhauerklassen der Akademien zu Wien und München Lehrwerkstätten an, die den Schülern ermöglichten, sich praktisch zu betätigen.

Ich hatte Gelegenheit, in der Ausstellung zu München 1908 die Arbeiten aus der Lehrwerkstätte der jungen Steinhauerkasse von Hildebrand zu sehen. Die ausgestellten Werke zeigten ein Bild in großen Zügen; nichts war dabei kleinlich, sondern alles groß und massig gehalten. Die möglichste Ausnützung des Materials, eine möglichst geschlossene Gesamterscheinung war diesen Arbeiten eigen. Nachdem ich diese Werke gesehen, war mir sofort klar, daß aus dieser Verbindung von Kunst und Handwerk sich die gesunde richtige Bildhauer-Technik ergibt, die das plastische Empfinden wieder ausbilden und fördern wird.

Fremdenindustrie

In einer kleinen Gemeinde beratschlagte der hohe Rat, was zu tun sei, um der schweren Not der Zeit abzuwehren. In früherer Zeit war der abseits gelegene Ort zu hoher Blüte gelangt; seine kleinen Eisenhämmer lieferten ausgezeichnete Stahlfabrikate in alle Welt, eine alte Handelsstraße lief mit ihren großen Frachten vorbei, Viehzucht und Milchwirtschaft des Ortes bildeten neben diesen beiden anderen Goldgruben eine schier uner schöpfliche Quelle des Wohlstandes. Damit aber war es nun vorbei. Die kleinen Eisenhämmer standen seit Jahrzehnten im Verfall, und die ehemaligen Meister und Gesellen gingen in die große Fabrik. Die Dienftboten gingen in die Stadt, und die Fracht ging auf der Eisenbahn, und so kamen Viehzucht und Fuhrwerksweisen auf den Hund. Nur die alten, behäbigen Bürgerhäuser und der engherzige und philiströs gewordene Stolz waren noch da, wenn auch längst kein Geld mehr in den Truhen lag. Unsere alte, ehrsame Hausindustrie ruht in Gott, sie ist gestorben, sagte der Bürgermeister; das hat die neue Zeit getan. Sie richtet sich nicht nach uns, wir müssen uns nach ihr richten. Und weil der Bürger-

meister ein Mann war, der es mit dem Fortschritt hielt, so hatte er bald die neue Industrie herausgefunden, die dem Ort aufhelfen könnte. Wir müssen Fremde herziehen, sagte er. Fremde? Davon wollten die anderen nichts wissen. Alles fremde war ihnen verhaßt. Der ganze Ort war verschwistert und verschwägert, fast nur eine einzige, riesige Familie, man kannte sich nicht nur von klein auf, sondern von den Ureltern her und lebte untereinander in Reid und Zant, der ja immer der stärkste Kitt der Familie ist. Tauchte einmal ein fremdes Gesicht auf, ein Mensch, der sich niederlassen wollte, so begegneten ihm nur feindselige Blicke und eine Gesinnung, die ihm deutlich bewies, daß man den Eindringling haßte. Wie eine strenge Kaste, die jede Berührung mit einem Außenstehenden vermied, schlossen sich die Eingefessenen zusammen, und das Beste, was der Fremdling tun konnte, war, daß er wieder ging. Aber der Bürgermeister war hartnäckig. Wir müssen die Fremden veranlassen, in unserem Ort soviel Geld auszugeben, als nur möglich, erklärte er. Ah, das ist was anderes! Alle hatten sofort begriffen, um was es sich handelte und gingen mit Feuereifer daran, sich auf die neue Industrie einzurichten. Der Kleinbürger begann sein altes, behäbiges Haus großstädtisch umzuwandeln. Er ließ die alten Fenster, die ihm zu klein schienen für großstädtische Ansprüche, wegnehmen und fügte große Fensterflügel ein, billige Fabrikware, die in allen Fugen klappten und nicht recht schließen wollten. Er ließ das Dach neu decken, nicht mit den schönen, altroten Ziegeln, die es früher hatte, sondern mit dem billigen, künstlichen Schiefer, der in seiner dünnen Maschinenhärte und seiner charakterlosen hellgrauen Farbe furchtbar gemein aussieht. Damit der Schmuck nicht fehle, ließ er ein Zuckerhutförmiges Türmchen aufsetzen, mit dem gleichen unerträglichen Schiefergedeck, ein Türmchen, von dem niemand zu sagen wußte, wozu es da war. Der Schönheit wegen, hieß es im allgemeinen. Das Haus war nicht mehr zu kennen, so proletarisch sah es aus. Aber, es war neuzeitlich, was die Hauptsache war. Villa wurde es getauft. Der Wirt taufte sein Gasthaus „Restauration“ und taufte gelegentlich wohl auch seinen Wein. Früher speiste man an blankgekehrten Tischen, ländlich behaglich, jetzt ist die Einrichtung altdeutsch, saucigbraun, wozu denn auch die rostigen Gabeln und die schmutzigen Servietten vortrefflich passen. Ein paar alte Linden am Hauptplatz wurden gefällt, um ein Denkmal an diese Stelle zu setzen, damit es an „Kunst“ nicht fehle, weil nach der Meinung der guten Bürger der Erholungskreisende nur dorthin geht, wo er die „Kunst“ findet. Das Denkmal war einer patriotischen Gesinnung entsprungen und bildete das Geschenk eines Steinmetzmeisters, der zwar im Orte geboren, aber längst in der Großstadt es mit der Grabmalindustrie zu großem Vermögen gebracht hatte. Auch das Denkmal war „Kunstindustrie“. Seine Stiftung bestimmte, daß es gerade dort stehen mußte, wo die Linden standen, damit die Fremden, die in den Ort kamen, es gleich von weitem sähen und nicht lange irre zu gehen brauchten. Selbst dem guten Bürgermeister wurde diese Kunst bedenklich. Aber, weil sich, wie gesagt, mit diesem Werk eine patriotische Tat verband, so konnte er nicht mucken. Um Gotteswillen nicht, er wußte, was er seiner Stellung schuldig war. Die Linden mußten also weichen. Manchem im Orte tat zwar das Herz im Leibe weh, als die unerfährlichen uralten schönen Bäume fielen, aber der hohe Rat hatte schnell ein Pflaster für die Wunde bereit. Eine großstädtische Gartenanlage um das Denkmal herum, ja, das war der Ausweg. Die große städtische Gartenanlage war herrlich anzuschauen. Ein paar grüne Gräzpfeden, von einem niedrigen Eisengitter umsäumt, in der Mitte ein kleiner Erdgugelhupf, den der Kunstgärtner bereitet hatte, mit schönen Ornamenten aus verschiedenartigen, kurzstengelligen Pflanzen darauf, wie man solche Pflanzenornamente in herrschaftlichen Gärten zu sehen gewohnt ist. Und um diesen Gugelhupf standen auf dem freisrunden, grobgeschotterten Wege ein paar Bänke mit weißgestrichenem gußeisernem Gestell, der Form nach Birkenäste imitierend. Eine gußeiserne Tafel war auch am Eingang zu den paar Schlingelwegen angebracht, darauf Bürger und Bauer buchstabieren konnten: Diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen. Hunde sind an der Leine zu führen. Ein neuer Plan war aufgetaucht, in diesen Anlagen ein Wetterhäuschen aufzustellen. Aber im Gemeinderat hatte sich eine Gegenpartei gebildet, die statt des Wetterhäuschens ein Bedürfnishäuschen verlangte. Und weil beide Parteien sich die Wagschale hielten, so wurde die Beschlusfassung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Dagegen fand der Vorschlag des findigen Bürgermeisters, sogenannte Fremdenartikel einzuführen, allseitige Billigung. Die Fremden, hieß es, liebten es, aus

dem Orte allerliebste Andenken mitzunehmen, „Erinnerung aus“, herzige Säckelchen, die man in seinem „Salon“ aufstellt, auf seinem Schreibtisch, die man seinen lieben Verwandten, Bekannten und Freunden schenkt als Erzeugnisse der unverfälschten Volkskunst, die man in jenem unnenbaren Ort noch in voller Blüte angetroffen hat, u. s. f. Volkskunst, was ist das? fragten die Bürger einander. Was ist das wieder für ein neumodischer Schwindel?! Die Volkskunst, sagte der Bürgermeister, müßt Ihr aus der Stadt beziehen, ich habe mir schon Offerte machen lassen. Es wird nur Engros geliefert. Also bekam der Ort auch seine Volkskunst. Volkstracht? Ha, Hurra! Kein Mensch wußte mehr was von einer Volkstracht. Nur der Herr Lehrer, der gelegentlich volkskundliche Aufsätze schreibt, hatte, weiß Gott woher, einen solchen Kram hervorgezogen. Das Kostüm wurde probiert und absolut unbrauchbar gefunden. Trotzdem! Die neue Zeit verlangte Volkstrachten. Man will wieder ursprünglich werden. Also wurden Volkstrachten angefertigt für die Burschen und Mädchen, die sie während des Sommers zu tragen hatten, solange man Fremde zu sehen hoffte. Volkstrachten aus minderem Zeug, ungefähr nach jenem alten Muster geschnitten. Daß man in einer solchen Tracht nicht arbeiten konnte, versteht sich von selbst, aber eigentlich war der Zweck der ganzen Aufmachung, nicht zu arbeiten, sondern zu faulenzeln und sich sehen zu lassen. Ein junger, starker Mensch, der was besseres leisten konnte, mußte unaufhörlich am Bahnhof stehen, mit einem solchen Kostüm angetan, und Edelweiß verkaufen, frisch gepflücktes Edelweiß, das in Töpfen gezogen wurde. Andere trieben sich mit Ansichtskarten umher, wieder andere mit „Andenken“. Burschen und Mädchen. Der Ort bekam ein farbiges Aussehen. Lustig, Kinder, die Fremden dürfen sich nicht langweilen. Volksfitten! Wo sind die alten, schönen Volksfitten geblieben? Die Lieder, die Gstanzen, das Fensterln, die Trubsgangln, die Kaufereien? Zwar wußte niemand recht, ob, wo, wie oder wann solches im Ort vorgekommen wäre, und wenn es einmal vorgekommen war, Wirkshausgeschrei und Keilerei, dann war es immer eine höchst unerquickliche Sache gewesen, eine grobe Unfütte. Aber, mit der Zeit, in historischer Betrachtung und poetischer Verklärung, werden solche Unfitten Volksfitten. Also wurden die Volksfitten aus der Rumpelkammer der Vergangenheit hervorgefucht, frisch lackiert, den Bedürfnissen der neuen Zeit angepaßt, die sich so heftig nach alten Volksfitten sehnte. Lieder wurden einstudiert, Rauffzenen improvisiert, und es stellte sich heraus, daß die Einwohnerschaft ein bisher noch nicht recht gewürdigtes Talent zum Komödiantentum hatte. Kam ein Fremder an und saß abends im „Extrazimmer“ der „Restauration“, so wurde es plötzlich im Gastzimmer nebenan lebendig. Der Wirt hatte seine Leute verständig, und die rückten an, anscheinend ganz harmlos, ganz von ungefähr. Einer fing an die Zither zu schlagen, ein anderer, der ganz teilnahmslos dageessen war, hub plötzlich zu singen und zu jodeln an, der Fremde trat in die Stube, angelockt und entzückt von diesen unerwarteten Naturlauten, auf einmal gstanzelte, schnadahüpfelte, schuhplattelte die ganze Gesellschaft. Der Fremde schwamm in Seligkeit und hielt die ganze Bande frei, die eine ordentliche Beche machte, und dann schrieb er himmlische Briefe und Ansichtskarten über dieses wunderbare Land, das in Tracht und Sitte so unverfälscht geblieben sei und glücklicherweise unbeleckt von der verfluchten neuzeitlichen Kultur. Die Sache tat ihre Wirkung, und die Preise stiegen und stiegen. Besonders schlau war es gedacht, als man zweierlei Preise einführte. Die niedrigen für die Einheimischen, die hohen für die Fremden. Aber, einem gewissen Gesetz zufolge, waren auch die niedrigen Preise für die Einheimischen enorm gestiegen, wenn auch immer noch ein gewisser Abstand gegen die Fremdenpreise blieb. Immerhin, die ganze Entwicklung war auf Preiserhöhung gerichtet. Nicht auf Qualität, nein, lediglich auf Preiserhöhung.

Ich kam nach einigen Jahren wieder in denselben Ort, aber ich hätte ihn beinahe nicht mehr erkannt. So gründlich hatte sich alles geändert. Ich ging zum Bürgermeister, um ihn auszuholen. Nun haben Sie ja alles erreicht, was Sie wollten, sagte ich. Sind Sie zufrieden? Er kratzte sich hinter den Ohren. Eine Zeitlang ist es sehr gut gegangen, erwiderte er, aber jetzt wird's wieder von Jahr zu Jahr schlechter. Der Fremdenstrom zieht wo anders hin, wo angeblich mehr geboten wird. Wundern Sie sich darüber, fragte ich. Sie haben einstmals eine ausgezeichnete Stahlindustrie gehabt, durch Jahrhunderte hat sich der Weltruf dieser Produkte Ihrer Gegend erhalten, sie waren billig und vor allem waren sie gut. Haben Sie denn bei Ihrer neuen Industrie, ich meine bei der Fremden-

industrie, ganz vergessen, was Qualität ist? Früher hielt Ihr Ruf Jahrhunderte, jetzt hat er nicht einmal ein paar Jahre gehalten; früher waren Abnehmer und Lieferanten zufrieden, heute schimpfen beide aufeinander. Der Fremde auf den Einheimischen, der Einheimische auf den Fremden. Der Einheimische findet, daß der Fremde noch immer zu wenig Haare läßt, und der Fremde findet, zuweilen vielleicht mit einigem Recht, daß man ihn allzu sehr zur Ader lassen will. Kein Mensch läßt sich gern schröpfen. Was Sie da Fremdenindustrie nennen, ist ein widriges, scheußliches Ding, und Sie werden Ihre Volksitten, Ihre alte Tracht, Ihre Andenken, Ihr Kunstdenkmal, Ihre Gartenanlagen, Ihre schmutzigen Servietten, Ihre miserablen Fremdenzimmer und überhaupt den ganzen schwindelhaften Kram wieder einpacken müssen, wenn Sie es so fortmachen. Die Auffassung ist falsch und verwerflich, daß der Fremde ein Ausbeutungsobjekt ist. Der Bürgermeister war verständig genug, es einzusehen. Aber er zuckte mit den Achseln. Es ist halt der Geist der Zeit, sagte er, gleichsam zur Entschuldigung. Die Zeit richtet sich nicht nach uns, wir müssen uns nach ihr richten!

Hat der Bürgermeister recht? Der Fortschritt hält es mit der Billigkeit. Für etliche Pfennige kann ich in einem elektrischen Wagen sitzen und eine Großstadt wie Breslau durchqueren. Wer hätte das vor fünfzig Jahren gedacht? Das ist Fortschritt. Man sage also nichts gegen die Billigkeit. Wenn Kultur in die Massen kommen soll, müssen die Kulturgüter immer noch billiger werden, weil sie sonst für die Masse unerschwinglich bleiben. Aber der Geist der Zeit hält es auch mit der Qualität. Der weitere Fortschritt wird darin bestehen, daß das Billige Qualität bekommt. Ohne Qualität gibt es keine Kultur.

Der Stadtschreiber von Liegnitz

Ballade von Ewald Gerhard Seeliger

Nachdem er zwölf Jahre den Stadtthier geführt,
Ward er zum Bürgermeister geführt.

Der Herzog ist tot, nun frisch gewagt,
Die Morgenröthe der Freiheit tagt!

Er hinterließ uns, als er verschied,
Nur einen Neffen im dritten Glied.

Der liegt nun vor Liegnitz auf dem Sprung,
Und herrlich heischt er die Huldigung.

Nur wer es sich nimmt, der hat das Recht,
Sinaus mit dem ganzen Pfaffengetreide!

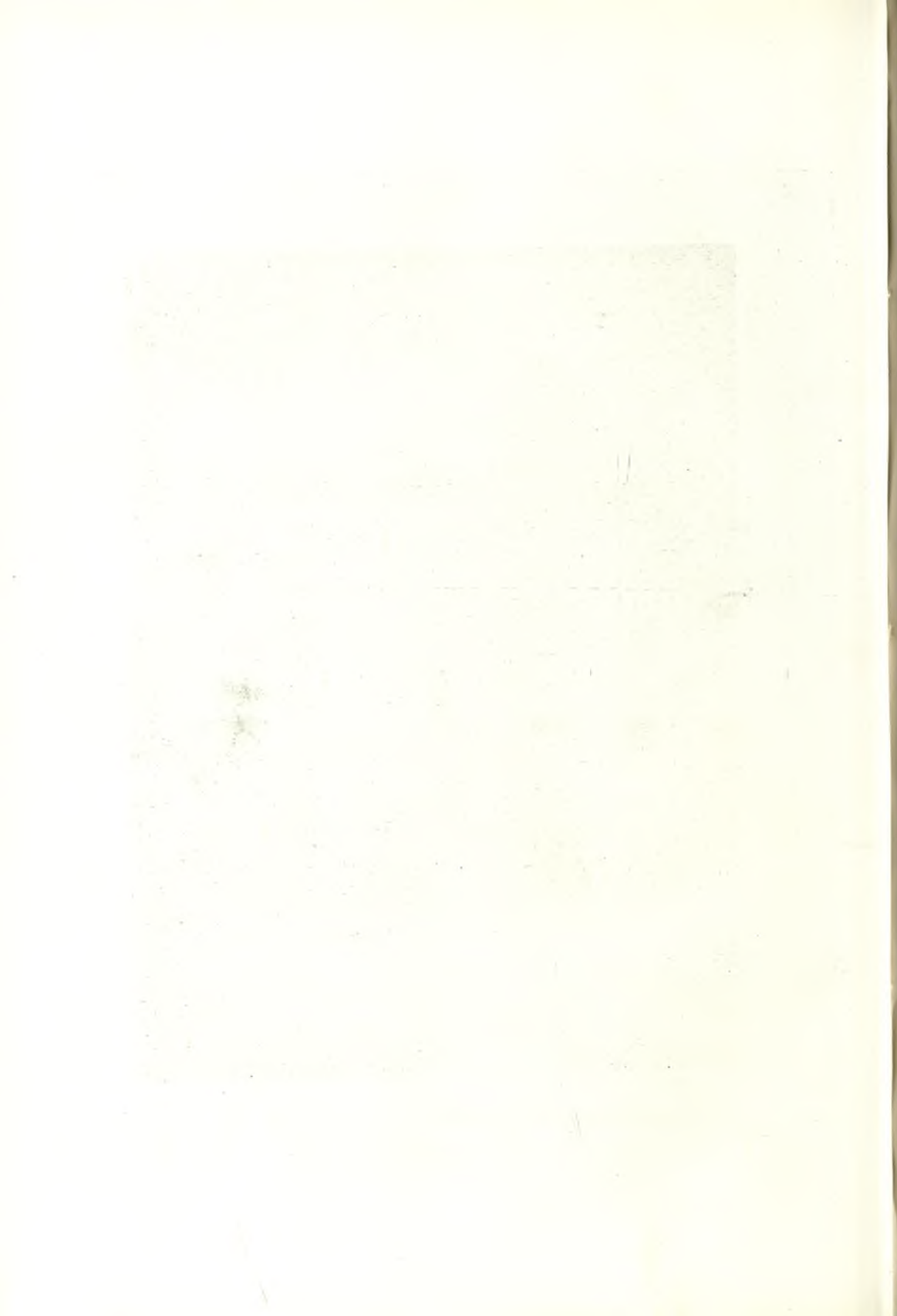
Es hat uns geknechtet, verpfändet, beraubt,
Uns immerdar polnisch angeschraubt.

Zweihundert Jahre seufzte die Stadt,
Nun ist sie ihrer Herzöge satt!

Wir senden dem falschen Erben Hohn
Und huldigen Böhmens Königskrone.



Prof. B. Trmann, Breslau: Schloß Fürstenstein





Prof. H. Irmann, Breslau: Schloß Fürstenstein

3. Bibliothek



Die Krone trägt ein schwaches Kind,
Laßt sehen, ob wir nicht stärker sind!

Lasset uns wirken mit klüglicher List,
Bis Liegnitz Reichsstadt geworden ist.

Dann sind wir Herren im eigenen Haus
Und lachen die stolzen Breslauer aus!

Da riefen die Ratsherren Mann für Mann:
Ambrosius Bitschen, führt uns an!

Und war er ein Held auf dem Papier,
Er war ein Held auch unterm Panier!

Sechs Fähnlein führte er ins Feld,
Bei Lindenbusch hatte der Feind sich gestellt.

Den warf er mit seines Anritts Wucht
In wilde fessellose Flucht.

Frei war die Stadt vom fürstlichen Zwang,
Ambrosius Bitschen gebührte der Dank.

Die Freiheit ist ein strenger Regent,
Der nur die großen Nöte kennt.

Die Freiheit fordert mannhafte That,
Läßt keinen hinter dem Ofen ruhn.

Die Freiheit ist ein gar teures Gut,
Sie kostet rotes Bürgerblut.

Noch unter dem Siegesjubiläum froh
Die Zwietracht lunternd aus ihrem Loch.

Schon garte es auf der fünfte Grund:
Die Freiheit schlägt uns trumm und wund.

Sie schröpft uns, wie es kein Herzog tat,
Die Freiheit taugt nur für den Rat.

Uns bringt sie nur Armut und bittere Pein,
Wir wollen wieder des Herzogs sein!

Der Bitschen drückt uns mit Kopfgeld und Zoll,
Der Bitschen stopft sich die Taschen voll!

Drum macht ein Ende mit dieser Not!
Feurio! Sturm! Schlagt ihn tot!

Da riß an jedem Glockenstrang
Der Aufruhr, bis das Erz zersprang.

Gewaffnet stürzten die Bürger hervor,
Erfüllten die Straße und sperrten das Tor.

Drei Haufen drangen auf den Ring:
Der erste Ambrosius Bitschen fing.

Der zweite sich plündernd ins Rathaus ergoß,
Der dritte Haufe stürmte das Schloß.

Bald standen dem Herzog die Tore frei:
Nun war's mit der Freiheit von Liegnitz vorbei.

Das Unrecht wurde in Recht vertehrt:
Ambrosius Bitschen starb unter dem Schwert.

Und Liegnitz blieb, was es vordem war,
Blieb eine Sklavin noch zweihundert Jahr.

Helden der Arbeit

II

Schwester Ottilie

Novelle von Hermann Hoppe

Auf dem in friedlicher Stille daliegenden Bahnhofe der Sekundärbahnstation Buchenau trippelte eine kleine rundliche Frau ungeduldig hin und her, indem sie bald den Schienenstrang entlang sah, ob der erwartete Zug noch nicht käme, bald nach dem auf der Straßenseite des Stationsgebäudes angebundenen Pferd und Wagen sah, ob beide noch vorhanden wären.

Ein fernes Pfeifen ertönte und die kleine Frau eilte mit flinken Schritten wieder auf den Bahnsteig, wo der Stationsvorsteher mit der siegellackroten Mütze bedeckt, schon den Zug erwartete.

„Guten Tag, Frau Pastorin,“ begrüßte er vertraulich die Ankommende. „Erwarten Sie Besuch? Oder wollen Sie gar selbst verreisen?“

Die Pastorin lachte.

„Verreisen? Nein, Herr Vorsteher, wie könnte ich von meinen Kindern und der Wirtschaft abkommen? — Besuch erwarte ich . . . freilich . . . dauern den Besuch.“ Und ihre Augen leuchteten wie in Erwartung eines kommenden Glückes.

Auf einen fragenden Blick des Beamten fuhr die Pastorin fort:

„Unsere Schwester kommt heute an. Wir bekommen doch jetzt endlich eine eigene Diaconissin ins Dorf. Dieses Glück für unsere armen Leute . . .“

Es lag eine Welt von Hoffnung in diesen Worten der Pastorin.

Nicht rasselnd und fauchend wie die Maschine eines Eilzuges, sondern langsam und gemächlich, in immer schwächer werdenden Stößen schleppte die Lokomotive den Zug auf die Station, als wollte sie sagen, bis hierher und nicht weiter.

Nur ein paar Viehtreiber und einige Bauernweiber mit großen Hüden stiegen aus dem Abteil vierter Klasse. Sie begrüßten die Pastorin mit dem vertraulichen Respekt, den diese sich durch ihre freundliche Munterkeit und ihr allzeit hilfsbereites Herz auf allen sechs Dörfern in der Runde erworben hatte. Dann aber standen die schwahenden Bäuerinnen wie angewurzelt und starrten wie ein Meerwunder ein großes, schlankes, schwarzgekleidetes Mädchen an, das eben aus dem Abteil dritter Klasse ausstieg und von der Pastorin mit herzgewinnender Freundlichkeit in Empfang genommen wurde.

Die Pastorin hatte nur noch Auge und Ohr für ihren Schützling. „Mein Mann läßt Sie schön grüßen, Schwester Ottilie,“ sagte sie, nachdem die erste Begrüßung vorüber war. „Er bedauerte, daß er Sie nicht selbst abholen konnte . . . aber Sie wissen ja . . . die Amtsgeschäfte . . . Nun werde ich selbst Sie in Ihre neue Heimat fahren. Ich denke, wir werden gute Freunde werden.“

Mit diesen Worten umarmte die Pastorin die Schwester und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre frischen Lippen.

Das geringfügige Gepäck der Schwester ward schnell auf dem leichten Korbwägelchen verstaут; die beiden Damen nahmen Platz und die Pastorin trieb ihren dicken Schimmel zu einem schwerfällig-gemächlichen Zotteltrabe an. Baß Appell — baß Appell — baß Appell — ging es in gleichmäßigem Trott die Straße entlang.

Die Bäuerinnen standen noch immer staunend und schwahend auf dem Bahnhof und starrten dem Wagen nach, bis er ihren Blicken entschwand. Dann verstreuten auch sie sich nach allen Richtungen der Windrose, um daheim in ihren Dörfern die wunderfame Mär zu verbreiten: „Die Ullersdorfer haben eine eigene Krankenschwester. Die Pastorin hat sie selbst vom Bahnhofe abgeholt.“ —

Ullersdorf lag etwa eine Meile von der Station entfernt und die beiden Damen hatten vollauf Zeit, sich näher auszusprechen.

Die Pastorin erzählte von ihrem Dorfe, wo sie nun zwölf Jahre schon mit ihrem Pastor hauste. Früher hatte sie die Krankenpflege und die Beaufsichtigung einer Kleinkinderschule im Dorfe mit Hilfe einiger gutwilliger und intelligenter Bäuerinnen selbst ausgeübt. Als aber ihre Kinderschar wuchs — sie hatte jetzt ein wohlgezähltes halbes Duzend sortiert, drei Jungen und drei Mädchen — da war ihr die Bewältigung der vielen Arbeit trotz aller Rührigkeit immer schwieriger geworden. Als nun noch in Ullersdorf eine große Papierfabrik errichtet wurde und mit dieser viele arme, kinderreiche Arbeiterfamilien in den Ort kamen, da reichten die Kräfte der Pastorin nicht mehr aus. Es mußte eine geschulte Kraft in das Dorf kommen. Wenn es nur die Kinderschule gewesen wäre . . . aber auch noch die Krankenpflege . . . Die Fabrikleitung hatte sich wohl mehrfach bemüht, einen Arzt zur Niederlassung in Ullersdorf zu bewegen. Ein jüngerer Mediziner, der es versucht hatte, mußte sein Ränzle bald wieder schnüren, denn die Ullersdorfer Bauern schienen von einer unzerstörbaren Gesundheit zu sein. Und selbst, wenn einer oder der andere einmal krank wurde, da half er sich lieber mit allen möglichen und un-

möglichen Hausmitteln durch, ehe er zum „Menschendoktor“ schickte. Den Luxus eines „Doktors“ leisteten sie sich höchstens bei einer Erkrankung des Viehes. Auf diese Weise fand der junge Arzt wenig Verdienst; das bischen Krankenkassenpraxis aus der Fabrik reichte kaum auf Tabak und Zigarren, und so war er wieder gegangen, ohne einen Nachfolger zu finden. Da war denn auf Betreiben des Pastors und durch Unterstützung der reicheren Bauern und der Fabrikleitung die Einstellung einer eigenen Krankenschwester in die Wege geleitet worden. Auf des Pastors Bitten ward ihm vom Mutterhause aus die Entsendung einer Schwester zugesagt, die die Krankenpflege selbständig übernehmen und auch die wieder neu einzurichtende Kleinkinderschule unter Mithilfe der Pastorin beaufsichtigen sollte.

Schwester Ottilie hatte sich freiwillig auf diesen entlegenen Posten gemeldet.

Nun saß sie schweigend neben der Pastorin und betrachtete sinnend das schöne Bergland, in das sie hineinfuhren, während die Pastorin fortfuhr zu erzählen, von der unglücklichen Frau des Dorfbarbiers und ihren vier kleinen Kindern, deren Gatte und Vater wegen Brandstiftung und Meineid auf mehrere Jahre im Zuchthaus saß, von der Frau eines Steinbrucharbeiters, die gelähmt sei, und deren Mann durch einen Sprengschuß furchtbar verstümmelt worden war und nun hoffnungslos im Krankenhause darniederliege und von der Frau des Försters Thomas, die unrettbar an der Schwindsucht dahinsieche und sich im Schmerz um ihre drei Mädchen verzehre, die sie dem Vater zurücklassen müsse, der sich schon jetzt nach einer anderen Frau umsehe.

Das frische Gesicht der Schwester verdüsterte sich bei dieser Schilderung der Pastorin und diese wollte nun aber auch etwas fröhliches erzählen. Sie begann daher von ihrem geliebten Pastor zu sprechen und von ihren sechs herzigen Kindern. Dann erzählte sie von dem Fabrikdirektor und von seiner schönen, stolzen Frau und ihrem prächtigen Jungen.

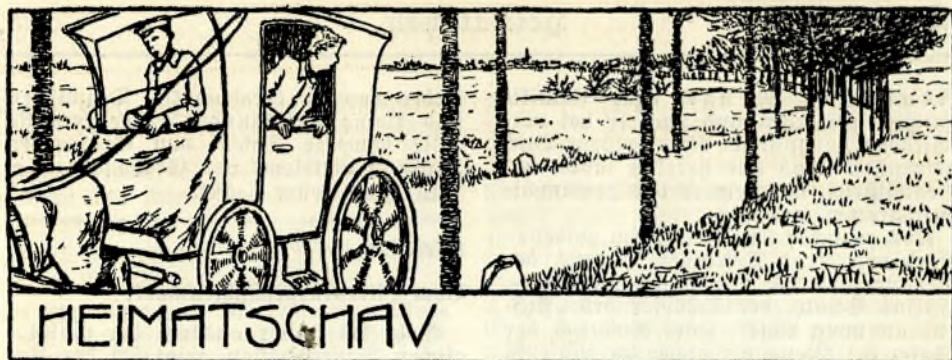
„Die Frau Direktor muß unermesslich reich sein,“ erklärte die Pastorin mit einer Art bewundernder Scheu. „Sie trägt seidene Wäsche und Unterröcke, und sogar an Wochentagen Brillantohrringe!“

Dem schlichten, häuslichen Sinn der Pastorin schien ein solcher Luxus auf dem Dorfe nicht recht begreiflich. Freilich, ihr fiel es ja schon schwer genug, bei dem nicht allzu großen Einkommen des Pastors die Wirtschaft in Ordnung zu halten und dafür zu sorgen, daß Mann und Kinder stets sauber und ordentlich gekleidet gingen. Das wollte bei sechs wilden Pastoriskindern schon etwas heißen; da blieb der Mutter nicht viel Zeit und Geld für unnötigen Luxus übrig. Wie entschuldigend fügte sie dann hinzu: „Der Herr Direktor tut aber viel für unser Dorf und für unsere Armen und Kranken. Fast die Hälfte für den Unterhalt unserer Schwester trägt er allein und ohne seine Hilfe wäre es uns nicht möglich, Sie, liebe Schwester, bei uns zu sehen.“

In ihrer Mittheilbarkeit und ihrer munteren Art zu plaudern hatte die Pastorin nicht bedacht, daß diese Erwähnung der Schwester möglicherweise unangenehm sein könnte.

Ottilie hatte auch das unbestimmte, peinliche Gefühl, als ob sie dafür dem Direktor zu besonderem persönlichen Danke verpflichtet sei.

Fortsetzung folgt



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Ein seltenes Jubiläum

In jeder Stadt, wo reges Geistesleben blüht, besteht irgend ein stillgemüthliches Lokal, wo sich ernste Männer in traulichen Abendstunden zusammenfinden nach dem aufreibenden Ringen des Tages. Ein Stück Lokalhistorie liegt in solchen Räumen, und von Breslauer Geschichte weiß die Hübnersche Weinhandlung auf der Schuhbrücke zu erzählen, die am 10. Mai d. Js. auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Die Hübnersche Weinstube wurde frühzeitig Anziehungspunkt eines geistig angeregten Kreises, dessen Einfluß sich auch an dem Sohne Hübners bemerkbar machte, der für Kunst, Literatur, Musik, soziale und kommunale Pflichten reges Verständnis hatte. Er übernahm 1860 das väterliche Geschäft.

Vor allen anderen Stammgästen müssen zwei Schlesier genannt werden, auf die unsere Heimatprovinz immer stolz sein wird, Karl v. Holtei und Adolf v. Menzel. Holtei, der schon in der Familie des Großvaters Hübner freundschaftlich verkehrt hatte, frischte nach seiner Rückkehr von Graz die alte Freundschaft mit dem Sohne auf. Ferner fanden sich Männer wie Lobe, Buchhändler Trewendt, Kurnik, Hoffmann v. Fallersleben, Guskow, Görner, Robert Pruk, Gustav Freytag, Ritter, als tägliche Gäste in der Tischrunde ein. Von Görner wurde dem gemüthlichen Wirte zu Ehren der Antoniusorden gestiftet, der zeitweise anderthalb hundert Ordensbrüder zählte, die alle 14 Tage eine feuchtschöne Sitzung abhielten.

In dem „Goldenen Buch der Familie Hübner“ finden wir mehrfach Gedichte

des „Alten vom Berge“. So befundet er in einem mehrstrophigen Gedicht seine Freude, dem „Teufel Theater“ entkommen und von der „Freundschaft Sorgen“ überschüttet worden zu sein. Später finden wir Holtei als talentvollen Portraitschreiber wieder. Hier hat er die Hauptdarstellerin seines erfolgreichen Stückes „Die Wiener in Berlin“, Amalia Neumann-Haizinger, in ihrer Rolle fein und reizend gemalt, beglückt und voll Dank, daß sie seinem Stück zu hundert Aufführungen verholfen hat. Während er es an, wenn man unter der Jahreszahl 1878 dann mit zitternder Frauenhand geschrieben die Zeilen findet:

„Denkst Du daran, wie Du vor fünfzig Jahren
Die „Wiener in Berlin“ für mich erschacht?
Wie viel der Freude ich durch Dich erfahren
Und welches Glück, das herzerlicher Du gemacht.
Ach! Die Erinnerung jener schönen Stunden
Erfüllt mein krankes Herz mit Jugendlust.
Gott ließ Dich alten Barden neu gesunden,
Er sei gelobt! Aus dankerfüllter Brust.
Die alte zitternde Amalia.

Auch „der Alte“ ist noch mehrfach vertreten, aber seine Brieflein und Zettel, die meist seinen verzehrenden Durst nach dem kräftigen Ungarwein bezeugen, hängen unter Glas und Rahmen, wie verschiedene seiner Bilder, die vielleicht ganz einzig sind, wie jenes letzte, das ihn befreit von seiner langjährigen Balaggerschwulst zeigt.

So herzlich wie Holtei hat auch der kleine Große, oder der große Kleine

Adolf von Menzel zur Familie Hubner gestanden und auch er hat verschiedene Zeichnungen fürs goldene Buch gespendet. Und wie herzlich lautet der Begleitbrief, mit dem er das gewünschte Autogramm sendet.

Noch mancher Künstler ist im goldenen Buch vertreten: Defregger, Kudecke, der Restaurator des Breslauer Rathauses, Julius Scholk, der Schöpfer des „Aufruf an mein Volk“, Karl Wobulich, der Maler der Mongolenschlacht im Museum der bildenden Künste und des Altarblattes in der Barbarakirche. Ein reizendes, Champagner schlürfendes Rokokodämchen, flott und fein hingezaubert, ist des später so verbitterten Mannes Visitenkarte. Auch Dreßler, Morgenstern, Irmann sind mit Bildern vertreten, sowie der unlängst verstorbene Humorist Oberländer.

Unmöglich ist es, die Fülle der Dichter und Komponisten aufzuführen, nur Gustav Freytag sei erwähnt mit seinem Spruch: „Erst in der Ferne lernt man den Reiz des heimatischen Dialektes kennen; erst unter Fremden fühlt man, was das Vaterland ist“, ferner der geborene Breslauer Rudolf v. Gottschall, Heinrich Laube und die unglückliche Maria Schroeder-Hausstaengl. A E S

Ein Ostmarkenbuch

hat R. F. Preuß bei Priebatsch in Breslau herausgegeben, ein Buch „aufklärender Abhandlungen, Erzählungen und Schilderungen aus dem gesamten Gebiete des deutschen Ostens“. Wie der Titel besagt, will das Buch aufklären, im deutschen Sinne aufklären. Die erste Seite belehrt uns gleich: wer ist ein Preuße? Der Artikel schließt: „Lieber Leser, ob du polnisch sprichst oder deutsch, ich fasse im Geiste deine Bruderhand. Wir sind ja Preußen, laßt uns Preußen sein.“ In dem Artikel ist nichts auszu setzen, er fußt auf der historischen Tatsache, daß die Preußen germanisch-slavischer Herkunft sind. Es fragt sich nur, ob diese guten Worte an die richtigen Adressen kommen werden. Von belehrenden Aufsätze seien weiter genannt: „Ueber Mundarten“, dann der längere Artikel „Breslau in Wort und Bild“ mit hübschen Illustrationen; ferner „Die Schlacht von Tannenberg“, „Wanderungen durch Krakau“, „Aus der Geschichte Westpreußens“, „Etwas über Sprachen“, „Die Besiedelung Schlesiens“, „St. Annaberg, der größte Wallfahrtsort Schlesiens“. Viele Beiträge stammen aus der

Feder von E. Grabowski. Dazwischen sind kleine Erzählungen eingestreut, so „Die schwarze Tafel“ von Grabowski, „Johann niewiem“ von Grabowski u. a. Das Buch kostet 3 Mk. Cl

Literatur

Vom Literaturgeschichtenmarkt

Wohl bei keiner anderen der philologischen Wissenschaften zeigt sich der Zusammenhang mit dem Leben deutlicher, als bei der Literaturgeschichte. Darauf deuten schon die zahlreichen Neuererscheinungen populär gehaltener Literaturgeschichten hin und die zahlreichen Neuauflagen älterer Werke dieser Art. Freilich ist der Wert der erscheinenden Werke ein recht verschiedener. Nur zu oft fehlt den Verfassern die Quellenkenntnis der behandelten Zeiträume. Bei der immer mehr einsetzenden Spezialisierung unserer Wissenschaft ist dies nun leider nicht zu vermeiden. Auf der anderen Seite ist der Gedanke der Arbeitsteilung nicht leicht durchzuführen, ohne daß der Zusammenhang, das Gleichmaß des Stils, gefährdet wird. Ein einheitliches Bearbeiten läßt sich aber meistens nicht leicht durchführen. — So verschieden der Wert der populären Literaturgeschichten ist, so verschieden ist auch das Leitmotiv der einzelnen Arbeiten. Die einen suchen möglichst Vollständigkeit zu erzielen, andere suchen nur die Grundgedanken der einzelnen Perioden der Literaturgeschichte wiederzugeben, wieder andere versuchen abgerundete Charakteristiken der einzelnen Führer zu geben, also die geschichtliche Gesamtentwicklung in Einzelercheinungen aufzulösen, bei anderen endlich vermißt man jegliches charakterisierende Moment. Wir wollen von Zeit zu Zeit einzelne Erscheinungen des Literaturgeschichtenmarktes hier besprechen und insbesondere darauf zu prüfen, wie unsere engere Heimat in solchen Werken herangezogen wird.

Wir wenden heute unsere Blicke auf Vogt-Rohs „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, die soeben in 3. Auflage im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienen ist. (2 Bände geb. 20 Mk.)

Die Verfasser waren, als das Werk zum ersten Male erschien, beide als Literaturhistoriker an der Breslauer Universität tätig. Nach einheitlichem Plan ha-

ben sie gemeinsam das Werk bearbeitet, und die vorhin allgemein ausgesprochenen Gefahren der Arbeitsteilung sind hier vermieden worden. Seit der ersten Auflage ist das Werk immer mehr angeschwollen, sodaß es jetzt zwei stattliche elegante Bände umfaßt. Schon die gediegene Ausstattung zeichnet es unter den anderen Werken derselben Art aus. Der erste Band ist von Friedrich Vogt bearbeitet und umfaßt die Geschichte der Literatur bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. Friedrich Vogt ist uns Schlesiern noch in gutem Andenken. Wir verdanken ihm u. a. die vortreffliche Sammlung der schlesischen Weihnachtsspiele. Seit einigen Jahren wirkt der ausgezeichnete Gelehrte als Ordinarius in Marburg. Vogts Darstellung ist für die meisten neuen literaturgeschichtlichen Werke vorbildlich gewesen, fast alle haben aus ihr gelernt. Denn sie verbindet aufs glücklichste einen gefälligen Stil und leichte Uebersichtlichkeit mit wissenschaftlicher Genauigkeit. Ja, ich möchte behaupten, daß Vogts Darstellung geradezu als die populäre Geschichte der älteren deutschen Literatur zu bezeichnen ist. Der Bearbeiter des zweiten Bandes, Max Koch, ein Schüler von Michael Bernays, ist uns Schlesiern bekanntlich erhalten geblieben. Max Koch besitzt eine geradezu unglaubliche Belesenheit auf allen Feldern seines Gebietes. So ist er aufs trefflichste zu einer geschichtlichen Darstellung der Literatur geeignet. Seine Darstellung ist auch für den Fachmann anregend und interessant insbesondere wegen der scharfen chronologischen Behandlung der Literatur, sowie der Heranziehung der Ergebnisse der vergleichenden Literaturgeschichte. Ob aber die streng chronologische Behandlung auch für den Laien übersichtlich ist, möchte ich bezweifeln. Wenn ein Laie sich über das Schaffen Goethes orientieren will und seine Werke an den verschiedensten Stellen zerstreut behandelt findet — Goethes Anfänge werden auf S. 260, Goethes Tod auf S. 394 behandelt —, muß er die Uebersicht verlieren. Einen Vorzug hat das Werk darin, daß unsere moderne Literatur mit gleicher Ausführlichkeit behandelt wird, wie die frühere. Max Koch beanügt sich dabei nicht mit einer Einführung, sondern sichtet die gesamte Literatur mit scharfem, kritischem Blicke. Daß ihn dabei seine stark ausgeprägte Persönlichkeit oft zu sehr subjektiven Urteilen hinreißt, ist dabei verzeihlich. Aber Max Koch hält nicht starr an einer einmal ge-

faßten Meinung fest. Das zeigt sich z. B. bei der Vergleichung der Beurteilung Sudermanns in der 2. und 3. Auflage. Wenn wir die Urteile betrachten, die Max Koch über unsere jetzigen schlesischen Schriftsteller ausspricht, so fällt uns die ablehnende, aber wohl begründete Haltung der Kunst Verhart Hauptmanns gegenüber auf. Paul Keller, der in der 2. Auflage noch lobend behandelt wurde, ist in der 3. auffälligerweise garnicht erwähnt. Das neueste Schaffen Carl Hauptmanns seit 1904 ist garnicht berücksichtigt worden. Eine eingehendere Behandlung hat in der neuen Auflage Fedor Sommer gefunden. — Vielleicht liegt aber die Hauptbedeutung dieser Literaturgeschichte in dem Literaturnachweis, der auch in der neuen Auflage sorgfältig behandelt wurde und das Werk zu einem äußerst brauchbaren Nachschlagewerk macht, vor allem deswegen, weil die große Sachkenntnis der Verfasser für sorgfältige Auswahl bürgt. Dadurch hat das Werk einen Vorzug, der es vor seinen Nebenbuhlern auszeichnet. So ist es auch für den Fachmann eine wirkliche Bereicherung seiner Bibliothek.

Ein anderes Mal wollen wir unsere kritischen Spaziergänge auf dem Literaturgeschichtenmarkte fortsetzen. B

Der schlesische Dichter Friedrich von Sallet

büßte vielleicht allen unseren Lesern eine unbekannte Größe sein und doch ist er eine Persönlichkeit, die unser Interesse beanspruchen kann. Friedrich von Sallet (1812—1843) trat in einer Zeit mit seinen Dichtungen hervor, die sich zu schweren politischen Kämpfen rüstete; da hatte man keine Zeit für gedanken schwere Lese fruchte. Und doch zeigt sich eine Kämpfer natur auch in dem jungen Dichter, der, ein ehemaliger Leutnant, oft seine demokratische Gesinnung verrät und seine pantheistische Weltanschauung in schwungvollen Gedichten dahinströmen läßt. Friedrich von Sallet wurde vergessen. Kaum seinen Namen hat die Literaturgeschichte herübergerettet. Vor einigen Jahren erschien sein „Laien evangelium“ in Meyers Volksbücher, ohne zu intensiver Beschäftigung anzuregen. Nun ist sein satirischer Roman „Kontraste und Paradoxen“ in wahrhaft musterhafter Ausstattung bei Hans von Weber in München erschienen (gebunden 6 Mk., broschiert 4,50 Mk.). Dies Buch führt uns erst den Dichter lebendig vor Augen und ist geeignet, ihm zur wohlverdienten

Anerkennung zu verhelfen. Friedrich v. Sallet zeigt sich hierin als Glied der romantischen Schule. Mag er sich auch dagegen auflehnen, er hat doch viel von Jean Paul gelernt. Schon das in dem Roman in seinen tiefgründigen Aphorismen behandelte Erziehungsproblem weist ganz auf jenen hin. Ebenso wie Wieland, der Vater der deutschen Romantik, an die Geschehnisse seiner Romane anknüpfend, seine Ideen ausspricht, finden sich in dem Tagebuche des Holofernes die feinen Gedankengänge unseres Dichters entwickelt. Aber nicht eigentlich an Wieland, Tieck oder Jean Paul wurde ich bei der Lektüre dieses humoristisch-tiefsinnigen Romans erinnert; bei dem Werk dieses so jung verstorbenen Dichters trat mir die Altersdichtung eines geistvollen Philosophen, Viskers „Auch einer“ vor die Seele. Jener Widerstreit zwischen sonderbarer Verjüngtheit und Sturrisität, großen Gefühlen und kleinen Geschehnissen, liegt bei den Romanen zu Grunde. Schon der Gedanke an Visker beweist, daß Friedrich von Sallet doch nicht so unbedingt zur Romantik gezählt werden kann, trotz des Zauberglases, des blühenden Rosenstrauches, der Fee und des Märchentones, die oft die Dichtung umkleiden. Bald dringt wieder die Satire durch, der Spott über die merkwürdige geistige Verkümmern, ihre Eitelkeit, ihre stubenhockerische Behaglichkeit. So wird das Werk so recht zum Spiegel der Vidermeierzeit. Dieses Moment verleiht dem Werke noch einen weiteren Wert. Wer einige Stunden dem spaßig-engem Treiben jener Zeit lauschen will, der greife nach dem Buche, das vielleicht hier und da einige Striche vertragen haben würde. Auch hätte der Sakbau, dessen unförmige Längen oft an Wieland erinnern, ohne allzu große Pietätlosigkeit vereinfacht werden können. Zu dem ausgezeichneten Druck gesellen sich äußerst feinsinnige Zeichnungen von E. Woelfle, der, ein neuer Chodowiecki, den Geist jener Zeit aufs trefflichste wiederzugeben verstanden hat; die schwere Aufgabe, diesen historisch-satirischen Roman zu illustrieren, hat er aufs trefflichste gelöst. So bildet das Buch ein schönes Denkmal für den jung verstorbenen, früh vergessenen Dichter, und der Schlesier wird dem Verleger für dieses Werk danken müssen, der ihm einen Künstler seiner Heimat zu neuem Leben erweckt hat.

PP

Daniel Czepco

Von dem schlesischen Dichter Daniel Czepco, (geboren 1806 in Kleitschau bei Schweidnitz) besitzen wir eine Reihe reizender lyrischer Gedichte, die zu dem Besten gehören, was die deutsche Renaissance aufzuweisen hat. Der Dichter zeigt sich im Ganzen von Opitz angeregt und beeinflusst, besonders in seinem Operndrama „Pierie“ (Vgl. H. H. Borchardt, Beiträge zur Geschichte der Oper und des Schauspiels in Schlesien in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens“ B. 43 S. 241 f.), doch bleibt er mit Ausnahme dieses Stückes immer ein Eigener, mehr Dichter als Formtalent, der darum in gewisser Hinsicht bedeutender als Opitz war und u. a. in einem seiner Hauptwerke auch das Vorbild zu Schefflers „Wandersmann“ schuf. Seine Hauptbegabung liegt jedoch auf epischem Gebiet. Hier gelang ihm das große Schöpferepos „Coridon und Phyllis“, auch zeugt manche hervorragende Rede des Politikers und manches geistliche Stück des Protestanten Czepco dafür.

Nach dem Urteil der besten Kenner des 17. Jahrhunderts zählt der Dichter zu den charaktervollsten und begabtesten Männern und Schriftstellern dieser Epoche. Es wird daher in kurzer Zeit eine ausführliche Biographie mit Auswahl der Werke des Dichters erscheinen, wie sie längst notwendig geworden ist, damit dieser Gestalt vor einer Menge geringerer endlich der ihr gebührende Platz angewiesen werde. Ich hoffe, damit einen nicht unwichtigen Beitrag zur schlesischen und deutschen Literaturgeschichte bringen zu können.

Carl Theodor Strasser

Anm. der Schriftleitung: Wir freuen uns, diese Anzeige bringen zu können, die beweist, daß die Bedeutung unserer alten schlesischen Dichter immer mehr erkannt wird und eine hervorragende Erscheinung der 1. schlesischen Dichterschule endlich die gebührende Anerkennung finden soll. Ueber Czepco bringen wir in einem der nächsten Hefte einen Aufsatz. B

Wissenschaft und Geschichte

Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. 8. Band. Meinardus, Otto: Das Hallesche Neumärker Recht von 1181. Breslau 1909. 82 S.

Vorliegendes Werk ist die Ergänzung zum 2. Bande der „Darstellungen“ usw. desselben Verfassers: „Das Neumarkter Rechtsbuch und andere Neumarkter Rechtsquellen“. In dieser Fortsetzung tritt der Autor mehreren Beurteilern der früheren Veröffentlichung entgegen. Die Kritiker nehmen an, daß die nur noch in Abschrift vorhandene Urkunde von 1235 älter sei als die angeblich von 1181 stammende, deren Original gleichfalls nicht mehr existiert. Diese letztere sei durch den Irrtum eines Kopisten so früh datiert worden, während sie in Wirklichkeit eine Umarbeitung der ersteren seien. In ungemein gründlicher Weise geht Meinardus auf die ganze Frage ein durch Vergleichung der verschiedenen Texte, mit Heranziehung anderer Stadtrechte und unter Aufbietung eines umfangreichen Apparates. So begegnet er dem Einwurf, daß der Bericht von 1181 Rechtsgebräuche erwähne, die „in Neumarkt“ beständen, daß somit nicht die schlesische Stadt gemeint sein könne, wo man doch allein die Ausübung der Justiz gekannt haben müsse, damit, daß er den gleichnamigen Ort bei Halle als gemeint nachweist. — Der Verfasser gewährt außerdem wertvolle Einblicke in die Beziehungen von Neumarkt (in Schlesien) zu Halle a. S. und in eine ganze Anzahl rechtlicher Fragen (eheliches Güter-, Vogtei-, Innungsrecht u. dgl.), auch andere Materien werden in den Kreis der Betrachtungen gezogen, so z. B. der seinerzeit ungemein wichtige Salzhandel, die Wirkungen des Mongolensturmes (1241) u. dgl. Den Beschluß bildet eine Nebeneinanderstellung der drei in Betracht kommenden Urkunden von 1181 (G), 1235 (H) und 1327 (O). — Die ausführlichen historisch-juristischen Erörterungen zeugen von großem Scharfsinn und umfassender Belesenheit. Das Werkchen, dem ein genaues Register beigegeben ist, verdient ganz besonders die Beachtung der Fachgelehrten und Spezialforscher.

V.S.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz.
2. Heft, für 1906 bis 1908. Liegnitz. Selbstverlag. 210 S.

Der stattliche Band enthält eine Reihe ausgezeichnete Abhandlungen. Die erste vom Stadtarchivar Prof. Zumwinkel führt in die Geschichte von Liegnitz im Mittelalter ein und gibt interessante Einblicke in die Vergangenheit einer

schlesischen Stadt. Der folgende Aufsatz beschäftigt sich mit der altherwürdigen Ritterakademie, aus der so viele tüchtige Männer hervorgingen; er ist anlässlich der 200jährigen Jubelfeier entstanden. Die dritte Arbeit handelt von dem einzigen Ueberlebenden der gefangenen Schillschen Offiziere. Heinrich von Wedell entging zwar dem Schicksal seiner Gefährten, doch schmachtete er im Bagno zu Cherbourg und in den Steinbrüchen; dann war er in Soissons interniert, bis endlich 1812 seine Befreiungsurkunde schlug. Nun stieg er rasch auf der militärischen Stufenleiter empor, nahm an den Befreiungskriegen hervorragenden Anteil und zog zweimal in Paris ein. Späterhin bediente sich der König seiner zu den verschiedensten Missionen und ernannte ihn zum Generaladjutanten. Es war dem greisen General vergönnt, sein 60jähriges Dienstjubiläum zu feiern; bald darauf raffte ihn eine Lungenlähmung hinweg. — Leider ist sein Grab zerstört worden; deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die genannte Abhandlung die Errichtung eines würdigen Denkmals anregt. —

Interessante Mitteilungen gibt Pastor Bahlow über die Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul. Wir lernen ihre mannigfachen Schicksale von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart kennen und erhalten auch gelegentliche Aufschlüsse über die anderen Büchereien der Pflaumenstadt, die hoffentlich recht bald vereinigt und der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. — Den Beschluß macht ein Aufsatz von Amtsgerichtsrat Hahn über die preussische Gesetzgebung zum Schutze des Stadt- und Landschaftsbildes und ihre Anwendung für Niederschlesien, der dankenswerte Anregungen vermittelt. — Daran folgen noch kleinere Nachrichten über Altertumsfunde bei Goldberg und Jakobsdorf, eine Beschreibung der „Tränensäule“ in Waldbau und ausführliche Berichte, die das rege Leben und die segensreiche Tätigkeit des Vereins darlegen.

Die „Mitteilungen“, deren Ausstattung sehr gefällig ist, bilden eine willkommene Bereicherung unserer Heimatliteratur und dürfen auf freundliche Aufnahme rechnen.

V.S.

Nachträge und Berichtigungen

In einigen unserer Berichte und Aufsätze haben sich leider einige Irrtümer eingeschlichen, die wir im Interesse der Sache hiermit berichtigen wollen.

I. Zu meinem Aufsatz „Carl Maria von Weber in Schlesien.“ (Hbl. II S. 187):

Dieselbst ist auf S. 187 unten ein Citat aus der „Leipziger musikalischen Zeitung“ angeführt. Bei Abfassung der Arbeit war der betreffende Jahrgang der Zeitschrift in der von mir benutzten Hof- und Staatsbibliothek zu München verlihen. Ich übernahm daher das Citat aus der auf S. 185 erwähnten Arbeit von Julius Blaschke. Erst nach Druck der Arbeit bemerkte ich, daß das betreffende Citat in der „Leipziger Musik-Zeitung“ nicht enthalten sei. Nachforschungen ergaben, daß das Citat in C. F. A. Hoffmanns Tonkünstlerlexikon zuerst angeführt wird ohne Quellenangabe, daß aber die Erwähnung Ebells und der „Leipziger Musik-Zeitung“ eine unbegründete Hinzufügung Blaschkes sei. Wo Hoffmann die betreffende Rezension aufgefunden hat, ist mir zu ermitteln nicht gelungen.

II. Zu dem Bericht „Die Breslauer Turnfehde von 1818/19, das Vorpiel der ersten Demagogenverfolgung.“ (Hbl. III. S. 341).

Derielbe ist leider durch sinnstörende Druckfehler und sachliche Irrtümer entstellt. Deshalb seien hier einige Berichtigungen und Ergänzungen mitgeteilt, die ich freundlichen Mitteilungen des Herrn Professor Dr. Rudkowski verdanke. Derjenige, der im Grunde die Turnfehde veranlaßt hat, ist Hans Ferdinand Maßmann, der von Jahn nach Breslau gesendet wurde, um das Breslauer Turnen dem Ideal Jahns näher zu bringen. Bereits im Jahre 1815 war eine allgemeine Turnanstalt eingerichtet worden, an der zunächst fast nur die beiden Lehrerseminare beteiligt waren. Während der Rektor des Elisabethans Gegner des Turnens war, trat das Friedrichs-Gymnasium mit seinem Direktor geschlossen für das Turnen ein. Das verhängnisvolle Aufsatzthema über das neue Turnwesen gab Rektor Ehler am Elisabethan, nicht Rektor Manso vom Magdalenaem. Im weiteren Verlauf des Streites beschwerten sich Ehler und A. M. Menzel im September über die Breslauer Turnanstalt bei dem Kultusminister; die Pieschener Regierung aber sendete kurz darauf für sich einen Bericht über das Rathschafst an den König. Ein Irrtum hat sich auch hinsichtlich der Stellung Henrik Steffens zum Turnstreit eingeschlichen. Derielbe galt als völlig unbekannt mit dem Turnen und war der

wissenschaftliche Hauptgegner des Turnens. Als dann am 17. Oktober die Turnanstalten geschlossen worden waren, berichtete das Konsistorium dem Oberpräsidenten von Merkel die vollzogene Schließung. Einen zusammenfassenden Bericht über die ganze Breslauer Turnfehde erstatteten dem Könige Minister Altenstein und Geheimrer Ober-Regierungsrat Sövern. Der König erkannte 7 Monate nach Schließung der Turnanstalten auf Entfernung Maßmanns aus Schlesien.

III. Zu dem Bericht „Friedrichs des Großen Kolonisationsstätigkeit in Schlesien.“ (Hbl. III, S. 427.)

Auch in diesem Bericht haben sich leider eine Reihe von Irrtümern eingeschlichen, deren Berichtigung wir dem Herrn Vortragenden, Pastor Rübiger in Herrnsdorf zu danken haben. Danach wurden im Amte Herrnsdorf nur Deutsche angestellt, denn der Kreis ist rein deutsch. Ferner muß es Herrnsdorf statt Herrnsdorf heißen. Irrtümlich ist auf S. 428 angegeben, daß die Holländer in Königshorst Unterricht nahmen. Vielmehr gaben sie denselben. Domänenrat Caspary aus Glogau besichtigte Königshorst und verwendete die dort gesammelten Erfahrungen beim Bau der Holländerdörfer im Amte Herrnsdorf. Die Zahl der angelegten Holländereien belief sich auf 40. Die Reformierten wurden zuerst in Herrnsdorf, später in Königshorst kirchlich versorgt. Ein absoluter Rückgang der Bevölkerung in den Siedelungen Friedrichs des Großen ist nicht zu verzeichnen. In den drei Holländerdörfern Königshorst, Wilhelmshorst und Bartischdorf (Herrnsdorf gehört hierzu nicht, da hier keine Holländereien angelegt worden waren) befanden sich 1788 339 Personen, 1840 510 Personen, 1905 nur 394 Personen. Die Dörfer gehörten bis zum Jahre 1818 zum Kreise Wohlau, von da ab ebenso wie Herrnsdorf selbst zum Kreise Guben. Friedrichs des Großen Kolonisationsstätigkeit hat für die ganze Provinz großen Segen mit sich gebracht und die Bevölkerungsziffer derselben um 61 000 Seelen gehoben.

B

Theater und Musik

Das Naturtheater

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift hat H. G. Borchardt einen Aufsatz über „Bühnenreform und Künstlertheater“ veröffentlicht (II 548), in dem er für die Bühnenreformbestrebungen Par-

tei nahm. Soeben erscheint nun eine Schrift aus der Feder des ehemaligen Leiters der Münchener Shakespeare-Bühne, der in begeisterten Worten die Parallelbewegung der Bühnenreform, den Gedanken, das Drama ins Freie zu übertragen, verteidigt.*) Wenn ein bedeutender Bühnenpraktiker so warm für den als phantastisch bezeichneten Gedanken der Freilichtbühne eintritt, ist das allein ein deutlicher Beweis, daß man diese Bestrebungen durchaus ernst zu nehmen hat. Vorherd hatte in seinem Aufsatz zur Verteidigung der Bühnenreformbewegung auf die historischen Momente hingewiesen, die die neue Bewegung mit dem alten deutschen Drama verbinden. Auch Savits weist besonders auf diesen Zusammenhang hinsichtlich der Naturbühne hin. Denn auch diese ist keine neue Erfindung. So wurde z. B. das griechische Drama unter freiem Himmel gespielt, und wenn auch das deutsche Drama im Kirchenraum erwachsen ist, so hat doch der Höhepunkt der mittelalterlichen Darstellung in jenen Veranstaltungen gelegen, die auf dem Marktplatz der Städte abgehalten wurden. (Vergl. den Aufsatz „Von Passionen und Osterpielen“ B II. S. 331 dieser Zeitschrift.)

Im Rokokozeitalter hat man dann zur Aufführung von Schäferspielen auch die Natur herangezogen, aber dies verschönerkelte Zeitalter wußte nicht die Schönheiten der freien Natur zu empfinden. Nur die Unnatur des Theaters, den Kulissenraum, übertrug es in Gestalt von beschnittenen Hecken und Bäumen in das Naturtheater. Doch schon Klopstock wünschte, daß seine „Hermannschlacht“ im Freien aufgeführt würde. Etwas später hat Goethe mit besonderer Vorliebe Theateraufführungen im Freien veranstaltet. So knüpft die neue Bewegung unmittelbar an ältere Bestrebungen an. Gewiß ist der Gedanke der modernen Naturbühne durch die Opposition gegen die Konventionstheater stark beeinflusst worden, aber doch sind sich die Leiter der ersten beiden Naturbühnen in Thale am Harz und in Hertenstein bei Luzern, die Herren Ernst Wächler und Rudolf Lorenz, des Anknüpfens an die historischen

Momente von vorn herein bewußt gewesen. Denn erst aus der historischen Berechtigung erklärte sich die Möglichkeit der Durchführung eines jeden neuen Kulturgedankens. Und trotzdem sind durch die Gleichgültigkeit und die Gedankenlosigkeit, die mit einem schnell gefundenen Schlagwort eine neue Idee zu beiseitigen sucht, die törichtsten Urteile über diese Bestrebungen ausgesprochen worden. Aufklärung darüber zu verbreiten, hat sich Savits zu seiner Aufgabe gemacht. Demgemäß setzt er in der vorliegenden interessanten Schrift die künstlerischen Absichten der Freilichtbühne auseinander. Beseitigung der Bearbeitungen, Zusammenklang von Natur und Theater, Ausschluß des literarischen Nachwerks, Förderung des heimischen Dramas, Vereinfachung der Mittel, sind die Grundprinzipien der neuen Bühne. Weiterhin wendet sich der Verfasser zur Widerlegung der Einwände, die gegen ein Theater unter freiem Himmel gemacht worden sind. Gegenüber der Behauptung, daß die Kunst des Theaters nicht in die Natur gehöre, setzt er auseinander, daß gerade hier Mensch, Kunst und Natur zu einer Einheit verschmelzen. Ablenkende Geräusche seien hier nicht in höherem Maße störend, als in den Theaterbauten der Großstadt, die oft im Zentrum gelegen, von Straßenlärm umrauscht sind. Keine Kunst könnte aber solche Eindrücke bieten, als der Anblick der Natur, des Himmels, der Berge und des Waldes vermögen. Keine künstliche Beleuchtung könne verglichen werden mit den Farbenwirkungen der Natur. Endlich wirke der Umstand, daß die Zuhörer einander sehen können, läuternd und erhebend auf den Einzelnen ein. Der Einwand, daß man wegen des Klimas nicht im Freien spielen könne, ist durch die bisherigen Versuche widerlegt worden. Bei eintretendem Regen sind die Aufführungen in einer daneben gebauten Schutzhalle zu Ende geführt worden. So bietet die Savits'sche Schrift einen ebenso aufklärenden, wie zusammenfassenden Überblick zu der Frage der Naturbühne und muß daher dankbar begrüßt werden; insbesondere des warmen Tones wegen, mit dem ein Requisiteur von der Bedeutung Savits sich der Bestrebungen angenommen hat. P P

Viegnitzer Musikleben

Gegen Ende der Saison wurden die Konzerte immer spärlicher. In erster Linie bemerkenswert war eine Auffüh-

*) Das Naturtheater. Eine Studie von Jozsa Savits. Mit besonderer Berücksichtigung der Naturtheater in Thale am Harz und in Hertenstein bei Luzern. München, M. Piper u. Comp. Verlag. Preis 1 Mk.

rung des Passions-Dratoriums „Judas Sichariot“ des heimischen Komponisten W. Rudnik, unter dessen Leitung das Werk einen tiefen Eindruck hinterließ. Solistisch waren hierbei betätigt die Herren Janßen-Breslau, Höper-Viegnitz und Fräulein Venz-Viegnitz.

Zwei genussreiche Künstlerabende mit gediegenem Programm absolvierten das Künstlerhepaar Petzschnikoff und der Pianist L. Godowski. Ersteres entzündete durch Zartheit und wundervoll köstliche Verschmelzung des Tones besonders in Sindings Serenade für zwei Violinen und Piano, Op. 56. Leopold Godowski hatte in seinem Chopinabende all den poetischen Duft und Zauber der Chopin'schen Kunst zu heben verstanden und spielte technisch mit selten gehörter Brauour. Zwei seiner Glanzstücke waren die Sonaten B-Moll, Op. 35 und G-Moll, Op. 58.

C M Sch

Kunst

Eine Plastik am Breslauer Wasserturm

Man war vor einiger Zeit in Breslau, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, plötzlich sehr unzufrieden mit einer harmlosen wasserspeienden Fräse am Wasserturm in der Südvorstadt, die Ignatius Taschner in seiner Breslauer Zeit modelliert hatte. Ein Grund, jene Maske zu entfernen, war eigentlich kaum zu sehen, doch genug, man entfernte sie und gab einem Schüler Taschners, denn als solchen müssen wir auch dem Sinne nach Beduor3 bezeichnen, den Auftrag, den Platz durch eine andere Plastik zu füllen.

Dabei ist nun etwas ganz Treffliches zustande gekommen; Beduor3, der jetzt an der Berliner Akademie seine Studien fortsetzt, hat meines Wissens hier die beste seiner bisherigen Arbeiten gegeben.

Die Aufgabe war, in einen gegebenen Raum eine wasserspeiende, nicht zu erhabenen plastische Gruppe in eine halbkreisförmige flache Sandsteinnische über einem Wasserbecken des Turmes einzufügen. Es handelte sich daher in erster Reihe um eine gute Raumkomposition. Beduor3 hat es ausgezeichnet verstanden, die Silhouette seiner Arbeit, durchaus motiviert, so zu führen, daß zwischen ihr und dem Rahmen der Nische ein glückliches Verhältnis, eine reizvolle Beziehung und Wechselwirkung sich herstellt.

Er setzte eine wasserspeiende Fräse in den Mittelpunkt des Halbkreises, ließ

sich und schwer ein krokodilähnliches Ungetüm des Meeres darüber kriechen und sich lagern und erhob auf den Rücken dieses plastischen Tieres eine thronende nackte Nymphe. So kommt das Meerungeheuer mit Kopf und Schwanz tief aufzuliegen, mit dem Rumpf aber erhöht auf die Fräse, diese Anordnung gibt der Halbkreisnische eine flach dreieckige Basis, auf der die Nymphe, hoch gegen den höchsten Punkt des Rahmens aufgerückt, eine bekrönende Stellung einnimmt und dadurch das Interesse des Betrachters wesentlich auf sich lenkt.

Dies verdient sie auch entschieden. Die wasserspeiende Fräse ist leider ziemlich banal mit ihren zwischen ornamentalem und naturalistischem Wesen undefinierbar schwankenden Ringelhaaren; das Krokodil, dessen Schuppenpanzer sehr geschickt durch flächig-dekorative Behandlung förmlich zum reizvollsten Ornament geworden ist, hat einen etwas unbegründet und schwächlich endigenden Schwanz; die Nymphe aber ist ein wundervoll gelungener, in sich zu reiner harmonischer Fertigkeit geschlossener Teil.

Zart und schmiegsam auf dem plumpen borstigen Tier reitend, (quer, nicht rittlings) herb und jugendlich in den schwächtigen Formen entwickelt die nackte Gestalt der Nymphe durch dreifache Wendung in den reichen Verschiebungen und Ueberschneidungen der Muskeln ihre volle Schönheit und Bewegungsmöglichkeit. Die Beine sind leicht seitlich, der Rumpf, den keine Schnürfurche peinigt und schändet, ist frontal gestellt, der Kopf bis in volle Profilhaltung seitlich gedreht; die rechte Hand hält mit wundervoller Anmut der feinen Finger eine schlichte Schale, der linke Arm ist mit nicht geringerer Anmut so auf den Rücken des Tieres gestützt, daß sein entzückend gebeugter, schwellender und sich verjüngender Umriss klar gegen den Hintergrund steht. Man muß verschiedene Standpunkte einnehmen, um sehen zu können, wie fein der Reiz der Plastik, ihr eigentlicher Zug: drei-dimensional im Raume gegen das Licht zu stehen, allseitig verchiedenen Verkürzungen und neue Ueberschneidungen zu entwickeln, hier ausgenutzt ist, trotzdem die Rückwand der Nische zur reliefartigen Beschränkung in der Modellierung zwang.

Selten sah ich unter modernen Plastiken eine so reine und schöne Darstellung des unverdorbenen jungen Frauenkörpers, die so wenig das peinliche Gefühl weckt, die Nachbildung eines ausgezo-

nen modernen Modells vor sich zu haben; selten das halbkindliche eines sehr jungen Körpers so reizend gegeben, selten so viele feine Bewegungsmotive ungewungen in eine Gestalt gesammelt.

GW

Baukunst

Das architektonische Bild Breslaus

Es ist eine ziemlich bekannte Tatsache, daß man einen Breslauer daran erkennt, daß er auf seine Vaterstadt schimpft. Dit, ja fast immer ist das dadurch zu erklären, daß die meisten ihre Vaterstadt nicht kennen; im Alltagschlendrian sind sie gedankenlos an den Schönheiten derselben vorübergegangen. Vor allem wird aber in der Schule nicht auf die Schönheit Breslaus hingewiesen, sodaß die Schüler nicht sehen lernen. Mit Recht sagt H. Habel: „Unsere Sekundaner und Primaner wissen wohl auf dem Forum Bescheid, oder ob man sich von den Propyläen nach links oder rechts halten muß, wenn man den Eingang zum Parthenon sucht, oder auf welchem Seineuser Notre Dame liegt und wann diese Kathedrale gebaut worden ist, oder wie man von der London Bridge auf dem kürzesten Wege zum British Museum gelangt, Kenntnisse, die in einer Stunde vor dem Examen spielend beigebracht werden können, — und nur ganz wenige von ihnen sehen jemals diese Stätten — aber als Breslauer Jungen müssen sie beschämt eingestehen, daß sie von Breslaus Bauwerken nichts wissen.“ Hier steht eine Abhandlung Prof. Dr. Habels ein, „Das architektonische Bild Breslaus“, die als Beilage zum Jahresbericht des Johannes-Gymnasiums erschienen ist. In dieser Arbeit wendet sich der Verfasser in erster Linie an die Schüler; die Arbeit ist aber so instruktiv, daß wohl jeder Breslauer Anregung und Belehrung daraus wird schöpfen können.

Der Verfasser zeigt zunächst, wie man bei der Besprechung der antiken Kunst im Unterricht den Schülern an einer Anzahl von Gebäuden, die den antiken Stil in Nachbildungen besitzen, die Formwelt der antiken Bauten klar machen könne. Diese Bemerkungen, die von der aufmerksamen Beobachtung des Verfassers zeugen, werden vor allen Dingen den Pädagogen vortreffliche Winke geben. Den Kunstfreund interessiert der zweite Teil noch mehr, indem uns der Verfasser die echten Kunstwerke Bres-

laus im Wandel der Zeiten vorführt. Aus der romanischen Zeit hat sich nur wenig erhalten, wie das Südportal der Magdalenenkirche, doch läßt sich die Vincenzkirche mit dem Kloster an der Hand der Abbildungen in Gedanken wieder herstellen. Reichlicher sind die Denkmäler der Gotik erhalten, unter deren Herrschaft die Breslauer Baukunst ihre erste Blüte erlebte. Damals entstanden das Rathaus, Sandkirche, Dom und Kreuzkirche. Bald folgten die Dorotheen- und Elisabethkirche, die Dominikaner-, Magdalenen- und Bernhardinerkirche. Weiterhin führt uns der Verfasser durch Renaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus, die alle ihre sichtbaren Spuren in Breslau hinterlassen haben. Man erstaunt geradezu über den Reichtum an Formen, an dem man so oft gedankenlos vorbeigegangen ist. Wer die Abhandlung gelesen hat, wird vielleicht mit anderen Augen auf seine Vaterstadt sehen und wird dem Verfasser danken, daß er ihm die Augen geöffnet hat für die Schönheiten, die man in Breslau nicht gewöhnt ist, zu suchen. Jedenfalls wäre der Abhandlung eine Wirkung auf weitere Kreise, als nur auf die, für die sie ursprünglich geschrieben war, von Herzen zu wünschen.

PP

Heimatschutz und Naturdenkmalspflege

Ästhetik und Ingenieurbauten

Auf dem Wiener Architektenkongress sprach Oberbaurat Klette (Dresden) über das Thema: „Welche Wege sind einzuschlagen, damit bei Ingenieurbauten ästhetische Rücksichten mehr zur Geltung kommen?“ Der Vortragende gelangte zu folgenden Schlussfolgerungen:

1. Zur Verbreitung größeren Verständnisses für die Werke der Ingenieurbaukunst im allgemeinen: Sammlung muster-gültiger Ausführungen und Darstellung und Vielfältigkeit derselben in Wort und Bild als Beispiel und Vorlagen; dabei werden einzelne Blätter so zu behandeln sein, daß sie für Volks-, Real- und Industrieschulen usw. als Wandbilder zur Anschauung gebracht werden können.

2. Zur Gewinnung gut vorzubildeter Kräfte für die Schaffung von ästhetisch befriedigenden Werken der Ingenieurbaukunst: Einflussnahme auf die Umgestaltung und Erweiterung des Lehrplanes an den niederen und höheren Lehranstalten, um frühzeitig das Interesse

und Verständnis für das Wesen und die Schönheit der Bauten und der Wechselwirkung zwischen ihnen und ihrer Umgebung allgemein zu wecken; an den technischen Hochschulen und Bauakademien, um das Verständnis des Ingenieurs für die künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit und das Verständnis des Künstlers für das Wesen und den Inhalt der Ingenieurbauten andererseits zu heben und zu fördern. Bei den maßgebenden Stellen sei dahin zu wirken, daß Lehrplan und Lehrziel dementsprechend geändert und ergänzt werden, und daß den Lehrkörpern der Hochschulen Kräfte zugeführt werden, die ihre Aufgabe darin suchen, die Studierenden über die Notwendigkeit aufzuklären und über die Mittel, das Wesen und die innere Schönheit der Ingenieurbauten auch äußerlich künstlerisch zum Ausdruck zu bringen im Zusammenhange mit der Umgebung.

3. Zur Herbeiführung und Erreichung besserer ästhetischer Wirkung auch der Ingenieurbauten in Stadt und Land: die Bildung besonderer künstlerischer Beratungsstellen, denen alle auf das Stadt- und Landschaftsbild Einfluß nehmenden Bauten zur Begutachtung und Behandlung vorzulegen sind. DBK

Über Pflanzenschutz!

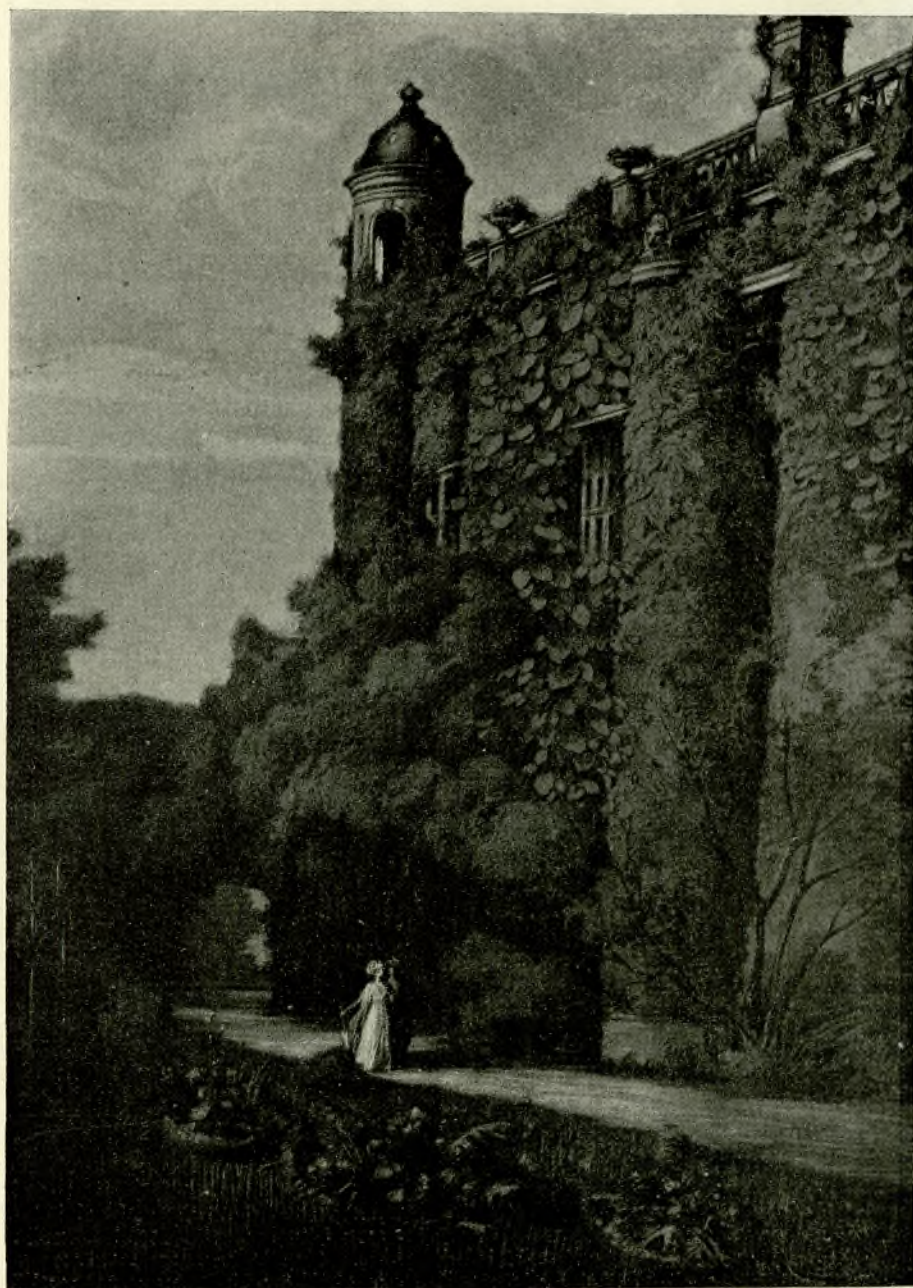
Jetzt bei Beginn der Reisezeit haben die Regierungspräsidenten eine Polizeiverordnung erlassen, worin um Schutz der Stranddistel gebeten wird. Danach ist es mit einem Hinweis auf die Möglichkeit der Stranddistel für die Erhaltung unserer Dünen strengstens verboten, die am Strande der Ostsee, auf den Dünen und am Stande der Haffe wachsende Stranddistel auszugraben oder abzupflücken. Weiter ist den Blumenhändlern der Verkauf von Stranddisteln untersagt. Zuwiderhandlungen werden nach § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes mit einer Geldstrafe bis zu 150 Mk. oder mit Gefängnis bestraft. — Um der schweren Schädigung und förmlichen Ausrottung, die den Alpen-

pflanzen durch das immer mehr überhandnehmende Ausgraben und Abpflücken droht, vorzubeugen, haben die Forstbehörden in Oberbayern bestimmt, daß Alpenpflanzen aller Art; insbesondere Alpenrosen und Edelweiß, ebenso wie Zierkräuter nicht ausgegraben, ebenso daß solche Blumen zum Handel oder doch in größeren Mengen, die den Umfang eines gewöhnlichen Handstraukes überschreiten, auf den im Staats Eigentum stehenden Bergen nur mit besonderer Genehmigung abgepflückt werden dürfen. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafen bis zu 60 Mk. oder mit Haftstrafen bis zu sechs Wochen bestraft. Die Ortspolizeibehörden und die Gendarmerie sollen den Handel mit Alpenpflanzen auf das genaueste überwachen.

DBK

Ortsstatut für Brodau

Unter den Breslauer Vororten hat Brodau als erster von dem Geseze vom 15. Juli 1907 Gebrauch gemacht und ein Ortsstatut gegen die Verunstaltung der Straßen und Plätze der Gemeinde erlassen. Dadurch sind geschützt: 1. Die Umgebung der Anlage auf dem ehemaligen Dorfsteich. 2. Die Umgebung des Rathauses und der Kirchplätze. 3. Die Umgebung des Denkmalsplatzes. 4. Das Landhausviertel zu beiden Seiten der Flurstraße. Weiterhin wird angedeutet, daß die Anbringung von Reklameschildern, von Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen der hauptpolizeilichen Genehmigung bedarf. Zur Durchführung dieses Ortsstatuts ist eine Beratungskommission eingesetzt worden, die aus dem Gemeindevorsteher und sechs Mitgliefern besteht, von denen vier von der Gemeindevertretung und zwei von dem in der Sektion „Kunst der Gegenwart“ der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur gebildeten Ausschuss für Vorortschutz in Breslau zu bestimmen sind; doch haben die Mitglieder des Ausschusses nur beratende Stimme. B



Prof. H. Trmann, Breslau: Schloß Fürstenstein.

4. Terrasse

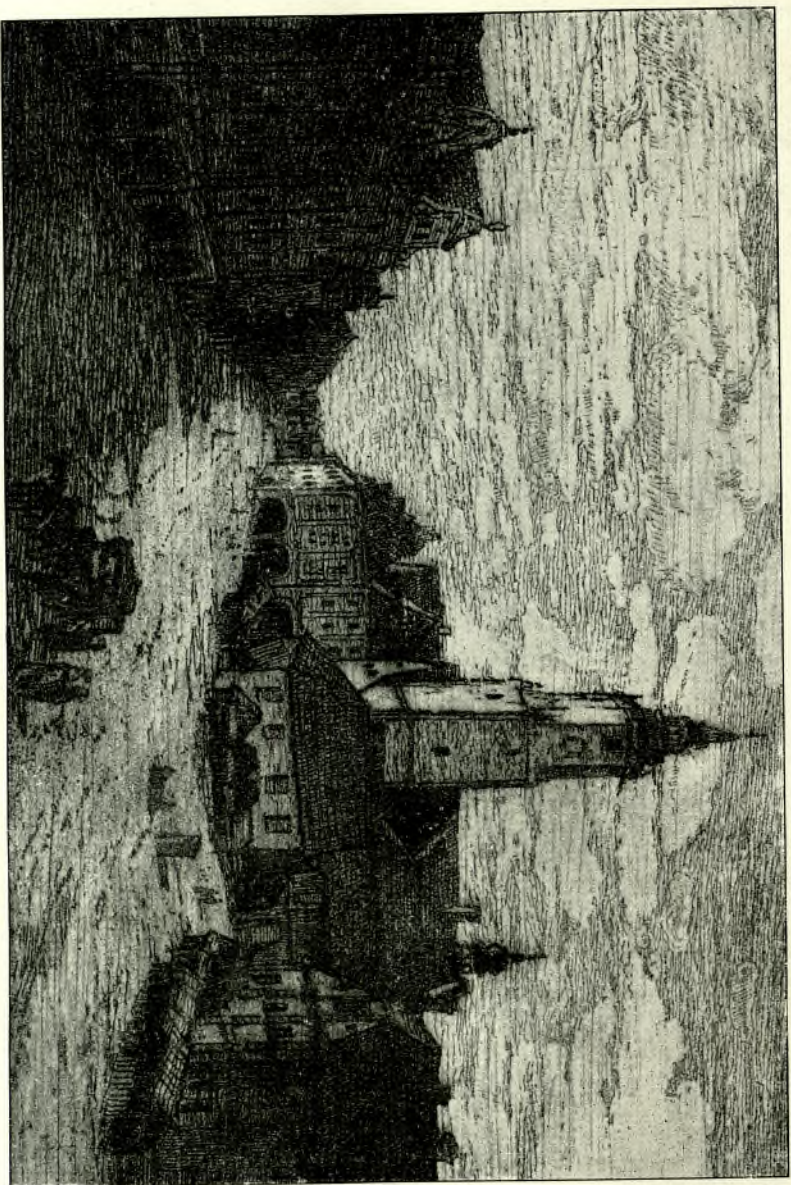


Prof. H. Irmann, Breslau: Schloss Fürstenstein

5. Wirtschaftsgebäude im Vordergrund, hinten der Donjon des Schlosses

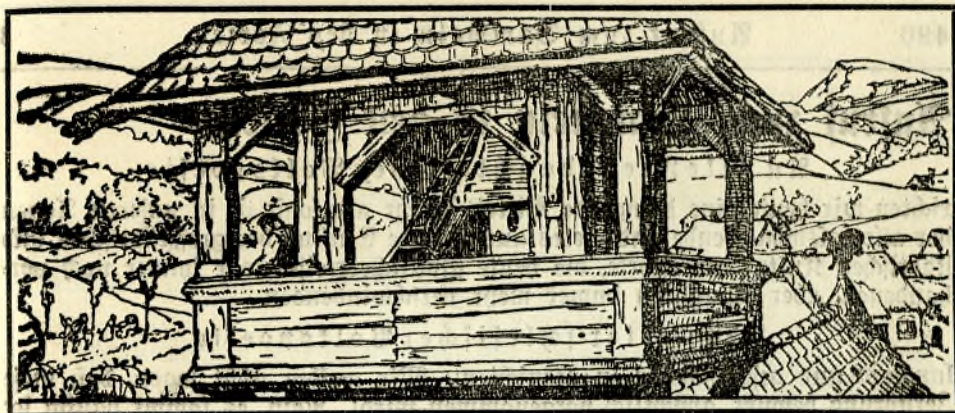


Zeichnungen vom Polizeieinspektor Otto Zimmermann † Landeshut



Alt-Landesbut, Ring

Fr. Twan, Radlerung



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 19

1. Julihest 1910

Das Volkslied

Das Volkslied ist ein Findelkind,
Geboren an der Gassen,
Dort ha'n die Eltern, frei gesinnt,
Das Kleine liegen lassen.
Da kam ein Wanderbursch daher,
Der packt es in sein Bündel
Und führt auf Fahrten kreuz und quer
Mit sich das süße Kindel.
Valerie . . .

Er füttert es mit blauer Luft
Und trinkt vom Abendsterne,
Er tränk't es mit Kliederduft
Und Wein aus der Taberne,
Ließ taufen es nach frommem Brauch,
Lät es im Singen üben,
Doch lehrt' er ihm das Trinken auch,
Das Tanzen und das Lieben.
Valerie . . .

Bei Hammerschlag und Zunkengold
In eines Meisters Kause,
Da war die Jungfrau wunderhold,
Das erste Mal zu Hause.
Doch grüßt sie auch den Vatersmann
Beim Pfluge dort im Winde
Und führte ihm den Reigen an
Des Abends bei der Linde.
Valerie . . .

Zog mit Soldaten in den Krieg
Und sporn'te sie zur Rache,
Und sang im Kampf und sang beim Sieg
Und sang auf stiller Wache,
Und sang mit nimmermüdem Sinn,
Wo sich nur Menschen fanden: —
Da wurde sie die Königin
In allen deutschen Landen!
Valerie . . .

Paul Keller

Aufruf zum Sammeln in den Ferien!

An alle Freunde schlesischer Volkspoesie

richten wir heute eine dringende Bitte! Mehr als sonst ist in unseren Tagen der alles gleichmachende und vieles ausrottende Einfluß der großstädtischen und städtischen Kultur am Werke, die heute glücklicherweise zwar immer noch vorhandenen, aber allmählich immer mehr verschwindenden

Reste alter schlesischer Volkspoesie

langsam und desto sicherer zu vernichten. Wir wollen nicht sagen, daß diese Zerstörung bewußt, absichtlich vorgenommen wird! Nein, es kommt häufig so: Mancher schämt sich eines Tages der Töne, die ihm noch aus seinen Kinderjahren klingen, überhört sie bald, wird gegen sie gleichgültig und vergißt und verachtet sie später vollständig. Und was tauscht er dagegen ein? Meist zweifelhaftes Gut, aus trüben Quellen stammend, das die Unmenge der mechanischen Musik- und Sprechapparate nur zu schnell und zu leicht auch in die fernsten Winkel unserer Heimatsprovinz tragen! Wie manch wertvolles Volksgut ist durch dies falsche Schamgefühl und durch diese sträfliche Gleichgültigkeit schon unwiderbringlich zugrunde gegangen oder verfällt weiter langsam der Vergessenheit! Wollen wir das ruhig mit ansehen, heute, zu einer Zeit, in der man sich auf so vielen Gebieten unserer Ausdruckskultur wieder der schlichten Kunstbetätigung unserer Vorfäter besonders lebhaft erinnert? Nein, wir wollen abermals

einen Versuch zu seiner Rettung

unternehmen, obgleich wir gestehen müssen, daß wir's aus eigener Kraft nicht können! Wir bedürfen dazu der tatkräftigen Unterstützung unserer Freunde und aller derer, die ein, wenn auch noch so leises Interesse für die alten völkischen Erzeugnisse unserer schlesischen Heimatsdichtung haben.

Wer soll also helfen?

Wohl am ehesten dazu berufen sind die gutsherrlichen und bäuerlichen Besitzer, die Geistlichen, Lehrer, Förster, Gemeindevorsteher, kurz alle, deren Arbeit ins Volk hineinreicht, und in deren Umgebung noch heute sich die jetzt so scheuen Kinder der Volksdichtung mit Wort und Ton ans Licht wagen!

Was wollen wir retten?

Die Liebeslieder, die Knechte, Mägde und fahrende Leute singen, die Soldatengesänge, ferner Lieder, die um Weihnachten, Ostern, Pfingsten herum oder zu anderen kirchlichen Festzeiten erklingen, soweit sich ihr Ursprung nicht auf Schule oder Verein zurückführen läßt, Lieder und Texte, die besondere Beziehungen zu örtlichen Erscheinungen und Gebräuchen haben, Tanzlieder, Mailieder, Reigen, Brautgesänge, Lieder, die man bei den verschiedenen landwirtschaftlichen Verrichtungen, z. B. beim Dreschen, Viehaustreiben, Dengeln, Melken und anderen Gelegenheiten singt; auch zu den Hochzeitsmusiken ist dem Dorfbewohner manch alter Vers bekannt. Nicht vergessen wollen wir die zahlreichen Kinderreime, die gesprochen oder gesungen, überall noch leben. Manche Hausfrau erinnert sich gewiß noch dieses oder jenes Reimes, kennt auch seine Melodie, und wieviel Großväter und Großmütter mögen sein,

denen beim Hinabtauchen in ihre Jugendzeit so manches Sprüchlein und Verslein wieder lebendig wird.

Es ist noch vieles da, lieben Freunde!

Wir wollen es aufheben, sammeln, ordnen, herausgeben und weiten Kreisen zugänglich und wieder lieb und wert machen. Und scheint es noch so geringfügiger, lächerlicher Art, wißt Ihr auch nur Bruchstücke vom Text oder der Melodie, uns wird es wertvoll sein, darum

bringtes nur herbei!

Einsendungen oben angeführter Art nimmt mit großem Dank entgegen
Der Herausgeber der „Schlesischen Heimat-Blätter.“

Ein Schuljubiläum

Wir leben in einer Zeit, die reich ist an Erinnerungstagen und Jubiläen. Wenn wir ganz von den Gedenktagen an Dichter und Musiker, Gelehrte und Künstler absehen, die in den letzten Jahren gefeiert wurden, die Zahl der vaterländischen Gedenktage, die wir feiern konnten und bald wieder feiern werden, sind in unseren Tagen ungewöhnlich zahlreich. Und schon heute bereitet man Gedenkfeiern für die Tage von 1813/14 vor. Die Städte feierten das Jubiläum der Steinschen Städteordnung, die Regimenter die Jubelfeier ihres Bestehens, die hundertjährige, wenn sie den Vorbereitungstagen des großen Freiheitskampfes ihr Entstehen verdanken, die fünfzigjährige, wenn sie in den Tagen der Militärreorganisation entstanden sind. In kirchlicher Hinsicht wurde bei uns in Schlesien vor allem die Erinnerung an die Altranstädter Konvention (1706) gefeiert, die den Protestanten ihre Lage erleichterte. Als Ergebnisse der Vereinbarungen von Altranstadt stellen sich die Gnadenkirchen dar, von denen einige im vergangenen Jahre ihr Jubiläum feiern konnten. Eine derselben, die Gnadenkirche zu Landeshut, ist untrennbar mit der Geschichte des dortigen Realgymnasiums verbunden, das am 27. Januar dieses Jahres auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Die Gedenkfeier findet jedoch erst am 4. Juli statt.

Die Landeshuter Schule ist keineswegs eine der ältesten Schulen Schlesiens. Das Breslauer Elisabeth- und Magdalenen-Gymnasium können auf eine ein Jahrhundert ältere ruhmreiche Geschichte zurückblicken. Das Liegnitzer Gymnasium konnte im vorigen Jahre ein 600jähriges Bestehen feiern (vergl. S.-Bl. III. 96 ff.). Auch so manche andere Stadtschule kann ein älteres Datum aufweisen, als das Landeshuter Realgymnasium. Was aber die Geschichte dieser Anstalt so interessant macht, ist der Umstand, daß es sich hier nicht um eine Stadtschule handelt, sondern daß diese Gründung von der opferwilligen evangelischen Bürgerchaft ausgegangen ist.

Man kann die Begeisterung erst dann in vollem Umfange würdigen, wenn man hört, daß die Erlaubnis zum Bau der Gnadenkirche beim Wiener Kabinett mit 50 000 Taler erkaufte werden mußte, daß der Kirchenbau, zu dem erst Grund und Boden erworben werden mußte, nach Angabe des Chronisten 100 000 Taler kostete. Alle diese Summen mußten von der evangelischen Gemeinde bestritten werden. Wenn man sich trotz dieser Unsummen auch zur Errichtung einer evangelischen Schule verstand, so ist das dadurch verständlich,

daß man hoffte, dadurch einen ebenso begeisterten Nachwuchs zur Wahrung des Besitzstandes der evangelischen Gemeinde zu erhalten. Evangelisches Bewußtsein sollte also in erster Linie in der Anstalt geweckt und gepflegt werden. Unter diesem Gesichtspunkt wurde die Gründung der Schule bereits im Jahre 1709 vorbereitet, und am 8. Januar 1710 konnten schon die ersten Lehrer gewählt werden, die die Schule am 22. Januar übernahmen und am 27. Januar mit dem Unterricht begannen.

Wie schon erwähnt, war die Schulgründung untrennbar mit den Interessen der Gnadenkirchengemeinde verbunden, und dieser Umstand bestimmte auch die Verfassung der Schule in der ältesten Zeit. Zu der Gemeinde gehörten Arme und Reiche, kleine Leute und Patrizier. Sie alle hatten zum Kirchbau nach Vermögen beige-steuert. Für sie alle wurde die neue Schule ins Leben gerufen. Daher mußte die Anstalt einerseits den Zwecken einer heutigen Volksschule dienen, nämlich das Wissen für das praktische Leben zugleich mit der genügenden religiösen Grundlage zu übermitteln; andererseits sollte sie als höhere Lateinschule auf die Universität und die höheren Berufe vorbereiten. Demgemäß schuf man deutsche und lateinische Klassen. Dieselben zerfielen aber nicht in zwei gänzlich getrennte Schulsysteme, sondern die deutschen Klassen bildeten die Unterstufe zu den Lateinklassen. Ein gemeinsames Lehrerkollegium wirkte an beiden Teilen der Anstalt. Dasselbe setzte sich anfangs aus drei lateinischen und zwei deutschen Lehrkräften zusammen. Aber schon 1723 wuchs die Zahl der Lehrer auf vier lateinische und drei deutsche Lehrer an, zu denen sich 1732 noch ein vierter deutscher Lehrer gesellte. Der erste Rektor der Anstalt war Herr Henn aus Greiffenberg, der 1652 geboren wurde. Sein Grabstein wurde 1908 bei den Erneuerungsarbeiten der Kirche bloßgelegt. Er unterrichtete mit den Lateinlehrern, die Kandidaten der Theologie waren, in den drei Lateinklassen. In den beiden deutschen Klassen wurden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet. Von Anfang an war die Anstalt ungemein stark besucht. Schon 1711 mußte das Kirchenkollegium bestimmen, daß der Rektor „in prima-classe nicht mehr als 40 bis 50 taugliche Subjekte“ unterrichten solle. Auffällig ist der Andrang des schlesischen Adels zu der neuen Schule. Die Anstalt war eine echte Lateinschule in ihren oberen Klassen. Hier wie überall wurde auf Latein das Hauptgewicht gelegt. Griechisch und Hebräisch wurde nur privatim und privatissime gelehrt. Das Hauptgewicht wurde auf die Rhetorik gelegt.

Wenn die Schule bereits in den ersten Jahrzehnten eine solche Blütezeit erleben konnte, so ist dies nicht zum wenigsten der starken Persönlichkeit des Obervorstehers des Kirchenkollegiums, Elias von Beuchel, zu verdanken. Nachdem im Jahre 1720 der Bau der Gnadenkirche beendet war, wandte er sein Hauptaugenmerk der Entwicklung der Schule zu. Er verstand es auch, die Opferwilligkeit der Mitbürger zu pflegen, und so kommt es, daß in jener Zeit ungewöhnlich viel Legate und Stiftungen der Schule zugute kamen. Auf seine Anregung ist es vielleicht auch zurückzuführen, daß im Jahre 1723 ein besonderes collegium scholasticum aus dem Kirchenkollegium gewählt wurde, das für die Wohlfahrt und für die Erhaltung der Schule sorgen sollte. Dasselbe sollte sich aus dem Pastor primarius, zwei Kirchenvorstehern und zwei Kirchendeputierten zusammensetzen. Im gleichen Jahre erschien die erste Schulordnung. Schon vorher hatte jedoch die Schule durch den Tod von Beuchels einen schweren Verlust erlitten. Aber sein Einfluß wirkte lange nach. In den nächsten 25 Jahren

erlebte die Schule eine Blütezeit. Das Collegium scholasticum entfaltete eine rege Tätigkeit. Die Gehälter wurden fixiert, Amtswohnungen geschaffen, eine Art allgemeiner Schulzwang eingeführt.

Der ersten Blütezeit folgte eine Zeit raschen Niederganges. Die ersten tüchtigen Lehrer waren teils gestorben, teils in Pfarrstellen abberufen worden. Bei der Wiederbesetzung der Stellen hatte man mehrmals fehlgegriffen. Mehrere Schulstellen wurden zu einer einzigen vereinigt. Noch 1749 belief sich die Zahl der Schüler in den Lateinklassen auf 200. Dann aber trat rasch der Rückgang ein, der, abgesehen von den inneren Mißständen, auch noch durch die Kriegszeiten beschleunigt wurde. Die Schlacht bei Landeshut (1760) brachte viel Elend über die Stadt. Schwere Kriegskontributionen, gänzliche Ausplünderung war ihr Schicksal. Die Schule wurde damals zu einem Lazarett umgestaltet, so daß der Unterricht auf eine lange Zeit unterbrochen werden mußte. Im gleichen Jahre wurde die Rektoratsstelle vakant und wurde 16 Jahre lang nicht wieder besetzt. Das lag vor allem daran, daß durch den Krieg die Steuerkraft der evangelischen Gemeinde erheblich geschwächt war, so daß sie die erforderlichen Mittel nicht aufbringen konnte. So konnte es nicht viel bedeuten, wenn 1762 das in Verfall geratene Collegium scholasticum wiederhergestellt und die Schulgesetze von 1723 wieder in Kraft gesetzt wurden. Reformvorschläge zur Umgestaltung des Lehrplanes und der Organisation wurden seitens der Kirchenbehörden abgelehnt. Die alte Lateinschule wurde beibehalten. Beschwerden des Magistrats und der Bürgerschaft beim Kirchencollegium über die Unzulänglichkeit der Schule waren erfolglos.

Da griffen im Jahre 1808 die reicherer Einwohner zu der Maßnahme, ein Privatinstitut für ihre Kinder zu errichten, an dem merkwürdigerweise die Lehrer und der Rektor der Schule unterrichteten. Besser wurden die Zustände, als der um 1820 gewählte Bürgermeister Perschke sein Amt antrat. Von größter Wichtigkeit war es, daß ein Herr E. W. von Kluge eine testamentarische Schenkung von 21 000 Talern der Schule vermachte. Dadurch wurde eine Aufbesserung der Gehälter, eine Vermehrung der Lehrkräfte und eine bessere Ausstattung der Schule ermöglicht. Erst jetzt konnte an eine Reorganisation der Schule gedacht werden. Dieselbe geschah in der Weise, daß die Privatschule in die öffentliche aufging und die Anstalt durch die rastlose Tätigkeit des neuberufenen Rektors Baude auf die Stufe einer „Höheren Bürgerschule“ erhoben wurde. 1835 bez. 1836 erhielt die Anstalt „Höhere Bürgerschule“ das Recht, Abiturientenprfungen abzuhalten. Baudes reger Geist suchte aber auch in anderer Hinsicht die Schüler zu fördern. Für diejenigen, die sich einem technischen Gewerbe zuwenden wollten, richtete er eine Werkstt für Metall- und Holzarbeiten ein. 1859 wurde die Anstalt als Realschule zweiter Ordnung anerkannt. Von großer Bedeutung war es, daß 1861 die Schule von der Kirche getrennt wurde und nunmehr durch Stadt und Staat unterstützt wird. Fast gleichzeitig vollzog sich die Trennung von Volksschule und Höherer Schule. 1866 bezog die Anstalt ein neues Gebäude und 1882 wurde sie als Realgymnasium anerkannt, an dessen Spitze seit 1883 Direktor Reier steht. Unter bedeutenden Schülern der Anstalt muß Langhans, der Erbauer des Brandenburger Tores in Berlin, der frühere Kultusminister Falk, bekannt aus den Jahren des Kulturkampfes, sowie von Wissenschaftlern der Breslauer Botaniker Ferdinand Vay genannt werden.

Wenn auch die Neugründungen von Gymnasien in den Nachbarstädten der Schülerzahl in den letzten Jahrzehnten starken Abbruch getan haben, so kann doch die Anstalt hoffnungsvoll in ihr drittes Säculum eintreten. Daß sie wachsen, blühen und gedeihen möge, wünschen wir ihr von Herzen.

Literatur zur Geschichte des Realgymnasiums in Landeshut:

Akten im Kirchen- und Schularchiv.

Adamsche Programmsammlung.

Monse, Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Landeshut vor und seit Erbauung der jetzigen Kirche und Schule, 1809.

Kapfer im Schulprogramm von 1847 und 1851.

Th. Reier, Geschichte des Realgymnasiums zu Landeshut. Festschrift zur fünfzigjährigen Jubiläumsfeier am 1. November 1886.

(t) Aus der Geschichte des Realgymnasiums in Landeshut (Zum 200jährigen Bestehen am 27. Januar 1910) in der „Schlesischen Zeitung“, 27. Januar 1910. H. H. B.

Das Studium der Kunstgeschichte an der Universität

Von Privatdozent Dr. Bernhard Pažak

Die Zeiten liegen noch nicht allzu fern, wo sich die junge Wissenschaft der Kunstgeschichte die Gleichberechtigung unter ihren Schwestern bei der „Alma mater“ erringen mußte. Aus den bescheidenen Anfängen eines vornehmen Zeitvertreibs hat sie sich zu einer durchaus selbständigen Disziplin entwickelt, die man im Universitätsbetriebe noch heute unter die historischen „Hilfswissenschaften“ rechnet. Und eine Art Nischenbrödelrolle spielt sie trotz aller schönen und volltönenden Phrasen von „Kunst und Wissenschaft“, die man so oft und so gern im Munde führt, noch immer an der Universität. Im allgemeinen betrachtet sie der Student als ein an sich zwar vornehmes, jedoch nebensächliches, sogar überflüssiges Fach, das vor allem die Domäne derer sei, welche Zeit und Geld für Kunstgenuß übrig haben. Zu scharflogischem Denken und philosophischer Vertiefung ihrer Anschauungen hinneigende Naturen finden, und zwar nicht so ganz mit Unrecht, in der Methodik unserer jungen Wissenschaft noch zu viel Subjektivismus und Hypothese, noch zu wenig positive Sicherheit. Ihre Methode ist in der Tat noch sehr verbesserungsbedürftig. Augenblicklich kann man noch immer zwei einander schroff gegenüberstehende Richtungen der Kunstgelehrten unterscheiden: Die einsichtigen Historiker der Kunst, die gleichsam eine Art „Kunsthistorischer Pflanzengeographie“ treiben, und jene, die auf dem Wege experimentell-psychologischer Analyse dem Wesen des Kunstwerkes näher zu kommen versuchen.

In der erstgenannten Gruppe wirken die an sich unbedeutenden, bienenemfigen Streber höchst verderblich, die sozusagen um die Kunst herum schreiben und sprechen und nach gänzlich veralteten ikonographisch-literargeschichtlichen Rezepten eigentlich nur ihre fleißigen Lesefrüchte in höchst selbstgefälliger Beweisrührung zur Schau stellen. Diese Flitter, bunten Lappen und Federn eines ungeheuer gelehrt aussehenden Apparates müssen dazu erhalten, das beträchtliche Minus ihres Talentpfündleins zu verbrämen und zu verdecken. Sie können sich nicht über ihre Zettelkästen erheben und vermögen

niemals den aus allen Ecken und Enden exzerpierten und kompilierten Rohstoff zu einem mit eigenem Geist beseelten neuen Organismus umzugestalten. Und was das Lächerliche ist: es fällt ihnen gar nicht ein, das Kunstwerk, über das sie schreiben und sprechen, auf seine künstlerischen Qualitäten hin anzusehen. Sie urteilen allenfalls auf Grund photographischer Reproduktionen, oder auf Grund von mehr oder weniger flüchtigen Beschreibungen, die gute, hilfsbereite Freunde für sie an Ort und Stelle angefertigt haben. Und trotz ihrer doch eigentlich höchst unselbständigen Leistungen nehmen sie den Mund gewaltig voll, als ob es damit allein getan wäre, daß man immer wieder „Kunst, Kunst und Kunst“ sagt, und als ob man in den billigsten schmückenden Beiwörtern echtes innerstes Kunstverständnis zum wirklich überzeugenden Ausdruck zu bringen vermöchte!

Am aller schlimmsten aber ist es, wenn solche Pseudopropheten, die doch besser bei ihrem „eigentlichen Leisten“ bleiben sollten, sich in erster Linie berufen fühlen, zu wissen, was Kunst ist, und den Kunstkenner spielen wollen, ohne jemals der sinnigen Psyche in Auge und Herz geblickt, geschweige denn überhaupt sehen gelernt zu haben.

Mit vollem Recht steht daher der Kreis der bildenden Künstler einer solchen Art von Kunstgelehrten ironisch lächelnd, ja geradezu feindlich ablehnend gegenüber.

Hätten solche zuweilen auch leider zu Jugendbildnern bestellten Fachvertreter nicht als Examinatoren zu fungieren, so würden sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur sehr wenige „Schüler“ ihre abgelagerte, vergilbte Buchstabenweisheit vorphonographieren lassen.

Solche „Vertreter“ des Faches wirken in der Regel, wenn sie in führende Stellung gelangen, im höchsten Grade nivellierend. Ja, sie können den Aufschwung im Kunstleben einer ganzen Stadt zum stagnierenden Rückschritt bringen, wie er sich namentlich bei Denkmals-Konkurrenzen, Ausstellungen etc. handgreiflich zu zeigen pflegt.

In der anderen Gruppe der Kunsthistoriker sind die Poeten die bedenklichsten, welche in das Kunstwerk Dinge und Empfindungen hineinsehen, die der zweite und dritte Beobachter ganz und gar nicht zu sehen oder zu erleben braucht.

Zwischen den gekennzeichneten Klippen muß also der wirklich berufene Kunsthistoriker hindurchsegeln. Er darf nicht allein einseitiger Historiker der Kunst sein. Seinem auf eine möglichst großzügige kulturgeschichtliche Basis zu erhebenden Wissen muß die Schulung des Gesichtsinn und der in der Idee nachschaffenden Anschauungskraft zur Seite treten. An sie wendet sich ja das Kunstwerk in erster Linie. Zur Einsicht in sein Wesen kann man nicht von vorher formulierten Schlußmaximen aus auf dem Wege der Deduktion gelangen, wie das bekanntlich die ältere spekulative Ästhetik lange Zeit wählte, sondern nur auf dem Wege der Induktion, auf Grund einer organisch entwickelten und gefügten Kette von Versuchen.

Ein Ästhetiker von Beruf wie Fehner hat in seiner Schrift „Zur experimentellen Ästhetik“ diesen Pfad gewiesen.

Alles Bemühen nach dieser Seite hin dürfte aber auf dem Gebiete der Kunstgeschichte fruchtlos bleiben, wenn man nicht auch in technologischer Beziehung den Weg des Empirikers gegangen ist; wenn man nicht die Eigenart des Farbenmaterials und Malmittels in seiner praktischen Anwendung

bis zu einem gewissen Grade erprobt hat; wenn man nicht wenigstens vom geometrisch-zeichnerischen Standpunkt aus einen Einblick in das Wesen des architektonischen Kunstwerkes gewonnen; wenn man sich nicht über die stilbildenden und statistischen Gesetze des plastischen Formens klar geworden ist. Solche hohen und vielseitigen Anforderungen wird die Kunstwissenschaft der Zukunft ohne Zweifel an ihre Vertreter zu stellen haben. Die Kunstgeschichte muß, mit anderen Worten gesagt, mehr als bisher eine Entwicklungsgeschichte der künstlerischen Probleme werden.

Wenn sie auch in dieser Hinsicht vorderhand noch auszubauen ist, so wäre es doch ein bedauerlicher Irrtum, ihr Studium an der Universität als ein überflüssiges, als ein Luxusfach ansehen zu wollen. Das Studium der alten, mittleren und neueren Kunstgeschichte soll keineswegs nur den Zweck verfolgen, für Nachwuchs von Fachgenossen, von Spezialisten, Galerie- und Museumsbeamten zu sorgen, sondern es hat, was man leider bisher noch gänzlich zu übersehen scheint, eine allgemein bildende, höhere Aufgabe zu erfüllen: nämlich auf die Studierenden aller Fakultäten erzieherisch zu wirken, indem es die systematische Ausbildung der Sinne, besonders die des edelsten Sinnes, des Gesichtssinnes, der von den übrigen Wissenschaften bevorzugten Schulung des abstrakten Denkvermögens zugesellt.

Fortsetzung folgt

Helden der Arbeit

Schwester Ottilie

II

Novelle von Hermann Hoppe

(Fortsetzung.)

Wer war denn überhaupt dieser Direktor? Sie wußte seinen Namen nicht einmal, denn die Pastorin hatte immer nur allgemein von „dem Herrn Direktor“ gesprochen. Gewiß, für sie und ganz Ullersdorf kam ja auch nur dieser eine Direktor in Betracht.

Die Pastorin bemerkte die nachdenkliche Miene in Ottilies Gesicht und sie zuckte nervös mit den Zügeln; doch — haß Meppel — haß Meppel — haß Meppel — zottelte der Schimmel unbekümmert weiter seinen Trab.

Schweigend saßen die beiden Frauen nebeneinander. Die Pastorin beobachtete verstohlen die Schwester und sie wunderte sich, wie ein so frisches, blühendes Mädchen in diese schlichte Tracht und zu einem so schweren, entagungsvollen Beruf kommen konnte. Ottilies krauses, lichtblondes Haar ließ sich nur schwer unter dem steifgeplätteten Schwesternhäubchen in einen schlichten Scheitel zwingen. Viele kleine Lockchen suchten immer wieder der strengen Anordnung der Haare zu entflüpfen und lugten neugierig unter dem Häubchen hervor. Die nachdenklich sinnenden, hellgrauen Augen standen in unerklärbarem Gegensatz zu dem vollwangigen, blühenden Gesicht mit den frischen Lippen und der festen, ein wenig gewölbten Nase. Dieses Mädchen, in seiner anmutigen Kraft und Gesundheit, war sicher nicht dazu geschaffen, ein ganzes Leben lang unter Enttagung und mit Hintansetzung des eigenen Ichs nur fremde Schmerzen zu stillen und so völlig auf eigenes Glück zu verzichten. Sie mußte Schweres erduldet haben, ehe sie den Entschluß faßte, den Freuden der Welt zu entsagen

und ihr Leben den Elenden und Kranken zu weihen. Diese Ueberzeugung stand bei der Pastorin fest.

Die lebhafteste Art der Pastorin hielt das stillschweigende Nebeneinanderfahren nicht lange aus. Ihre Ansicht von Ottilies Vergangenheit hatte sie sich gebildet; nun wollte sie auch deren Bestätigung hören. Doch ihre vorsichtigen Fragen beantwortete die Schwester mit Gegenfragen nach dem Leben in Ullersdorf und ihrem ganzen sonstigen, zukünftigen Wirkungskreise. So ward die Pastorin wieder aufs Erzählen angewiesen; sie tat es mit Eifer und Ausdauer, so daß sie selbst einigermaßen verwundert war, als der Schimmel plötzlich vor dem Pastorhause Halt machte.

Der Pastor und die Kinder begrüßten die Ankömmlinge aufs herzlichste, und Schwester Ottilie wurde von einigen Dorfhonoratioren beiderlei Geschlechts feierlich willkommen geheißen.

*

Schwester Ottilie hatte ein freundliches Dachzimmerchen des Pastorhauses bezogen. Die Pastorskinder hatten sich ihr, die so gar nichts Dudmäuerisches an sich hatte, bald ganz und rückhaltlos angeschlossen. Schwieriger wurde es ihr, das Zutrauen der schmutznäßigen Arbeiterkinder zu gewinnen, die einen Teil des Tages ihrer Obhut anvertraut waren. Der Grund davon mochte wohl mehr an den Müttern liegen, die in der „Haubentante“, trotz ihres freundlichen Wesens, eher eine Art Schreckgespenst für ihre Kinder sahen, denn eine liebevolle Helferin in Krankheit und Not. Mit Hilfe der Pastorin und einiger erwachsener Mädchen aus dem Dorfe, die ihr abwechselnd bei der Beaufsichtigung der Kinder halfen, gelang es der Schwester indes, auch diesen versteckten Widerstand zu überwinden. Unaufgefordert war sie zu mehreren armen Frauen gegangen, hatte sie und ihre Kinder gewaschen, gebadet und gepflegt und ihnen Essen hingetragen, das ihr von wohlhabenden Leuten gespendet worden war. Und als sie eines Sonntags spät in der Nacht, von einem Krankenbesuch kommend, einer Rote betrunkener Burschen und Arbeiter begegnete, da verstummte das wüste Geschrei der wilden Gesellen. Sie machten ihr höflich Platz und zogen ehrfurchtsvoll ihre Mühen vor ihr.

Schwester Ottilie merkte, daß sie moralische Eroberungen machte. Allmählich schickten auch die reicheren Bauern und Stellenbesitzer ihre Kinder gemeinschaftlich mit den Arbeiterkindern zur Schwester Ottilie in die „Schule“.

Die Familie des Fabrikdirektors hatte Ottilie seit ihrem Eintreffen in Ullersdorf noch nicht kennen gelernt. Der Direktor war in geschäftlichen Angelegenheiten auf mehrere Wochen ins Ausland gereist und die Frau mit dem kleinen Sohne hielt sich inzwischen bei ihren Eltern auf. Schwester Ottilie hatte schon viel von „Direktors“ erzählen hören, ohne zu wissen, was das eigentlich für Leute wären. Ja, nicht einmal ihren Namen wußte sie, denn es entsprach den Ullersdorfer Gepflogenheiten, stets nur den Titel, aber nie den Namen von Personen zu nennen. So würde es zum Beispiel auf allen sechs Dörfern in der Runde keinem Menschen eingefallen sein, die Frau Pastorin etwa mit ihrem Namen als Frau Pastor Sturm anzureden. Ein Name wurde nur hinzugefügt, wenn etwa noch eine zweite Person desselben Ranges oder Titels vorhanden war. Auf diese Weise sprach man auch immer und überall schlangweg nur von „Direktors“.

Eines Tages wurde die Pastorin an das Fabriktelephon gerufen. Es war das nächste für sie erreichbare, denn Pastors waren nicht angeschlossen. Die

Direktorin hatte sie dahin bitten lassen und teilte ihr mit, daß ihr Mann, der Direktor, von seiner Reise zurückgekehrt sei und sie im Elternhause abholen wolle. Sie würde in den nächsten Tagen wieder in Ullersdorf eintreffen. Die Pastorin möge so gut sein, in ihrer, der Direktorin, Wohnung zum Rechten zu sehen, damit die Mädchen und die Dienerschaft zum Empfange der Herrschaft auch alles richtig vorbereiteten. Dieser Bitte konnte die Pastorin nicht ausweichen und so empfing sie wenige Tage später die Direktorin und ihre Familie in deren vornehm und verschwenderisch ausgestatteten Wohnung, in dem schönen Landhause neben der Fabrik. Als die Pastorin dann gegen Abend nach Hause kam, konnte sie der Schwester Ottilie nicht genug von der Pracht und dem Reichtum der Direktorin erzählen, und was diese ihr und den Pastorskindern für schöne und gute Sachen mitgebracht habe . . .

Als die Schwester einige Tage darauf, von einem Krankenbesuch kommend, an der Fabrikvilla vorüberging, sah sie im Garten eine vornehm gekleidete Dame Diabolo spielen.

Sollte das die Direktorin sein?

Unwillkürlich verglich Ottilie ihr eigenes, unscheinbares Arbeitskleid mit dem prunkvollen, kostbaren Spitzenschmuck an dem Morgenkleide der fremden Spielerin.

War das Leben nicht recht willkürlich? Das den einen in Feierkleidern zwischen schönen Blumen tändeln und spielen ließ, während der andere im rauhen Arbeitskittel schwer mit der Notdurft des Tages ringen mußte. Ottilies Blick fiel hinüber auf die Fabrik, wo die Räder schnurrten und sausten und Hunderte von fleißigen Männern und Frauen die Werte schufen, die der Frau da im Garten erst die Möglichkeit ihres sorgenlosen Genusses gewährten. Ein stolzes Gefühl der Genugthuung zog durch die Brust der Schwester bei dem Gedanken, wie viel, wie unendlich viel mehr sie, die unscheinbare Krankenschwester, im Falle der Not und des Elends all diesen hundert Armen sein konnte, als es die Dame mit all ihrem Reichtum jemals zu tun vermochte, deren Morgenbeschäftigung in einem harmlosen Kinderspiele bestand.

Das Bewußtsein erfüllter Arbeit und Pflicht machte Ottilie neidlos, zufrieden und froh.

Ein Jauchzer klang vom Garten herüber. Die Dame hatte ihren Kreisel bis über die Wipfel der hohen, alten Bäume hinaufgeschwungen und fing ihn nun mit sicherem Blick und geübter Hand wieder auf. Mit heimlicher Freude betrachtete die Schwester die zierliche Gewandtheit und die schmiegsame Anmut der Dame, die ihr Spielzeug immer höher und höher schnellen ließ. Würde sie selbst je im Leben wieder so im sorglosen Spiel ihre Kraft und Gewandtheit erproben können?

Die Dame hatte einen Fehlwurf getan, der Kreisel flog über den Gartenzaun und fiel fast zu Ottilies Füßen nieder. Die Schwester hob ihn auf und gab ihn der Eigentümerin zurück. Einen Augenblick stutzte diese, als sie in das gesunde, lebensfrohe Gesicht sah, das zu der einfachen, schmucklosen Schwesterntracht gar nicht zu passen schien. Dann mochte sie inne werden, daß sie die neue Schwester vor sich habe. Als ihre Frage bejaht wurde, begrüßte sie Ottilie und lud sie ein, näher zu treten. Ottilie lehnte dankend ab, da sie zu Hause noch die Kinder zu überwachen hatte. Nun entspann sich über den Gartenzaun hinweg im Stehen eins jener gleichgültigen, konventionellen Gespräche, die beim schöneren Geschlecht so häufig gepflegt werden.

Fortsetzung folgt

Der Jahresbericht d. Holzschnitzschule in Warmbrunn

ist soeben erschienen. Daraus ist zu ersehen, daß die Wandlung, die die Anstalt in den letzten Jahren erfahren hat, in Zukunft auch in ihrem Titel zum Ausdruck gebracht wird. In der Sitzung des Schulvorstandes vom 18. Februar 1910 wurde in Rücksicht darauf, daß die Schule in den letzten Jahren den Charakter einer kunstgewerblichen Bildungsstätte für Holzbildhauer, Tischler und Drechsler annahm, beschlossen, der Holzschnitzschule den Zusatz „Kunstgewerbliche Fachschule“ zu geben. Ihre Ziele sind höhere geworden, und an die Lehrkräfte werden größere Anforderungen gestellt. Diejem Umstand Rechnung tragend, beteiligten sich die Lehrer an Fortbildungskursen, so im letztverflossenen Schuljahr, wo der Fachlehrer Fink unter Professor Meurer einen 2monatlichen Kursus in der Pflanzenornamentik in Berlin durchmachte; ferner erweitern ausgedehnte Studienreisen den Gesichtskreis und das Wissen der Lehrer. Auch in dieser Hinsicht gibt der Bericht interessante Aufschlüsse.

Erfreulich ist es, zu hören, daß die Leistungen der Lehrer auch außerhalb der Schule im Dienste der Allgemeinheit stehen. So lesen wir, daß Fortbildungs- und höhere Schulen ihren Zeichenunterricht in die Hände der Fachlehrer der Holzschnitzschule legen und daß ferner diese durch Vorträge usw. dem Kunsthandwerk dienen.

Die Beziehungen der Schule zum Handwerk sind besonders bemerkenswert. So konnte sie einer Reihe von praktischen Betrieben dienen durch Uebermitteln von praktischen Aufträgen, Anfertigen von Mustermöbeln, Modellen und Zeichnungen, Kostenschätzungen, Ansehen von Zeigen, Erteilung von Ratsschlägen und Ratsschneitten. Diese Arbeiten wurden geleistet an 7 Möbelfabrikanten, 5 Tischlermeister, 4 Bildhauer und Schnitzer und andere Geschäftsleute.

Daß die Tätigkeit der Schule auch von der Vertretung des Handwerks anerkannt wird, wird durch das Folgende bestätigt: Am 22. September 1909 besichtigte der Vorstand der Handwerkskammer in Piesnitz die Werkstätten der Schule eingehend. In der anschließenden Verhandlung sprach der Vorsitzende der Handwerkskammer seine Befriedigung aus über das Gesehene, insbesondere über die Ausbildung der Schüler und hielt die Einrichtung von eigenen Gehilfenprüfungsausschüssen für die Schule wünschenswert. Im Einverständnis mit der königlichen Regierung richtete nun die Handwerkskammer besondere Prüfungsausschüsse ein. Dieselben tagen unter dem Vorsitze des derzeitigen Direktors und setzen sich zusammen aus praktischen Meistern, Fachlehrern und Werkmeistern der Schule.

Am 23. März 1910 wurde das erste Mal geprüft. Es hatten sich 6 Schüler im Alter von 18–28 Jahren gemeldet. Die praktischen Arbeiten, die ohne Korrektur in den Werkstätten der Schule angefertigt wurden, wurden ebenso wie die zweifelhändige mündliche Prüfung mit „Vorzüglich“ und „Gut“ zensiert.

Der Schulbesuch war etwas höher wie im Vorjahr. Es waren insgesamt 136 Schüler vorhanden; davon kamen auf die Tagesfachschule 47, auf die Abendschule 43 und auf die Vorschüler 46 Schüler. Diese wurden von 8 Lehrkräften unterrichtet.

So ist das Bild, das uns der letzte Jahresbericht von der Schule gibt, ein sehr erfreuliches, so daß wir von einer weiteren gedeihlichen Entwicklung der Anstalt zum Wohl und Segen unseres Kunsthandwerks sprechen dürfen.

In eigener Sache!

In Nr. 13 der „Heimatblätter“ befand sich ein Artikel über „Die Siegelsteinschneidekunst und die Familie Bergmann in Warmbrunn“. Zu diesem Artikel nahm ein „Sachverständiger“ in der Versammlung der Vereinigung „Städtische Ressource und Gewerbeverein“ in Kirchberg Stellung und protestierte gegen die Ansicht, daß Bergmann Steinschneider gewesen sei.

Der Herr scheint den Beitrag zur Geschichte der Steinschneidekunst in den „Heimatblättern“ gar nicht gelesen zu haben, denn sonst würde er nicht etwas behaupten, was gar nicht in dem Artikel steht. Dort steht deutlich geschrieben, daß die drei Inhaber der Firma Bergmann in Warmbrunn tüchtige Vermittler edler geschnittener Steine gewesen seien, deren Bedeutung für die Geschichte der Steinschneidekunst vor allem in der Vermittlung der großen Zahl von Aufträgen, wovon

die 30 000 Stück zählende Siegeldrucksammlung zeugt, liegt. Die Vermittlung wurde von dem alten C. Bergmann so stark betrieben, daß er in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts im eigenen Hause eine Werkstatt unterhalten konnte. Diese Tatsache wird bestätigt durch Familienurkunden, durch die noch vorhandene Werkstattteinrichtung und durch die Aussagen des jüngst verstorbenen A. Bergmann.

Es wird nirgends gesagt, daß die Bergmanns persönlich die Steinschneidekunst ausübten und daß A. Bergmann der letzte Vertreter der Steinschneidekunst gewesen sei; ebenso wenig ist zu lesen, daß keine Vermittlungen mehr stattfinden.

Dies zum Steuer der Wahrheit!

Ein Studentenheim der Universität Breslau

Die Universität Breslau, entstanden durch Vereinigung der Universität zu Frankfurt a. O. und der alten Breslauer Jesuitenuniversität, blüht am 3. August 1911 zurück auf eine hundertjährige Wirksamkeit als Pflegestätte der Wissenschaft in der deutschen Ostmark. Reich an Ehren und Erfolgen, aber auch an Mühen war und ist das Wirken unser Alma mater Wratislawiensis. Stets hat die Breslauer Hochschule durch die wissenschaftliche Bedeutung ihrer Lehrkräfte auch Schüler aus anderen Landesteilen angezogen. Aber in erster Reihe erstreckt sich doch ihr Wirkungsbereich auf die ihr als Landesuniversität zugewiesenen Provinzen Schlessien und Posen. Die Reichshauptstadt Berlin, die großen mittelstaatlichen Universitätsstädte, wie München und Leipzig, die feuchtfröhlichen Musensitze „am Neckar und am Rheine“ bereiten ihr selbst innerhalb ihres eigentlichen Rekrutierungsgebietes schweren Wettbewerb. Breslau behauptet seinen ehrenvollen Rang unter den deutschen Universitäten vor allem durch tüchtige, stetige Arbeit. Aber dieser Arbeit wird nur zu oft durch die Ungunst der Verhältnisse der Erfolg verklümmert. Die in Breslau verhältnismäßig zahlreichen weniger bemittelten Studierenden, die nebenbei zur Erwerbstätigkeit gezwungen sind, können ihre Studien nicht mit voller Kraft fördern. Sie werden daher leichter als andere vom Ziel abgelenkt; sie vor allem sind den Gefahren ausgesetzt, die wir als Kehrseiten der akademischen Lernfreiheit, der studentischen Ungebundenheit in den Lauf nehmen müssen.

Diesen Gefahren entgegenzuwirken, verheißt der ausichtsreiche Plan, ein bleibendes Denkmal der bevorstehenden Jahrhundertfeier der Universität durch Errichtung eines neuen Studentenheims zu schaffen. Gegenüber der Universität gelegen, mit Lesezimmern, Mensa academica, Festsaal usw. ausgestattet, soll das Studentenheim der körperlichen und geistigen Ausbildung, dem geselligen Verkehr und den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Studierenden dienen. Es regt sie an zu förderlicher Verwendung müßiger Stunden; es bietet ihnen Geselligkeit ohne Trinkzwang, gute Verpflegung zu möglichst mäßigen Preisen. Gerade unter Breslaus Studentenschaft wird das neue Studentenheim viel Gutes wirken, die Erziehungsarbeit der „Alma mater“ wesentlich fördern.

Den ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Planes hat die Stadtgemeinde Breslau getan, als sie — in hochherziger Würdigung dessen, was ihr Hochschule für sie war und ist — der Universität einen vortrefflich geeigneten Bauplatz zur Verfügung stellte. Aber trotzdem ist die Vollendung des Jubiläumswerks nur dann gesichert, wenn ein möglichst großer Teil der Baukosten durch freiwillige Gaben gedeckt wird. Zur Vorbereitung der hierzu erforderlichen Geldsammlungen ist in Breslau ein Ausschuß ehemaliger Schüler der Universität unter Vorsitz von Bürgermeister Trentin zusammengetreten. Zur Annahme von Beiträgen hat sich das Bankhaus C. Heumann, Breslau, Ring 33, bereit erklärt.

Die dringende Bitte des Ausschusses um Spenden für das neue Studentenheim ergeht zunächst von den früheren Breslauer „Akademikern“ an ihre Kommitteent. Sie richtet sich ferner an die Provinzial-, Kreis- und Kommunalverbände, die akademischen Berufs- und Standesorganisationen der Provinzen Schlessien und Posen. Aber damit nicht genug. Die „Akademiker“ haben in diesem Falle ein volles Recht, jedem ihrer schlesischen Landsleute anzurufen: „Tua res agitur“; es geht auch dich an. Der breite Bildungsstrom, der von Breslaus Hochschule ausgeht, befruchtet alle Lebensverhältnisse. Das Gedeihen unserer Universität ist eine der schwerwiegendsten Fragen der Heimatskultur. Wenn es hier gilt, zu helfen, zu mehrern und zu wehren, müssen alle, nicht nur die unmittelbar Beteiligten, die Hand ans Werk legen.

Die Bahnhöfe als Museen

Eine Plauderei zur Reisezeit von Alfred Milarch

Ein merkwürdiger Gedanke, der ganz besonderes Kopfschütteln erregen dürfte, wenn man bedenkt, daß doch bei den meisten der Bauten, die heute unter dem Namen „Bahnhof“ allenthalben im Lande stehen, sicherlich alle dafür in Betracht kommenden Museen trauernd abseits gestanden haben. Ein Bahnhof, der so oft und so vielen schon Gegenstand des Aergernisses war, sollte eine Stätte der Kunst sein können? Ja, es ist wirklich so! Nur wenige mögen darauf ernstlich geachtet haben, daß eine Bahnhofshalle, siehe sie auch im kleinsten Dertchen, in der Tat eine ziemlich reich besetzte Bilderausstellung moderner Meister mit stets wechselnder „Aufmachung“ beherbergt. So ganz von den guten Geistern scheinen also unsere Bahnhöfe doch nicht verlassen zu sein, wenn sie auch dort in anderer Weise hausen, als wir es gewünscht hätten, wenn auch Zufall und Willkür durch sie dort einen recht ungeordneten Reigen tanzen lassen! —

Gemeint sind natürlich die Plakate im Bahnhofsvorraum, auf die der Durchschnittsreisende, der ja so häufig in großer Eile ist und gerade noch Zeit zum Lösen und Durchlöcherlassen des Fahrcheines hat, nur selten einen flüchtigen Blick wirft. Und wer sonst noch auf dem Bahnhof irgend etwas zu tun hatte, wird kaum viel mehr als ein gedankenloses, schnelles Hinschauen nach jenen bunten Flächen für sie übrig gehabt haben. Wie unrecht! Wieviel großes, echtes und zugleich raffiniertes Können steckt doch heute in der Plakatkunst, und nicht zuletzt in der Plakatkunst, die auf den flüchtigen Reisenden mit seiner Eile zugeschnitten ist! Das gute Plakatbild muß ihm gewissermaßen einen Ruck geben, muß seinen Kopf herumreißen, wenn er in die Bahnhofshalle eintritt: so auffällig muß es sein. Der Beschauer muß in den wenigen Augenblicken begreifen und blitzschnell erkennen, um was es sich handelt, was das bunte Bild von ihm will, wohin es seine Aufmerksamkeit für eine kleine Weile lenken möchte: so klar muß der Bildentwurf sein. Das sind schon zwei Dinge von großer Wichtigkeit, die nicht jedem Künstler gelungen sind, wie wir bei späterer ruhiger Betrachtung sehen werden. Die geschickte Zusammenstellung der Farben, die das Plakat dem Beschauer sozusagen in die Augen wirft, und der interessante Bildentwurf, der zu dem darzustellenden Gegenstande in einem sinnvollen Verhältnis stehen muß, das sind die beiden Hauptgeheimnisse der modernen Plakatkunst.

Aber wozu noch weitere Theorie, die ja nach allbekanntem Urteile grau ist? Eine Geschichte des Plakatbildes soll ja hier nicht geschrieben werden, es wird wohl sonst noch da und dort ein allgemeiner Gesichtspunkt in die Erscheinung treten! Nehmen wir lieber den grünen Zweig der praktischen Anschauung in die Hand und gehen wir getrost in das neue Museum, das zu allen Tages- und Nachtzeiten geöffnet und völlig kostenlos zu besuchen ist. Damit uns von vornherein eine reiche Bildergalerie zur Verfügung steht, betreten wir den Bahnhof einer mittleren Stadt. Was wir dort sehen, findet sich in einzelnen Stücken auch in kleineren Städten, ja sogar in den oft mehr als bescheidenen Warteräumen der ländlichen „Haltestellen“. Einige der in den folgenden Zeilen erwähnten Plakate wird der freundliche Beschauer allerdings heute vergeblich suchen. Die Dinge, zu denen sie einladen, sind nicht mehr. Die Lebensdauer des Plakatbildes ist oft sehr kurz bemessen, schon nach wenigen Monaten ist sein Inhalt gegenstandslos geworden und ohne Interesse für die Gegenwart. Aber namentlich das Jahr 1909 war sehr reich an größeren Veranstaltungen, zu denen in allen Teilen Deutschlands durch mehr oder weniger erfreuliche Plakatbilder eingeladen wurde, und von diesen Bildern sind sicherlich noch einige in der Erinnerung haften geblieben. Doch nun endlich hinein in unser Museum!

Da grüßen uns gleich linker Hand einige Städte, Hamburg, Stuttgart, Magdeburg, und weiterhin Braunschweig, Frankfurt a. M., Dresden, Wiesbaden, Heidelberg, Breslau und aus dem Auslande Stockholm und Brüssel. Was wollen sie? Unseren Besuch und — unser Geld, beides entweder um ihrer selbst willen, oder wegen der schönen, reizvollen Landschaft, der Bauten, der hochberühmten Künstlerdenkmäler aus vergangenen und gegenwärtigen Tagen oder um der Ereignisse willen, die sich jetzt oder in nächster Zukunft in ihren Mauern abspielen oder abspielen werden, und das alles deuten sie auf ihren Plakaten an. Sehen wir ein wenig genauer hin!

Als erstes und für meinen Geschmack feinstes Plakat möchte ich das der Stadt Hamburg betrachten, auf dem sie im vorigen Jahre zum 16. Deutschen Bundeschießen einlud. Die meisten Leser werden das Bild noch kennen! Wem dies Plakat nicht in die Augen fällt, dem ist nicht zu helfen, dem dienen die Augen wirklich beinahe nur noch dazu, um Schriftzeichen dem Gehirn zu vermitteln oder um das Anrennen an Laternenpfähle zu verhindern. Wer sieht nicht auf den ersten Blick, daß es sich hier um ein Schießen handelt? Kann der Charakter eines Bundeschießens noch deutlicher herausgestellt werden, als durch diese grell herauspringende schwarz-weiße Scheibe auf ihrem roten Gestühl? Und nun Hamburg als Hintergrund dieser Veranstaltung, auch er durfte ja nicht übergangen werden. Nachdem sich das erste Erstaunen gelegt hat, wird der Blick energisch auf den im fahlen Violett und Rosa gehaltenen Hintergrund gedrängt, eine Silhouette Hamburgs, die kurz das Typische für diese Seestadt andeutet: Handelsschiff, Kriegsschiff, Kaffran, Freihafen, Speicher und Kirche, selbst der Schattenriß des gewaltigen Bismarckdenkmals tritt scharf hervor! Dies Plakat läßt in der Tat in wenigen Augenblicken eine solche Fülle bedeutsamer Erscheinungen vor uns lebendig werden, drängt sie klar und bestimmt auf einen so kleinen Raum zusammen, daß sie wirklich schnell gesehen und behalten werden, und das ist ja seine Aufgabe! Die Erinnerung daran steigt bei dem, der für die Sache irgendwie interessiert ist, ganz von selbst empor und drängt vielleicht zum Entschluß, jenen Ort einmal zu besuchen.

Ganz anderer Art ist das Reklamebild Stuttgarts, das daneben hängt. Es zeigt einen wundervollen, lieblichen Ausschnitt aus dem Stadtbild, der begrenzt wird von zwei Säulen mit springenden Pferden, den Wappentieren der Stadt. Sie führt ja ihren Namen daher, weil früher an ihrer Stelle ein „Gestütsgarten“ (Fohlenhof) gestanden hat. Der Künstler hat auf dem Plakat den Stadtnamen äußerst wirkungsvoll hervorgehoben.

Wir treten einige Schritte zurück; auf Pfeiler nimmt uns der dunkle, gespenstisch in den rotgelben Abendhimmel hineinragende Welschlöwe gefangen, das Wahrzeichen der Stadt Braunschweig. Sie will damit nicht nur auf ihre reiche geschichtliche Vergangenheit, sondern auch auf den daraus sich ergebenden großartigen Reichtum an altherwürdigen Bau- und Kunstdenkmälern hinweisen, die heute Braunschweig zu einer der interessantesten deutschen Städte machen.

Noch ein paar Schritte zurück, und wir stehen vor dem Bilde Magdeburgs, das von seinen alten, bemerkenswerten Gebäuden die Johanniskirche und die Walloner Kirche hervorhebt, eigentlich gerade die Kirchen, die baulich nichts Hervorragendes bieten, während der erhabene Dom mit den Särgen Otto des Großen und seiner Gemahlin, mit hochwertvollen Kunstgegenständen, mit tausend alten Erinnerungen, mit seiner alles überragenden Baumasse sonderbarer Weise nur bescheiden gezeigt wird in dem Gesamtbild, das sich dem Beishauer vom Elbstrom aus bietet. Der Maler hat es in die Schleier des Abends gehüllt und ihm durch die vielen funkelnden Lichtlein der Elbfähne einen eigenen Reiz zu verleihen versucht. Das absonderliche Standbild Kaiser Ottos I., das nicht als Denkmal, sondern mehr als Symbol der erlangten eigenen Gerichtsbarkeit anzusehen ist, ähnlich unjeren „Rolanden“, und die beiden Wappen Sachsens (Rautentrone!) und Magdeburgs (eine trauhaltende Magd auf dem Burgtor!) vervollständigen das Bild, das wir jedenfalls nicht zu denen zählen können, die ihren Stoff in den wesentlichen Dingen ausgeschöpft oder doch genügend angedeutet hätten; denn die geschichtliche Vergangenheit ist nur mangelhaft gestreift, die Baukunst nur in ihren unbedeutenden Stücken gezeigt, der Verkehr nur schwach betont und Handel und Industrie, die beide in Magdeburg sehr bedeutend sind, gar nicht hervorgehoben.

Wesentlich glücklicher war der Schöpfer des Plakates, das zur „Internationalen Lustschiffahrts-Ausstellung“ nach Frankfurt a. M. einlud. Seine Aufgabe war ja zwar auch leichter, trotzdem ist sie in überraschend eindrucksvoller Weise gelöst worden. Oder machte der gelbe „Zeppelin“, der sich da schräg vor den blau gehaltenen Domfachturm hob, etwa keinen Eindruck auf Dich, Beishauer? Sahst Du nicht den Freiballon und den Drachensieger mit dem rätselhaften „I L A“ auf den ersten Blick, und errietest Du nicht sofort, daß in jener Stadt mit den Lustschiffen etwas im Werke sein mußte, ehe Du es lesest? Beide, Dom und Lustschiff, strebten ins Reich der Lüfte, das eine von beiden scheinbar losgelöst von jeder Erdschwere, der andere kräftig mit ihr prunkend! Ja, und nun dieses „I L A“, was ist's damit? Das ist auch ein modernes Erzeugnis, hervorgegangen aus der Schnellschlagwort-

fabrik unserer Zeit, die schon ziemlich viele ihrer Prägungen auf dem Weltmarkt kursieren läßt! Wer will auch immer sagen: Hamburger Allgemeine Patetsfabrik-Aktien-Gesellschaft, Internationale Luftschiffahrts-Ausstellung, Deutsch-Amerikanische Petroleum-Stompagnie, wenn mal auf eins davon die Rede kommt? Dazu hat man heute keine Zeit mehr, das überläßt man dem Druck, nicht der Rede! Wie einfach und bequem klingt doch da: Papag, Fla, Dapol, Alba (Allgemeine Bauartikel-Ausstellung), Bedag u. a. Die Anfangsbuchstaben der Worte, die der betreffenden Veranstaltung den Namen geben sollen, werden von vornherein so gewählt, daß sich daraus eine „konzentrierte Lösung“ gewinnen läßt, die ihrerseits nun wieder durch die mehr oder minder große Originalität einen neuen Reiz, ein neues Lockmittel, bietet, dem der friedliche Bürger schließlich erliegt. Der Berliner geht schon lange nicht mehr in den „Zoologischen Garten“, sondern nur noch in den „Zoo“, und ein Plakat aus Berlin, das zwar nicht sehr glücklich in Entwurf und Ausführung war, lud ein zur Möbelausstellung in den Ausstellungshallen am „Zoo“.

Doch bleiben wir noch einen weiteren Augenblick bei Frankfurt a. M.! Da hing bis vor kurzem neben dem Eingang zum Wartesaal dritter Klasse ein Bild, das zeigte einen gepanzerten Ritter hoch zu Ross, die Sturmhaube auf dem Rücken, zum Zeichen, daß er in friedlichen Geschäften unterwegs sei, vor sich eine kleine goldene Harfe, auf deren Saiten die Finger wie traumerloren einige Akkorde griffen, den Blick schwärmerisch in die Weite gerichtet, als lausche er himmlischen Klängen aus weiten Fernen!

Der Reier wird schon ahnen, wohin es den fahrenden Ritter zog, wo er hohen Ruhm und herrliche Kleinode aus den Händen hoher, schöner Frauen zu erlangen hoffte! Frankfurt a. M.! Wem fallen nicht gleich die Tage des 3. Deutschen Männergesangswettstreites ein? Und doch ist das Plakat bei aller Schönheit an sich nicht typisch in gutem Sinne für das, was sich in jenen heißen Tagen in den Mauern der alten Reichsstadt zugetragen hat. Ein einzeln dahinziehender Ritter, ein Künstler für sich, der nur im Einzelgefang mit andern ringen kann, ein feudaler Sproß dazu, er kann nicht bezeichnend genug sein für ein Fest, das ganze Massenschöre ins Feld führt, in denen der einzelne absolut untergeht und unterzugehen hat, für Vereine, die sich wohl nur aus bürgerlichen Kreisen zusammensetzen! Der Frankfurter Maler Joh. Corregio, der Schöpfer des Plakates, hat das selbst gefühlt und noch einen zweiten Entwurf eingereicht, der zwar auch preisgekrönt, aber nicht zur Ausführung bestimmt wurde, und gerade dieser Entwurf wäre nach meinem Urteile der bessere gewesen, den auch jeder gleich verstanden hätte: Das Bild zeigte in glücklicher Gruppierung und feiner Charakterisierung — einen Chor singender Männer, leise altertümlich, an Vorbilder aus der florentinischen Schule aemahnend, in mittelalterliche Trachten gekleidet. Wenn auch hier ein Anachronismus mit unterläuft, Männergesangsvereine, wie wir den Begriff heute zu fassen gewohnt sind, gab es ja damals noch gar nicht, — so hätte man entschieden diesen Entwurf zur Ausbreitung des Festgedankens in der Öffentlichkeit bestimmen müssen. Es muß doch aber nicht möglich gewesen sein, genug, das Fest ist voraus, und das schöne Plakat ist verschwunden. Wo mag es geblieben sein?

Es sei an dieser Stelle die Frage gestattet: Was wird aus den Bildern, wenn ihre Zeit erfüllet ist? Es wäre doch wirklich schade, wenn sie der Vernichtung anheimfielen oder nach getreuer Buchung bezw. Streichung in den amtlichen Listen auf irgend einem Bodenraum rettungslos verstaubten. Ich meine, für die Schulen ließe sich da doch manch wertvoller Anschauungsstoff retten. Der Norddeutsche Lloyd hat i. Bt. sogar ein Verständnis mit den königlichen Regierungen seine großen, schönen, die Entwicklung der Schifffahrt zeigenden Plakate in den Schulen zum Aufhängen verteilt. Wer setzt den Gedanken in die Tat um?

Mit dem Rest der Städte werden wir schneller fertig! Da erregt Dresden durch einen mächtigen, auf nachgemachten schwarzen Kreidegrund gezeichneten weißen stilisierten Reier unsere Aufmerksamkeit. Eigentlich hat aber dieser Vogel weder mit Dresden, noch mit der dort stattfindenden „Internationalen Photographischen Ausstellung“ irgend etwas zu tun. Wiesbaden zeigt „die Kunst, einen Handwerker leidend“. Aus ihrem Blumenfüßhorn streut sie die tausendfachen Anregungen und Befruchtungen aus, die dem Handwerk aus seiner Verbindung mit der Kunst erwachsen, nicht zu seinem Schaden; die kraftvoll vorwärtsschreitende Männergestalt, ein Symbol dessen, der sich auf dem richtigen Wege weiß, hält in der Hand den glücklich errungenen Preis. Gewiß eine schöne, sinnvolle Reklame für

eine Ausstellung für Handwerk und Gewerbe, Kunst und Gartenbau. Wir sehen dann noch das leider stark verkleinerte, auch mit etwas aufdringlicher Schrift versehene Stadtbild *Heidelbergs*, das an sich ja herrlich und einzigartig ist, hier aber für Augenblicks- und Fernwirkung wenig geeignet erscheint. — Auch das Ausland hat unser Museum besichtigt! Wir finden es durch *Stockholm* und *Brüssel* äußerst wirkungsvoll vertreten. *Stockholms* vorjähriges Bild war das riesige schwedische Wappen, drei goldene Kronen auf blauem Grunde, von einem breiten Eichenfranze umgeben. Von dem Plakat ging eine starke malerische Anziehungskraft aus, die jeden Vorübergehenden für kurze Zeit festhielt. *Brüssel* will auf seine Weltausstellung aufmerksam machen. Es läßt seine internationalen Gäste im Ventballon, der mit den Flaggen der Hauptländer geschmückt ist, über einem seiner interessantesten Plätze schweben, dadurch gleichsam andeutend, daß es wenigstens für dies Jahr Mittel- und Treffpunkt der gesamten Weltkultur ist.

Sind denn nun die schlesischen Städte in dem bunten Reigen gar nicht vertreten? Ja, aber weder besonders glücklich, noch zahlreich! Meines Wissens hat *Breslau* allein den Versuch gemacht; es will den vergnügungslustigen Reisenden zur *Breslauer Festwoche* in seine Mauern locken. Das vorjährige Plakat zeigte einen trunkenen, bekränzten Knaben, auf dem Rasen tanzend: für mein Empfinden ein keineswegs feinsinniger Hinweis auf den Zweck der *Breslauer Festwoche*. Das diesjährige Bild gibt sich etwas vornehmer: es stellt ein nicht besonders hübsches Mädchen dar, das mit drei feurigen Reifen spielt, die im Innern die Aufschriften „Spiel, Sport, Kunst“ tragen. Beiden fehlt eine starke Beziehung zum einladenden Ort, die bei *Breslau* mit seinen charakteristischen Bauwerken vielleicht in Gestalt einer besonders fesselnden Stadt-Teilansicht, einer Stadt-Silhouette oder durch Aufzeigen eines hervorragenden, historisch und künstlerisch wertvollen Gebäudes hergestellt werden konnte. Was hindert sonst das Mädchen mit den Feuerreifen, in jagen wir *Köln* zu tanzen, oder den Knaben, in *Klein-Muß* herauf zu sein? Die Aenderung der Ueberschrift macht das Plakat auch für jene Orte brauchbar, ein Zeichen, daß die Vereinigung zwischen Inhalt und Form nur recht lose ist.

Aber nicht nur Städte, ganze Landschaften laden ein durch Plakate. Ich möchte hier einschalten, daß ich die wenigen Bäder, deren Plakate zu sehen sind, absichtlich fortgelassen habe. Ihre Bilder sind entweder bedeutungslos oder geradezu geschmacklos, wie beispielsweise das Plakat des königlichen Bades *Neundorf* (*Hannover*) bezeugt, das den *Besucher* durch ein plattes Mauerloch auf ein gelbes Kornfeld mit den undeutlichen Brunnenanlagen sehen läßt. Also weiter zu den Landschaften! Da haben wir die Gegenden der *Niße* mit ihrem ungezwungenen Strandleben. Wald und See herrlich vereint, ein Motiv, das übertragen auf „ihn“ und „sie“, im Bilde lieblich weitergeführt wird. Zwar stört das mehrfache Schriftband etwas die Einheit, aber die Rechnungen am Ende der Saison pflegen auch immer den Gesamteindruck etwas zu stören. Dann ermuntern Schweden und Deutschland, dargestellt durch zwei Mädchenfiguren, die sich über das Meer die Hände reichen, den sich etwa „morgens“ Badegast, auf einer ihrer Dampferlinien die Strapazen einer Seereise bezw. der Seekrankheit zu riskieren. Der Erdball hat sich bei der Gelegenheit übrigens eine ziemlich gewalttätige Krümmung gefallen lassen müssen.

Wenn das Wasser nicht lockt, den reizt vielleicht der Berg! Die *Schweiz* weiß das und malt ihren *Pilatus* in den verführerischsten Farben an die Wand, wie sie nur die untergehende Sonne in jenen Gegenden hervorzubringen vermag. Ein Bild von überaus starker Wirkung! Auch *Frankreich* ist vertreten, allerdings recht sonderbar. Der französische Künstler hat da für die englische „Midland Railway“ eine „totgeschide“ Französin mit modernem Zubehör inklusive Hut auf das Ende der französischen Landkarte gestellt, in Ueber-über-überlebensgröße! Vor sich sieht sie im Meere die — Karte Großbritanniens mit den eingezeichneten Hauptbahnlinsen und Hauptplätzen liegen. Die große Unwahrscheinlichkeit der Situation scheint mir ein Fehler dieses Plakates zu sein, obgleich zugegeben werden muß, daß sich das reizlose Netz von Bahnlinsen schwerlich anziehend darstellen lassen wird.

Zum Schluß sei in dieser Gruppe der reklamemachenden Landschaften noch die *Rhein* in *gegend* genannt, deren Bildausschnitt fast auf jeder kleinen Station hängt: Der Gast der *Rheinbahn* sieht aus seinem behaglichen Abteil den majestätischen Strom im verblassenden Licht des Abendrotes liegen, das auch das Innere des Eisenbahnwagens magisch färbt, vor seinen Augen erhebt sich der Vorelfeisen, und unten rauschen auf dem „deutschen Strom“ die mächtigen Rheindampfer durch die Wogen.

Ein eigenartiges, fesselndes, in seinen beiden Farben Mattviolett und Mattrosa höchst intim wirkendes Bild, und dabei ist es dank seiner einfachen Umrißlinien zugleich aus ziemlich weiter Entfernung deutlich erkennbar.

Die letzte Gruppe, die hier noch zur Betrachtung steht, umfaßt die Plakate einzelner Firmen, Gesellschaften, Handlungen, gemeinnütziger Vereinigungen u. a. Die Ausbeute ist ziemlich groß; hier mögen nur einige erwähnt werden: *Detters „hellen Kopf“*, durch den er sein Backpulver anpreist, und den er scherzhafterweise bei Benutzung eben seines Backpulvers jeder Hausfrau zuerkennt, hat man schon längst gesehen. Der prächtige „ungefegte“ Sechserbock der *Böln-Rottweiler Pulverfabriken* macht auf ein anderes Pulver aufmerksam, auf das der Reklamebock eigentlich lieber nicht hinweisen sollte! Wir sehen Arbeiter mit *Koppels Feldbahnen* in Tätigkeit, wir schauen in saubere Maschinenhäuser, die so einzurichten die Maschinenfabriken *Augsburg-Nürnberg* mit ihrem nett verschlungenen Monogramm *MAN* versprechen, wir betrachten andächtig das *Manes* — es man n l i c h t, das sich zur Charakterisierung seines „männlichen“ Namens ein — Weib erhehen hat, das mit stillverklärtem Antlitz in die Flamme blickt und überlegt, wie bei 54 Prozent Gasersparnis die häuslichen Finanzen in besserem Lichte erglänzen werden.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf ein paar Schilder, die auf das Bild überhaupt verzichten und ihr Heil einzig und allein bei der Farbe suchen, die sie in breiten, auffälligen Streifen gegen die Schrift setzen. Wir haben hingesehen, schnell gelesen, was es da gibt, und so haben auch sie ihren Zweck erfüllt, ohne daß es uns so recht zum Bewußtsein gekommen wäre. Tausendkünstler, diese Chromolitographen.

Damit aber der Wit nicht fehle in der Ausstellung oder anders in der „Galerie moderner Meister auf unserm Bahnhof“, dafür hat der Füllbleistift *Renfela* gesorgt. Man muß nicht nur über diesen närrischen Kerl da lachen, sondern auch über sein Ohr, das vor Freude darüber, einen so köstlichen Bleistift halten zu dürfen, unversehens die Grenzen seines Wachstums und Wohlverhaltens äröblich überschritten hat. Da ist auch das letzte Reklamebild für den bekannten „*Kathreiners Malakaffee*“ zu sehen: Der gewaltige Mond, der mit seinem gelben Licht alles beherrscht, die Welt wenigstens zum Teil in seinen Lichtkreis zwingt, blickt heiter lächelnd auf einen winzigen, bellenden Dackel herab. Natürlich kann ihm der mit seinem noch so lauten Gebell nichts anhaben; denn auch heute noch kümmerts den Mond nicht, wenn ihn der Hund anbellt. In humorvoller Weise hat der Künstler damit auf die vergeblichen Versuche der Konkurrenz hinweisen wollen, die darauf ausgingen, dem Ansehen von *Kathreiners Malakaffee* allenthalben Abbruch zu tun. Wenn ich nicht sehr irre, entstand dies Bild nach dem großen Streit, der vor einiger Monaten zwischen den Fabrikanten des „*Kathreinerschen Malakaffees*“ und des „*Koffeinfreien Kaffees*“ (*Savag*) entbrannte. Also auch Plakate können zuweilen ihre Geschichte haben! Und noch eins fällt mir ein, allerdings aus vergangener Zeit, und das, was auf dem Plakat als Quintessenz unter den damals bekannten Stoffen dieser Art gerühmt wurde, ist heute längst nicht mehr. „*Womit ich meine Stiebeln wische?*“ antwortet auf dem Bilde ein arinsender Hausknecht dem unfichtbaren Frager, „mit *Eulenwische* wische ich sie!“ Man lachre diese Antwort nicht zu langsam nach, und der Sprechwit „*sikt*“. Wo ist heute die *Eulenwische* hin? Ach habe sie nie gesehen, nie gebraucht, und doch weik ich noch von ihr! Das Gegenteil wäre dem Fabrikanten jedenfalls lieber gewesen!

Und damit endgültig Schluss! Warum ich das gerade zur Reisezzeit schreibe, dürfte nicht schwer zu erraten sein! Einmal ist es ja überhaupt schön, wenn man so etwas weik und sich daran gewöhnt, endlich mal „sehen zu lernen“. Zweitens wird jetzt vielleicht mancher Reisefameras Gelegenheit nehmen, Entdeckungen zu machen nicht nur in der ihm neuen Gegend, sondern auch im Bahnhofsbauende und sich so manche langweilige Viertelstunde auf den Stationen anaenehm verkürzen, und drittens möge man den hohen künstlerischen Wert erkennen und schätzen, der oft in diesen Plakaten steckt, die Reisezzeit bietet Gelegenheit, den Umkreis dieser Erfahrungen mühelos zu erweitern. Und nun in den Winkel, du Feder, hervor Bodenmantel und Rucksack, und hinaus in die Ferne mit leichtem Sinn und offenen Augen. Gute Reise!

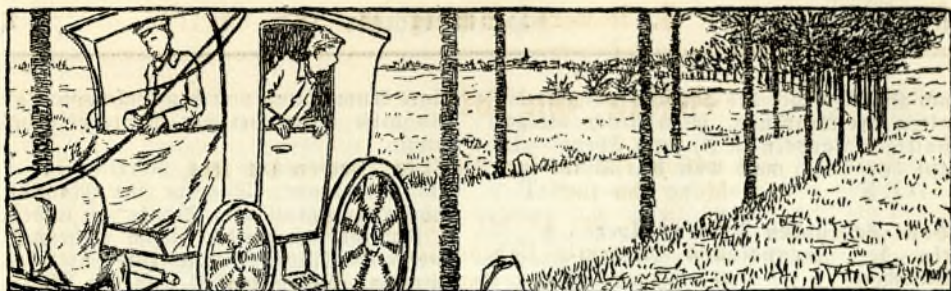
Schlag' ihn tot!

Schlag' ihn tot den Philister, der in dir lebt,
schlag ihn tot!
Er ist es, der an der Scholle klebt
und an deines Lebens Not. —
Er hemmt deiner brausenden Seele Zug
und sinnt nur auf Brot;
laß dem Kaufherrn das Gold und dem Bauern den Pflug,
du aber schlag' den Philister tot!
Schlag' ihn tot!

Er hat dich dein ganzes Leben gequält,
geplagt und bedroht,
wenn dich deine innere Gottheit bejeelt
und dein Herz zum Himmel gelobt. —
Zerbrich die Fessel, die dich beengt!
Erschlag' den Philister, der dich bedrängt,
den Philister in dir — — schlag' ihn tot!

Und wenn du niedergeschlagen hast,
was fremd in der Seele dir ist:
des Goldes Glanz und des Pfluges Last,
dann wirst du erst, was du bist!

Paul Albers.



HEIMATSCHAU

Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Wenn du auf Reisen gehst

Run sind sie vor der Tür, die ersehnten Reise- und Erholungstage. Guten Wunsch allen, denen solche bescheert sind! Aber laßt daheim zwar nicht den Zustand, so doch allen Wust und Plunder, äußeren wie innerlichen, und genießet in vollem Zuge der Natur, der immer reichen! Wenn ihr den Umgang mit ihr nur recht versteht, so schafft sie euch Kräfte in Körper und Geist, die wahrlich länger nachhalten, als bis übers Jahr um diese Zeit. Freilich, wer sich die Begriffe von Dede, Stumpfsinn und Langeweile noch nicht trüben ließ, der erkennt, wieviel Mißbrauch in und mit den schönen Freiheitsstagen getrieben wird. Gewinnreicher Naturgenuß will eben auch gelernt sein und mancher lernt ihn nie, will es auch nicht einmal. Leider trägt er den Schaden selber, so viel müßte er wenigstens begreifen. Ein allgemeines Rezept für den Umgang mit der Natur läßt sich leider nicht geben; jeder trägt seine eigene Natur in sich, und er muß die Anknüpfungspunkte mit der ihn umgebenden Natur selbst herausfinden und finden. Bei gutem Willen wird es sich bald zeigen, wo sie liegen. Vor Einfeltigkeit muß der neugewonnene Naturfreund gewarnt werden, besonders vor der unseligen Sammelei, die uns die Natur örtlich verarmen läßt und doch nur Betätigung einer Art Eigennutzes ist: Ach nehm es, wenn die anderen auch nichts haben! Aber bedenke: schließlich findest du doch auch nichts mehr, oder wenigstens deine Kinder. Drum sei dir geraten: fange mit anderen Dingen an, dazu du keine Ruhe brauchst, als da sind: Himmel und Luft; Wasser, Strand und Ufer, Berge, Ebene, Bäume. Und merke

vor allem auf die Stimmung. Sei, was erwartet dich da für eine Ausbeute an reinem stärkenden und nährenden Schönheitsgenuß für Geist und Herz, und wie strömt dabei die Kraft dem Körper von selber zu! Die Zeit der Blumen und des Vogelfanges hat zwar mit der Sonnenwende Abschied genommen, in der Hauptmenge wenigstens; nur im Gebirge erscheinen dem Wanderer noch holdeste Blumengeister, wenn er ihrer achtet. Aber anderer „Stoff“ ist wahrhaftig in Hülle und Fülle vorhanden und in jeder „Gegend“. Willst du auf besondere Dinge aufmerksam gemacht sein? Etwa auf den Zauber der Beleuchtung und des Gewölks an weiterunsiheren Tagen, oder auf die strenge Plastik der Landschaft, wenn die Hundstagsonne aus tiefblauer wolkenloser Höhe auf sie herniederprallt, während sich die Ferne in blaue Schleier dünnte hüllt? Kanust den Erzählungen des murmelnden Baches in kühlem Grunde lauschen, wenn der Stand zu weit entfernt ist, wo auf der Düne einsame Höhlen mit langen mageren Armen große Nadelstiffe auf den Fingerspitzen balanzieren, oder gespenstige, vom Winde zerkaute Strandbüchen dem nächsten Spiel der Wellen zusehen, die der bleiche Mond in helles Gold umwandelt und ihnen freigebig vor die Füße wirft. Und die schönen Bäume, zumal die wohlbekehrten! Wie oft begegnen sie dir. Merke, wie sie an deinem Herzen anknüpfen, daß du ihrer achten und allzeit zu ihrem Schutze bereit sein mögest: die alten Beraabörne, die als imposanter Posten auf sanfter Höhe vor der tiefblau tönenden Alpenwand der Ferne stehen; die hohe starke Eiche am Fuße des Wildbachsturzes; die mächtig ausladenden Linden, die friedliche Hütten schirmen; die Weiden auf der kleinen Insel im See, die

nich zum Spiegel des Wassers neigen; die alten breitkronigen, phantastisch vielgestaltigen Pappeln in Au und Ebene — tu auf das Herz, mach weit den Sinn!

DBK

T

Vom Schlesischen Provinzialverein der Freundinnen junger Mädchen

Allen Eltern und Anverwandten, die junge, erwerbsuchende oder erwerbstätige Mädchen aus dem Schutz des eigenen Hauses in die Fremde ziehen lassen müssen, legt sich die Frage bang aufs Herz, in welche Hände, in welche Umgebung kommt das bisher wohlbewahrte und beschützte Kind. Tausende junger Mädchen sind heute gezwungen, fern vom Elternhause in fremden Städten und Ländern zu weilen, und darum ist es erfreulich, zu wissen, daß schon seit einigen Jahrzehnten Tausende braver Frauen jeden Standes in allen Ländern sich die Hände geboten haben, um so eine Kette zu bilden, die mit Liebe alle alleinstehenden Frauen, besonders aber schubbedürftige, junge Mädchen, welche sich ihr Brot selbst verdienen müssen, umfaßt.

Diese Vereinigung trägt den Namen: „Verein der Freundinnen junger Mädchen“ und erstreckt sich über 29 Landesteile Deutschlands, die Schweiz, England, Rußland, Frankreich, Italien, Rumänien und Brasilien. Überall bestehen Gruppen, die sich der fremden, jungen Mädchen mit Rat und Tat annehmen, ihre Rechte vertreten, dieselben an ihre Pflichten erinnern und mütterlich versorgen, daß sie im fremden Lande nicht auf Abwege geraten.

Auch in unserer Heimatprovinz Schlesien besteht seit dem Jahre 1892 ein Zweigverein des genannten nationalen und internationalen Vereins unter dem Namen „Schlesischer Provinzialverein der Freundinnen junger Mädchen.“ Seine Gründerin war die jetzt in Dresden-Poschwik lebende Frau Generalintendantin Marie Erdmann. Viel Gutes hat der Verein seitdem leisten können, ist doch Schlesien noch immer eine starke Durchgangsstation zwischen Westen und Osten. An Anerkennung seiner treuen Zweckverfüllung zeigt sich in der Provinz ein lebhaftes Interesse für die Bestrebungen des Vereins. Es gibt in 75 Städten und Ortschaften Schlesiens „Freundinnen“, deren Anzahl am größten in Glogau und Piesnik ist. Überall nimmt man sich der durchreisenden und anständigen Mädchen an, holt sie auf er-

folgte Anmeldung von den Bahnhöfen ab und hilft ihnen bei der Weiterbeförderung.

Der Schwerpunkt des Vereins ist in dem Breslauer „Daheim für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“ zu suchen, in dem alleinstehende, sittlich unbescholtene junge Mädchen, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der Nationalität für längere Zeit oder vorübergehend einen Ersatz für das Elternhaus finden.

Seine vorjährige Frequenz spricht für sich. 53 ständige Bewohnerinnen und 342 durchreisende Damen und junge Mädchen fanden darin Aufnahme. Die mit ihm verbundene Stellenvermittlung erstrebt den idealen Zweck, die jungen Mädchen vor Ausbeutung zu schützen und sie mit guten Stellen zu versehen, ebenso wie die nachfragenden Damen mit tüchtigen Gehilfinnen.

Von segensreichem Erfolg war auch die Einrichtung, über schlesische Familien, die Ausländerinnen zu engagieren wünschen, Auskunft zu erteilen. Häufig wurde diese Auskunftsstelle von den Angehörigen junger Ausländerinnen befragt.

Die beiden Häuser, die das Daheim auf der Bahnhofstraße innehat, sind bei dem stetig gewachsenen Betriebe nun an der Grenze ihrer Entwicklungsfähigkeit angelangt, und es wollten namentlich die Wirtschaftsräume schon lange nicht mehr für denselben ausreichen. Auch, daß kein Blick ins Grüne, geschweige in ein Gärtchen vorhanden ist, machte sich in den Sommermonaten stets aufs Schmerzlichste fühlbar. Viele der jungen Mädchen müssen tagsüber in engen, schlechtgelüfteten Büreaus oder Geschäftslokalen tätig sein.

So hat sich denn der Vorstand des Provinzialvereins veranlaßt gesehen, den Plan eines Neubaus ins Auge zu fassen und hatte bereits ein recht günstiges Grundstück innerhalb der Stadt, inmitten grüner Gärten gelegen, erworben.

Das neu zu errichtende Daheim wird an seiner bisherigen Traulichkeit und Gemütlichkeit nichts einbüßen. Es wird ohne Luxus, aber zweckentsprechend gebaut und eingerichtet werden, und man hofft, bei sorgsamster Ausnutzung des Platzes noch ein Gärtchen anlegen zu können damit das Heim so äußerlich wie innerlich den Charakter eines Einfamilienhauses tragen wird. A E S

Die neue Promnibibliothek in Breslau

Zu den 6 Volksbibliotheken und 3 Lesehallen, die in der Provinzialhauptstadt Breslau den Bildungsberechtigten aller Stände zur Verfügung stehen, ist Anfang Juni noch eine weitere Volksbibliothek und Lesehalle hinzugekommen, die es vornehmlich einem reichen Vermächtnis verdankt, daß sie nach bestimmten Grundrissen und in besonders reichhaltiger Weise ausgestaltet werden konnte. Diese neue Schöpfung ist in dem weiten,lichten Neubau an der Sadowastraße untergebracht, in dem gemeinsam noch eine Nebenstelle der städtischen Sparkasse und ein Brausebad untergebracht sind. Die Lesesäle sehen nach der einen Seite auf das flutende Leben des nahen Hauptbahnhofes, nach der anderen auf die Parkanlagen der Teichäder; auch ihre innere Einrichtung ist stimmungsvoll und anheimelnd. Im Hochparterre gelangt man zunächst in die Volksbibliothek, an deren Wand eine Gedenktafel aus rotem Granit angebracht ist, die an den am 11. Febr. 1905 verstorbenen Dr. phil. Franz Promnitz erinnert, den früheren reichverdienenden Kurator der städtischen Volksbibliotheken, welcher der Stadt ein Vermächtnis von 20 000 Mark hinterließ mit der Bestimmung, das Volksbildungswesen zu fördern.

Weiterhin befindet sich im Hochparterre neben der Volksbibliothek eine Lesehalle, die schon bei der Eröffnung mit 200 Zeitschriften und etwa 58 politischen Tageszeitungen ausgestattet ist, während sonst der Anfangsbestand anderer Lesehallen 60—80 Zeitschriften und Tageszeitungen umfaßte. Ebenso reichhaltig ist die im ersten Stock belegene Lesehalle für Technik, Industrie und Patentschriften ausgestattet.

Die Eröffnung der schönen, wohlundierten Anstalt wurde am 3. Juni im Beisein von zahlreichen Freunden und Vertretern der Breslauer öffentlichen Bildungsanstalten vollzogen. In der Eröffnungsansprache wies Stadtschulrat Dr. Haack darauf hin, daß die soziale Frage nicht nur eine Magenfrage, sondern auch eine Kultur- und Bildungsfrage sei. Um das ersichtlich vorhandene Bildungsstreben auch der unteren Volksklassen zu fördern, seien im Zusammenarbeiten von Behörden und Privaten mancherlei Bildungsgelegenheiten geschaffen worden, wovon auch diese schöne Volksbibliothek und Lesehalle Zeugnis gebe. Aber auch der Einzelne müsse an sich arbeiten, denn es gehöre ein gutes Stück Selbsterziehung dazu, sich durch ein gehaltvolles

Buch durchzuarbeiten, bis man es sich nutzbar gemacht habe. Der Schundliteratur sei in den Volksbibliotheken der Krieg erklärt. Bei der Bezeichnung „Volksbibliothek“ solle man aber nicht annehmen, daß diese Anstalten nur den unteren Ständen gewidmet seien. Auch der gebildete Laie finde darin Weiterbildung, Erholung und Unterhaltung.

Der Inspektor der städtischen Volksbibliotheken, Dr. Kronthal, dem ein schön ausgestattetes Amtszimmer im ersten Stock eingerichtet ist, gab dann noch einige Mitteilungen über die einzelnen Zweige der neuen Bibliothek. Eine Reihe günstiger Umstände, insbesondere die reiche Promnitzstiftung, haben zusammengewirkt, daß das Bedürfnis nach einer Bibliothek in dem reichen und aufblühenden Stadtteil in besonders ausgiebiger Weise befriedigt werden konnte. Die Stadtbibliothek wünschte schon immer, von der Patentschriftensammlung entlastet zu werden, und dem in allen Lesehallen zu Tage getretenen Bedürfnis nach technischer, gewerblicher und Handelsliteratur konnte bisher nicht hinreichend Rechnung getragen werden. Darum ist die neue Volksbibliothek von Anfang an all diesen Zwecken entsprechend eingerichtet und zu einer Zentralfstelle ausgestattet worden. Die Bücherei der Volksbibliothek konnte sofort mit einem Bestande von ca. 5000 Bänden gegen 1500 Bände in den älteren Bibliotheken, die Patentschriftensammlung umfaßt 224 450 Stücke, für die ein besonderer Saal mit eisernen Regalen eingerichtet ist.

Die schöne Stiftung verdient einen reichen Zuspruch, und es wäre ganz besonders zu wünschen, wenn auch in der Provinz durch Eltern, Erzieher und Lehrer die heranwachsenden jungen Leute beider Geschlechter, welche die Bildungsanstalten der Großstadt aufsuchen, auf diese reiche und unentgeltliche Gelegenheit zur Belehrung hingewiesen würden, die Breslau in seinen Lesehallen bietet.

E. M. Schmidt

Literatur

Alte deutsche Fastnachtspiele

Eine ganz vortreffliche Sammlung jener im Mittelalter einst so lebendigen Volkstücke, in denen furchtlos gegen allerhand faule Zustände im damaligen Gemeinde-, Staats-, Berufs- und Standesleben vom Leder gezogen wurde, ist vor kurzem bei Euz in Stuttgart erschie-

nen.*) Alle die bekannten und beliebten Volkstypen, dumme Bauerntölpel, eifersüchtige und geizige Ehemänner, ehebrennerische Weiber, die es heimlich mit dem verführten Pfaffen halten, Ritter, Fechtkrieger, Galgenvögel, Eulenspiegel selbst, sie alle sind Werkzeuge, die die einfache und natürliche Weisheit des ehrlich und gerade denkenden Mannes verkünden müssen, sie alle sind die Träger eines stufenweise zwar derben, aber durchaus bodenständigen Humors. Der Herausgeber hat es verstanden, den Fastnachtsspielen ein Gewand zu geben, in dem sie auch dem modernen Leser eine wohlthuende, erfrischende Erscheinung sein können. Zu dem Leben, zu dem sie einst bestimmt waren, werden sie jetzt wohl nicht wieder erwachen, dafür ist ihre literarische Zusammenfassung noch zu regellos und zu willkürlich und unseren Anforderungen an theatralischen Aufwand nicht gewachsen. Das ist aber der geringste Schaden, mögen sie beim Lesen Freude am Schalkslachen und Schalkstreich erwecken und „Menschen mit vergälltem Gemüt eine Kur sein: jeden Tag ein paar Stücke lesen, gleich morgens nach dem Aufstehen.“ Mh

Rübezahls Tochter

Schon auf Seite 187 dieses Jahrganges unserer Zeitschrift haben wir auf das tragische Märchenpiel Rübezahls Tochter von E. von Weitra aufmerksam gemacht.*) Keine Durchschnittsarbeit ist es. Ein eigenartiges Werk voll heimischer und sprachlicher Poesie. Die Verfasserin behandelt die alte Sage vom Rübezahl, der für seine einsame Tochter aus Rüben Menschen macht und sie ihr zu Gespielen gibt. Wie nun „Rübezahls Tochter“ sich mit diesen zauber- und rätselhaften Wesen, die ihr als selbsttätige Geschöpfe entgegenreten, abfindet, — wie sie in heißer Liebesglut zu ihnen entbrennt, um sie sich auf der Höhe der Situation wieder entrisßen zu sehen, — das hat die Verfasserin, die Inhaberin des Schillerpreises des Großherzogs von Weimar ist, in eigenartiger und packender Weise zu schildern verstanden.

*) Alte deutsche Fastnachtsspiele, herausgegeben von Bernhard Thüring. Geb. 3 Mk. Verlag Robert Lutz-Stuttgart.

*) Verlag des Büro Fischer, Berlin-Friedenau. Preis brosch. 75 Pfg.

Vingam

„Das schwarze Ei in dem kupfernen Eierbecher, beide stellen zusammen ein Vingam dar, das indische Symbol geschlechtlicher Vereinigung, das heiligste Liebesymbol des ewigen Lebens.“

Unter diesem Namen faßt Max Dauthenday eine Reihe indischer Kulturnovellen, deren Hauptthema die Liebe ist, zusammen.*) Es sind Früchte seiner Reise um die Welt.

Es sind reife Früchte. Mögen schon die innerlich reichen Stoffe verlockend und hinreißend, mag der Dichter also in der Auswahl wahrhaft glücklich gewesen sein — die Behandlung übertrifft jeden Anspruch. Es ist kein Zweifel, diese Prosa steht auf der Höhe moderner Kunst: da ist nichts mehr vom ängstlichen Stillsuchen oder von Spuren irgendwelcher Schulung, wie man sie manchen Frühlingen der Moderne (selbst Villenron und Dehmel) noch anmerkte — hier steht eine Kunst vor uns, die vollendet zu sein scheint und die das Buch zu den besten Taten der neuesten Prosa gefeilt. Die Sprache erweckt nur immer einen Vergleich: den mit der Bibel etwa im Hohen Lied, nur ist der Rhythmus nicht so ekstatisch, und die Stoffe sind ganz verdeutsch, soweit sich ein deutsches Gemüt überhaupt in die indische Kultur eindenken und einleben kann. Aber das Gemeinsame liegt darin: in der kühnen Sieghaftigkeit der Bilder, in der blendenden Prägnanz des Wort- und Satzgefüges und in der dabei so einfachen Form des Ausdrucks, die uns den Eindruck innerer Notwendigkeit macht. So und nicht anders muß es gesagt sein, so ist es naturgemäß. Mit andern Worten: die letzte Form ist gefunden, und das will viel sagen, nicht nur anaesthetisch der heute so häufigen Formverachtung und Formlosigkeit: man denke auch an jenes tiefinnige Wort Goethes, daß „die Form den meisten ein Geheimnis“ bleibe. Und es klingt paradox, wenn man so die Wahrheit anerkennen muß: das größte Geheimnis bleibt die Form dem Formtalent.

Aber Dauthenday ist ein Dichter und darum gelinnet ihm keine Form.

Freilich darf die geistige Bedeutung, die ein großes Kunstwerk doch ohne weiteres besitzt, hier nicht zu sehr überschätzt

*) Max Dauthenday, Vingam. Asiatische Novellen. Verlag Albert Langen, München. Preis geb. 2,50, geb. 3,50 Mk. Lutz-Ausgabe 5,50 Mk.

werden. Dauthenday ist vorwiegend Impressionist, seine „Novellen“ sind Eindrücke. Eindrücke sind Augenblicksfinden. Das absolut Bedeutende dauert.

Das sind innere Gesetze, die aber dies starke, schöne, sinnliche Ringbüchlein in seinem Wert für die heutige Dichtung nicht schmälern mögen.

Ein „Glück auf!“ solchem Können!
C Th St

Ehr. D. Pflaum. Die Poetik der deutschen Romantiker. Deutscher Schriftenverlag. Berlin 1909

Dem etwas schwerblütigen Büchlein ist das Programm vorangestellt: Pflaum will nicht wie H. Haym in seinem grundlegenden Werk „Die romantische Schule“ das gesamte Geistesleben und die Dichtung als den nach romantischer Auffassung aller Bildung innewohnenden Kern, nach Entstehung und Wirkung am Faden jedes kleinsten Einzelwerts verfolgen — ihm erscheint dies noch so verdienstvolle Unternehmen „anorganisch“ und ein Stein für das deutsche Volk auf dem Wege zu ihren romantischen Dichtern. Ihm kommt es darauf an, „die geschichtliche Rolle und den bleibenden Wert ihrer Werke“ herauszutellen.

Ohne Zweifel ein trefflicher Plan, der auch mit guter Kenntnis der Zusammenhänge von Philosophie und Dichtung unter manchmal vorzüglichen Neuerwerbungen durchzuführen versucht wird.

Gleichwohl scheint es mir wenigstens nicht möglich, mit diesen stark theoretischen 70 Seiten die ganze Romantik, wie es der Verfasser möchte, d. h. ihre poetischen Grundanschauungen im Zusammenhang mit Philosophie, Sprache und Kultur überhaupt auch nur annähernd zu erschöpfen. Vielmehr ist das ohne irgend welchen Versuch, genetisch vorzugehen und das Werden des schließlichen Seins zu entwickeln, etwas gewagt, besonders wenn Pflaum dem Verständnis weiterer Kreise näher kommen will. Man darf m. E. die Romantik nicht schlechtthin als etwas Gegebenes wie etwa die Logik ansehen und auf Grund dieser Annahme nun einfach dies Seiende in irgend einer schematischen Ordnung philosophisch vortragen. — Erstens gibt es keine deutsche Romantik, die sich so ohne weiteres auf Fäden ziehen ließe, sie ist durchaus nicht genau meßbar, durchaus ein Fluß von Tief bis etwa Meine, der im Quell und an der Mündung an Breite, Tiefe, Farbe und Kraft sehr verschieden ist und zuletzt in ein Riesendelta mündet. Die

Romantik läßt sich nur als etwas Werdenes auffassen, selbst in ihren so flüssigen poetischen und philosophischen Theorien. Zweitens: will man dennoch das Vielgestaltige als etwas Ganzes, ja schließlich Einfaches begreifen, so kann man m. E. immer nicht ganz vom Entwicklungsprozeß absehen, und es werden sich selbst dann noch gegensätzliche Produkte oder Paradoxien einfinden, die sich einer einfachen Formulierung hartnäckig entziehen.

Mag der Plan Pflaums sehr anzuerkennen sein, was wohl keine Frage ist, die Methode kann ich wenigstens nicht ohne weiteres als die richtige anerkennen. Ich schließe mich vielmehr durchaus dem Vorgehen H. Hayms an, obwohl selbst dessen Kraft nicht ganz ausreichte, einen so gewaltigen Stoff ganz organisch zu verarbeiten. Das „Unorganische“ liegt aber nur in dem in etwas doch vorhandenen Unvermögen, eine klassische Darstellung, die Geschichte der „romantischen Schule“ zu bringen, nicht in der Methode, denn die biogenetische ist in jeder Geistesgeschichte die am meisten organische, zu entbehren jedenfalls niemals. Pflaums Ausführungen lassen hierbei eine völlige Klarheit noch vermissen.

Dennoch sind sie als neue Anregung auf diesem interessanten Gebiete nicht warm genug zu begrüßen, wie wir auch die angekündigte „romantische Romantik“ von einem so eigenen Kopfe mit Spannung erwarten dürfen.

C Th St

Wissenschaft und Geschichte

Altheidnische Gräberfelder in Niederischleien

Immer und immer wieder treibt unsere heimatliche Erde Schätze hervor, an denen oft Tausende von Jahren nicht die geringste Spur von Verwesung und Verfall hinterließen — unser Breslauer Museum bereichert sich durch solche Funde mehr und mehr. Leider geht man bei den Ausschachtungen nicht immer vorsichtig genug zu Werke; so geschah es auch jetzt in der Umgegend von Lauban, wo vor Kurzem Ueberreste aus vorchristlicher Zeit vorgefunden wurden. — Eine vorgeschichtliche Grabstätte wurde in Nieder-Tillendorf bei Bunzlau freigelegt. Die vorgefundenen Urnen gehören dem Typus der sogenannten „jüngeren Laubitz“ an, der in die Zeit bis 500 v. Chr. zurückreicht. Ferner hat Illersdorf Grabstätten aus altheidnischen Zeiten

aufzuweisen, welche sämtlich als gemeinsames Merkmal erhöhte Lage zeigten.

PP

Wie wurde die Grafschaft Glatz besiedelt?

Diese Frage beantwortete anlässlich der wissenschaftlichen Festigung beim Sommerausflug des Vereins für Geschichte Schlesiens Prof. Dr. Maetschke in ebenso kurzgefaßter wie erschöpfender Weise.

Da das geschichtliche Quellenmaterial, trotzdem es durch das Verdienst des Schulrats Dr. Volkmer und des verstorbenen Großdechanten Dr. Hohaus in den Glatzer Geschichtsquellen leicht zugänglich gemacht ist, für die Zeit der Besiedelung wenig bietet, muß der Forscher die Erdkunde, Geologie, Prähistorie, Ortsnamenforschung und gelegentliche Bemerkungen aus späterer Zeit zur Erklärung heranziehen. Die ältesten Ansiedelungen setzen sich immer an den Straßen an; diese sind in der Grafschaft durch die Flüsse vorgezeichnet. Sie laufen konzentrisch bei Glatz zusammen, so ist hier der natürliche Mittelpunkt gegeben. Westlich von Glatz war eine fruchtbare Diluvialterrace besonders einladend für den Ansiedler, sie wird durchquert von der ältesten Straße von Nachod bis Wartha.

Die erste tschechische Besiedelung ist so zu denken, daß von Nachod, der ältesten Grenzburg Böhmens, aus Ansiedler über den Hummelpaß nach Osten zu im Weistritztal vordrangen. Bald wurde der Landesfürst auf das Gebiet aufmerksam und gründete in dem Diluvialgebiete zwei Domänen Koritau und Freudenau. Um Koritau entstanden eine Reihe von Kammerdörfern, deren Bewohner zu Roboten und Abgaben verpflichtet waren. In Rabitsch, unterhalb Glatz wurden Jäger angesiedelt, die in Kriegsfällen die Straße durch Verhaue sperren mußten. Auch im Steintale bestanden schon Ansiedlungen, wie der Ort Hollmann (die Furt) und ein im Köpprich bei Neurode gefundenes Steinbeil beweisen. Ferner ging im obern Reifetal eine Straße entlang, an der sich besonders um das spätere Habelschwerdt mehrere Ortschaften ansetzten, bei Freiwalde deutet ein größerer Depotfund von bronzenen Armringen aus der Hallstattperiode auf die frühe Benutzung dieser Straße.

Einer späteren Zeit gehört die Gründung von Glatz an, das zum ersten

Male 980 erwähnt wird. Daß hier nicht bloß eine Burg entstand, beweist der älteste Name von Glatz (Kladsko-Colonia = Ansiedlung). Diese Ansiedlung erhielt zwar bald Marktrecht, aber noch kein Stadtrecht. Die ersten Deutschen kamen möglicherweise schon mit den Johannitern nach 1183 in den Ort, doch haben sie wohl keine große Bedeutung für die Germanisierung des Landes gehabt. Bedeutungsvoller wurde die deutsche Besiedelung des südlichen Teiles der Grafschaft wahrscheinlich kurz vor 1260, die von den südlich von Mittelwalde gelegenen Gebieten Böhmens und Mährens ausgegangen zu sein scheint. Man erkennt sie noch heute an dem oberdörflichen Dialekt, der etwa südlich in einer Linie vom Spitzberg über Habelschwerdt nach Langenbrunn gesprochen wird.

Aber auch sie wird in den Schatten gestellt durch die schematische Germanisierung des Landes bald nach 1260 durch Ottokar II; der gegen Rudolf von Habsburg 1278 auf dem Marchfelde fiel. Es waren finanzielle und militärische Gründe, die ihn zu diesem Schritt veranlaßten. Durch die Erhöhung der Forstzins, Gerichtsgefälle, Zölle, Marktgeld und Zehnten steigerten sich seine Einnahmen so, daß er leichten Herzens auf die Kammergüter zu gunsten des ins Land gezogenen Adels verzichtete. Die Adligen, die er zur Verteidigung des Reichs ins Land zog, erhielten zum Teil Burglehnsgüter, die alle in der Nähe von Glatz in den neugegründeten deutschen Dörfern lagen und zur persönlichen Residenz auf der Glatzer Burg verpflichteten; zum Teil Lehnsgüter, für die sie im Falle eines Angriffskrieges mehrere Ritter und gewaffnete Fußsoldaten zu stellen hatten.

Ob die etwa 30 deutschen Adelsfamilien aus dem Meißener Lande und dem Gebiet zwischen Elbe und Saale eingewandert sind, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, da 16 dieser Familien bis 1330 auch auf dem linken Oderufer in Schlessen von Liegnitz bis Oppeln und Münsterberg erwähnt werden. Ebenjowenig ist mit Sicherheit die Herkunft der Bürger und Bauern festzustellen. Die wenigen schwachen Spuren weisen auf die Ober- und Niederlausitz. Jedenfalls erfolgte die deutsche Besiedelung mit solcher Gründlichkeit, daß die um 1350 beginnende tschechische Reaktion, die in den Hussitenkriegen gipfelte und unsägliches Elend über die Grafschaft Glatz brachte, nicht mehr im-

stande war, das Deutschtum zu unterstützen. Die Grafschaft blieb ein deutsches Land.

Der Vortragende schloß seine höchst interessanten Ausführungen mit dem Hinweis, daß der Glaser Volkschlag noch heute die Zähigkeit und Festigkeit zeige, wie seine in das Land eingewanderten Vorfahren. So sei er besonders geeignet, deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsches Recht gegen die neue tschechische Hochflut, die eben jetzt an den Grenzkämmen seines schönen Landes brande, mit Erfolg zu verteidigen.

A E S

Mit dem Verein für Geschichte Schlesiens in Habelschwerdt

Die schöne Grafschaft Glatz hatte der Schlesische Geschichtsverein sich in diesem Jahre zum Ziel seines Sommerausflugs ausersehen und zum erstenmal die dankenswerte Einrichtung getroffen, nicht nur seine Breslauer Mitglieder und Freunde, sondern die der ganzen Provinz zur Teilnahme daran aufzufordern. Diese Anregung hatte ersichtlich guten Anklang gefunden, denn die Ausflügler-schar war trotz der langen Bahnfahrt zahlreicher als in anderen Jahren erschienen und belief sich bei der Ankunft in Habelschwerdt auf mehr als 110 Personen. Das Programm versprach das Beste, denn der Vorsitzende, Geheimer Archivar Dr. Meinardus, hatte einen ganz besonderen Genuß vorbereitet.

Im Anschluß an historische Forschungen, die er im vorigen Jahre im Schloßarchiv der Grafen Herberstein zu Grafenort vorgenommen hatte, war von ihm der Plan entworfen worden, den Verein für Geschichte Schlesiens einmal auf volkreiche Spuren in Grafenort und der Grafschaft zu führen, ein Gedanke, den ihm alle Teilnehmer an der Partie ausdrücklich danken werden.

Wie üblich, erfolgte nach einem kurzen Erfrischungsaufenthalt, der auf dem schön gelegenen Florianenberg eingenommen wurde, ein Rundgang durch die Stadt, die malerisch zwischen den Gebirgsketten des Eulens- und des Glaser Gebirges gebettet liegt. Ihre außerhalb der Stadt geschaffenen Anlagen eröffnen lohnende Aussblicke nach allen Seiten. Von den Vorwerken ging es über Reiterbrücke, Hospitalplatz, Stadtberg, Torturm und Bogtei nach dem Ringe. Nach Besichtigung der evangelischen und katholischen Kirche und der Staupänke, der einzigen außer in Breslau noch erhaltenen, ging es zur neuen städtischen Ana-

bensschule, wo in der Aula die stets mit dem Sommerausflug verbundene wissenschaftliche Festigung stattfand.

Nach dem Vortrage des Prof. Dr. Maetschke-Breslau über die Besiedelung der Grafschaft Glatz, dessen höchst beachtenswerten Inhalt wir an anderer Stelle wiedergeben, warf Bürgermeister Geisler einen Rückblick auf „Einige Kapitel aus der Habelschwerdter Stadtgeschichte“.

Die Stadtgründung fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts und zeigt die typische reindutsche Anlage: quadratischen Ring mit angegliederten Straßen. Der Name kommt von Habels werder (Stadt an Erhöhung = Ufer). Die Namensableitung von „halbes Schwert“ ist weniger glaubwürdig. Die deutschen Ansiedler gelangten bald zu Wohlstand und mußten bedacht sein, ihre Stadt zu befestigen. In der alten Stadtpfarrkirche ist noch ein Stück der ältesten Stadtmauer eingebaut, vortrefflich erhalten sind bis heute der Glaser Torturm, der Ritter- und Wasserturm, die drei Walltürme der alten Ummauerung. Nach der Befestigung unterstellte sich die Stadt der direkten Oberherrschaft des Königs. In den Hussiten- und späteren Religionskriegen hatte die Stadt manche Belagerung zu überstehen. Die Reformation fand schnelle Aufnahme in der Grafschaft, aber die verschiedenen Sekten, Schwertfeldkrieger und Wiedertäufer, die großen Anhang in Habelschwerdt fanden, hielten ihre Ausbreitung auf. Beim Ausbruch des 30-jährigen Krieges stand die Stadt zuerst dem Winterkönig, mußte dann aber wechselweise schwedische und kaiserliche Einquartierungen und Brandschakungen durchleben. Der Türkennot verdankt Habelschwerdt einen reichen Schatz. Sie kaufte damals dem stets in Geldnöten stehenden Kaiser einen Teil seiner um Habelschwerdt gelegenen Forsten für 20 000 Gulden ab, machte ihn zum Stadtforst und bewirtschaftete ihn so rationell, daß er heute jährlich ca. 110 000 M. Reinertrag bringt. Diesem Umstande haben es die Habelschwerdter Bürger zu danken, daß sie in einem steuerlichen Dorado sitzen, da die Stadt nur 50 Prozent der Staatseinkommensteuer und nur 3 M. jährliches Wassergeld von den Hausbesitzern zu erheben braucht. Nach dem 30-jährigen Kriege wird lebhaft über den Niedergang von Moral und Sitte geklagt. Auch die drei schlesischen Kriege brachten wieder manche Bedrängnis für die Bürgerschaft mit sich, doch bahnte sich mit der preussischen Regierung bald ein

freundliches Verhältnis an, das auch die Zeit preußischen Niederganges und Aufschwunges überdauerte. Auch in den 48er Revolutionswirren bewahrte Habelswerdt seine königstreue Haltung.

Mit der Versicherung, daß die Bürgerschaft so treu wie ehemals auch heute zu Kaiser und Reich stehen und verbleiben würde, schloß der Redner mit einem Hoch auf den Landesherrn seine fesselnden Gesichtskapitel. Der Vorsitzende gab im Anschluß an den Vortrag die Deutung für den Namen Habelswerdt = Habelswerder d. h. Erhöhung an der Mündung, die ja viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, da nach den Ausführungen des ersten Redners, Prof. Maetschke, die Gebirgsflüsse sich in einem Delta vereinigen.

A E S

Theater und Musik

Im alten Schloßtheater von Grafenort

An die Stätte, wo vor einem Jahrhundert begeisterte Jugendträume von Künstlerruhm unsern unvergessenen Landsmann Carl von Holtei führten, wo er stets mit frohem Heimatsgefühl wieder einkehrte, um im Genuß einer reizvollen Landschaft und eines warmen, dauernden Freundschaftsbündnisses mit seinem gräflichen Gastfreunde Tage der Sammlung und Rast zu verleben, führte der Verein für Geschichte Schlesiens am 5. Juni nachmittags seine Gäste.

Durch eine erhebliche Anzahl von Einheimischen war die ohnehin schon fast zu große Teilnehmerzahl noch bedeutend angewachsen. In der Vorhalle des Schlosses, von deren Wänden die Bilder der stattlichen Besitzungen des reichen Adelsgechlechts Herberstein schauten, gab der Vorsitzende, Geheimer Archivrat Dr. Meinardus eine lebensvolle Einführung zu der erwarteten Theater-Aufführung, aus der die folgenden Mitteilungen entnommen sind.

Das Schloß und das gleichnamige Dorf führen noch nicht allzu lange den Namen Grafenort. Bis zum 17. Jahrhundert hieß der Ort Arnsdorf und gehörte einer Familie Ratichin, die 1573 das Schloß baute, das bis heute noch in seinen alten Formen erhalten werden konnte. Das schöne Besitztum ging der Familie, nach welcher noch das nahe Schloß Ratichin benannt ist, in den Wirren des böhmischen Krieges verloren. 1671 heiratete eine Erbtöchter der nachmaligen Besitzer einen Grafen Herberstein. Der heutige

Eigentümer des Schlosses ist Reichsgraf Max von Herberstein mit dem Sitz auf Eggendorf bei Graz i. Steiermark. Die Herbersteinischen Güter liegen teils in Oesterreich, teils in Oberschlesien, teils in der Grafschaft Glatz.

Als die Herbersteins 1669 auf ihrem Besitz in der Grafschaft ein Fideikommiß gründeten, erhielt es samt dem Dorfe den Namen Grafenort. Der Graf, der mit dem Dichter und Komödianten Holtei ein festes und dauerndes Freundschaftsbündnis schloß, hieß Hieronymus, von Holtei „der Seltsame“ genannt.

Das Schloß ist als vornehmer Renaissancebau errichtet und erhalten worden, besonders die überall vertretenen Deckenmalereien rühren noch aus dieser Periode her. Im 17. und 18. Jahrhundert sind dann einige Teile im Barockstil angefügt worden.

Aus dieser Bauzeit stammt eine von Holtei einst aufgefundenen Inschrift:

„Du schönes Grafenort,
Ein Spanier sagt dir dies,
Wärst du an einem andern Ort,
Du wärst ein Paradies.“

Eine andere Gedächtnisinschrift hat eine Gräfin Herberstein in jener Zeit auf einem Denkstein im Parke „ihrer alten, treuen Händin Wibel“ setzen lassen.

Das Gündedenkmal trägt außer den auf der Vorderseite angebrachten Worten noch auf der einen Seite die Inschrift:

„Ohne zu wissen, was ich war, was ich galt und was ich hatte, hing sie doch an Niemand so sehr als an mir.“

Die andere Seite zeigt die Worte:

„Liebe ohne Eigennutz
Möchte auch im Tiere, Mensch.“

Wem klingt aus diesen Zeilen nicht ein Seufzer über die „Einsamen auf der Höhe“.

Das herrliche Schloß ist im Jahre 1906 einer Restauration unterzogen worden, die immer noch nicht ganz vollendet ist, aber den alten Stil treu gewahrt und die reichen schönen Sgraffito-Verzierungen der Mauern wieder zu schönem Ausdruck gebracht hat. Aufsch hatte schon vor der Restaurierung in seinen „Kunstdenkmälern“ geäußert: „Wenn das Schloß Grafenort einmal hergestellt würde, so würde es das bedeutendste Schloß Schlesiens sein.“

Kunst

Sektion Kunst der Gegenwart

In der letzten Sitzung der Sektion „Kunst der Gegenwart“ der Schlesischen

Gesellschaft für Vaterländische Kultur teilte der Vorsitzende Architekt Henry mit, daß die Zahl der Mitglieder von 37 auf 127 gestiegen sei, und entsprechend dem großen Anwachsen der Mitgliederzahl wurde Universitätsprofessor Max Koch einstimmig als zweiter Delegierter in das Präsidium der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur gewählt. Von der regen Tätigkeit der Sektion zeugt der Plan einer retrospektiven Ausstellung der Künstler Schlesiens, welche im Museum der bildenden Künste im April 1913 stattfinden soll. Schon jetzt beginnt man mit den Vorarbeiten. An der Aufgabe des Vorortschreibes nimmt die Sektion regen Anteil. Ueber den Erfolg derselben ist an anderer Stelle unserer Zeitschrift schon mehrmals die Rede gewesen.

Kunstwanderungen in Schlesien

Die dritte von Privatdozent Dr. Pabst geleitete kunstwissenschaftliche Exkursion führte zunächst nach dem in reizvoller Hügelandschaft gelegenen Kreisstädtchen Münsterberg. Am Ring fielen die malerischen zum Teil vom Kirchenbaustil beeinflussten Giebelgebäude und der originale Rathhausturm auf. Vor dem pietätvoll restaurierten St. Georgsmünster wurden die Teilnehmer von Kaplan Bischof und Zeichenlehrer Paulsdorf empfangen, der wissenschaftliche Aufschlüsse über die Baugeschichte dieses in Schlesien einzigartigen Gotteshauses gab und besonders auf den zinnenbekrönten, wuchtigen Wehrturm aufmerksam machte. Der Veranstaltung der Exkursion analysierte die wirkungsvolle Fassade, die in ihren beiden Hergiebeln auf Vorbilder der baltischen Backsteingotik und in ihren Radfenstern auf französischen Baumodus hinweist und deutlich die innere Raumdisposition zum Ausdruck bringt. Das linke Portal erwies sich als ein gutes Beispiel des romanischen Uebergangsstils, von dem in Schlesien bekanntlich wenige Fragmente erhalten blieben. Beim Rundgang in der Kirche erregte die erhebende Rauminnung der vorderen durch eine mittlere Bündelgiebelfeile in zwei Traveen geteilten Halle mit ihren malerischen Durchblicken in das dreischiffige Choraus ungeteilte Bewunderung. Eingehend wurden dann die mittelalterlichen Freskenreste und der vermutlich der Zeit Stof-Schule angehörende Altar der Georgskapelle in Augen- schein genommen. Hierauf wurde der

von Kämpfer geschaffene monumentale Kreuzweg in kompositioneller und far- bentechnischer Beziehung einer kritischen Betrachtung unterzogen. Nach dem im schattigen Schloßhausgarten eingenommenen gemeinsamen Mittagsmahle wurde die Wagenfahrt nach dem von uraltem Parkbestand umrahmten Kloster Heinrichau angetreten.

Den liebenswürdigen, in der Geschichte Heinrichaus wohlbewanderten Cicerone machte in der sehenswerte Schnitzwerke und Gemälde (Willmanns) bergenden Zisterzienserkirche Ortspfarrer Sauer, der außerdem in der Sakristei eine überraschend reiche Ausstellung sakraler Gold- und Silbergeräte und altertümlicher, kostbarer Paramente vorbereitet hatte. Leider reichte die Zeit nicht aus, die Fülle des Schönen und Eigenartigen, das den wenigsten Schlesiern bekannt sein dürfte, gebührend zu würdigen.

Die von der herzoglichen Schloßverwaltung in der entgegenkommendsten Weise gestattete Besichtigung des schloßartig umgewandelten Klosterinnern mit seinen drei hochgewölbten, reizend stufierten und teilweise mit Fresken und Delgemälden gezierten Sälen, und der im italienischen Willenstil angelegten Gartenterrassen bildete den Beschluß der genutzreichen Exkursion.

Blumenschmuck der Stadt Breslau

Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs veranstaltet auch dies Jahr wieder einen Wettbewerb unter den Balkons- „Gärtnern“ und „Gärtnerinnen“. Die vergangenen Jahre haben uns rege Fortschritte auf diesem Gebiete gezeigt, aber es ist noch viel zu tun, denn noch immer wollen die Besitzer von Balkons nicht verstehen, welche Freude diese kleinen hängenden Blumentopfs in den Augen der Straßenpassanten hervorrufen — und doch wird bereits nicht nur in unserer Heimat, sondern auch in den östlichen Nachbarländern von Fremden der Blumenschmuck Breslaus lobend erwähnt. Sollte das unsere holden Gärtnerinnen nicht noch zu größerem Eifer antreiben? Jeder Gärtner ist doch gern mit Rat und Tat zur Hand, wo es sich um den Schmuck unserer Stadt handelt. Am Wettbewerb des Vereins kann jeder teilnehmen, denn es handelt sich ja nicht nur um kunstvoll geschmückte Balkons, auch auf schön gepflegte Blumentopfpflanzung erstreckt sich der Wettbewerb. Natürlich muß der Schmuck zur Verschönerung des Stra-

kenbildes dienen, das heißt von der Straße aus sichtbar sein. — Die Beteiligung an der Konkurrenz ist kostenlos; es genügt die Ausfüllung eines Anmeldebogens, der in der Geschäftsstelle des Vereins, Gartenstraße 91, part., kostenlos verabfolgt wird. Möge es euch gelingen, holde Breslauerinnen, unsere Stadt auch in dieser Hinsicht aufs Schönste herauszuschmücken!

P P

Schlesische Spitzen

Mitglieder des Deutschen Vereins für schlesische Spitzenkunst haben in der König Karl-Halle im Landesgewerbemuseum in Stuttgart eine Ausstellung veranstaltet, über die der Referent des „Neuen Tageblattes“ in Stuttgart folgendermaßen urteilt: „Während die bisher herrschende Brüsseler Spitze in einer gewissen Tradition erstarrt, eine phantastische Befruchtung gar wohl brauchen könnte, und andererseits der Wiener staatliche Spitzenkursus von Ordlica, der diesen Brüsseler Arbeiten die erste rühmenswerte Konkurrenz bereitete, sich in einem stark ausgesprochenen Naturalismus bewegte, zeigen unsere schlesischen Spitzen diesen Blumen-Naturalismus nur noch in einzelnen Fällen. In der Hauptsache aber lassen diese feinen Spitzen in ihren verschiedenen Mustern und Größen einen erlesenen künstlerischen Geschmack in der Art der Stilisierung, sowie vollendeter technischer Ausführung erkennen. Es sind ganz delikate und eigenartige Arbeiten, diese Nadel-Spitzen, hier ein duftiger Fächer, dessen vornehm zartes Muster seiner Bestimmung so entspricht, dort Krügen, Kermesauffänge, elegante kleine Einsatze, mitunter so zart und fein wie ein Lufthauch, neuartige Arbeiten, die sich einem modernen Kunstgewerblichen Milieu aufs feinste einfügen. Künstler wie Paul Hausstein haben sich an den Entwürfen beteiligt; auch die Namen M. Hoppe-

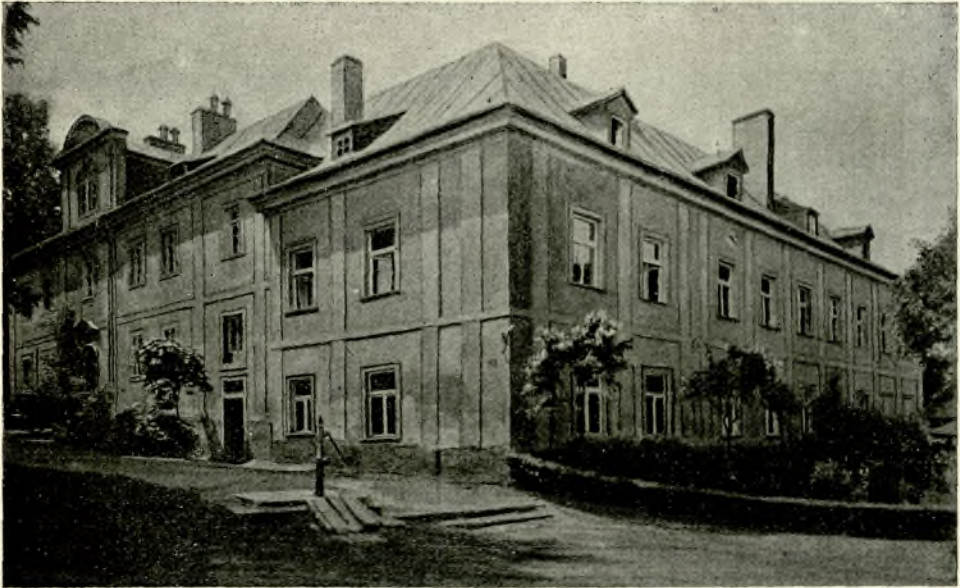
Schmiedeberg und M. Siegert-Hirschberg sollen nicht vergessen sein. Und desgleichen die zwei ganz famosen Arbeiten, die das Museum angekauft hat: ein Tisch in Rot auf Grün und ein Papagei in Weiß, beides von aparter und reizvoller Stilisierung.“

Auch in Jena fand eine Ausstellung schlesischer Spitzen statt. Darüber schreibt das „Jenaer Volksblatt“ u. a.: „Das Hirschberger Tal ist seit Jahrzehnten bekannt als ein Ort, der seine, zarte Gebilde fleißiger Hände auf den Weltmarkt sendet. Die handgenähte Spitze kommt von dort, und zwar in Venezianer, Brüsseler und österreichischer Art aus den Spitzenschulen von Frau A. Meßner und Frau Hoppe-Siegert, dagegen in modernem Geschmack und nach neuen Künstlerentwürfen aus einem noch ganz jungen Unternehmen der von den Künstlerinnen Barth und v. Dobeneck geleiteten Spitzenschule. Die beiden letztgenannten Damen haben die Matrausstellung mit außerlesenen Proben ihres Wollens und des Könnens ihrer Schülerinnen beschiedt. Wir sehen hier also eine neuzeitliche schlesische Spitze. Dem Beschauer fällt es nicht eben leicht, diese mühevollen und kunstreichen Gegenstände des Luxusgebrauchs hervorgegangen zu denken aus den Händen ländlicher Frauen und Mädchen, die durch einen großen Teil des Jahres Hade und Schaufel führen und in harter Arbeit dem Boden ihrer Heimat das tägliche Brot abgewinnen müssen. Daß ein bloßes mechanisches Nacharbeiten der Vorlage zu einer vollendeten Ausarbeitung der Spitze nicht genügen würde, illustriert wohl am besten der prächtige Pfauenfächer, ein Glanzstück der Kollektion. Nur eine Hand, die des Künstlers Zeichnung verständnisvoll zu folgen vermag, konnte diese präziösen Linien mit der Nadel nachziehen.“

Schlesischer Heimatschutz



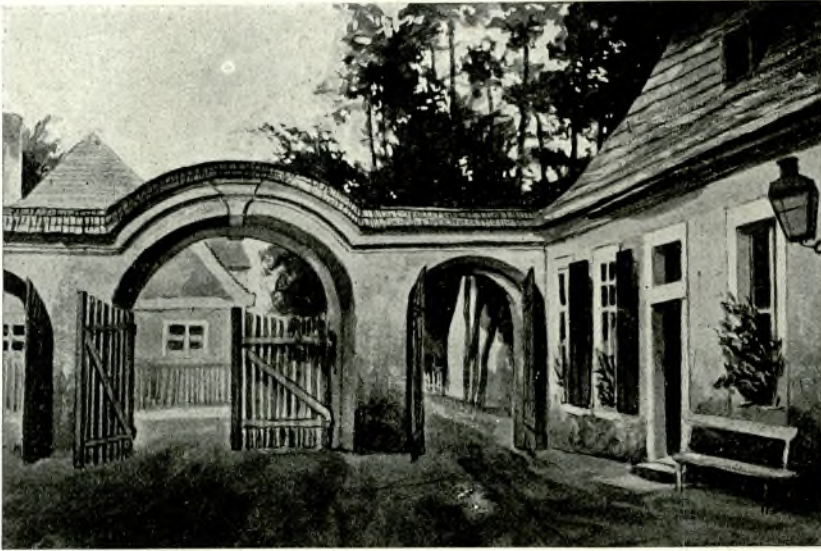
Einst Beispiel



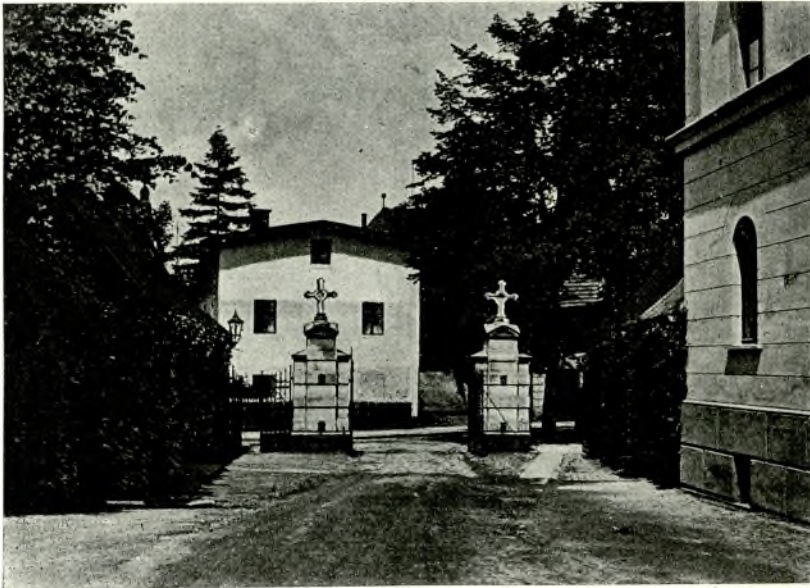
Jetzt Gegen-
Beispiel

Am Schulbrunnen. Einst Beispiel und jetzt Gegenbeispiel.
Zum Feste des Landeshuter Realgymnasiums

Schlesischer Heimatschutz

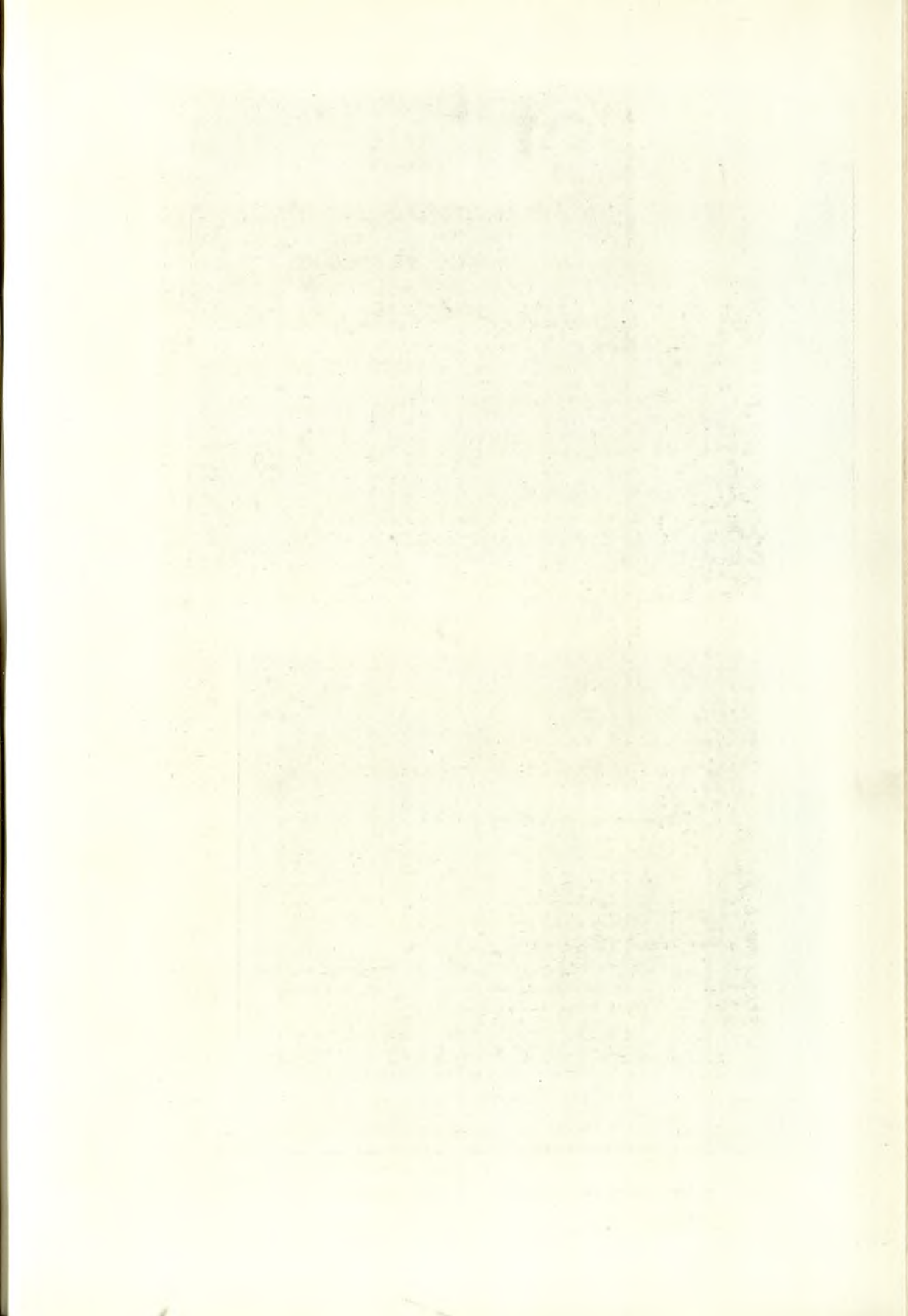


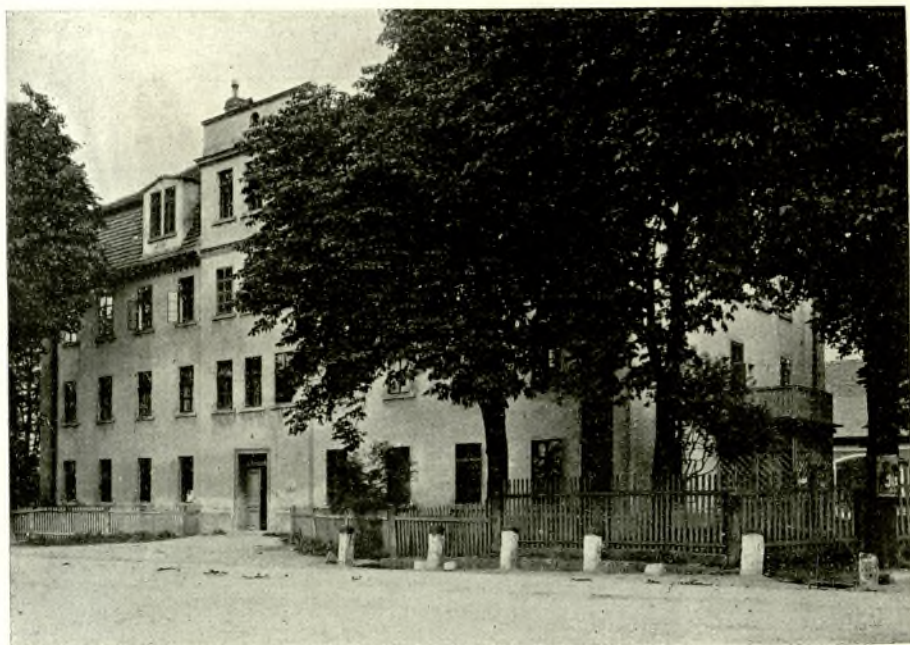
Einmal
Beispiel



Jetzt
Gegenbeispiel

Eingang zum Kirchplatz vor dem Realgymnasium.
Der frühere Torbogen (Beispiel) schuf eine abgeschlossene Platzstimmung.



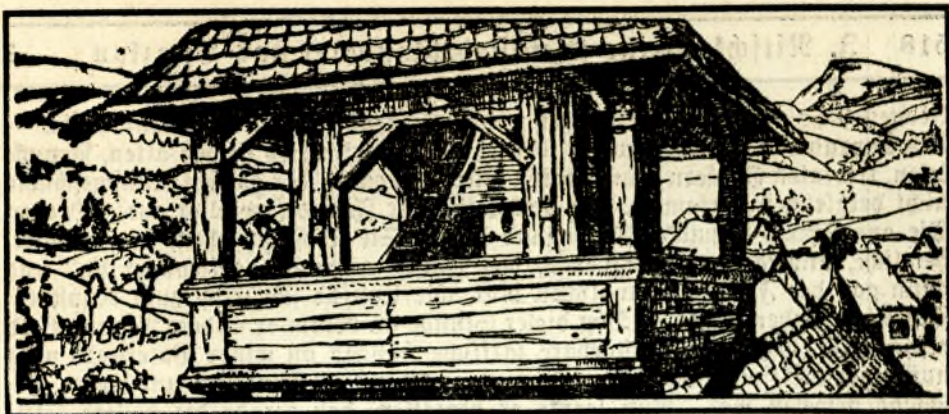


1.
Beispiel
Altes gutes
Bieder-
meierhaus



2.
Beispiel und Gegen-
beispiel

Bilder zum Artikel:
Eine Kleinstadtplau-
derei aus Bunzlau



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 20

2. Julihest 1910

Eine Kleinstadtplauderei aus Bunzlau

Von Ilse Nitschke

Ältere Leser unserer Zeitschrift erinnern sich gewiß noch mit Freude des Abdrucks einer vortrefflichen Arbeit von Oscar Schwindrazheim: „Wie einer die Schönheit der Kleinstadt fand“ im 1. Jahrgang der „Schlesischen Heimatblätter“ Seite 446, 556, 576 und im 2. Jahrgang Hest 2.

Schwindrazheim erzählte uns da von einem jungen unbedeutenden, armen Handlungsgehilfen, der in der Kleinstadt geboren und aufgezogen, sich trotz alles Zuredens eines großstädtischen Betters nicht von ihr trennen konnte. Warum er seine kleine Heimatstadt so liebte, war ihm selbst nicht klar, denn er hörte ja von allen Seiten, daß sie ein trauriges, blödsinniges Nest sei, in dem man versauern und verbauern müsse. Es war auch wirklich nichts daran, so schien es dem jungen Menschen selbst. Er, Conrad Treuen, verstand nämlich etwas vom Stil in der Kunst.

Eines Tages war ein alter Band Kunstgeschichte — ohne Einband und Titelblatt — als Einpackpapier in den Laden gekommen und Conrad hatte seitdem jede freie Stunde dem Studium dieses Buches gewidmet. Bald wußte er ganz genau, daß seine liebe Vaterstadt weder ein Gebäude im romanischen noch gothischen oder italienischen Renaissancestil aufzuweisen hatte und konnte sich nun seine Liebe zu den schmucklosen stillen Gassen, den einfachen Häusern wahrhaftig selbst nicht mehr erklären.

Eines Tages kam ein fremder Künstler in die Stadt, der überall in den Straßen umherging und alte Häuser photographierte, was den Leuten riesig spaßig vorkam. Der kam auch in das Geschäft, in dem Conrad „amtierte“, bat, hier einen neuen Film einsetzen zu dürfen, und während er an seinem Apparat beschäftigt war, kamen die Beiden ins Gespräch. Da hörte nun Conrad zum ersten Male, daß sein Städtel schön, so wunderschön sei, daß der Künstler am

liebsten sich in die Tasche gesteckt und in seinem Atelier aufgebaut hätte. — Als Conrad den Einwand wagte, daß er nicht begriffe, wo in den alten, schmucklosen, trivialen Häusern Kunst stecken solle, da doch in der ganzen Kunstgeschichte nicht dergleichen vorkomme. Da lachte ihn der Fremde weidlich aus: „Drehen Sie aus Ihrem Schmöcker Tüten und lernen Sie selbst zu sehen, das einfache, herzliche, unbefangene Kunstsehen, das Ihnen abhanden gekommen ist,“ und dann gab der Fremde freundlichen Rat, wie Conrad sich selbst zum Kunstverständnis erziehen könne. — Von dieser Stunde an bekam er andere Augen. Bald erkannte er, daß das unzerstörbare zärtliche Hängen an seiner Vaterstadt nicht nur glühende Heimatliebe, daß es auch angeborener Kunstsinne und guter Geschmack gewesen war. Nun lernte er begreifen, daß gerade die völlige Stillosigkeit, d. h. die bodenständige gut bürgerliche Bauweise seiner Stadt, die sich so ruhig und unbeirrt in ihr entwickelt hatte, das künstlerisch Wertvolle und Anheimelnde an ihr sei.

Als zehn Jahre später derselbe Künstler wieder einmal in die Stadt kam, fand er Conrad als den Mittelpunkt einer Gesellschaft wieder, die sich den Schutz und die Erhaltung nicht nur des Alten, sondern auch die Förderung jedes Neuschaffens in demselben gesunden Geiste zur Aufgabe gemacht hatte.

Diese kleine Geschichte hat mir ein treffliches Bild der Heimatschutzbewegung gegeben. Ist sie nicht hervorgegangen aus solchen Erfahrungen Einzelner? Empfängliches Herz und Aufklärung zu richtiger Zeit, warme Liebe und Verständnis müssen sich vereinigen, um den glühenden Wunsch zu wecken, die Besonderheit unserer Heimat zu retten, ihre Schönheit zu bewahren, soweit es möglich ist. In wessen Herzen dies Verlangen einmal erwacht ist, der sieht sich, zu seiner eigenen unliebsamen Ueberraschung vielleicht, in einen Zustand der Abwehr und des Kampfes versetzt gegen viele Ausdrucksformen des modernen Lebens, die unabwendbar zu sein scheinen.

Gerade weil seine Augen sich sattzutrinken vermögen an aller von ihm erkannten Schönheit der Heimat, werden sie ja auch doppelt deutlich alle ihre Entstellungen, Verhunkungen und Zerstörungen bemerken müssen. Mit dem Glück und der Freude, inmitten einer schönen Landschaft zu wandeln, an einem malerischen Stadtbilde sich zu ergötzen, wird auch die Furcht vor den immer wachsenden Gefahren für diese Schönheit sich vereinen. Er wird sich tiefer Traurigkeit, ja des Grauens nicht erwehren können, wenn er sieht, wie die urwüchsige Natur draußen im Land mehr und mehr von Geldwirtschaft und Technik erdrückt wird, und wie die Städte, und nicht nur die großen, allmählich zu widerwärtigen Haufen von Mietskasernen zu werden drohen. — Auch das typische, moderne Villenviertel, das die meisten Städte sich zugelegt haben, erlöst uns aus dieser Trostlosigkeit nicht, obwohl gerade hier sich Ansätze zu einem Besseren erkennen lassen, aber beim Durchgehen so mancher Straße einer sogenannten Villenkolonie hat man das Gefühl, als schwände uns das Heimatgefühl, denn wir sehen ja hier alle Baustile der Welt zu einer förmlichen Maske vereint.

Dieser Wiederholungskursus aller Stile spiegelt uns so recht deutlich die seelische Ratlosigkeit wieder, mit der man seit etwa 60 Jahren der Baukunst gegenübersteht. Angeödet von diesen toten Masken, in denen kein eigenes Leben mehr wohnt, wünscht man sich sehnlichst die Zeit zurück, die noch eigene seelische Werte im Bauwesen zu schaffen vermochte. Das ist in Deutschland der Anfang des 19. Jahrhunderts, der den viel gelästerten Biedermeierstil hervorbrachte.

Niemals hat es Neues, Lebendiges in der Kunst gegeben, das nicht an Altes, früher Errungenes angeknüpft hätte. Auch der lebendige Stil der Zukunft, der unsere Wohnhäuser, selbst die der Ärmere, wieder zu traulichen Heimstätten umwandeln wird, der uns von der Mietskaserne erlösen soll, muß zurückgehen auf die Ausdrucksformen einer Kultur, welche dem Sinne unseres heutigen Lebens am nächsten steht, von der uns noch kein Abgrund trennt, und das ist eben die Zeit, wo Großvater und Großmutter jung waren, die Biedermeierzeit. Man hat nicht nötig, in eine Großstadt zu gehen, um ein ergiebiges Feld für derlei Beobachtungen zu finden, auch die Kleinstädte haben Teil an der Ummodelung, die das Stadtbild früherer Zeiten so seltsam und ungünstig verändert haben. Auf die wirtschaftlichen Ursachen dieser Tatsache gehe ich hier nicht ein. Berufenere haben dies durch Bild und Schrift bereits getan, im Kunstwart und anderwärts; ich verweise die freundlichen Leser auf die vorzüglichen Arbeiten von Schulze-Naumburg, C. F. Zuchs, Mangold usw. Der Dank des nicht gänzlich materialistisch gesinnten Teiles unserer Nation wird ihnen einst gewiß sein. Ich will hier nur noch ein paar persönliche Beobachtungen aussprechen.

Die Kleinstadt, in der ich lebe — von der Stadt des guten Tones Bunzlau ist die Rede —, hat noch manch interessanten Ueberrest vergangener Tage. Man kann der Stadtverwaltung wohl das Zeugnis geben, daß sie mit weniger roher Hand, als in manch anderen Gemeinwesen geschehen ist, gegen die alte Stadt zu Felde gezogen ist. Manch hübsches, altes Haus, manch malerischer Winkel hat ja allerdings den neuen Verkehrs- und Lebensbedingungen zum Opfer fallen müssen, doch ist nicht geradezu mutwillig zerstört worden, was noch hätte erhalten werden können. Teile der alten Stadtmauer mit ihren niedrigen Türmen, einige wohlerhaltene Gäßchen und überdeckte Durchgänge, allerhand malerische Winkelchen vermögen noch heute die Phantasie in vergangene, geschmackvollere Zeiten zurückzuführen. Eine schöne, gotische katholische Kirche, die nach dem dreißigjährigen Kriege nach gänzlicher Zerstörung in ihrer jetzigen Gestalt neu aufgebaut wurde, erfreut durch glückliche Harmonie ihrer Formen, besonders durch ihre schönen, reich ornamentierten Portale. Auch das stattliche, leider von seiner charakteristischen, traulichen Budenumrahmung befreite Rathaus am Markt mit seinem alten Turm, dessen unterster Teil noch aus der gotischen Zeit stammt, mit seiner hübschen Treppe, gibt ein ausdrucksvolles Bild. Sein schönster Schmuck ist das prachtvolle Renaissanceportal an der Südseite. Allerdings ist dieses Kleinod ihm erst in spätester Zeit einverleibt worden.

Bis vor ungefähr 12 Jahren befand es sich an einem Hause an der gegenüberliegenden Ringseite. Lübke erwähnt diese wundervolle Türumrahmung in seiner „Kunst der Renaissance“ als eine feine, echte deutsche Arbeit.

Außer diesem Kunstwerk und dem uralten Schwibbogen neben der Stadtapothekē ist auf dem Markt nicht allzuviel wirklich Altertümliches übrig geblieben, obwohl natürlich noch manches Merkmal an den Häusern auf ihr Alter hindeutet, so am Gasthaus zum goldenen Engel die gotischen Eingänge.

Die mannigfachen Brände der alten Zeit und die nivellierende Richtung der neueren haben nur wenig in seiner ursprünglichen Gestalt gelassen. Der Charakter des heutigen Stadtbildes wird hauptsächlich bestimmt durch die Bauweise am Ende des 18. Jahrhunderts und durch den sich dem Empire anschließenden Biedermeierstil, also durch jene einfachen soliden Häuser und Häuschen unter roten Ziegeldächern mit guten Proportionen, aber völliger Schmucklosigkeit.

keit. Wie angenehm stehen sie trotz dieser gegen all das ab, was die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts im Wohnhausbau uns gegeben hat!

Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo man solch einfachem Hause, wie Abbildung 1 zeigt, wieder den Vorzug gibt, vor einer neumodischen Mietskasernen mit Kariatyden und Stuckverzierungen, und wo man bei Betrachtung der Häuser auf Abbildung 2 gleich weiß, ob die Großmutter oder die Enkelin schöner ist. — Die Anzeichen für ein Wachsen des guten Geschmacks im Bauwesen mehrten sich aber erfreulicherweise auch in unserer Stadt. Das Beste, was die letzte Zeit uns an Familienhäusern gegeben hat, ist imstande zu zeigen, daß die modernen Neuerungen, die in unser Hauswesen eingreifen, sich dem verlorene, gut bürgerlichen Stile sehr gut einverleiben lassen, ohne seine Grundformen zu verändern.

Eine der erfreulichsten baulichen Bereicherungen unseres Ortes scheint mir das neue katholische Schwesternhaus (Abbildung 3). Zweckmäßig, freundlich und anmutig ist es ganz der Ausdruck dessen, was es sein soll: „eine Stätte der Liebe und Hilfsbereitschaft“.

Allemaal, wenn ich durchs Innere der Stadt gehe, komme ich unwillkürlich in ärgerliche Gedankengänge hinein; ist es mir doch, als stieße jedes Haus unter der Last und Größe seiner Plakate und Reklameschilder ein Rabengekrächz aus. Wenn Häuser eine Sprache haben, so tönt die heutige: „Geschäft, Geschäft! Das Leben ist nichts mehr als Geschäft!“ Geht es Ihnen auch so, freundlicher Leser? Aergern auch Sie sich über die rücksichtslose Barbarei, die sich in der Größe und Anbringung der Reklametafeln und Firmenschilder breit macht? Glauben Sie mir, eine Fassade, die auf diese Weise verunziert wird, ruiniert mit der Zeit jede künstlerische Gesinnung. Man muß sich wundern, daß die Stadtverwaltungen, die doch als Beschützerinnen und Förderinnen guter Sitte und guten Geschmacks in ihren Gemeinwesen gelten und auch gelten wollen, nicht bereits angefangen haben, gegen diese sinnlosen Verunstaltungen der Straßenbilder einzuschreiten. Wie hübsch könnte z. B. das hier zu 4 abgebildete alte Haus mit dem Ornamentenschmuck im Barock wirken, welcher angenehmen Eindruck machte es noch vor 20 Jahren, als statt des zweiten Geschäftslokals noch die stattliche Haustür prangte, und die Verzierungen noch nicht mit Delfarbe angestrichen, die Fassade noch nicht mit doppelten und dreifachen Reklametafeln bedeckt war. Im Mittelalter verließen die Magistrate der verschiedensten größeren Städte eine strenge Verordnung, welche den Bürgern verbot, eine bestimmte Anzahl von Schüsseln bei ihren Festgelagen zu überschreiten; auch suchte man dem Kleiderluxus zu steuern, indem man den Frauen die übermäßige Länge der Schleppe untersagte. Mir wär's schon recht, wenn unsere heutigen Stadtväter einmal gegen das Uebermaß der Reklametafeln, wie gegen ihre häßliche Ausführung zu Felde zögen.

Glücklich der, welcher vor diesen Zeichen heutiger Unkultur, die in den großen Städten nach amerikanischem Muster ins Unglaubliche emporgewachsen ist, hinausfliehen kann in die freie Gottesnatur, glücklich der Kleinstädter, der weder „Elektrische“ noch Stadtbahn nötig hat, um ins Grüne des Waldes zu gelangen.

Wir Bunzlauer sind in dieser Hinsicht ganz besonders gut daran, haben wir doch in nächster Nähe ein wahrhaft köstliches Besitztum an unserem herrlichen Stadtwalde, der „Jesche“. Das ist kein dürftiges, windiges Wäldchen, auch kein zurechtfrisierter künstlicher Park, das ist noch unverfälschte Natur.

Nur für gute Wege, zahlreiche Bänke und Schutzhütten hat die Stadt und der Riesengebirgsverein freigebig gesorgt. Freilich ist auch unsere Zechе, wie jeder Nuzforst Norddeutschlands, gegenwärtig zum größten Teile Kiefernwald, aber stellenweise durchsetzt von köstlichem Unterholz, von jungen Eichen, Birken, Fichten und Tannen, dessen leuchtendes Grün mit dem saftgrünen Meer des Blaubeergestrüppes zu ihren Füßen im Frühjahr einen zauberhaften Anblick gewähren. Ebenso läßt das hügelige Terrain keine Eintörmigkeit entstehen. Wir Bunzlauer lieben unseren Wald! Vom Baby bis zum Greise, vom Armen bis zum Reichen genießt ja jeder seine Wohltaten. Man sollte nun meinen, es müsse die Andacht vor der heiligen Natur und ihrer Schönheit und die Dankbarkeit für die Augenlust, die sie uns spendet, eine rücksichtsvolle Behandlung ihrer Wunderwerke zur Folge haben. Aber mit nichts! Wie oft schon habe ich mir, wenn ich gegen Abend die Hauptpromenade an der Löwenberger Chaussee entlang schritt, große Sträuße heimgebracht, nicht selbstgepflückte, nur von der Erde aufgesammelte, fortgeworfene Blumen, auf der Straße welkende Zweige, die dann in meinem Zimmer im Wasser erfrischt wieder neu auflebten.

Mit unermüdlicher Geduld sorgt die Verwaltung, wie schon gesagt, für neue, bequeme Bänke und mit der gleichen Roheit wird alljährlich wieder eine Anzahl ruiniert. Auch trifft man wohl kaum einen Sitzplatz oder eine Schutzhütte an, die nicht ringsumher mit fettigen Butterbrotpapieren verunziert wäre. Es macht traurig, zu denken, daß die Erziehung des Hauses dem jungen Menschen so wenig Achtung vor der Natur und dem Schönen an sich einflößt. Die Presse mahnt in dankenswerter Weise wieder und wieder zum Besseren, das aber kann nur kommen durch den Einfluß der Eltern auf die Kinder von früher Jugend an. Nur durch die Arbeit an sich selbst, nur aus der Kultur der Einzelnen kann eine Gesamtkultur unseres Volkes emporkwachsen. Uebrigens zielen diese Betrachtungen durchaus nicht auf uns Bunzlauer im Besonderen und allein. Solche Zeichen von Unkultur fehlen leider nirgends in unserem hochzivilisierten Lande; anderwärts ist es nicht besser, das beweisen die beiden reizenden Entwürfe von Albrecht zu Waldschuthtafeln, die das letzte Maiheft des Kunstwart zur Anschauung brachte. Ich würde mich herzlich freuen, wenn auch in unserer lieben Zechе eine Anzahl solcher Tafeln angebracht würden. Der Spruch des einen Entwurfs lautet:

„Wenn du den Wald betrittst,
wer du auch seist:
achte ihn hoch
und suche ihn an deinem Teile
zu schützen.“

Das ist ein guter Spruch, wenn ich ihn lese, steigt mir zugleich der heiße Wunsch aus dem Herzen, daß der heimatische Wald in seiner ungekünstelten Schönheit uns erhalten bleiben möge immerdar. Wir würden ihn nicht hingeben für alle eleganten Parks der großen Städte.

Ein großer Reiz unserer Zechе liegt auch in der Himmelsrichtung ihrer Lage von Bunzlau aus. Durch sie führt die Chaussee nach Löwenberg, also nach Süden zu. Man weiß, das heißt dem Gebirge entgegen, wo die Landschaft mit jedem Schritte sich schöner entfaltet. Noch sind die Berge fern, aber von jeder Erhöhung erblickt man bei klarer Luft ihr blaues Wellenband.

Und im fruchtbaren Gelände reiht sich Dorf an Dorf; jedes Gehöft male-
riß hingeduckt ins üppige Grün seiner Grasgärten. Nichts anmutiger als so
ein altes schlesisches Bauernhaus. Die weißgetünchten Flächen zwischen den
schwarzen Balken des Fachwerkbaus, das Schindel- oder Strohdach oder das
lustig leuchtende Rot der Ziegeln eint sich mit dem Grün der alten Bäume, die
bei fast keinem Hause fehlen, zu einem wahrhaft köstlichen Farbenspiel. Bildchen
reiht sich an Bildchen. Man wird nicht müde, hinzuschauen, eines erscheint einem
immer lieber und anheimelnder als das andere.

Ob's der Bauer weiß, wie schön seine altehrwürdige Wohnung ist, wie sie
das Auge des Wanderers erfreut. Manch einer vielleicht weiß es, aber die Be-
obachtung zeigt, daß der Bauunternehmer auch hier kräftig „gewirkt hat“. Er
macht's dem Bauern billig und schnell, und der ist schließlich stolz auf den fahlen
Steinfasten, der der Neuzeit soviel angemessener ist, als die Hütten mit den win-
zigen Fensterchen. (Siehe Abbildung 6.) Daß sein modernes Haus oder seine
neue Scheune einen häßlichen Flecken in das reizende Bild seiner engsten Heimat
hineingebracht hat, das weiß er nicht.

Aber die, welche es wissen, wollen nicht aufhören, zu arbeiten, damit es
einst wieder anders werde; denn sie glauben fest, daß aus dem wilden Gähren
unserer Zeit ein neuer Geist hervorgehen und unser Volk durchdringen wird.
Ein Geist, der das Schöne, Wertvolle wieder erkennen und halten wird, auch in
seiner schlichtesten Gestalt, und der uns selber besser und schöner machen wird.

Dann, aber auch dann erst werden wir eine Kultur haben, auf die ein
großer Teil unseres Volkes schon jetzt Anspruch erhebt.

Das Meisterbuch der Bunzlauer Kürschnerinnung

Die Bunzlauer Kürschnerinnung hat niemals eine Auflösung durchgemacht. Daher
hat sie noch die „Mittel“ aus früheren Zeiten. Dem jetzigen Obermeister der
Zunft, Herrn Kürschnermeister Riemer in Bunzlau, verdanke ich die Einsicht in das
interessante Meisterbuch der Innung. Dasselbe hat jedoch schon dem Chronisten der
Stadt, Ewald Bernicke, vorgelegen.

Der Einband ist etwas beschädigt. Er ist aus gepreßtem Leder. Ringsherum
gehen auf der Vorderseite des Deckels gerade Linien. In dem Hauptteil der Fläche
sind rautenförmige Gebilde eingeschnitten. Die Rückseite ist ebenso gestaltet. Die
Vorderseite trägt oben die Inschrift HANS LANGE, unten die Jahreszahl 1580.
Es hat die Höhe von 21 cm und eine Breite von 11 cm.

Die Eintragungen beginnen auf S. 4. Es heißt da: *Laus Deo et honor ad q.
Gloria in excelsis.* Als man zelet nach der geburth und menschwerdung vnserers
lieben Herrn vnd Heilands Ihesu Christi 1580. den 17. Februarin hatt der vor-
sichtige Hans Lange, dieselbige Zeit glöckner vnd diener der Kirchen zum bonzlau,
fast vber die vierzehendhalb Jhar) dem Erbaren vnd hochlöblichen gewerk der
Kürschner, ein buch vnd Register binden lassen, nach laut seynner Zusage vnd ver-
heißung, darein man auß vleißigste, als man wird, erfragen vnd erkundigen können
(schreiben vnd merken sal) die alten meister, obgedachten Handwerks der Kürschner
so vor etlichen Jharen in gott vorschiden, so wol der ichtigen Juna vnd alt, so nach
vm lebe findt, vnd nach der ordenung, wie sie nach nyander findt, meister wurden, so
viel muglichen(?), zu eynem gedechtnis; so lange die löbliche Zeche vnd versammlung,
nach gottes willen wehren vnd stehen wirdt hat deswegen obgedachter Hans Lange
den 25. martii dises 80. Jahres, ihnen dis buch vberantwortett:

Die fünfte Seite ist frei.

Die sechste Seite lautet: Im Jhar 1584. den 20. Juny. Ist das Re-
gister angefangen zu schreiben. Der Anfang der aufrichtigen Zeche vnd
gewerks, des hochgelobten Handwerks, der Kürschner zum Bonzel, so fern man es

hatt Ausrechnen und erkundigen können, welche Meister gewesen, und ernachmals wurde findt. Auch die namen derjenigen personen, von dem Jahr, Als man gezelet hatt Nach der menschwerdung, und geburth unsers Lieben Herrn und Heylandes Ihesu Christi 1499.

Auf der siebenten Seite beginnt nun das Namensverzeichnis der Meister. Dasselbe ist so eingerichtet, daß der Name in der Mitte steht. Rechts steht am Rande das Jahr, in dem der Betreffende Meister wurde, am linken Rande steht sein Todesjahr. Zuerst kommen diejenigen, die im Jahre 1499 „geschworne Eisten“ gewesen sind. Es sind dies 42 Meister. Die Zahlen der Meisterschaftswerdung weist große Lücken auf ebenso das der Todesjahre. Nur bei dreien war die erstere Zahl, bei vierten die zweite zu ermitteln. Mit dem Jahre 1524 wird dies anders. Von da ab scheinen schon Aufzeichnungen vorhanden gewesen zu sein, denn die Meister folgen nunmehr genau nach der Jahreszahl ihres Meisterwerdens. In der Zeit von 1524—1550 wurden 47 Meister aufgenommen. Gewöhnlich liegen zwei Jahre zwischen den einzelnen Wahlen dazwischen. Dann werden häufig 6 Meister in einem Jahre aufgenommen. 50 neue Meister erscheinen dann in der Zeit bis zur Feststellung des Verzeichnisses, d. h. bis zum Jahre 1584. Man sieht, die Zunft wächst immer mehr an. 18 weitere Meister folgen bis zur Jahrhundertwende. Dagegen werden nur 35 Meister in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgenommen. Man sieht, wie der 30jährige Krieg auch dieses Gewerbe schädigte. Wurde doch in der Zeit von 1626—1640 und von 1640—1653 keine Neuwahl vorgenommen. Die Glanzzeit der Zunft ist vorüber. Nur 13 Wahlen wurden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorgenommen. Auch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts beweist die Schwäche der Zunft durch das Hinzukommen von nur 24 neuen Meistern. Neuer Aufschwung tritt dann in der nachfridericianischen Zeit ein. Von 45 Meistern, die in der Zeit von 1750—1800 hinzukommen, werden 26 in der Zeit von 1780—1800 gewählt.

Dann folgen wieder die Kriegszeit, in denen nur drei Namen genannt werden. Dann kommt die lakonische Notiz: „Im Jahre 1813 sind 8 Meister in einem halben Jahre gestorben, als die Franzosen unser Vorstädte dar niederriefen.“ Seitdem sind noch 18 Eintragungen bis zur Jetztzeit geschehen. H. H. B.

Ziele und Einrichtung der Königlichen Keramischen Fachschule in Bunzlau

Von Dr. phil. Ernst Büttner

Schluss

III.

Soweit es möglich ist, wird den Schülern durch Besichtigung gut geleiteter keramischer Betriebe Gelegenheit gegeben, einen Einblick in ihren späteren Beruf zu gewinnen und auch in dieser Hinsicht ihren Blick zu schärfen. Auch Fabriken anderer Art, soweit deren Einrichtung in den naturwissenschaftlichen Fächern Erwähnung finden, wie Glashütte, Gasanstalt usw. werden besucht; ebenso finden Ausflüge statt, um den geologischen Charakter der Umgegend zu studieren. Endlich sind noch dem Zeichnen und Malen in der freien Natur gemeinsame Exkursionen gewidmet.

An Fächern für allgemeine Bildung bietet der Lehrplan solchen Schülern, die nur Elementarschulunterricht genossen haben, auf den zukünftigen Beruf zugeschnittenen Fortbildungsschulunterricht im Deutschen und Rechnen. Dieser Kursus findet für alle, auch die besser vorgebildeten Fachschüler, eine recht erwünschte Ergänzung in einer sehr eingehenden Unterweisung in gewerblicher Buchführung, wobei die fachlichen Verhältnisse wiederum besonders berücksichtigt werden.

Diejenigen Schüler, welche sich in dem einen oder anderen Fach spezieller ausbilden wollen, können nach beendeten zweijährigen Kursus noch länger auf der Anstalt verweilen und sich nunmehr nach eigener Wahl mit den bevorzugten Fächern eingehend beschäftigen. Dieser Ergänzungskursus hat sich als besonders nützlich erwiesen. Denn aus weiter oben angeführten Gründen mußte der umfangreiche Lehrstoff vorläufig in den kurzen Zeitraum von zwei Jahren eingepreßt werden, eine Zeit die zwar notdürftig hinreicht, das vorgeschriebene Pensum zu bewältigen, die jedoch nicht genügt, um in ruhiger Weiterarbeit auch die nötige Ver-

tiefung herbeizuführen. Sollten, wie das Beispiel anderer Länder zeigt, sich die Verhältnisse auch hier bei uns so weit klären, daß ein Ausbau und eine Erweiterung der Fachschule ermöglicht werden könnte, dann wird es ein Leichtes sein, diesen sog. Absolventenkursus noch nach so mancher Richtung hin vorteilhafter auszugestalten. Neben Baukonstruktionslehre, die im Rahmen des zweijährigen Kurses absolut keine Stätte finden kann, und deren Einführung in bescheidenem Umfange für den Absolventenunterricht bereits seit Januar dieses Jahres zur Tatsache geworden ist könnten sich Kurse in der Algebra, im Maschinenwesen, in Volkswirtschaftslehre, Gesetzeskunde uzw. leicht einfügen lassen. Diese Wünsche gehören jedoch einer — hoffentlich nicht mehr allzufernen — Zukunft an. Immerhin hat auch der bisherige Absolventenunterricht schon ansehnliche Erfolge aufzuweisen. Eine ganze Anzahl ehemaliger Fachschüler kehrte nach längerer oder kürzerer Tätigkeit in der Praxis oder nach beendeter Militärzeit zur Anstalt zurück, um in einem Halbjahrs- oder Jahreskursus die an der Praxis gemessenen Kenntnisse noch mehr zu vertiefen bezw. wieder aufzufrischen. —

Endlich sei noch auf eine Aufgabe hingewiesen, welche der Fachschule neben der Ausbildung von jungen Leuten für die keramische Technik zufällt, nämlich durch ihr Beispiel und durch sachverständigen Rat direkt befruchtend auf das keramische Gewerbe der Stadt und des umliegenden Bezirks einzuwirken. Dabei handelte es sich in erster Linie um die mit allerlei Schwierigkeiten kämpfende stark rückständige Kleinindustrie. Man erreicht dieses Ziel auf verschiedenen Wegen. Durch Meisterkurse und Vorträge wird versucht, nicht nur das Interesse an der Verbesserung veralteter Betriebseinrichtungen zu erwecken, sondern auch deren Wirksamkeit an vorhandenen Maschinen und Apparaten direkt vorzuführen. Bei der Umgestaltung der Betriebe selber wird mit Rat und Tat eifrig mitgeholfen, Bezugsquellen werden angegeben, Fabrikationschwierigkeiten beseitigt, Modelle und Formen für die erste Einrichtung gegen Ersatz der Selbstkosten verabsolgt, Maschinen, Glasuren, Methoden, Dekorationsmittel bekannt gegeben und deren Selbstanfertigung gelehrt, — kurz es wird dem einsichtigen und vorwärtstrebenden Gewerbetreibenden in jeder Beziehung und, soweit irgend tunlich, ohne daß ihm hieraus Kosten erwachsen, beigeprungen. Die Erfolge dieser segensreichen Tätigkeit zeigen sich trotz der erst kurzen Wirksamkeit der Fachschule doch schon deutlich, aber es bleibt immer noch viel zu tun. Auch in weiteren Kreisen des Töpferhandwerks ist die Anstalt nicht unbekannt und unbeachtet geblieben. Anfragen, Anfragen um Rat und Beistand kommen von allen Orten, selbst aus den fernsten Gegenden Preußens und Deutschlands. Soweit es irgend möglich ist, wird ihnen entsprochen; jedoch hat auch die Leistungsfähigkeit einer kleinen Fachschule ihre Grenzen, zumal dieser Zweig ihrer Tätigkeit ja nicht zu ihrer Hauptaufgabe gehört. Diese letztere ist und bleibt die Sorge für die Zukunft; es gilt das Rüstzeug zu schmieden für die Kämpfe die insbesondere die Kleinindustrie im modernen Wettbewerbs mehr als bisher zu bestehen hat und haben wird. Dieses Rüstzeug besteht in der Ausstattung der Jugend, des keramischen Nachwuchses, mit Kenntnissen und Fähigkeiten, kurz mit allen denjenigen Dingen, die sie in den Stand setzen, den neuzeitlichen Anforderungen zu genügen. Die modernen Hilfsmittel, von denen das hergebrachte Gewerbe keine Ahnung hat, und an deren Unkenntnis es zugrunde geht, mit Erfolg zu benützen, soll gelernt werden. Dieses alles aber ist notwendig, um die vorhandene, bereits zur Gefahr gewordene Rückständigkeit zu beseitigen und dem Handwerk seinen goldenen Boden endlich wieder zu gewinnen!

Schlesische Sagen und Volksglaube über die Freimaurerei

Von A. Knaak

Mit Genehmigung des Herrn Dr. C. Olbrich.

Nachdruck verboten

Herr Dr. C. Olbrich schreibt in Bl. XII der „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“: „Nicht mit Unrecht weist man darauf hin, eine wie große Ähnlichkeit das Empfinden, Denken und Wollen der Kinder mit dem des Volkes,

d. h. der großen Maſſe der nicht oder wenig Gebildeten verbindet, denn die Aufmerkſamkeit beider richtet ſich auf alles Ungewohnte, Fremdartige und Auffällige; beide wiſſen recht wenig, möchten aber neugierig gern alles wiſſen. Beide begnügen ſich auch nie mit einem leeren Namen oder dem willkürlichen Dajein einer Erſcheinung, ſondern fragen wißbegierig immer nach Grund und Urſache. Beide ſind jedoch ſchließlich auch mit jeder gegebenen Antwort, gläubig und kritiklos, gern zufrieden, nur bevorzugen ſie eine phantaſtiſche Deutung vor der trockenen natürlichen Erklärung.“

So läßt ſich leicht die Entſtehung des Sagenkreiſes deuten, der ſich im Laufe der Zeit um die Freimaurer und deren Tun und Treiben, vielleicht ganz unwillkürlich, vielleicht durch wiſſige Perſonen aus dieſem Stande genährt und vermehrt, gebildet hat.

Zu den Leuten, die „Geheimniſſe“ haben, gehört der Bund der deutſchen Freimaurer. Er beſteht ſchon ſeit beinahe zwei Jahrhunderten in Deutſchland; „arbeitet“ ſern vom Getriebe der Welt, hinter verſchloſſenen Türen und kein Unberuſener hat Zutritt zu ſeinen Verſammlungen. Nur ab und zu dringt etwas in die Deffentlichkeit, die große Freimaurerſchule in Dresden, das Altersheim in Einbeck legen Zeugnis ab von ſeinem Wirken. Was ſonſt vorgeht, vollzieht ſich im ſtillen; viele arme Menſchen haben Gaben empfangen, ohne den Geber — auch nur dem Namen nach — zu kennen, ohne zu ahnen, daß ſie von Freimaurern kam, denn der gläubige Katholik müßte ſie zurückweiſen, ſonſt würde ſeine arme Seele nicht aus dem Fegefeuer erlöſt werden. Anders denken und handeln die Freimaurer in England. Erſt vor kurzem brachte die illuſtrirte Beilage zur „Berliner Abendzeitung“ eine Abbildung, auf der man die Mitglieder einer Loge in einem feierlichen Aufzuge zur Grundſteinlegung einer Volkſchule ſah, die ſie gründen und unterhalten will.

Daß das geheimnißvolle Tun der deutſchen Freimaurer die Phantaſie des Volkes erregt hat, kann ſeine Verwunderung bei dem Temperament der Deutſchen, der Dichter, Denker und Träumer, der Fabulierer hervorgerufen. Eigentümlich nur und beinahe oft unfasſbar iſt es, bis auf welche Abwege dieſe Phantaſie ſich verirrt hat. Nachfolgende Proben werden dieſes beweifen.

Zunächſt der Name „Freimaurer“. Mit dem Namen war nicht viel anzufangen. Wirkliche praktiſche werktätige Maurer waren wohl die wenigſten und die es waren, verſchwiegen es; alſo mußte der Zuſammenhang mit der Maurerei ein anderer ſein und der Name einen anderen tieferen Grund haben. In Breslau iſt beim Volke allgemein der Glaube verbreitet: „Die Freimaurer müſſen inſolge einer eingegangenen Verpflichtung immer bauen, ſonſt trifft ſie der Tod.“ Auf der Schmiedebrücke daſelbſt, erzählte eine Frau der anderen: „Na, ja, der hat ſchon wieder bauen müſſen, ſonſt dreht ihm der Teufel den Hals um.“ Von einem Grafen von Schmettow ſagten die Leute: „Nun wollen wir einmal ſehen, wo er dieſes Jahr wieder bauen wird.“ Zum Bau muß „beiprochener Kalk“ verwendet werden, der bindet feſter und der Bau wird dauerhafter.

Den Freimaurern werden übernatürliche Kräfte zugeſchrieben, die, wenn nicht richtig gebraucht, zum Unheile ausſchlagen müſſen, ja ſelbſt zum Tode führen können. Zum mindeſten iſt der Böſe, der Teufel, mit dieſen Leuten in Verbindung; ſie haben ſich bei der Aufnahme in die Loge mit ihrem Blute verſchrieben, und zum Danke dafür begnügt er in auffallender Weiſe ihre Unternehmungen. Der Teufel läßt ſeine Günstlinge in gute gewinnbringende Stellungen einrücken und gewährt ihnen begehrten Dinge in Hülle und Fülle.

Um den Zauber recht wirksam zu machen, wird der Johanniſtag, — der 24. Juni — gewählt. Er iſt mindeſtens ebenſo wirksam, wie die Walpurgisnacht. Der 24. Juni, der Tag der Sonnenwende, iſt im deutſchen, alſo auch ſchleſiſchen, Volksglauben reich an geheimnißvollen Kräften und Gaben. Noch heute flammen auf allen Höhen unſerer ſchleſiſchen Gebirge die vom Heidentum übernommenen Johanniſfeuer auf. Am 24. Juni verſammeln ſich die Freimaurer in ihren Gebäuden — den Logen — im Feſtgewande, angeblich um ihr größtes Feſt zu feiern. — Warum arbeiten ſie bei verſchloſſenen Türen und nach Ablegung fürchterlicher Eide? Warum werden Frauen nicht zugelassen zu ihren „angeblichen“ Arbeiten? Weßhalb die eigentümlichen Gebräuche und Zeremonien, bei denen der Sarg eine Hauptrolle ſpielt? Auf alle dieſe Fragen bleiben die Freimaurer die Antwort ſchuldig, alſo muß das Bündnis mit dem Teufel wohl ſeine Berechtigung haben.

Ueberhaupt der Sarg. Nach einer Kreuzburger Sage muß der Aufzunehmende mehrere Stunden in einem Sarge liegen, um Mut und Ausdauer zu bekunden. Der Sarg wird auch in einer Sage aus Königshütte D.-S. erwähnt. (Siehe H. Bartsch.) Ein Freimaurer betete stets in einer finsternen Stube, in deren Mitte ein jüdischer (?) Sarg stand. (Warum ein jüdischer? Um die Sache effektvoller zu machen?) Die Breslauer Volkssage berichtet weiter: „Hat sich der Aufzunehmende in den Sarg gelegt, dann setzen alle Freimaurer die Schwerter auf seine Brust; in dieser Lage muß er einen schweren Bundeseid schwören unter Androhung der fürchterlichsten Strafen.“ Die geschäftige Phantasie geht aber noch weiter: „Der Körper des Aufzunehmenden wird von den Schwertern durchbohrt!“ (Und doch lebt das arme Opfer in fröhlicher Gesundheit weiter?) Doch weiter: „Einen am Abend vorher aufgenommenen Freimaurer bat seine Frau am nächsten Morgen, er solle ihr doch zeigen, wohin ihn die Freimaurer „gestochen“ hätten. Einen anderen bat ein Freund in auffälliger Weise immer wieder, er solle doch einmal mit ihm baden gehen. Auf die erstaunte Frage, was er damit bezwecke, erklärte er schließlich verlegen, „er möchte doch gerne einmal seinen „durchstochenen“ Körper sehen“. In Trebnitz glaubt man auch, ein Freimaurer vermeide es möglichst, mit anderen zusammen zu baden, „weil er nicht die Wunden zeigen wolle, die er am Körper habe“.

In Meisse erzählt man, der Aufzunehmende müsse, um Ausdauer und Standhaftigkeit zu beweisen, „das Rad“ treten. Es war dies eine harte Strafe für Festungsgefangene, die darin bestand, daß der Sträfling durch ständiges Emporklettern an den Schaufeln eines Rades dieses in Bewegung setzte.

In dem Städtchen Güstrow in Mecklenburg wurden Landstreicher mit dieser Strafe belegt; deshalb wurde diese Stadt von der wanderlustigen Gesellschaft wie die Pest gemieden.

Die Freimaurer haben besondere Erkennungszeichen und werden auf eigentümliche Weise gestraft. Aus Groß-Wartenberg erzählt man: Ein Freimaurer durfte sich nur im grauen Zylinder auf der Straße zeigen. Ein anderer mußte eine Kette um das linke Handgelenk tragen; wenn er sich aber nochmals etwas zu Schulden kommen ließe, dann wird die Kette abgenommen und eine schwere eiserne Kette um den Leib gelegt. Einen dritten Freimaurer, der während eines schweren Gewitters starb, aber zeitlebens mit allen Bewohnern dieser Stadt in friedlicher Eintracht und gutem Ansehen gelebt hatte, hatte trotzdem der Teufel geholt.

Die Freimaurer sind unbestritten mit größerem Wissen und stärkerem Können ausgestattet, als andere gewöhnliche Menschen. Bei der Wirtschafterin eines Freimaurers erkundigte sich der Haushälter, ob sie sich beim Aufräumen der Zimmer nicht fürchte, sie müsse doch schon Zeichen vom „Umgehen“ bemerkt haben. — Ein Dienstmädchen, welches in der Loge beim Bedienen half, erklärte: „Die Freimaurer wußten alles!“ Es habe einmal aus Neugierde versucht, ihr „Arbeitszeug“ aufzumachen, aber, obwohl es nur beim Versuch geblieben, hätten die Freimaurer es doch gemerkt und es sofort entlassen. — Ein Breslauer Briefträger, welcher wiederholt vergebens versuchte, einen persönlichen Auftrag an einen Herrn auszurichten, meldet, dies seinen Vorgesetzten: „Das ist so ein Freimaurer, der läßt niemanden in sein Zimmer!“

Trotz alledem betrachtet man die Freimaurer mit einer gewissen Scheu und behandelt sie aus Furcht vor ihrer geheimen Macht mit Ehrerbietung. Ein Dienstmädchen, welches gegen alle anderen Familienmitglieder dreist auftrat, war gegen den Hausherrn stets auffallend ehrerbietig. Als dieser sie einst scherzend nach der Ursache fragte, erhielt er als Antwort: „Nu, seh'n Se. Sie sin doch halt ä Freimaurer.“ — Als ein Freimaurer einen befreundeten Inspektor des Dominiums Kunshütz bei Breslau besuchte und mit ihm im Parke spazieren ging, sammelte sich alsbald vor dem Gitter eine Menge Menschen an, die ihn anstarrte. Später stellte es sich heraus, daß durch Diensthoten die Nachricht im Dorfe von der Ankunft des Freimaurers verbreitet war. Die Leute erfuhren aber eine bittere Enttäuschung: „denn — er sah ganz vernünftig aus“.

Das Belauschen der „Arbeiten“ der Freimaurer und das Betreten ihrer „Arbeitsräume“ ist verboten und zieht schwere Strafen nach sich. Man weiß nicht recht, was sie treiben, aber wissen möchte man es doch. Ein Neugieriger hatte sich durch die Decke des Logenaales ein Loch gebohrt, um hinabzusehen. Der Aufseher, der die Gabe hat, alles Verborgene zu entdecken, ruft plötzlich: „Es ist ein Auge zuviel da“ und befiehlt ihm, sich sofort zu entfernen. Als dies nicht geschah, schlägt der

Vorsitzende mit dem Hammer auf den Tisch und in demselben Augenblicke verliert der Späher sein Auge. — In Bunzlau, wo die Loge früher in einem Zimmer in dem Hause eines Bäckermeisters untergebracht war, wagte dessen Dienstmädchen, die Arbeiten zu belauschen; dafür ist es, wie man allen Ernstes erzählt, von den Freimaurern „abgemurkt“ worden. — Nicht ganz so schlimm erging es einem Breslauer Bürger, der in einer Loge etwas zu bestellen hatte und dabei in einen finsternen Saal geriet, in dessen Mitte ein Sarg stand. Als er neugierig näher schritt, erhielt er plötzlich eine so furchtbare Ohrfeige, daß er nicht nur zum Saal hinaus, sondern auch noch zur Treppe hinabflog.

Die Stelle der Feuerreiter haben die Freimaurer auszufüllen. Als bei einem Brande in Verdenborn (Kr. Lüben) der oben genannte Graf Schmettan erschien und mehrmals die Brandstätte umritt, um diese übersehen zu können, hieß es: „Jetzt ist er dreimal herumgeritten, jetzt brennt es nicht weiter!“

Den gemachten Einfäßen stehen große, namentlich pekuniäre Gewinne gegenüber. Wenn jemand in nicht recht erklärlicher Weise reich wird oder sich aus schwieriger Lage emporarbeitet, sei es durch eigene Geisteskraft oder durch günstiges Einschlagen kühner Berechnungen, dann heißt es wohl nicht in Breslau allein, sondern auch an anderen Orten: „Das ist ein Freimaurer, dem helfen alle seine Brüder!“ Ein Reinerzer Rutscher meinte auf die Frage des Fahrgaßes, ob denn der Wirt des eben verlassenen Gasthofes auch das nötige Geld zu den Neubauten habe: „Der kann immerfort bauen, der hat viel Geld, er ist ja Freimaurer!“ — Gerade wie in den Sagen aus dem grauen Altertum werden den Freimaurern die Schätze durch Drachen zugetragen. In Vienthal bei Breslau hatte ein Freimaurer sich ein Gut als landwirtschaftliche Musteranstalt eingerichtet. Knechte und Mägde, welche eine solche Fülle von Vorräten und trefflichen Geräten aller Art noch nicht gesehen hatten, erzählten: „der Herr habe einen Getreidedrachen, der ihm das viele Getreide und einen „Gelddrachen“, der ihm immer neues Geld austrage“. — Zu einem Rittergutsbesitzer in Falkenberg D.-S., der durch mehrere Erbschaften nacheinander reich geworden war, kam, weil er Freimaurer war, „der Teufelsdrache mit den Geldsäcken durch den Schornstein“. — Einem Kaufmann in Königschütte D.-S., der Mitglied einer Loge war, teilte der auf dem Kadentische in Gestalt einer schwarzen Kasse sitzende Geist sofort mit, wenn sein unaufmerksamer Kommiss einer Frau gegen 10 Mk. auf 20 Mk. herausgegeben hatte. —

Selbstverständlich verlangen solche Leistungen des Bösen auch Gegenopfer. Deshalb muß alle Jahre mindestens einmal ein Freimaurer sterben. Um dies Opferlamm festzustellen, rollen die Breslauer Freimaurer in der Silvesternacht mit schwarzen oder weißen Kugeln oder der Vorsitzende dreht das in der Loge hängende Bild des Kandidaten um. Zweimal kann er sich loskaufen, wenn er einen Stellvertreter findet, das dritte mal muß er dran glauben. Die Freimaurer wissen also den Tod eines ihrer Mitglieder im voraus, „darum erscheinen schon eine Stunde nach seinem Tode drei von ihnen bei den Hinterbliebenen, um die geheimen Sachen abzuholen“. Aber auch jeder Freimaurer weiß es, wann er sterben muß. In Langenbielau spielte ein Tischlermeister am Abend vor seinem in der Nacht plötzlich eintretenden Tode auf dem Spinett, von seinem Sohne auf der Geige begleitet, das Lied: „Wie sie so sanft ruhen“. Am nächsten Morgen wurde erzählt: „Der hat's vorausgewußt, denn er war ein Freimaurer“. — In Groß-Glogau ist derselbe Glaube verbreitet.

Diese Kenntnis wird ihnen in der Johannisnacht. Eine Breslauer Brezel-fran sagte: „Heut haben's die Juden nicht gut, heute ist „lange Nacht“, da müssen sie jammern und weinen; das ist gerade so wie bei den Freimaurern, die erfahren es auch, wenn sie der Teufel holt“. — Da der Freimaurer sein Ende vorher weiß, bestellst er rechtzeitig sein Haus, entfernt seine Anachörten und stirbt einsam, nachdem er sich in Stube oder Kammer eingeschlossen hat. Der Sohn eines Freimaurers aus Schweidnitz erzählte, sein Vater sei plötzlich gestorben, als Frau und Tochter in Breslau abwesend waren. Das Volk hat sofort gesagt, „er habe sie mit Absicht weggeschickt, um allein zu sterben“.

Viele Freimaurer haben auch nach dem Tode keine Ruhe, sondern müssen umgehen, einsam Wandernde in Furcht und Schrecken versetzen. So fürchtet man sich vor den Geistern des alten Schlosses zu Heidersdorf bei Nimptsch, das früher einem Freimaurer gehörte.

Bei der Aufnahme müssen die Aufzunehmenden den christlichen Glauben abschwören. In einer Breslauer Mädchenschule erhielt der evangelische Religionslehrer bei der Erklärung des ersten Gebots auf die Frage: „Wie nennt man die, die andere Götter haben neben ihm?“ die Antwort: „Freimaurer“.

Die Logen der Freimaurer haben entweder keine Fenster nach der Straße oder dieselben sind so wenig rein, wenn nicht von innen mit Läden geschlossen, daß niemand durch dieselben in das Innere des Hauses sehen kann; es soll eben kein Unberufener das lichtscheue Tun und Treiben beobachten können. — In dem Hause sind auch Kobolde, welche bei dem Umzuge der Loge mitziehen: „denn der Teufel sitzt oben auf dem Wagen, auf dem die „Lade“ steht. Der Wagen wird von sechs Pferden gezogen; dreht sich der Kutscher um, bleibt ihm der Kopf rückwärts stehen.

Aus allen diesen Erzählungen muß man annehmen, daß das Volk in den Freimaurern nicht überall die verruchten Satansbrüder sieht, sondern oft Mitleid mit ihnen empfindet. Eine Bedienungsfrau wundert sich, daß der Herr immer so freundlich sei: „es sei wirklich schade um ihn, denn er komme doch einst in die Hölle!“ — Einen Rittergutsbesitzer bittet ein alter Mann um Verzeihung, daß er ihn früher so oft verleumdete habe, „denn wenn er (der Rittergutsbesitzer) auch als Freimaurer in die Hölle komme, so sei er hier auf Erden doch ein guter Mensch“.

So werden die Freimaurer also auch für brave Leute gehalten, die aber durch Wohltätigkeit bestrebt sind, ihre Sünden gut zu machen.

Außer diesen Sagen und Erzählungen mögen noch viele im Volke herum-schwirren, die nicht erwähnt worden sind, weil sie nicht bekannt waren. In anderen Teilen unseres weiten Vaterlandes existieren noch andere Sagen, so z. B. seien die Storchgerichte dazu da, um Verräter unter den Freimaurern auszuscheiden und zu töten und dergl. mehr. Möglich ist es immerhin, daß ähnliche Sachen auch in Schlesien erzählt werden. Um das vorhandene reiche Material noch zu vermehren, und um die speziell schlesischen Erzählungen mit anderen deutschen Sagen vergleichen zu können, bitten wir alle unsere freundlichen Leser ergebenst, darauf bezügliches Material zu sammeln und entweder an den Herrn Gymnasial-Oberlehrer Dr. C. Olbrich, Breslau X, Martinistr. Nr. 6 II oder an den Rechnungsrat M. Knaak-Breslau II, Teichstr. Nr. 4 I gelangen lassen zu wollen. Allen gütigen Einsendern schon jetzt den verbindlichsten Dank.

Von der sozialen und wirtschaftlichen Wertung sogenannter Schreber- oder Arbeitergärten

Von Emil Gienapp

Nachdruck verboten

Dem Grunde nach ist es ein sehr lobenswertes und im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und öffentlichen Gesundheitspflege nur dankbar zu billigendes Bestreben sozial denkender Stadtverwaltungen, ihrem nicht selten überbevölkerten Häusermeere ausgedehnte Garten- und Parkanlagen anzugliedern, um den Bewohnern Gelegenheit zu geben, sich in den Mußestunden nach vollbrachter Tagesarbeit an den grünen und blühenden Pflanzungen landschaftlicher Gartenkunst zu erfreuen und ihnen die Möglichkeit einer gesundenden Bewegung in Gottes freier und schöner Natur zu bieten. Für das öffentliche Interesse mögen solche, als Volksgärten und öffentliche Promenaden gedachte gärtnerische Schöpfungen von hervorragendem Werte sein, für das Bedürfnis der unteren Volksschreie sind sie aber nicht in dem Maße zweckentsprechend und sozial notwendig, daß die für ihre Herstellung erforderlichen und durch eine dauernde und ordentliche Unterhaltung bedingten laufenden Ausgaben in einem ausgleichenden Verhältnisse zu dem allgemeinen Nutzungswerte der gesamten Bevölkerung stehen. Denn bekanntlich werden alle die Anlagen nur von den wirtschaftlich besser gestellten Gesellschaftskreisen zum Spiel und zur Erholung aufgesucht, und von einem intersozialen Charakter der Besucher kann nur in einigen wenigen Fällen die Rede sein. Insbesondere sind es auch die Kinder, deren Anwesenheit ohne Beaufsichtigung durch Erwachsene in gärtnerisch gepflegten Anlagen gar nicht erwünscht ist, wodurch wiederum in erster Linie die Kinder der Arbeiter und des kleinen Beamten mit ihren Spielen auf die Straße gedrängt und

hier stündlich den Gefahren des nie rastenden Verkehrslebens ausgesetzt werden. Aus diesen Gründen suchen denn auch die wirtschaftlich weniger bevorzugten Bevölkerungsklassen als Erholungsstätte ein Feld eigener Betätigung und ungenierten Aufenthaltes, wo sie das Nützliche mit dem Praktischen verbinden können und auch die vielfach ohne Aufsicht und sich selbst überlassenen Kinder in ungebundener Lust und Fröhlichkeit sich ihrem angeborenen natürlichen Schaffensdrange hingeben dürfen. Zur zweckmäßigen Erfüllung dieses Bedürfnisses dienen nun die sogenannten „Schreber- oder Arbeitergärten“ in hohem Maße, da sie neben dem gesundheitlichen und wirtschaftlichen auch eminenten erzieherischen Wert für die heranwachsende Jugend in sich schließen. Es wäre deshalb überaus wünschenswert, wenn Stadtverwaltungen neben der weitgehenden Preisgabe größerer Gemeindegelände für gärtnerische Schmuckanlagen den Einwohnern auch für Zwecke wirtschaftlicher Nutzung geeigneten städtischen Grundbesitz zur Verfügung stellen würden, der dann in entsprechenden Abmessungen gegen einen geringen Mietzins an für Gartenkulturen sich interessierende Einwohner abzugeben wäre. Denn unfraglich wertet ein solcher Gartenbesitz den arbeitenden Klassen, insbesondere aber dem Arbeiterstande, in geistiger, sozialer und sittlicher Beziehung weit mehr, als dies andre erstrebenswerte irdische Güter überhaupt jemals zu erfüllen vermögen. Hier wird der Garten zum erweiterten Haus, ein Bestandsstück zur gemütlchen und behaglichen Wohnung; wird zur Quelle geistiger und körperlicher Erholung und bedeutet daneben die Mehrung irdischer Güter in der wirtschaftlichen Verwendung seiner vielgestaltigen Erzeugnisse.

Was nun die wirtschaftlich nutzbringende, sowie die gärtnerisch-technisch richtige Einrichtung solcher Heimgärten anbelangt, so ist diese zunächst von der Größe der zur Verfügung stehenden Fläche, von den jeweilig abweichenden ländlichwirtschaftlichen Ansprüchen, von der Beanspruchung eines angegliederten Zier- oder Blumen Gartens, und endlich von dem Umfange der pflanzenportlich betriebenen Viehhaltung abhängig. Im allgemeinen werden mit Rücksicht auf die in großstädtischen Verhältnissen beschränkten Raumflächen die Abmessungen für die Zwecke von Arbeitergärten 300 bis 400 Quadratmeter selten überschreiten können, zumal diese Größe auch genügt, bei rationeller Nutzung den Gemüsebedarf eines einfachen Haushaltes völlig zu decken. Sofern es sich jedoch in Ausnahmefällen um vielköpfige Familien handelt, würde man auch diesen durch Zusammenlegung zweier oder mehrerer Flächen die Möglichkeit bieten können, ihren ländlichwirtschaftlichen Bedarf durch eigene Ernten heranzuziehen und namentlich auch Wintergemüse auf Vorrat zu nehmen. In kleinen Städten dagegen und Gegenden ländlichen Charakters, wo der Grund und Boden noch weniger kostspielig ist, liegen die Ausdehnungsverhältnisse wirtschaftlicher Nutzflächen wesentlich günstiger und hier gibt es wohl kaum eine Arbeiterfamilie, die nicht im Besitze einer solchen ist und deren Bewirtschaftung in rationaler Weise zu gestalten bemüht ist, da hier die bodenständigen Erzeugnisse einen wesentlichen Teil zum täglichen Wirtschaftsbedürfnisse beisteuern müssen.

Für die innere Anordnung der Arbeitergärten müssen also die bedingten Verhältnisse von Fall zu Fall unterscheiden und die jeweils praktischste Ausführung zu treffen wissen. Dem Grunde nach werden wohl die quadratischen Einteilungen allen anderen vorzuziehen sein, da sie die beste und bequemste Ausnutzung der bestellten Flächen zulassen.

Der wichtigste Faktor aller Gartenkulturen ist aber der Kulturboden selbst. Deshalb ist es von größter Wichtigkeit, daß jeder Gartenbesitzer sich vor Inangriffnahme der Bestellung über die vorhandenen Bodenverhältnisse genau informiert, um festzustellen, ob er es in der Bewirtschaftung mit einer schweren oder leichten, durchlässigen oder wasserständigen, warmen oder kalten, mageren oder humusreichen Landfläche zu tun hat, um dementsprechend seine Gartenkulturen zu wählen. Schwerer Boden ist zwar im allgemeinen kulturfräftiger, dafür aber kälter und auch später bestellbar als leichter oder lehmigere Sandboden. Letzterer verkörpert für alle Gartenkulturen den glückseligsten Kulturboden, da er alle wertvollen und bedingten Eigenschaften in sich vereinigt, die die meisten Gemüsearten hinsichtlich Wachstums- und Entwicklungsbedingungen an Bodenansprüche stellen. Nichtsdestoweniger läßt sich aber auch das schlechteste Kulturland mit Hilfe entsprechender Düngung und einer damit verbundenen Bodenbearbeitung für Gartenkulturen nutzbar machen. Denn schwere und kalte Böden lassen sich durch Unterbringung von Holzasche, Laub, Kalk, Kalkschutt, Straßenkehricht, durch Zuführung fermentierender Pferdeabfälle,

stickstoffhaltigen Geflügeldüngers, Schaf-, Ziegen- und Kaninchenmist, sowie durch reichliche Gaben der überaus dungkräftigen menschlichen Exkremente zu ertragreichen Flächen umarbeiten, während Rind- und Schweinedung, sowie alter Gebäulesehm und vorbereiteter Kompost bei trockenen und wenig bindenden Bodenarten vorzügliche Dienste für deren ertragreiche Bewirtschaftung leisten. Bei der Düngung sind stets die organischen und tierischen dem Mineraldünger vorzuziehen, da erstere in ihrer Zersetzung dem Boden die bedingten Nährstoffe weit ausgiebiger und vor allem „verdaulicher“ zuführen und somit für die Aufschlickung der Bodenwerte weit vorteilhafter wirken, als dieses die kalten und den Boden wenig lockernenden künstlichen Düngemittel jemals zu erreichen vermögen. Außerdem erfordert die einwandtsfreie und erfolgversprechende Anwendung der letzteren — sollen sie dem Boden die benötigten Nährstoffe in richtiger Zusammensetzung zuführen — eine genaue Bodnanalyse und ein gründliches technisches Wissen, um nicht durch Einbringung unrichtiger und demzufolge wirkungsloser Düngemittel zwecklose Ausgaben zu machen und schließlich bezüglich der Bodenertträge mehr Schaden als Nutzen zu haben. Zudem wird der Saie in den meisten Fällen überhaupt nicht in der Lage sein, das gekaufte Düngemittel bezüglich wirksamer und zweckentsprechender Zusammensetzung zu prüfen, und was man im allgemeinen als sogenannten „Universaldünger“ für Gartenkulturen im Handel begegnet, dürfte ebenfalls nicht einwandtsfrei in der Verwendung sein, ganz abgesehen davon, daß dieser sich in der Regel noch als ein überaltertes Produkt auszeichnet.

Zur Erhaltung einer dauernden wirtschaftlichen Nutzung ist es nun weiter von ganz besonderer Wichtigkeit, daß die Bewirtschaftung so rationell durchgeführt wird, daß durch eine geregelte Wechselfkultur jeder bestellbare Raum nutzbringend verwendet wird und von der jeweiligen Kulturfläche möglichst mehrere Ernten in einem Fruchtjahre erzielt werden. Denn bekanntlich ist die Inanspruchnahme der Düngemittel seitens der verschiedenen Gemüsearten sehr abweichenden Charakters, und unterscheidet man in der Hauptsache zwischen „gefährlichen“ oder „starkzehrenden“, zwischen „halbzudüngenden“ und „dunglosen“ Gemüse. Zu den ersteren gehören Rhabarber, Gurken, Kürbisse, Spinat, Tomaten, Sellerie, Porree und alle Kohlsorten, während sämtliche Wurzel und Zwiebelgemüse, wie Karotten, Möhren, Petersilie, Radies, Rettig, Rüben und alle Salate am freudigsten in zweiter Fruchtfolge, also auf vorjährig gedüngtem Boden, wachsen; diese müssen dann wieder durch die wenig oder gar keinen Dünger beanspruchenden und für die Folgefrucht Stickstoff sammelnden Hülsenfrüchte — Erbsen und Bohnen — in dritter Fruchtfolge abgelöst werden, die hier weit besser als auf frischgedüngtem Boden, auf welchem sie nicht selten eine Missernte zeitigen, gedeihen. Durch diese Grundregeln einer nach theoretischen und praktischen Erfahrungen geordneten Fruchtfolge ergibt sich dann von selbst die sogenannte Wechselfkultur, und je geordneter und gewissenhafter man diese in ihrer Trennung durchführt, um so reicher und sicherer gestalten sich die Ernteerträge, die dann auch bezüglich der Qualität alle billigen Ansprüche in jeder Weise erfüllen. Praktisch regelt man diese grundlegende Wechselwirtschaft in der Weise, daß, nachdem die ganze Kulturfläche erst malig in ihrem ganzen Umfange gedüngt worden ist, in den kommenden Jahren nur immer der dritte Teil hiervon abgedüngt wird, und diese dann ablösend unter Berücksichtigung vorstehender Angaben mit den entsprechenden Gemüsearten besetzt werden. Durch einen allgemeinen Fruchtwechsel wird dann weiterhin auch noch der Ausbreitung aller möglichen Pflanzenschädlinge und organischen Krankheiten in wirksamer Weise vorgebeugt, da diese durch den steten Platzwechsel ihrer Ernährer nie den richtigen Lebensboden finden. Denn die gefährlichsten Parasiten der Pflanzenwelt lagern gemeinhin nach der Ernte der Kulturen in dem von diesem bestandenen Erdboden, und wenn dann die für ihr Weiterleben erforderlichen Pflanzenarten den Standort wechseln, dürfte ihre weitere Ausbreitung und gefahrbringende Vermehrung so gut wie ausgeschlossen sein. —

Als Grundregeln für die Bewirtschaftung unserer Schrebergärten mögen noch erwähnt werden, daß in ihnen vor allem diejenigen Gemüse zu ziehen sind, die im Einkauf einen verhältnismäßig hohen Marktpreis bedingen, also z. B. Frühkartoffeln, junge Erbsen, grüne Bohnen, die neben einigen Suppenkräutern, Wurzel und Salaten, Sommer- und Winterkohl, ja auch das Hauptgemüse eines einfachen Arbeiter- und kleinbürgerlichen Haushaltes darstellen. Des weiteren lasse man sich nie dazu verleiten, allzufrüh mit der Bestellung des Gartens zu beginnen, und

insbesondere dann nicht, wenn man mit schweren und lehmigen Bodenarten zu rechnen hat; das Land muß von der winterlichen Kälte genügend abgetrocknet sein, um eine zweckdienliche und nützbringende Bodenbearbeitung vornehmen zu können. Sodann hüte man sich davor, eine allzu enge Pflanzweise und eine zu dichte Ausfaat anzuwenden, da die anscheinenden Vorteile der Raumersparnis in den meisten Fällen durch minderwertige Ernteerträge verloren gehen werden. Alle Kulturpflanzen müssen sich frei und ungehindert entwickeln können, sie dürfen in ihrem organischen Aufbau nicht beeinträchtigt sein und müssen im Bestande eine häufige Bodenlockerung zulassen. — Schließlich ist auch dem Saatgut eine besondere Beachtung zu schenken, und ist vor allem darauf zu sehen, daß mit demselben möglichst alljährlich gewechselt wird und weiterhin der wirtschaftliche Ertrag durch Verwendung frischer Saat gesichert wird. Au sich ist es zwar ein billiges und bequemes Verfahren, den eigenen Samenbedarf durch Selbsternte zu decken oder durch Austausch von Nachbarn zu erlangen, vom Standpunkt einer einwandfreien Betriebswirtschaft ist dieses Vorgehen aber nicht zu billigen, da es nicht nur zur Degeneration, sondern auch zur Ertraglosigkeit der Kulturen führt. —

Auf die praktischen Handhabungen der Ausfaaten und Vornahme der Bepflanzungen hier näher einzugehen, würde dieser Abhandlung zu weite Grenzen geben. Die nötigen Anleitungen hierfür werden heutiges Tages den aus zuverlässigen und allbekannten Samenhandlungen (beispielsweise Rudolf Graf-Hamburg) bezogenen Sämereien in leicht verständlicher Weise und aufgrund praktischer Erfahrungen textlich vorgeedruckt, sodaß der Gartenfreund nur nötig hat, diese als Grundregeln für sein Schaffen zu betrachten. —

Gestatten es einigermaßen die Raumverhältnisse, so können Arbeiter- oder Schrebergärten auch sehr wohl Beerenobst (Stachel-, Johannis-, Erd-, Him- und Brombeeren) aufnehmen, und wenn der Gartenbesitz von voraussichtlich längerer Dauer ist, steht auch der nützbringenden Anpflanzung von Zwerg- und Buschobst, sowie der Anlegung von Spargelbeeten kein Bedenken entgegen. Die Produkte dieser Anpflanzungen liefern mit ihren verschiedenen küchenwirtschaftlichen Zubereitungsformen ein überaus gesundes und beförmliches Nahrungs- und Genußmittel; ihre Anschaffung läßt sich mit geringen Mitteln durchführen und der Ertrag ist bei liebevoller Pflege ein sich alljährlich mehrender und dauernd wiederkehrender. Durch die Pflege solcher Obstkulturen kann man dann dem Garten auch in sich ein abgegrenztes und geordnetes Aussehen geben, sofern man für sie besondere Abgrenzungen und Rabatten herrichtet, diese mit entsprechenden Einfassungen verkleidet und durch Anpflanzung von Sommerblumen oder schönen Stauden, Georginen, Mai-blumen, Veilchen usw. auch die dekorative Ausschmückung zu ihrem Rechte kommen läßt, die gestattet, gelegentlich einen Strauß zu winden und solchen als Produkt eigenen Schaffens und Könnens freudebereitend zu verwenden.

Nügen vorstehende Ausführungen in ihrer praktischen Anwendung dazu beitragen, dem kleinem Manne seinen Gartenbesitz lieb und wert zu machen und dessen Nutzung zur Verbesserung seiner wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zuzuführen in Wertung der Rückert'schen Worte:

Die Frucht, die Du Dir selbst gebaut,
Darfst Du nicht nach dem Marktwert schätzen!
Sie ist mit Deinem Schweiß betaut — —
Die Würze — — — läßt sich nicht ersehen.

Das Studium der Kunstgeschichte an der Universität

Von Privatdozent Dr. Bernhard Papak

Schluss

Merkwürdigerweise hat aber, so z. B. in Breslau, die Mehrheit jener nicht eben zahlreichen Studierenden, welche sich für das verkannte „Luxusfach“ erwärmen — das muß endlich einmal offen zur Sprache gebracht werden — eine seltsame Auffassung vom Kunststudium an der Universität. Ueberbättigt durch den fast durchweg auf den Unterhaltungston gestimmten Vorträge der Kunstvereine, die ja bei dem bekannten flüchtigen Geschäftsbetrieb nur in

wenigen Fällen Selbständiges und Tiefgründiges bieten können, übertragen sie diese ihnen in Fleisch und Blut übergegangene Auffassung vom Kunststudium in die Hallen der Universitas litterarum und verlangen im Stillen vom Fachvertreter, daß er in der Hauptsache ihrem Unterhaltungsbedürfnis Rechnung trage. Wehe ihm, wenn er es gar versucht, seine Hörer in schwierigere künstlerische Probleme einzuführen, und wenn er da eigene, neuererschlossene, und nicht die althergebrachten, ausgetretenen Straßen einschlägt. Mit dieser Ansicht — ich habe hier, wie gesagt, insbesondere Breslauer Verhältnisse im Auge — stehe ich nicht allein da. Sie ist bereits von früheren Fachvertretern unumwunden ausgesprochen worden. — Höchstens bringt man noch einiges Interesse der Geschichte der Malerei entgegen. Für das Wesen der architektonischen und plastischen Kunstschöpfung scheint meines Erachtens in Breslau noch sehr wenig Verständnis vorhanden zu sein.

Daß die gerügte, höchst oberflächliche Auffassung vom Studium der Kunstgeschichte an der Universität Breslau tatsächlich besteht, dafür ist des heimgegangenen Richard Muthers Wirken ein schlagender Beweis gewesen. Man vergleiche einmal die Arbeiten seiner Münchener Zeit, so z. B. seine gründliche Studie über „Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance“ mit jenen der Breslauer Zeit, so z. B. mit der in der Göschensammlung erschienenen „Geschichte der Malerei“, in der sehr geschickt Berensons Forschungen „verwertet“ sind, und mit seinem letzten dreibändigen literarischen Vermächtnis. Wer seine Vorlesungen hörte, weiß, daß die genannten Büchlein und Bücher mit geringfügigen Modifikationen aus diesen Vorlesungen hervorgegangen sind. Und diese Vorträge waren keineswegs für Hörer berechnet, die tiefer als gerade unter die Oberfläche in die Probleme der Kunst einzudringen verlangten. Solcher nach der Quelle dürstenden Wahrheitsjucher gab es ja und gibt es auch noch heute leider so wenige! Jene Vorträge bedeuteten vielmehr das sehr weitherzige Zugeständnis des anfänglich anerkannten Gelehrten Muther an das Unterhaltungsbedürfnis jener Gattung von Kunstfreunden, die lediglich auf möglichst bequeme Art genießen und an dem poesievoll duftenden, prickelnden Sekt glänzender Schilderungsgabe sich auf ein Weilchen berauschen wollten; die Kunstgeschichte nicht anders wie einen Sport betreiben, weil es ja zum *savoir-vivre* gehört, und weil man dann ohne vieles Nachdenken beim *Five o'clock* „über Kunst“ mitreden kann. Diese sensationslüsternen Gemeinde war Muthers uregentliches tragisches Schicksal. Ihr zuliebe überschritt er in seinem Streben, um jeden Preis, und sei es vermittels pikanter Anekdotchen, zu fesseln, nur zu oft die Grenzlinie des Zulässigen. So hat denn die mit dem französischen Esprit und der Heine'schen Paradoxe wetteifernde impressionistische Feuilletonphrase und die extrem-subjektivistische Hypothese dieses ohne Frage geistvollsten Essanisten unserer Zeit auf der Hochschule eine Heimstatt gehabt, wo diese Dinge nun einmal nicht hingehören.

Im übrigen liegt es mir durchaus fern, in das ungerechte Verdammungsurteil vieler Fachgenossen einzustimmen und über dem Kunsthistoriker Muther den Stab zu brechen. Sein Kampf gegen veralteten Formelkram in der Kunstgeschichtsschreibung war nur zu berechtigt. Uebrigens weiß jedermann, welche Verdienste er sich um aufstrebende Vertreter der Moderne erworben hat, die heutzutage dank seiner Entdeckung allgemein anerkannt sind. Wäre er auf dem anfangs von ihm mit vielversprechender Energie eingeschlagenen Wege fortgeschritten, und hätte er sein „phänomenales Gedächtnis“ in der scharfen

Unterscheidung von Mein und Dein mehr angestrengt, so würde man ihn zweifellos, zumal er in hohem Maße künstlerisch begabt war, unter die ersten und besten Fachvertreter zählen müssen.

In dem oben angedeuteten Sinne bekenne ich mich als Anhänger jenes positiven Kunstevangeliums, als dessen oberstes Prinzip einer der größten Maler und Kunsttheoretiker aller Zeiten, Leonardo da Vinci, den bedeutsamen Leitsatz aussprach: „Keine menschliche Forschung kann man wahre Wissenschaft heißen, die nicht ihren Weg durch beweiskräftige Darlegung nimmt. Meinst du, die Wissenschaften, die von Anfang bis zu Ende im Geist bleiben, hätten Wahrheit, so wird dies nicht zugegeben, sondern aus vielen Gründen verneint. Und vornehmlich deshalb, weil bei solchem rein geistigen Abhandeln das Experiment nicht vorkommt, ohne das sich kein Ding mit Sicherheit zu erkennen gibt.“

Der Himmelsgabe Kunst gegenüber aber möchte ich persönlich es nicht allein mit der sachlich-gewissenhaften experimentell-psychologischen und technologischen Untersuchung bewenden lassen. Um des edelsten aller Genüsse, den die feinste Blüte der Kultur, die Kunst, uns zu spenden vermag, teilhaftig zu werden, muß uns der warme, belebende und neues Leben weckende Frühlingshauch durchwehen, den wir Begeisterung nennen. Willst Du erfassen, was die liebliche Psyche Kunst Dir zu sagen hat, so halte geistige Einkehr und sammle Dich wie zum Gebete! Wie ein von staunender Bewunderung erfüllter Liebender nahe Dich ihrem Tempelbezirke! Vielleicht findest Du dann den Zugang in das innere Heiligtum!

Helden der Arbeit

Schwester Ottilie

III

Novelle von Hermann Hoppe

(Fortsetzung.)

Der Schwester brannte der Boden unter den Füßen, denn sie wollte nach Hause zu ihren Kindern sehen, und dann fühlte sie aus aller Freundlichkeit und trotz aller schönen Reden der Direktorin, eine unbestimmte, aber doch merkbare Herablassung heraus.

Ein kleiner, pausbäckiger Knirps kam eilfertig über den sorgfältig gerechten Kies gesprungen und verlangte stürmisch, daß die Mutter mit ihm spielen sollte. Die Direktorin strich ihm liebevoll über die Haare und wünschte, daß er der Tante da draußen die Hand reichen sollte. Zögernd und furchtsam gehorchte der Kleine und mit großen, verwunderten Augen sah er das fremde Mädchen in der seltsamen Kleidung.

Ottilie sah dem Jungen voll ins Gesicht und ein Schrecken durchfuhr sie.

Diese Ähnlichkeit! . . .

Es legte sich heiß und kalt um ihr Herz und sie mußte sich abwenden, daß die Direktorin ihr Erblassen nicht bemerkte.

Doch gewaltsam zwang sie ihre Erregung nieder und mit kaum merklichem Zittern der Stimme fragte sie den Kleinen nach seinem Namen.

„Hansi Richter.“

„Also doch! . . . Er . . . er hier? Dem sie auszuweichen glaubte, als sie aus der Großstadt in dieses stille, entlegene Dorf flüchtete. Er hier mit seinem Kinde? . . . Und sie . . . die ihn ihr entrissen hatte . . . sie stand ihr gegenüber?

Stand da zu Spiel und Tändelei in Seide und kostbare Spitzen gehüllt, während sie selbst . . . in Mühe und Demut, Arbeit und Selbstverleugnung ihre Jugend geopfert und . . . Schwester Ottilie geworden war.

Für ihn . . . durch ihn . . . !

Es brauste ihr in den Ohren, sie wußte nicht mehr, wo sie war. Sie riß sich gewaltsam los und eilte mit wankenden Schritten dem Pastorhause zu.

Die Direktorin sah ihr kopfschüttelnd nach. „Ungezogene, anmaßende Person! Mich hier so ohne ein Wort des Abschieds stehen zu lassen!“ Und sie ging tiefer hinein in den Garten, um mit ihrem Jungen weiter zu spielen.

Schwester Ottilie aber suchte im neuerwachten, tiefen, bohrenden Schmerze ihr stilles Zimmerchen auf, dort sank sie laut aufschluchzend neben ihrem Bett in die Knie und vergrub den Kopf tief in die Kissen . . .

So fand sie die Pastorin, die sie voll Besorgnis überall gesucht hatte.

Ottilie wollte fliehen; fort aus Ullersdorf, um ihm nicht zu begegnen. Sie, die damals den unverdienten schweren Schlag mit stolzer, weiblicher Würde getragen und in langjähriger, opferfreudiger Tätigkeit Vergessen gefunden hatte, sie brach jetzt unter der Furcht und der Qual eines möglichen Wiedersehens förmlich zusammen.

Die Pastorin konnte sich die furchtbare Erregung der sonst so freundlichen und gleichmütigen Schwester nicht erklären und sie suchte sie mit gütigen Worten zu trösten und zu beruhigen. Ihrem liebevollen Zuspruch gelang es endlich, daß sich Ottilies krampfhaftes Schluchzen in einem Strom wohlthätiger Tränen löste. Und aus diesen Tränen heraus klang die Frage wie eine stille Hoffnung, doch einen anderen Namen zu hören: „Wie heißt der Fabrikdirektor?“

Diese Frage kam der Pastorin unerwartet und sie blickte verständnislos in das tränenüberströmte Gesicht der Schwester.

„Wie heißt der Direktor?“ wiederholte diese; und mit einem Male kam der Pastorin der Gedanke: Sollte der Direktor etwa die Ursache sein, daß Ottilie Schwester geworden war? Daher dieser Schmerzensausbruch . . . ? Mitfühlenden Herzens zog sie die Schwester zärtlich an ihre Brust.

Doch Ottilie drängte, und die Pastorin mußte den Namen sagen: „Richter!“

„Hans Richter!“ schrie Ottilie und richtete sich hoch auf. Ihre Tränen versiegten und eine starre, kalte Entschlossenheit kam über sie. Es war, als ob sie sich der Tränen schämte, die sie um den Unwürdigen vergossen, der sie so schmachvoll verraten hatte. Die Tröstungen der Pastorin lehnte sie ab und entschuldigte sich, daß sie ihr solche Unruhe bereitet habe.

Doch die Pastorin ließ sich nicht so leicht abweisen. Die kalte, starre Ruhe Ottilies flößte ihr noch mehr Besorgnis ein als der Schmerzensausbruch von vorhin. Sie schmeichelte und bat:

„Vertrauen Sie sich mir an, vielleicht kann ich Ihnen helfen oder raten. Lassen Sie mich Ihren Schmerz und Ihr Unglück tragen helfen.“

Diese milden, liebevollen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung auf das wundete Herz der Schwester. Das große, starke Mädchen schmiegte sich fast ängstlich an die kleine Pastorin an, als ob sie dort, nur dort, Schutz und Hilfe finden könnte.

Dann begann sie ihre Beichte. Die Geschichte ihrer Jugend und ihres Unglücks.

Ottilies Schicksal war einfach und alltäglich genug. Als älteste Tochter der zahlreichen Familie eines untergeordneten Magistratsbeamten in einer mittleren Provinzialstadt verlobte sie sich mit einem Ingenieur, dem Sohne eines Fabrikbesizers. Alle Welt beneidete die hübsche Ottilie um diese „gute Partie“. Der Hochzeitstag des jungen Paares war bereits festgesetzt, da starb plötzlich der Vater des Bräutigams, und wenige Wochen nach seinem Tode wurde über den Nachlaß das Konkursverfahren eröffnet. Hans Richter war mittellos und mußte sich nach einer Stellung umtun. Von der Hochzeit konnte einstweilen keine Rede sein.

Nun triumphierten die neidischen Klatzschmäuler der Stadt und gönnten der stolzen Ottilie von Herzen ihr Mißgeschick . . . der Beamtentochter, die immer so hoch hinaus gewollt hatte.

Hans ging nach Berlin und nahm nacheinander mehrere Stellungen an, die er aber der schlechten Bezahlung wegen immer bald wieder aufgab. So kam er finanziell immer mehr herunter und war gezwungen, Schulden zu machen.

Inzwischen saß Ottilie zu Hause und wartete mit schmerzlicher Sehnsucht auf den Geliebten, der sie in ein eigenes Heim holen sollte. Das Leben im Elternhause wurde ihr immer unerträglicher. Der Vater hatte in Erwartung des reichen Schwiegersohnes die Aussteuer zum Teil auf Borg gekauft, und das mußte nun aus eigener Tasche bezahlt werden. Die Mutter drängte Tag für Tag in sie, doch dem ersten besten der jungen Leute der Stadt, die sie immer noch umwarben, ihr Jawort zu geben und den mittelloßen Ingenieur laufen zu lassen.

Doch Ottilie blieb standhaft. Sie hoffte noch immer auf das Glück, das ihr in dem Geliebten einmal blühen müsse.

Um den immer wiederkehrenden Vorwürfen des Vaters, wegen des für sie aufgewendeten Geldes zu begegnen, nahm sie Unterricht im Stenographieren und Maschinens Schreiben. Sie hoffte sich dadurch auf eigene Füße zu stellen. Doch der Verdienst daraus entsprach ihren Hoffnungen bei weitem nicht. Durch äußersten Fleiß und strengste Sparsamkeit gelang es ihr indes, allmonatlich einen Beitrag in die mütterliche Wirtschaftskasse abzuführen.

Da schrieb ihr Hans, daß er wieder außer Stellung wäre, und es ihm schlecht ging. Wenn er sich nur ein paar Wochen bis zum nächsten Quartalsersten durchhelfen könnte . . . da hätte er Aussicht, eine bessere Stellung zu erhalten.

Ottilie ward es ohne weiteres klar, daß sie hier helfen mußte, und sie lieferte ihren letzten Monatsverdienst nicht an die Mutter ab, sondern schickte ihn ihrem Bräutigam nach Berlin. Alle Vorwürfe und Verdächtigungen ließ sie still über sich ergehen. Sie hoffte ja noch immer auf ihr Glück durch den Geliebten.

Zu dieser Zeit brach eine Scharlach- und Diphtheritisepidemie in der Stadt aus und Ottilies noch schulpflichtigen Geschwister wurden von der Krankheit ergriffen. Da auch die Mutter bei der Pflege der Kinder sich angesteckt hatte, so mußte Ottilie ihre Stellung aufgeben und daheim die Krankenpflege übernehmen. Sie tat das mit einer Aufopferung und Hingebung, als ob sie damit die Schuld abzahlen mußte, die ihr die Eltern ungerechterweise aufgebürdet hatten.

Es war eine schwere, ernste Zeit für das junge Mädchen, doch ihr hilfsbereiter Eifer, ihre Gewandtheit, Umsicht und Ruhe und ihre kräftige Gesund-

heit halfen ihr auch darüber hinweg. Ja, sie fühlte sich stolz und gehoben, wenn der Arzt ihre unermüdlige Tätigkeit lobte und lächelnd bemerkte: „Fräulein Ottilie, mit einer solchen Schwester, wie Sie sind, könnte das Krankenhaus Ehre einlegen.“

Nach schwer durchkämpften Tagen und Nächten lachte auch Ottilie das Glück wieder. Die Mutter und Geschwister genasen, „durch Fräulein Ottilies treue, sorgfältige Pflege,“ wie der Arzt ernst dem Vater erklärte. Und . . . o Jubel! . . . Hans hatte durch Vermittelung eines älteren Studienfreundes eine glänzend bezahlte, dauernde Stellung bei einem der größten Industriellen erhalten. Nun durfte Ottilie wieder hochaufgerichtet im Elternhause umhergehen. Sie hatte doch recht gehabt, den Geliebten nicht in seinem Unglück untergehen zu lassen. . . .

Mit fieberhafter Tätigkeit machte sie sich daran, die sorgfältig verpackten Stüde ihrer Aussteuer einer genauen Durchsicht zu unterziehen und die Wäsche, damit sie nicht vergilbe, immer aufs neue zu waschen und zu bleichen, denn jetzt . . . jetzt endlich mußte sich doch ihr Glück erfüllen. Briefe über Briefe flogen hin und her, und sie wartete mit sehnsuchtsvoller Ungeduld darauf, daß Hans nun endlich den Hochzeitstag festsetzen möge.

Doch merkwürdig! Hans schien ihre Sehnsucht und Ungeduld durchaus nicht zu teilen; er machte allerlei Ausflüchte und seine Briefe wurden immer kürzer und spärlicher. Die unwürdigen, niederdrückenden Vorwürfe der Eltern stellten sich wieder ein und Ottilie wollte dem ein für alle mal ein Ende machen. Kurz entschlossen fuhr sie zu Hans hin, um aus seinem Munde zu hören, was sie in Briefen nicht zu erlangen vermochte.

Hans war von dem plötzlichen Besuche seiner Braut sehr peinlich berührt, doch Ottilie war noch immer zu vertrauenselig, als daß sie dies bemerkt hätte. Es wurde ihm leicht, sie zu beschwichtigen und sie zu veranlassen, bald wieder mit hoffnungsfreudigem Herzen abzureisen.

Nach wenigen Wochen bekam Ottilie einen Brief von Hans. Er schrieb ihr mit weithergeholten Gründen, er sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie beide nicht zu einander paßten. Er wisse, daß sie ein gutes und fleißiges Mädchen sei, er aber brauche fürs Leben doch noch etwas anderes. Und so löste er das Verlöbniß. Ihre Briefe und Geschenke sandte er zurück. Auch das Darlehen, das sie ihm in der Zeit seiner drückendsten Mittellosigkeit freiwillig geschickt hatte, fügte er bei, auf Heller und Pfennig berechnet mit sechs Prozent Zinsen.

Sechs Prozent Zinsen . . .! Wer gab ihr die Zinsen für das große Kapital von Liebe, Hoffnung und Schmerzen, das sie an ihn verschwendet hatte . . .? Alle ihre Hoffnung auf Glück durch den Geliebten brach an dessen eigener Selbstsucht in Trümmer. Ottilie wurde einfach beiseite geschoben. Kein Wort von Pflicht oder Dankbarkeit für sie . . . für sie . . . die für ihn gelitten und gekämpft, gehofft und gedarbt hatte.

Wo sollte sie Trost und Hilfe finden in ihrem Schmerze, ihrer Verzweiflung? Daheim bei den Eltern? Wo nur neue Vorwürfe und Demütigungen ihrer warteten?

So ging sie denn mit wehem, wundem Herzen zu dem Arzte, der ihr während der schweren Krankheitstage ein rechter Freund geworden war. Ihm schüttete sie ihr Herz aus.

Fortsetzung folgt



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

50 Jahre Piegitzer Garnison

Das preussische Heer ist jung, wenn man die Jahre zählt; alt, wenn seine Leistungen gewogen werden. Schlesien hat in den letzten Jahren eine Fülle von Regimentsjubiläen gefeiert; diesen reihte sich das Garnisonjubiläum des Königs-Grenadier-Regiments (2. Westpreussisches Nr. 7) König Wilhelm I. in Pienitz an. Das Regiment ist Ende Mai 1860 unter dem Oberst v. Frankenberg von Posen her nach Pienitz marschiert, und am 6. Juli hielten das Füsilier- und das 1. Bataillon unter Vorantritt der Regimentskapelle mit dem „alten Goldschmidt“ ihren Einzug in der festlich geschmückten Pienitzstadt. Am 9. Juni folgte das 2. Bataillon nach. Das Füsilier-Bataillon wurde übrigens bald wieder nach Jauer verlegt. Die ersten Kasernements bildeten das Probsteigebäude am Breslauer Tor und das ehemalige Logengebäude, ferner der südliche Flügel des kgl. Schlosses. Von Pienitz aus ist das Regiment auf die Schlachtfelder von Nachod, Skalitz, Königgrätz, Weissenburg, Wörth, Sedan, Paris ausgerückt, woher es mit Ruhm bedeckt wiederkam. Der denkwürdigste aller Akte seiner Geschichte, die Erstürmung des Vauxberges am 4. 8. 1870, und zwar der erhabene Moment, da Kronprinz Friedrich Wilhelm die zererschossene Fahne des Füsilierbataillons küßt, ist vom Prof. A. Knötel zum Gegenstande eines großen Gemäldes gemacht worden. Dieses Gemälde bildet das Geschenk der Stadt an das Regiment. Das Regiment schenkte seinerseits eine Statuette Kaiser Wilhelms I. für das Rathaus. In den Jahren 1879–82 wurden die heutigen Kasernements gebaut und bezogen.

B. C.

Literatur

Die schlesischen Dichter im geistlichen Liede.

Für die Schlesier hat die neue Bearbeitung des evangelischen Gesangbuches, das am 1. Juli eingeführt worden ist*), einen besonderen heimatlichen Wert. Sie lehrt uns die Wahrheit des alten Wortes anerkennen: Silesia cantat. Denn unter den 220 Liederdichtern, die in dem Gesangbuch zwar nicht mit außerlesenen Meisterwerken, wohl aber mit Proben von hohem poetischen Gehalt vertreten sind, ist der zehnte Teil Schlesier von Geburt oder wenigstens nach seinem späteren Wirken.

Man kann an das geistliche Lied nicht den gleichen Maßstab legen, wie an die Dichterwerke weltlicher Poesie. Dem Sänger des geistlichen Liedes sind Schranken gesetzt. Er hat der singenden Gemeinde Erbauung und evangelische Wahrheit zu bringen. Sein geistliches Lied muß aber vor allem auch volkstümlich sein. Ein Ueberblick über die schlesische Dichterschule, die in das Gesangbuch Aufnahme gefunden hat, zeigt uns, daß man diesen Forderungen auch bei uns gerecht zu werden sich bemüht hat. Aber freilich, die Mehrzahl dieser Dichter dürfte unseren Lesern kaum dem Namen nach bekannt sein. Auf einige dieser Persönlichkeiten sei heute hingewiesen.

Da tritt uns zunächst der preussische Hofrat Samuel Birde (geb. 1753 zu Breslau, gest. in Berlin 1831) entgegen. Er ist auf dem bekannten Gemälde im Museum der bildenden Künste zu Breslau: Die Freiwilligen vor Friedrich Wilhelm III., verewigt. Da steht im Vordergrund ein edler Greis, der seine drei

*) Vergl. Schles. Heimatbl. III. 220.

blühenden Söhne, die schon militärisch eingekleidet sind, seinem Könige zuführt, zum Freiheitskampf. Dieser Greis ist Samuel Bürde, von dessen reichen und ernststen Lebenserfahrungen das Lied zu uns spricht: „Steil und dornig ist der Pfad, der uns zur Vollendung leitet.“

Einer schlesischen Dichterin, deren Andenken erst vor wenigen Jahren gefeiert wurde, der Jugendschriftstellerin Agnes Franz, geb. zu Milititz, dankt das schlichte Abendlied seine Entstehung: „Wie könnt' ich ruhig schlafen in dunkler Nacht, wenn ich, o Gott und Vater, nicht dein gedacht.“ Von einer fürstlichen Frau, der Fürstin Eleonore Reuß, geb. Gräfin Stolberg-Wernigerode (geb. 1835 zu Gledern im Harz, gest. 1902 zu Fänkendorf bei Riesa), stammt das schönste Sylvesterslied der Sammlung: „Das Jahr geht still zu Ende, nun sei auch still, mein Herz.“

Kreuz-, Leid- und Sterbelieder von höchster und dabei schlichtester Gefühlsmäßigkeit sind die Frucht eines leidvollen Lebens, wie es Johann Heermann, der bedeutendste geistliche Dichter der ersten schlesischen Dichterschule durchgekostet hat. Heermann wurde 1585 zu Raudten bei Wohlau geboren, widmete sich dem Seelsorgeramt und kämpfte sich mit seiner Gemeinde Köben bei Steinau, der er den größten Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hat, durch die Heimsuchungen des 30jährigen Krieges hindurch. Ein schweres körperliches Leiden, das ihn fast nie verließ, und große seelische Prüfungen im Schoße seiner zahlreichen Familie haben seinen Mund geöffnet, nicht zu Klagen, sondern zu den schönsten erhabensten Niederperlen. Von ihm stammt das Passionslied: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“ und das sogenannte „Wittwerlied“, in dem er der ehelichen Gemeinschaft das schöne Lob singt: „Die beste Treu' ist doch getraute Treu'!“

Seine Dichtergröße fand schon bei Lebzeiten reiche Anerkennung. Er wurde von seinem Pfaffenberzog in feierlicher Versammlung mit dem Dichterlorbeer gekrönt. Auch sein Andenken ist durch den Bau einer nach ihm benannten Johann Heermannkirche in Köben bei Steinau lebendig erhalten.

Aus Weltmüdigkeit und Sehnsucht nach der obern Heimat heraus ist auch das Ewigkeitslied von Timotheus Hermes entstanden, der Pastor prim. an allen drei Hauptpfarrkirchen und Kircheninspektor in Breslau war (1738—1821). „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt.“

Gleichfalls die künftigen Freuden besingt Hans v. Schweinitz, Pastor zu St. Elisabeth in Breslau (1645—1722), mit dem Liede: „Wird das nicht Freude sein?“

Ein Erdenleben voller Kampf und Streit hat auch Caspar Neumann bestanden, wohl nach Johann Heß der bedeutendste der Breslauer Kircheninspektoren. Ihm gebührt wegen seiner großen Vielseitigkeit eingehendere Beachtung. Sein unbestrittenes Verdienst ist die Einführung der Statistik. Er stand, ein hochgelahrter Mann, mit den Gelehrten der ganzen Welt in schriftlichem Verkehr, und selbst die Engländer führen die Anfänge einer regelrechten Statistik auf Neumann zurück. Von mehr provinzieller Bedeutung ist seine milde und doch entschiedene Haltung geworden, mit der er dem religiösen Ueberschwange seiner Zeit, vornehmlich dem Kinderbeten, entgegengetreten ist. Das Gesangbuch dankt auch ihm geistliche Niederschläge.

Schluß folgt

Von den Tempel-Klassikern

Bereits auf Seite 396 dieses Jahrgangs hatten wir auf die Gründung des Tempel-Verlages in Leipzig hingewiesen, der für die Ausstattung und Herausgabe unserer Klassikerausgaben von großer Bedeutung sein wird. Die bisher erschienenen Werke haben auch auf der Brüsseler Weltausstellung in der künstlerischen Abteilung des Buchgewerbevereins im Deutschen Haus, wie auch in der Abteilung der Buchgewerbekünstler einen Platz erhalten, wo sie durch ihre gediegene, feinsinnige Ausstattung Anerkennung und Aufmerksamkeit finden. Wir hatten auch schon darauf hingewiesen, daß der Verlag seine Arbeit mit einer Heine-Ausgabe begonnen hatte. Von derselben ist inzwischen der fünfte Band mit „Shakespeares Mädchen und Frauen, Pantomimen und Memoiren“ herausgekommen. Den schönen grünen Bänden der Heine-Ausgabe reihen sich die nicht minder schönen blauen Reinenbände der Goethe-Ausgabe an, auch sie nach Entwurf von E. R. Weiß hergestellt. — Bisher erschienen die Wahlverwandtschaften, kleinere Erzählungen, Faust, Dichtung und Wahrheit, „Sturm und Drang“, die „Jugenddramen“, die „klassischen Dramen“, die Leiden des jungen Werthers, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Die Ausgabe wird fortgesetzt und ist auf 30 Bände veranschlagt. Der im Verhältnis zur künstlerischen Qualität der Ausgaben billige Preis (in Reinen 3 Mk., in

Halbleder 3,75 Mk. pro Band) dürfte dem Tempel jeden zum Freunde machen, dem es ernst um die moderne Kultur ist. *)

B.

*) Gelegentlich dieser Goethe-Ausgabe möchte ich auf ein interessantes Buch der jüngsten Goethe-Literatur hinweisen: „Goethe der Bildner“ (Verlag von Julius Zettler, Leipzig. Geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.) Es bietet das Werk den Versuch, Goethe sprachpsychologisch zu behandeln durch Heranziehen einzelner Stellen aus verschiedenen Werken. Es wird versucht, eine Linie der in seinen Worten konzentrierten Kraft zu zeigen. So bietet die Zusammenstellung eine neue Betrachtungsweise des Goetheschen Werkes. B.

Wissenschaft und Geschichte

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Band 43. Breslau 1909.

Vorliegendes Werk bietet gleich den vorausgegangenen Bänden über die verschiedensten Zweige der Geschichte unserer Heimatprovinz eine Fülle interessanter Abhandlungen, die hier nur angedeutet werden können. Mit dem wirtschaftlichen Leben Schlesiens befaßten sich die Aufsätze: „Zur Geschichte des Bergbaues im Waldenburger Berglande“. Von Prof. Karl Pflug (Waldenburg); „Zunftzwang und Industrie im Kreise Reichenbach“. Von Archivassistent Dr. Gustav Croon; „Zur Geschichte der Neumarkter Züchtereinnung“. Von Kreiskulinispektor Karl Siegel (Schwerin a. W.) und zwei Auseinandersetzungen über die Wirkungen des preussischen Merkantilismus in Schlesien von Prof. Dr. S. Rechner und Dr. G. Croon; auch die Arbeit des Herausgebers: „Die Gründung des landwirtschaftlichen Pensionsfonds für arme adlige Witwen und Waisen durch Friedrich den Großen“ gehört hierher, bietet aber daneben interessante Einblicke in die Adelsgeschichte. — Einen Auschnitt des Verwaltungswezens, besonders unter Friedrich II. bringen die instruktiven Darlegungen von Prof. Dr. A. Zieffurich über „Die schlesischen Steuerräte“ (1748 bis 1809). — Das ehemals so wichtige Rechtsinstitut des „Dreibrings“ (Rügegericht) in der Herrschaft Moichen (umfassend die Dörfer Deutsch- und Polnisch-Müllmen, Czartowiz, Regeisdorf, Charlottendorf und Moichen) behandelt Pfarer Dr. Johannes Chraszka (Weiskretscham), der Verfasser der neuen „Kirchengeschichte Schlesiens“ (Breslau 1908).

— Natürlich sind auch andere Gebiete der historischen Wissenschaft in den Bereich des Werkes einbezogen; so berichtet Schulamtskandidat Dr. Erwin Dubel über den „Geschichtsschreiber Johannes Proben aus Ramlau“ und Pastor Friedrich Schwenker (Schwientochlowitz) über das Wohlauer Fürstentumskonsistorium (1708—1742); cand. germ. Hans Heinrich Borchardt (München) bietet dankenswerte „Beiträge zur Geschichte der Oper und des Schauspiels in Schlesien bis zum Jahre 1740“, Universitätsprofessor D. Dr. C. Franklin Arnold verbreitet sich über „Geschichte und Literatur der Schwentfelder“ und Prof. Paul Dittrich beginnt mit der Veröffentlichung von „Beiträgen zur Geschichte des Breslauer Fürstentums I. Zur Geschichte von Egersdorf.“ — Hierauf folgen kleinere Mitteilungen: „Der Tod des Bischofs Preczlaw v. Pogarell“. Von Geisl. Rat Prof. Dr. A. Jungnick; „Zur Biographie des Staatsmund Rosicz. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Schulte; „Ueber das Todesdatum der Herzogin Margarethe von Dels, Nektissin von Trebnitz (zu Grotzendorf, Stammtafel III, 15)“. Von Archivrat Dr. A. Butke, und „Zu Zeitschrift Bd. VI S. 14“. Von demselben. — Den Beschluß bilden ein Nekrolog für B. von Hendebrand u. d. Raza, der Bericht über die Vereinstätigkeit 1907/08, das Verzeichnis der gehaltenen Vorträge, der Mitallieder und Austauschschriften, sowie die „Literatur zur schlesischen Geschichte f. d. J. 1908 (mit Nachträgen für 1907)“. Von Reichsgräfl. Archivrat und Bibliothekar Prof. Dr. S. Rentwig (Warmbrunn), mit vorzüglicherm Reakter. — Dieser 43. Band der angesehenen Zeitschrift reißt sich würdig seinen Vorgängern an. Er ist ein unentbehrliches Hilfsmittel und eine reiche Fundgrube für die historische Forschung unserer engeren Heimat — und oft auch darüber hinaus. S.

Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. 9. Band. Karl Bruchmann, Die Kuldgungsfahrt König Friedrichs I. von Böhmen (des „Winterkönigs“) nach Mähren und Schlesien. Breslau. 1909.

Von berufener Hand wird uns in vorliegendem Werk der Höhepunkt des kurzen Herrscherdaßens des unglücklichen Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz als böhmischen Königs vor Augen geführt. Zunächst wird ein Überblick über die vorhandene Literatur — auch

die ungedruckte — geboten, die den Verfasser als genauen Kenner der Materie zeigt, wie er denn auch schon zwei ähnliche Arbeiten in den wissenschaftlichen Beilagen zum Programm des Kgl. Königs Wilhelms-Gymnasium zu Breslau 1904/05 und 1908/09 veröffentlichte. — Hieran schließt sich die eigentliche Abhandlung an. Am 27. Januar 1620 trat der junge Herrscher seine Reise über Polna und Mähriß-Kromau nach Brünn an, überall ward er feierlich empfangen, besonders an letzterem Ort, doch trübten auch mancherlei Ereignisse die Freude. Am 14. Februar begab er sich nach Olmütz, wo ihn die Bevölkerung gleichfalls begeistert aufnahm, sodann wurden noch Sternberg, Freudenthal und Jägerndorf aufgesucht, ehe der Zug mit großem Gepränge in Reisse eintraf; von hier reiste der Monarch über Grottkau und Ohlau nach der schlesischen Hauptstadt. Dort hatten die Einwohner seit Wochen umfangreiche Vorkehrungen zu einem würdigen Empfange getroffen; besonders erregte die prächtige Ehrenparade am Ring die Bewunderung der Zeitgenossen und rief eine ganze Flut von Beschreibungen herauf. Ausgezeichnet waren auch die sonstigen Vorbereitungen, z. B. für den Marktplatz, die Küche und den Keller des Hofhaltes. — Endlich kam der 23. Februar, an dem der König vor Breslau eintraf. Feierlich wurde er bei Tschanß empfangen und in die Stadt geleitet. Die nächsten Tage füllte die Erledigung von Regierungsgeschäften und die Teilnahme an rauschenden Festlichkeiten aus, deren Höhepunkt die Kürstehuldigung am 27. d. M. und tags darauf die Eidleistung des Domkapitels und der Bürgerschaft bildete. — Am 6. März setzte Friedrich seine Reise über Neumarkt, Liegnitz, Haynau und Bunzlau nach Görlitz fort und eilte von da nach Prag zurück, weil beunruhigende Nachrichten von Erfolgen seiner Weaner eingetroffen waren. — Sieben Wochen hatte die Huldigungsfahrt gedauert, überall war der König freudig aufgenommen worden, aber tatkräftige Unterstützung blieb ihm verfaßt. Freventliche Raubheit der mähaischen Persönlichkeiten und des eigenen Volkes, die Unauverlässigkeit der „Union“ und der übrigen Bundesgenossen ebenso wie die vorsichtige Zurückhaltung der katholischen Untertanen und die Ränke der Weaner führten den Zusammenbruch der kurzen Herrlichkeit herbei; weniger eigenes Verschulden führte Friedrich ins Unglück als vielmehr der Treubruch

derer, die ihn zur Annahme der Krone bewogen, ohne den ernststen Willen und die Macht zu besitzen, ihre Zusage einzulösen. —

W's Arbeit zeugt von umfassender Beherrschung des Stoffes; sie bietet nicht nur einen wertvollen Beitrag zur politischen Geschichte, sie gewährt hochbedeutende Einblicke in die Kultur Schlesiens am Beginn des 17. Jahrhunderts durch die genaue Beschreibung der Empfangsfeierlichkeiten mit ihren vorausgehenden Zurüstungen, der Fester Spiele, Handwerkeranfänge, Brunnenmäler und anderer Lustbarkeiten. Der Verfasser hat es verstanden, auch den an sich trockenen Partien seiner Darstellung, z. B. den Rechnungsberechnungen interessante Seiten abzugewinnen. Das Werk ist nicht nur für den Historiker lesenswert. S.

Ein Brief des Winterkönigs an seinen Hofprediger.

Im Anschluß an die Besprechung des Bruchmannschen Buches möchte ich auf einen Brief des Winterkönigs aufmerksam machen, der mir zufällig in die Hände fiel. Er ist an Friedrichs Hofprediger Abraham Scultetus gerichtet, einen Schlesiener aus Grünberg. Scultetus war übereifriger Calvinist, der in seinem Fanatismus dem Könige riet, den fertiggestellten Bildersturm im Prager Dom anzuordnen. Durch seine Unentschiedenheit den Lutheranern gegenüber hat er dem Könige viel geschadet und mit dazu gewirkt, daß der ursprünglichen Begeisterung für den König eine starke Ernüchterung folgte. Auf der Huldigungsfahrt nach Schlesien begleitete Scultetus den König. Ueber sein Verhalten dabei berichtet Bruchmann an verschiedenen Stellen seines Werkes. Als dann nach der Schlacht am Weißen Berge der König fliehen mußte, begleitete ihn Scultetus bis nach Breslau. Von dort reiste er nach Berlin. Der König floh nach den Niederlanden. Am 14./24. August 1621 schreibt er an Scultetus aus Gravenhaage einen Brief, von dem mir eine Abschrift in die Hände fiel. Den Brief zu veröffentlichen, erachtet nicht zweckmäßig, da er historisch nur ein beschränktes Interesse beanspruchen kann; für die Biographie des Scultetus ist er aber wichtig. Der König schreibt, es sei ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, daß er ihn in Breslau ungnädig entlassen habe. Demgegenüber versichert er ihn auch seiner ferneren Guld. Bei den unruhigen Zeiten in der Pfalz sei es nicht geraten, daß Scultetus wieder

seine Heidelberger Professur antrete. Er solle irgendwo Unterschlupf suchen, er, der König, wolle für ihn sorgen, bis er nach wieder hergestelltem Frieden sein Amt wieder antreten solle. Scultetus scheint aber dem Räte des Königs nicht gefolgt zu sein, sondern begab sich, wie aus dem ihm gewidmeten Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie sich ergibt, doch nach Heidelberg, von wo er bald vertrieben wurde. Der Brief befindet sich an entlegener Stelle in der Farrago Epistolarum Nr. 175 S. 295 der Klosterschen Handschriftensammlung der Breslauer Stadtbibliothek. Dieser Abschriftenband geht wiederum auf eine Abschriftensammlung des Breslauer Notars Matthias Wachner, eines Zeitgenossen des Winterkönigs, zurück. B.

Musik

Preisanschreiben des „Ober-schlesischen Arbeiter-Sängerbundes“

Der „Ober-schlesische Arbeiter-Sängerbund“ hatte zu Beginn dieses Jahres ein musikalisches Preisanschreiben erlassen. Es handelte sich darum, für einen Sängerspruch, den Felix Dahn dem Bunde gewidmet hatte, eine möglichst wirkungsvolle Vertonung zu erlangen. Dieser Sängerspruch lautete:

Hebt die Stimmen empor
und die Herzen im Chor.
Heil geflügeltem Klang,
Heil du deutscher Gesang.

Die Beteiligung der Komponisten an diesem Preisanschreiben war ganz außerordentlich stark. Selbst aus Amerika, Rußland, Oesterreich, Italien, aus der Schweiz liefen Vertonungen ein. In diesen Tagen ist nun die Preisverteilung vorgenommen worden. Die drei ausgesetzten Preise von 100, 60 und 40 Mk. erhielten folgende Tonsetzer: 1. Preis: Musikdirektor Theodor Münz in Karlsruhe; 2. Preis: Seminarlehrer Max Neumann-Tarnowis (D.-S.); 3. Preis: Lehrer Josef Bernauer in Urfahr-Linz (Ober-Oesterreich). Mh.

Dr. Otto Briefemeister †

Wir gedenken hier Dr. Briefemeisters, dessen Tod vor kurzem in Wilmersdorf im frühen Alter von 45 Jahren erfolgte, der wohl allen unseren Musikkreunden bekannt sein dürfte, da er längere Zeit in Breslau als erster Tenor am Stadttheater glänzende Erfolge erzielte; bekanntlich war er in den neunziger Jahren der gefeierte Liebling unseres The-

aterpublikums. Doch auch diese großen künstlerischen Erfolge konnten ihn nicht lange an Breslau fesseln; er zog es vor, auf Gastspielreisen tätig zu sein, und diese führten ihn nach Paris, London, Wien, München usw. Noch voriges Jahr sahen wir ihn in Breslau gelegentlich eines Wiederabends im Kammermusiksaal; keiner der Anwesenden hätte wohl geglaubt, daß der im besten Alter stehende Künstler Breslau zum letzten Male besucht habe.

Dr. Briefemeister war Sohn eines Lehrers aus Arnswald, geboren den 18. Mai 1866. In Berlin, Leipzig und Würzburg widmete er sich der Medizin, praktizierte sogar eine Zeit als praktischer Arzt. Erst später nahm er Gesangsunterricht in Leipzig bei Wiedemann. Dann begann seine Ruhmeslaufbahn.

P. P.

Fritz Danneel, Op. 3. Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Verlag von Becher in Breslau. Preis 2,50 Mk.

Das vorliegende Liederheft enthält folgende Texte: „Kleine Kinder“ von Marie von Wilm, zwei Gedichte von Paul Henze, „Als wir Kinder mußten scheiden“ und „All meine Herzgedanken sind immerdar bei dir“ und endlich eins von Marie Herott, „Wenn's Einer wüßte“ überschrieben. Kompositorisches Talent kann dem Tonsetzer Danneel selbstverständlich nicht abgesprochen werden, die Lieder zeigen stellenweise sogar eine sehr beachtenswerte Technik in der Behandlung der Klavierbegleitung, die möglichst selbständig gehen und zugleich die Stimmung weiterführen will, die der Text hervorrief. Doch ist auch manches darin Mache, die Melodie die häufig sehr einfach und schlicht und dennoch künstlich mit einer Menge schwieriger Formen umgeben, die einmal nicht nötig sind und dann auch die Ausführung der Lieder erschweren. Wir denken da namentlich an das erste Lied dieses Heftes. Dort ist vieles für das Auge, zum Lesen, geschrieben. Auch macht sich bei den Worten „Ein halbes Jahrhundert wohl zog in das Land . . .“ eine nicht gerade schön wirkende Tonleiterreihe durch nahezu 8 Takte breit. Am besten dürften wohl die beiden Henze'schen Texte klingen, hier entspricht auch das einfache harmonische Gewand mehr dem Inhalt. Die letzte Komposition ist in der Form eines Tanzes gehalten, ohne daß dafür ein ernstlicher Grund vorläge. Sie macht

auch melodisch einen recht zerrissenen Eindruck. Bei aller Anerkennung des Könnens, das diese Kompositionen verraten, dürfte der Kreis ihrer Freunde doch nur ein kleiner bleiben. Die aufzuwendende Mühe bei der Einstudierung der Pieder scheint uns noch nicht in einem rechten Verhältnis zum zu erwartenden Genuß zu stehen. Immerhin dürfte die Folgezeit uns manche erfreuliche Gabe aus der Feder dieses begabten Tonsetzers bescheren. Mh.

Kunst

Kleine Kunstnachrichten aus der Provinz

Dem Mangel an einer Pflegestätte künstlerischer Kultur, der sich seit längerer Zeit in Hirschberg fühlen ließ, ist durch die Eröffnung des **Kunstsalons Rübke** Abhilfe geschaffen worden. Die Ausstellung bietet hervorragende künstlerische Handarbeiten.

Die außergewöhnlichen Fortschritte der **Holzschnikschule Warmbrunn** haben eine Reihe von Verbesserungen und Erweiterungen in Betrieb und Verwaltung zur Folge gehabt. Auf Grund eines Beschlusses der Schulvorstandssitzung führt die Anstalt neuerdings den Zusatz „**Kunstgewerbliche Fachschule**“. Erfreulich sind die innigen Beziehungen der Schule zum Handwerk.

In dem erst seit jüngster Zeit bestehenden **Kunst- und Kunstgewerbehaus „Schlesien“** (Breslau, Jnh. G. Schott) haben zur Zeit unter anderen sehenswerten Kunstzeugnissen einige treffliche Arbeiten des Bildhauers **N. Fink**, Lehrer an der Holzschnikschule Warmbrunn, aufgestellt gefunden. Besonders interessieren die charaktervollen Kleinplastiken eines schönmachenden Dackels und des kleinen Meisterschützen, sowie das originelle Schachspiel, das in seiner häuslichen Art eine einzig dastehende Übung sein dürfte. —

Am 18. Juni hielt Pastor prim. Dr. Menzel im Kunstgewerbemuseum anlässlich der 100jährigen Wiederkehr des Todestages der Königin Luise einen Lichtbildervortrag für die Kinder von Mitgliedern des Kunstgewerbevereins unter dem Titel „**Die Königin Luise in der Kunst**“. Der Verein hatte ein reichhaltiges Bildermaterial hierfür anfertigen lassen. — St.

Kunstgewerbe

Innungsaltertümer

Eine bemerkenswerte Verfügung über Veräußerung von Innungsaltertümern hat der Regierungspräsident zu Liegnitz an die Aufsichtsbehörden der Innungen seines Bezirks erlassen:

„Es ist auch im hiesigen Bezirk die Wahrnehmung gemacht worden, daß Innungsgeräte, welche einen historischen oder Kunstwert haben, öffentlich feilgeboten und vielleicht auch in einzelnen Fällen veräußert worden sind. Ich weise daher darauf hin, daß gemäß § 89 der Gewerbeordnung die Veräußerung von solchen, den Innungen gehörigen Gegenständen, die einen geschichtlichen, wissenschaftlichen oder Kunstwert haben, der Genehmigung der Aufsichtsbehörde bedürfen, und erlaube, diese Genehmigung in allen Fällen, die nicht eine besondere Ausnahme angezeigt erscheinen lassen, zu verlagern.“

Gleichzeitig erlaube ich, bei der durch meine Verfügung vom 8. Mai 1901 angeordneten alljährlichen Revisionen der Innungen auch darauf zu achten, daß die vorhandenen Innungsaltertümer (Humpen, Willkommen, Innungsladen, Innungsbücher usw.) gehörig inventarisiert werden und daß ihr Vorhandensein regelmäßig kontrolliert wird. Eine Abschrift der Inventare erlaube ich zu den dortigen Akten zu nehmen und mir bei Gelegenheit der Erstattung des nächstjährigen Revisionsberichts mit anzugehen, daß es geschehen ist.

Sollten sich Innungen auflösen, so ist mir jedesmal über die fernere Aufbewahrung der vorgenannten Gegenstände ein besonderer Vorschlag zu machen, falls nicht die Statuten darüber Bestimmung treffen.“

Ein sehr richtiges Eingreifen, da es doch schon vorgekommen ist, daß auf diese Weise historische Kunstwerke veräußert wurden — wir erinnern hier an den Verkauf des „goldenen Ochsen“ der Breslauer Kleiderinnung, während die übrigen Kostbarkeiten dieser Innung unserer Provinz bekanntlich erhalten blieben. Vergl. „Schles. Heimatblätter“, Band III, S. 101 und 372. P. P.

Heimat- und Volkskunde

Ueber Volkskunst

sprach auf der Tagung des Sächsischen Heimatbundes Hofrat Professor D. Seyf-

fert (Dresden). Er führte ungefähr folgendes aus. Lange Zeit hat unser Volk keine eigenen künstlerischen Ausdrucksformen gehabt; man braucht nur an jene schrecklichen Renaissance-Möbel vor 30 und 20 Jahren zu denken. Heute ist es viel besser geworden. Nachdem wir die schlimme Krankheit des Jugendstils durchgemacht, traten in den 90er Jahren die Bestrebungen auf, aus unserer Volks- und Heimatskunst neue Anregungen zu gewinnen. Volkskunst ist im weitesten Sinne jedes Kunstwerk, das das Gefühl und die Denkungsart des Volkes zum Ausdruck bringt. Früher wurden uns die Stile fremder Völker und vergangener Jahrhunderte aufgedrängt; aber nur die Heimatskunst bleibt, ähnlich wie das Volkslied, im Wechsel der Zeiten frisch und lebendig. Daraus ergibt sich der hohe Wert des Heimatschutzes. Unsere Heimat in enger Begrenzung ist unsere Wohnung, in der wir Ruhe und Erholung finden, in der unsere Kinder aufwachsen, und deshalb ist eine Kultur, die nicht auch ins Innere des Hauses bringt, nur eine Scheinkultur. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, in der die zahlreichen sinn- und geschmacklosen Dinge nach dem Muster: Schmücke dein Heim mit künstlerischem Unrat! nicht mehr in unseren Zimmern zu finden sind. Auch unsere letzte Heimat, der Friedhof, auf dem wir jetzt schauerhafte Geschmacklosigkeiten sehen, muß wieder im Sinne der alten, schönen Heimatskunst gestaltet werden. — Zahlreiche Lichtbilder von schlagender Ueberzeugungskraft zeigten, wie herzerfreuend unsere Volkskunst in schlichten Formen künstlerisch zu wirken gewußt hat: Möbel, Dosen, Stickereien, Tongeräte, Wanduhren, bemalte wendische Ölereier, Bauernstuben usw. Auch einige Zimmerbeispiele geschmackvoller moderner Zimmereinrichtungen wurden mit Interesse betrachtet. Alles das bewies, daß man beim Kleinen und Kleinsten beginnen muß, um einmal groß zu werden. Die Darlegungen des Redners klangen in der Bitte um fernere Unterstützung der Volkskunstabstrebungen aus.

Wert und Brauch. 5. Heft. Karl de Wyl. Rübzahl-Forschungen. Die Schriften des M. Johannes Praetorius. Breslau 1909

Der Name Rübzahl weckt wohl in jedem Deutschen, zum mindesten in jedem Schlesier eine Reihe von Vorstellungen, in deren Brennpunkt der Herrscher des Riesengebirges steht. Diese allgemeine Kenntnis stammt nicht etwa aus alter-

grauer Zeit; erst durch die zwischen 1662 und 1672 veröffentlichten Werke des M. Joh. Praetorius wurde die Gestalt des Berggeistes so recht volkstümlich. Der Leipziger Magister fand zahlreiche Nachfolger, von denen besonders Musäus genannt werden muß; sie alle griffen mehr oder weniger auf Praetorius zurück. Es ist daher eine dankenswerte Aufgabe, die de Wyl sich stellte, zu untersuchen, ob jener hinsichtlich seiner Erzählungen und sonstigen Mitteilungen ein zuverlässiger Vermittler volkstümlicher Rübzahl-Sagen war oder nicht! Zunächst werden die betreffenden Schriften des in Rede stehenden Autors, ihr Einfluß auf die Entwicklung der Sagen und die Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung geprüft, sowie die Art dargelegt, wie Praetorius selbst Echtes von Unechtem scheidet, worauf ein Verzeichnis der gesamten Erzählungen folgt. Daran schließt sich eine kurze Lebensbeschreibung des belebten Sammlers, die Beurteilung seiner Arbeitsweise, eine allgemeine Besprechung des 1. Werkes mit Angabe der Entstehung und der Quellen mit Betrachtung der Sagen im Zusammenhange. — Der 2. (Haupt-) Teil bringt eingehende Untersuchungen über die einzelnen Berichte sowie das Endergebnis, daß Praetorius weit glaubwürdiger ist, als man anfänglich anzunehmen geneigt war. Er hat durch eine Reihe meist vertrauenswürdiger Gewährsmänner, wie den Hirschberger Apotheker Hieronymus Sartorius und gestützt auf umfassende Literaturkenntnis eine Fülle beachtenswerter Materials zusammengetragen, wenn auch andererseits auszustanden werden muß, daß er leider aus gewinnstüchtiger Absicht mancherlei Geschichten erdichtet oder in fremde Erzählungen den Namen des Berggeistes hineingebracht hat, also in gewisser Art ein Fälscher war.

Der Verfasser hat mit großem Fleiß und Scharfsinn den schwierigen Stoff behandelt und auch darüber hinaus wertvolle Fingerzeige gegeben. S.

Heimatschutz und Naturdenkmalpflege

Zur Naturdenkmalpflege

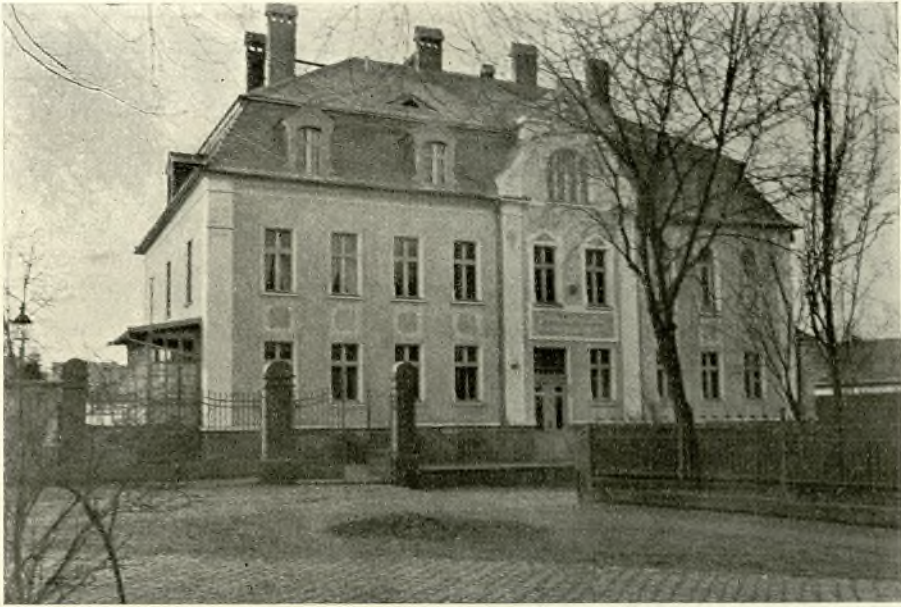
Heimatliche Naturschönheiten zu pflegen und zu schützen, ist wohl die Pflicht eines jeden, der Gottes freie Natur als Erholungshütte betrachtet. Naturdenkmal ist gewissermaßen ein Objekt, welches weder durch Geschichte, noch Kunst erheblich ist; und dennoch ist es von Wichtigkeit, wenn es seiner architektonischen

oder landschaftlichen Umgebung zum Schmucke gereicht. Denn so wie ein künstlich bearbeiteter Steinobelisk ein Denkmal historischer Zeit darstellt, so sind für Naturliebhaber ein aus der Ferne ins Flachland getragener erraticher Block, ganze Landschaften, auch seltene Arten und Individuen der ursprünglichen Flora und Fauna, Natur-Denkmalen. Doch was hat die fortschreitende Kultur nicht schon vernichtet! Wie manch schönes Naturbild fiel ihr nicht schon zum Opfer! Aber kennen wir denn die Naturschönheiten unserer Heimat? Da ist es zu begrüßen, daß ein Führer der deutschen Naturschutzbewegung, Professor W. Vock, es unternommen hat, ein schmuckes Buch erscheinen zu lassen unter dem Titel: „Die Naturdenkmalpflege“ mit 25 Tafeln und Abbildungen im Text (geheftet 1 Mk., geb. 1,40 Mk.). Dasselbe gibt eine Uebersicht über das gesamte Gebiet der Naturdenkmalpflege, gibt an,

tiert, gesichert und geschützt werden müssen; es deutet ferner an, wie das Verständnis für die Schönheiten der Natur allerorten anzuregen sei, nicht nur in Schulen und höheren Lehranstalten, sondern auch im kleinen, auf Spaziergängen usw., wie ein jeder seinen Teil zum Schutze der Natur beitragen könne. So ist das treffliche Büchlein gewissermaßen ein Wegweiser, welcher jedem Naturfreunde gute Dienste leisten kann, indem es auf keine der zahlreichen Fragen verzagt, die bei dem vielseitigen Thema aufgeworfen werden können. P. P.

Ortsstatut für Hirschberg

Endlich ist auch Hirschberg dem Beispiel anderer Städte gefolgt und hat sein Stadtbild durch ein Ortsstatut gegen Verunstaltung gemäß dem Gesetze vom 15. Juli 1907 geschützt. Das Ortsstatut wurde am 20. Mai d. J. von der Stadtverordnetenversammlung angenommen.



3.
Beispiel
Neues Rath.
Schwesternhaus



4.
Schilderung an altem schönen
Hause am Bunzlauer Markte

Bilder zum Artikel: Eine Klein-
stadtplauderei aus Bunzlau



5.

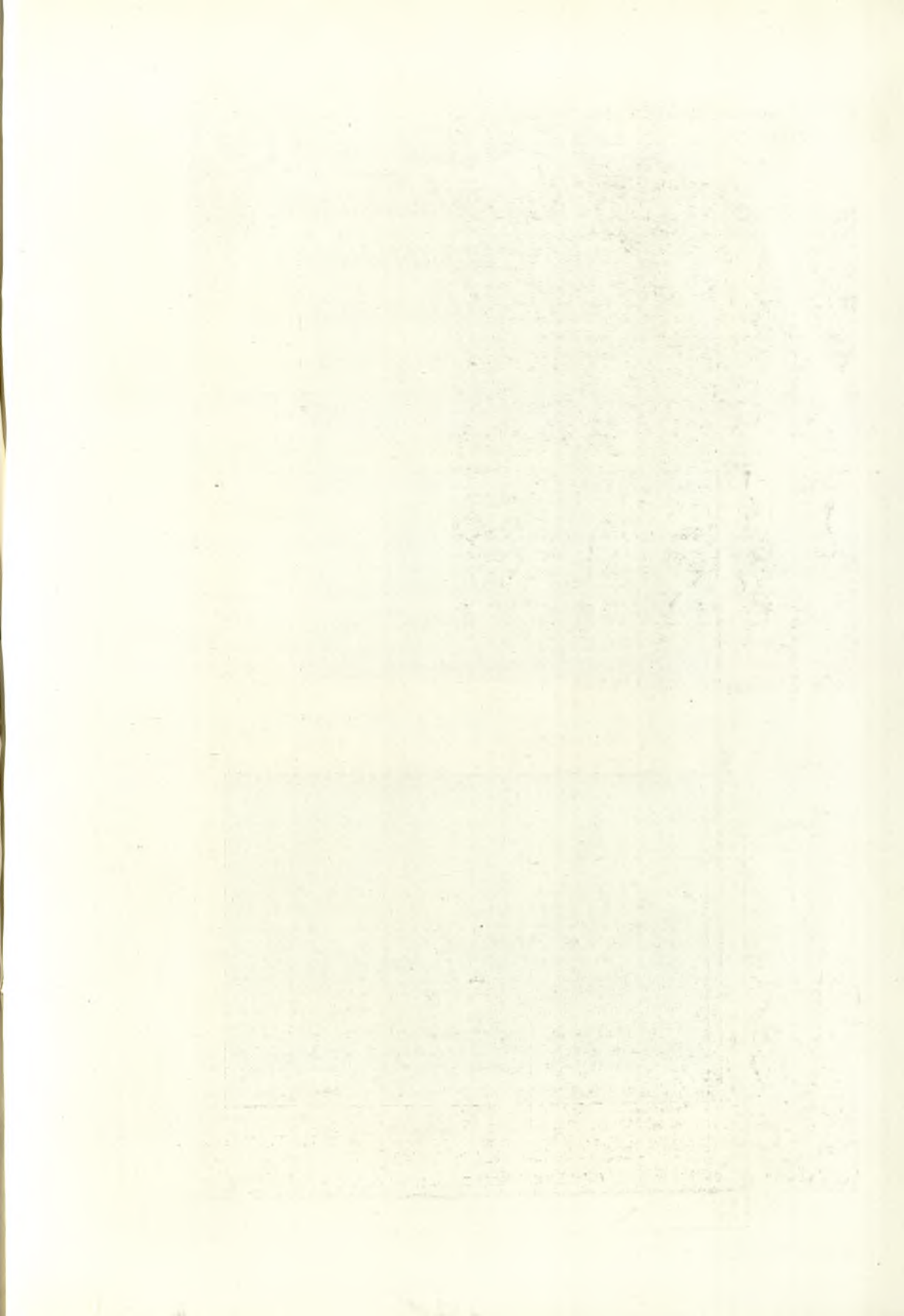
Schilderunfug am Markt zu Bunzlau

Bilder zum Artikel: Eine Kleinstadt-
plauderei aus Bunzlau



6.

Gegenbeispiel
Neues länd-
liches Gasthaus





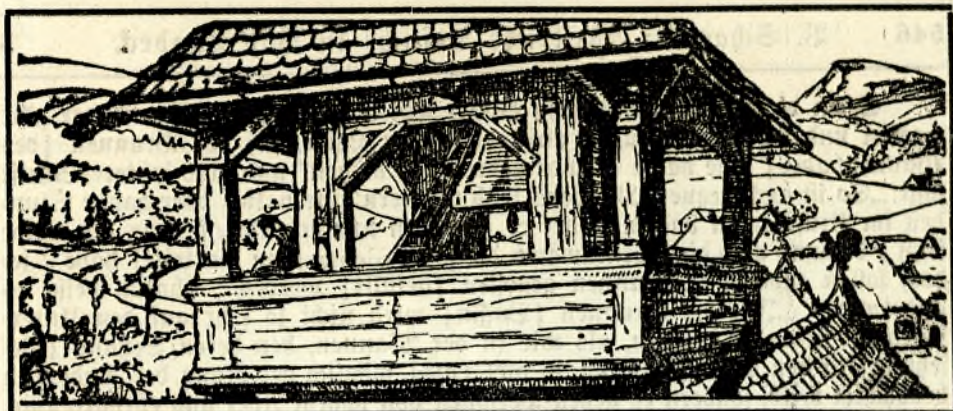
Historische Badewanne
Friedrich des Großen
in Bad Landeck

Phot. V. Schänke



Phot. V. Schänke

Marienbad in Landeck
(siehe Artikel: Fürstliche Besuche in Bad Landeck)



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 21

1. Augustheft 1910

Fürstliche Besuche in Bad Landeck*)

Von Victor Schaeffe

I.

Nachdruck verboten

Im Kranze der schlesischen Bäder ist Landeck nicht nur das älteste, es ist auch vor allen anderen durch eine glänzende Vergangenheit ausgezeichnet. — Die Georgenquelle soll schon im 13. Jahrhundert benutzt worden sein, und es ist anzunehmen, daß die Heilerfolge bald Standespersonen herbeilockten; doch erst aus der zweiten Hälfte des 15. Säkulum wissen wir dies bestimmt. Besonders erwarb sich Herzog Georg von Münsterberg große Verdienste; er ließ von dem berühmten Dr. Conrad vom Berge aus Wien den nach ihm benannten Brunnen untersuchen und später einfassen. — 1496 bedienten sich seiner die Herzöge zu Münsterberg und Grafen von Glaz Hinko (Heinrich) und Viktorin nebst mehreren Adligen, 1538 Herzog Hans von Münsterberg mit seiner Gemahlin Christina, 1580 Herzog Georg von Liegnitz und Brieg — er schenkte „den Seiger ins warme Bad“ [die Schlaguhr] —, und zwei Jahre darauf Bischof Martin Gerstmann von Breslau mit Herzog Hans Georg von Brieg, sowie Burggraf Jan [Johann] von Dohna auf Ober-Glogau. — Leider sind nicht die Namen aller vornehmeren Badegäste aus früheren Zeiten überliefert worden; so heißt es z. B. in einer Schrift aus dem Ende des 17. Jahrhunderts nur: „... Item [ist] ohngefähr 200. Schritt vom Warmen-Bad / gegen dem Walde an einer Wiesen / der so genannte Bischoffs-Brunn [gelegen] / darumb / daß ihn ein Bischoff zur Reiß [zu Reisse] vor Alters / da er sich dieses Warmen-Bades gebrauchete / [hat] reinigen . . . lassen.“ —

*) Es ist dem Verfasser eine angenehme Pflicht, dem Kgl. Staatsarchiv, der Kgl. und Universitäts-, sowie der Stadtbibliothek zu Breslau, nicht minder aber auch dem Magistrat der Stadt Landeck, seinen ganz ergebensten Dank an dieser Stelle auszusprechen.

Schon die erste Badeordnung (1601) setzt die Zeit fest, während der „die Herren und Adelspersonen, so unschadhaft am Leibe, sich des Brunnen [des Wannenbades] eine halbe Stunde gebrauchen mögen“ und eine spätere Schrift sagt: „So ist auch bequem Morgens früh nüchtern eine halbe- oder ganze Stunden im Brunnen zu baden. Aber es ist denen nur erlaubt / so rein am Leibe sehn / darumb auch die Vornehmeren die praecedentz [den Vortritt] habe / jedoch sollen zuvor alle Wannen gegossen [gefüllt] werden“; ähnlich heißt es anderwärts: „In dem Brunnen [Bassin] wird nicht so sehr auf den Unterschied des Standes gesehen, als wie in der Wannen, bey deren Setzung [Besetzung] in den Bade-Zimmern, so viel [als] möglich der Rang der Badenden beobachtet wird, sondern es gehen Personen von hohem Adel und ehrbare Bürgerliche, unter einander hinein . . .“ —

Das „warme Bad“ bei Landeck war also „weit beschrienen“ und „von vielen Adels und Unadels Personen“ besucht, wie in einem Bericht zu lesen ist. Besonders ausführlich verbreitet sich über diesen Punkt eine am Ende des 17. Jahrhunderts erschienene Schrift: „Wie es nun an die Stadt Landeck / und dasigen Rath kommen / hat man bald angefangen dieses Warme Wild-Bad in besseren Stand zu setzen; dann der Brunnen wurde mit jegigen Quadrat—steinen um- und eingefasset / welche von dem alt verfallenen Kerpfensteiner Schlosse herein gebracht: es wurde ein kupferne Pfann / sambt aller / zum Bade gehörigen Nothdurfft eingeschaffet / und mit Beyhülff Hoher- und Nieder-Standes Herren / Hn. Bade-Gästen erbauet / und in mehrmahlige Aufnahme gebracht / daß ob dessen in- und ausser Landes erschollenen heylsamen Wirkungen / bey Hochfürstl. u. Gräffl. Freyherrl. und Adelligen Standes-Personen es in sehr grosse aestimation kommen / allermassen dann seligster Gedächtnusse / Ihro Hochfürstl. Durchl. Erz-Herzog Carl von Oesterreich / Bischof zu Breslau [und Brigen, ein Bruder des Kaisers Ferdinand II.] / Anno 1613 und seithero die Durchl. Herzogen von Brieg / Delß / Bernstadt und Holstein / Ihro Eminenz Cardinal von Harrach (welche auch selbiger Zeit die Capellen [die St. Georgkapelle] consecrirt) Erz-Bischoff zu Prag / (welche von Ihro Eminentz Wenzl. seligster Gedächtnus / Cardinal von Harach / und Prägerischen Erz-Bischoff in Anno 1665 den 20 [21] Juny ex occasione und Gelegenheit / daß er dieses Warme Bad heimbesuchet / wiederum in der Ehren des Heil. Ritters Georgy consecrirt, und eingewenhet worden) Ihro Hochfürstl. Gnaden Sebastian von Rostock / Bischoff zu Breslau / [auch ihm wird die Wiederherstellung der vorhin erwähnten Quelle zugeschrieben] nebst einer grossen Anzahl unterschiedl. Reichs-Graffen / [u. a. Carl Philipp Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern mit seiner Gemahlin Luise Charlotte geb. Prinzessin Radziwill] Freyherrn / vom Adel / und Bürgerlichen Standes / dieses Badbesuchende / dabey sich gar wohl befunden / dannhero je mehr inclination darzu bezeuget: Ja so gar in denen Schwedischen Kriegs-Zeiten mit Salva Guardia [„Schutzwache“ und zwar wie anderwärts ausdrücklich hervorgehoben wird „durch Vermittlung hoher Badefreunde“] besetzt / und wider die besorgende feindliche invasiones beschützt und manuteniret worden.“

Somit wurde der Besuch während der unruhigen Zeitleufte nicht unterbunden und hob sich ständig; so ließ 1678 Freiherr von Hoffmann „auf Anrathen unterschiedlicher Fürstl. und anderer fürnehmen Standes-Personen“ die auf seinem Grund und Boden befindliche Quelle untersuchen und nach günstigem Ergebnis das neue Bad „Unserer lieben Frauen“ oder „zu Maria Ein-

siedel“ anlegen. Durch diese Erschließung nahm der Ruf Landecks noch bedeutend zu, und man findet wiederum eine Fülle angesehener Besucher verzeichnet:

„Sonst haben sich auch in diesem Jahrhundert die Landecker-Quellen durch die hohe Gegenwart Fürstlicher Personen mehrmals beehrt gesehen, unter denen vor allen anderen, der Durchlauchtigste Chur-Fürst und Herr Franz Ludwig, Churfürst zu Meynz, Bischof zu Breslau etc., welcher sich annoch 1731 (er erbaute zu den schon vorhandenen zwei Badestuben noch eine kleinere dritte) und also ein Jahr vor seinem Tode des S. Georgen-Brunnens auf Anrathen seiner Leib-Merzte bedienet, und nachhero der Hochwürdigste Hochgebohrne Fürst und Herr Jacob Ernst, des Heil. Röm. Reichs Fürst, und damahliger Bischof zu Seccau, ieziger Bischof zu Olmütz [später Erzbischof zu Salzburg], Graf zu Lichtenstein etc., welcher 1733. das letzte mahl in St. Georgen-Bad gewesen, genennet zu werden verdienen, anderer insonderheit des benachbarten Königreichs Pohlen, des Herzogthums Curland [z. B. Herzog Ferdinand und Fürst Czatorinsky] etc. Prinzen Kaiserlicher Generals- und vornehmer Standes-Personen zu geschweigen.“

Diese traten natürlich ihrem Range nach entsprechend auf und brachten einen großen Dienertroß, ja zuweilen sogar Musikkapellen zur Erheiterung müßiger Stunden mit.

Eine ganz besondere Auszeichnung widerfuhr Landeck durch den Besuch Friedrich des Großen; vom 4. bis 25. August 1765 bediente er sich wegen seiner jahrelangen, schmerzhaften Gicht des neuen (Marien) Bades. Schon nach Beendigung des 2. schlesischen Krieges scheint der Monarch diese Absicht gehabt zu haben; ganz unvermutet erließ nämlich — nach 152 Jahren — die Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau am 16. August 1753 auf Veranlassung des Hofes eine neue Badeordnung und 1754 riet der Herrscher seinem Freunde Voltaire statt das Vogesenbad Plombières ein mindestens ebenso heilkräftiges schlesisches zu gebrauchen, womit wahrscheinlich Landeck gemeint war. Doch erst nach Beendigung des blutigen Ringens um Schlessien konnte der König an eine Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit denken. Seitens der Behörden waren die umfangreichsten Vorkehrungen getroffen, die ein helles Licht auf die damaligen recht mangelhaften Zustände des Ortes werfen. Die Glaser Regierung befahl z. B., „daß Alles in Ordnung und die Straßen sauber und rein gefunden. Keine wüsten Stellen, alte Ruinen oder Schutthaufen von Gebäuden oder leerstehenden Häuser wollen Sr. Majestät bei Cassation und Festungsstrafe nirgends gebuldet wissen. Die Magisträte sowohl als Accise- und Zoll-Bediente, welchen dieses zu sagen, müssen bei der Allerhöchsten Ankunft Sr. Maj. in corpore benjammen sauber angezogen sein . . . Die Bürgerchaft muß die schuldige Devotions und Honneurs bezeigen, und sich in der Art häufig versammeln, damit Sr. Königliche Majestät ein Wohlgefallen darüber haben können, und in loco nichts zu desiderieren finden.“ Bis ins Einzelne erstreckten sich die Vorschriften; so wurde genau angegeben, wie die verschiedenen Nahrungsmittel für die Küche beschaffen sein sollten und dem consul dirigens [Bürgermeister] aufgetragen, „ein oder ein Paar geschickte Wäschfrauen zu benennen, welche die Bade- und andere Wäsche von Sr. Majestät, Prinzen und Suite täglich waschen müssen, ferner sind die in der Küche erforderliche hölzerne Geräthe in Bereitschaft zu halten.“

Aus Berlin war ein Bauanschlag geliefert worden, nach dem die verschiedenen Maßnahmen ausgeführt wurden. Der Kriegs- und Domänenrat Larrach ging vorsichtigerweise über denselben hinaus, ließ die „Taberne“, ein altes, leerstehendes Gebäude, in stand setzen und wies das Haus dem am Orte selbst aufgebotenen Personal an; da sich aber später das Gefolge des Monarchen als unerwartet groß erwies [ca. 30 Personen], so mußten auch seine Diener daselbst untergebracht werden, so daß dann allerdings „die Domestiken darin sehr eng, fast über einander lagen“.

Für Friedrich II. standen Zimmer im Marienbade bereit; diese genügten aber merkwürdigerweise in mancher Hinsicht den einfachsten Ansprüchen nicht, denn der König schrieb, er würde sich „mit der Gelegenheit, wie er sie fände, begnügen, wenn nur ein Camin vorhanden wäre!“ — Die Prinzen Heinrich von Preußen — er starb 1768 im Alter von 20 Jahren —, sowie Friedrich (geb. 1740) und Wilhelm (geb. 1745) von Braunschweig sollten im „steinernen Hause“, Kriegsrat Roepper im „Schwarzen Adler“ und die übrigen Gäste meist im „alten (Georgen) Bade“ wohnen. Da es an den notwendigsten Einrichtungsgegenständen gebrach, mußten Stühle, Tische u. dgl. aus dem Schlosse zu Runkendorf herbeigeschafft werden, während Betten für das Gefolge die umliegenden Domänen und Gemeinden lieferten. — Noch heute heißt das Zimmer über dem vorderen Eingang des freilich inzwischen neugebauten Marienbades „Königszimmer“; es birgt mehrere historische Möbel z. B. Kokospiegel, Pfeilertischen, Stühle, ein Sopha, sowie das Oelgemälde des großen Monarchen. Einige minder gut erhaltene Stücke befinden sich oberhalb des Bassins in der imposanten Rotunde, woselbst auch die Wanne, deren sich Friedrich bediente, aufgestellt ist.

Die Reise des Herrschers wurde von Potsdam am 29. (21.?) Juli angetreten und zwar über Fürstenwalde, Frankfurt, Lüben, Schweidnitz, Reichenbach und Glaz. Den Einzug in Landeck beschrieb die „Schles. Privilegierte Staats-Kriegs- und Friedens-Zeitung“ also:

„Landeck, vom 5. August. Gestern früh um 10 Uhr war es, da Se. Majestät unser allergnädigster König und Herr, in Begleitung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen und der beyden Prinzen von Braunschweig, Friedrich und Wilhelm, Hochfürstl. Durchl. über Glaz in hiesigem neuen Bade glücklich eintrafen, um hieselbst die Badecur zu gebrauchen. Ein großer Teil der Bürgerschaft und sämtliche Bauren aus den Stadtdörfern, erstere unter des Magistrats, und letztere unter ihrer Scholzen Anführung waren Ihro Königl. Majestät eine halbe Meile vor die Stadt entgegen geritten. Alle hatten sich auf das beste angekleidet und grüne Sträucher auf die Hüte gesteckt. Vor Sr. Königl. Majestät Wagen ritten der Magistrat und die Bürgerschaft, und hinter denselben schlossen sich sämtl. Bauren an. Auf denen Straßen durch die Stadt nach dem neuen Bade hatten sich alle übrigen Einwohner männlichen Geschlechts aus der Stadt und den sieben Rämmerendörfern zu beyden Seiten postiret um Sr. Königl. Majestät alleruntertänigst zu empfangen. Unter die Lindenallee von der neuen Badekirche bis in das Bad aber, war alles Frauenzimmer groß und klein auf das schönste angezogen, zu beyden Seiten der Allee und des Weges rangiret. Zuerst standen die kleinen Mädgens; hernach die erwachsenen Jungfern, beyde in aufgeputzten bloßen Köpfen mit Kränzen, und endlich kamen die Frauen. Als Ihro Königl. Majestät diese Allee erreichten, ließen sich Pauken und Trompeten hören, die Mädgens und Jung-

fern aber bestreuten den Weg mit Blumen, und warfen Ihro Majestät auch viele davon entgegen und in den Wagen, riefen auch: Es lebe der König! Die Frauen aber wünschten Ihro Majestät ein gesegnetes Bad, worüber Allerhöchstdieselben Dero allergnädigste Zufriedenheit zu marquieren geruheten. Heute haben Se. Königl. Majestät bereits die Badecur angefangen; und alle wahre Patrioten werden dabei mit uns sehnlichst wünschen, daß Se. Königl. Majestät die größte Consolation allhier finden und baldigst vollkommen restituirt werden möge."

Das Marienbad war schon damals ein verhältnismäßig ansehnlicher, von einer Kuppel überragter Bau, mit sehr geräumigem und tiefem Bassin; im Erdgeschoß befanden sich noch Ankleide- und Bannenbadezimmer und darüber Wohnräume. — Eine Kur zu jener Zeit konnte nicht eben als Annehmlichkeit aufgefaßt werden; man sollte den 4. Teil des Tages darauf verwenden. Der König begnügte sich aber mit „nur“ 4 Stunden; dabei zeigte es sich, daß der große Feldherr, der so oft dem Tode ins Auge geschaut, vor den allerdings nicht übermäßig wohlriechenden Wasserfluten zunächst zurückschreckte. Voll Mißtrauen besichtigte er immer wieder die Quelle, so daß sein Leibchirurg Bedenken hegte, ob der Monarch seine dadurch offensichtlich gesteigerte Abneigung überwinden würde. Nachdem der Kammerdiener Michaelis die Probe gemacht, stieg Friedrich schließlich zögernd in das nasse Element, doch nicht ohne die lebhaftesten Zeichen des Abscheus. Allmählich aber fühlte er sich im Wasser heimisch und ergab sich mit philosophischem Gleichmut in das Unabänderliche, umso mehr, als bald eine erfreuliche Besserung seines Befindens eintrat. Schon am 11. August schrieb er in diesem Sinne seinem Sekretär und 8 Tage später teilte der König dem Marquis d'Argens mit: „Es verliert sich fast gänzlich die Anschwellung meiner Füße, und ich hoffe, daß meine Kräfte bald wiederkehren werden.“ Dieser glückliche Erfolg wirkte natürlich sehr günstig auf das Gemüt des Herrschers, wie aus den scherzhaften Briefen an Herrn von Ratt hervorgeht:

„Ich schreibe Ihnen vom Wasser aus, mein Lieber, worin ich mehr lebe, als auf dem Lande. Ich fange an Fisch oder Ente zu werden, weiß jedoch selbst nicht recht, welches von beiden. Hätte ich nur einen Ovid, um meine Metamorphose zu verherrlichen! Was unsere guten Berliner albern sind. Sie sagen, ich sei aufgegeschwollen, schreibt man. Was werden sie sagen, wenn sie mich mit Muscheln bedeckt und mit Flossen geschmückt sehen werden.“

Und Marie Antonie, Kurfürstin von Sachsen, teilte er humoristisch mit: „Ich bin der Ansicht, daß wenn man sich im Fegfeuer befindet, man freudig den Schlüssel in Empfang nimmt, welcher die Tür öffnet. In demselben Falle befinde ich mich hier in meinem Bade; ich bin gar nicht an meinem Plaze und fühle mich nicht behaglich im Wasser. Gern überlasse ich dies Element den Steinbutten, Alen, Hechten, Enten und ihresgleichen und werde den Himmel segnen, sobald der Augenblick meiner Befreiung gekommen sein wird . . .“

Die gute Wirkung der heilkräftigen Thermen zeigte sich immer mehr, und bald konnte Friedrich seine Spaziergänge immer weiter ausdehnen. Am 8. begann er damit und schon am 12. wurde von ihm die steinerne Brücke bei der Stadt erreicht; hieran schlossen sich Bergtouren, und am Ende der Kur war es ihm möglich, ohne Nachhilfe das Pferd zu besteigen. —

Der König hatte seinen Tag genau eingeteilt. Frühzeitig nahm er das 1. (meist Bannen-) Bad, darauf ging oder ritt er aus, von 12—2 Uhr wurde die Quelle benützt und dann gespeist, nachher widmete sich der König den Studien,

um den Tag endlich mit geselliger Unterhaltung zu beschließen. Von den Vertrauten jener Zeit sind besonders Abt Bastiani, Domherr zu Breslau und Probst von Neisse und Groß-Glogau, sowie der als Sonderling bekannte Graf Hodiş auf Roswalde in Mähren zu nennen; letzterer spielte allerdings in seiner Ahnungslosigkeit die Rolle eines unfreiwilligen Spasmachers. So berichtete Friedrich an seinen Sekretär:

„Ich habe hier alle Originale der Gegend gesehen, unter Anderem einen alten Grafen, dessen Physiognomie und wunderlicher Aufputz mich fast zum Lachen haben herausplagen lassen bei der bloßen Okularinspektion. Als er aber gar zu sprechen anfang, da war keines Haltens mehr. Meine Neffen haben sich besonders durch Herausplagen ausgezeichnet. Aber wir haben theils gute, theils schlechte Vorwände ausfindig gemacht, um unsere Heiterkeit zu rechtfertigen und unser guter Kamerad, durch die Fröhlichkeit der jungen Leute fortgerissen, hat aufs Herzlichste selbst mit in das Gelächter eingestimmt, ohne den Grund zu wissen . . .“

Außer diesen beiden Günstlingen zog der Monarch noch andere Männer zum Verkehr heran, denn es hatten sich viele Edelleute, besonders aus der Provinz, eingefunden. Da keine Audienzen erteilt wurden, pflegten sich die Erschienenen vor Beginn der Promenade beim Bade einzufinden; von ihnen lud dann der hohe Gast die ihm genehmen Persönlichkeiten zur Tafel. Das übrige Publikum wurde von dem Gefolge nach Möglichkeit ferngehalten, doch gelang dies nicht immer und die Bittsteller fanden meist gnädiges Gehör, besonders wenn es sich um Befreiung vom Militärdienst handelte, da das Land der Arbeitskräfte dringend bedurfte. —

Es war auch des Monarchen Bestreben, Einblick in die aufblühende Industrie zu gewinnen und sie nach Möglichkeit zu fördern; da dem aber die Badefur im Wege stand, beauftragte er die Prinzen damit. Diese hatten schon vom 6. bis 8. August einen Ausflug über Habelschwerdt (Besichtigung des Schlachtfeldes vom 15. Februar 1745) und Mittelwalde nach dem „fameusen Wasserfall in Wölfelsgrund“ und auf den Schneeberg unternommen und begaben sich am 16. d. M. nach Neurode, Wünschelburg, Lewin (Heuscheuer) Reinerz, von wo sie über Grunwald, Kaiserswalde und Habelschwerdt nach dem Ausgangspunkt zurückkehrten; überall wurden die gewerblichen Anlagen besichtigt und große Einkäufe in Tuch, Papier u. dgl. gemacht. —

Gegen den Wunsch der Aerzte verlängerte Friedrich seinen Aufenthalt nicht, obgleich ihm dadurch eine erhöhte Wirkung in Aussicht gestellt wurde; er begnügte sich mit den erzielten Erfolgen, die immerhin recht bedeutend waren; so meldete Tarrach: „Freilich werden die Herrn Berliner den armen Gläsern beneiden, daß Se. Majestät Dero Retablisement in Landeck gefunden“ und später hieß es in den Zeitungen, daß der König „in hohem Wohlfeyn“ in Breslau eingetroffen sei und „Cour, grosse Fêtes und Ball“ abgehalten habe. Der Fürst selbst schrieb im September an den Baron de la Motte Fouqué:

„Ich komme aus Schlesien zurück, mein lieber Freund, die Bäder von Landeck haben mir den Gebrauch meiner Füße wiedergegeben, und gegenwärtig scheint es fast, als habe ich nie die Gicht gehabt.“

Natürlich hatten die Bewohner Landecks auf ein Gnadengeschenk des Monarchen für den verschuldeten Ort gerechnet; leider blieb ihre Hoffnung unerfüllt; ja es wurde nicht einmal gestattet, dem neuen Bade den Namen des Königs beizulegen, „da hieraus für das Bad keine reeller Nutzen (?) erwachsen

kann, und es vielmehr um selbiges in mehreren Ruf zu bringen und beliebter zu machen, darauf ankomme, daß den Badegästen die erforderliche Bequemlichkeit verschafft werde, befinden S. K. M. mit Ertheilung des gedachten Diplomatis Abstand zu nehmen.“ Erst 1865 wurde die Genehmigung erteilt, der Douche-Quelle die erbetene Bezeichnung beizulegen. Zwar erkundigte sich der Monarch und war einem vorgelegten Plane zur Gesundung der zerrütteten kommunalen Verhältnisse geneigt, er selbst wünschte mancherlei Aenderungen, so einen unmittelbaren Zugang vom Bassin nach der Badestube (Wannenbad) und Logen im Brunnen, damit man ungesehen von einander sei, aber sich doch unterhalten könne; auch sollte die Umgebung durch Errichtung neuer Logirhäuser an Stelle der „Die zehn Gebote“ genannten Pavillons und durch Anlage von Baumgängen nach dem Georgenbrunnen, der Stadt und den Bergen verschönt werden — doch es blieb beim guten Willen.

Nach der Abreise berichtet das oben genannte Blatt:

„Landeck, den 25. August. Heute früh um 7 Uhr sind Se. Königl. Majestät unser allergnädigster Herr, nach geendigter Baadecur unter vielen Segenswünschen der Einwohner, gesund und vergnügt wiederum von hier über Glaz abgereiset, nachdem Allerhöchstdieselben dem Magistrat wegen der guten (?) Anstalten und Einrichtung im Baade sowohl, als der accuraten Policen, Dero allergnädigste Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und Sich gegen Jedermann sehr gnädig bezeuget. Se. Königl. Majestät haben Sich des Baades vom 5. bis zum 24. zu bedienen geruhet, und in dieser Zeit hat selbiges an Allerhöchstdero geheiligten Person den besten Effect so man nur wünschen können, gethan: denn wie das Baad überhaupt Se. Königl. Majestät Gesundheitsumständen sehr zuträglich gewesen; so hat es auch besonders Allerhöchstdemselben eine Erleichterung in allen Gliedern geschaffet, daß Allerhöchstdieselben zu aller Verwunderrung die herumliegenden Berge ohne Hülfe zu Fuß herauf und herunter gehen können. Es kan daher der Grafschaft, so wie dem ganzen Lande, nicht anders als zur größten Freude und Consolation gereichen, daß Se. Königl. Majestät, als der größte Monarch in der Welt, Dero von allen treuen Unterthanen und redlichen Patrioten so sehnlichst gewünschtes Retablissement in hiesigem Baade gefunden haben . . . Solange sich Se. Königl. Majestät allhier aufgehalten, haben sich auch beständig verschiedene vornehme Standespersonen, und darunter besonders des Hrn. Grafen von Bellegarde Excel. der Hr. Graf von Hodiş, der Hr. Graf von Zierotin, der Hr. Graf von Curschwang und andere mehr, im gleichen die Herren Stände der Grafschaft Glaz allhier eingefunden, um Se. Königl. Majestät Cour zu machen und die devoteste Wünsche eines gesegneten Baades zu Füßen zu legen, welche denn auch allemal von Se. Königl. Majestät sehr gnädig aufgenommen worden.“ —

Erst der „Agl. Wirkliche Geheimde Etats-Kriegs- und dirigirende Minister“ Graf von Hoym, dessen Bild im Lesesaale hängt, nahm sich seit 1782, da er das erste Mal die Kur gebrauchte, des Ortes tatkräftig an. Die schöne Lärchenallee wurde angelegt, ein Gesellschaftsjaal mit Restauration, sowie ein Douche- und Tropfbad erbaut, der „Waldtempel“ errichtet und Parkanlagen geschaffen; unvergessen soll ihm auch die Errichtung des sog. „Armenbades“ und der Armenkassse auf Anraten des Arztes Dr. A. Foerster sein. Graf Hoym ist in Wirklichkeit als der Urheber der späteren Blüte der Bäder zu betrachten.

Steinkreuz-Zuschriften

Die Veröffentlichung des ersten Teiles unserer schlesischen Steinkreuz-Sammlung in den Arbeiten Paul Kuzer's III 16 und 17 hat zu unserer großen Freude von nah und fern aus unserem Leserkreise uns Zuschriften hierzu gebracht. Ehe wir im nächsten Hefte an den zweiten geschlossenen Teil unserer Steinkreuz-Sammlung gehen, wollen wir heute aus den bisherigen einzelnen Erzeugungen und Anregungen Einiges unseren Lesern mitteilen. Wir bitten alle unsere Freunde, uns in gleich freundlicher Weise wie die nachfolgenden gütigen Einsender auch bei unsren modernen Arbeiten namentlich Heimatschutz, Naturdenkmalspflege, Sammlung von Volksliedern, -spielen und -sprüchen in Schlesien zu unterstützen!

Wir lassen nun die einzelnen Leser, denen wir herzlich für ihre Mitarbeit danken, berichten:

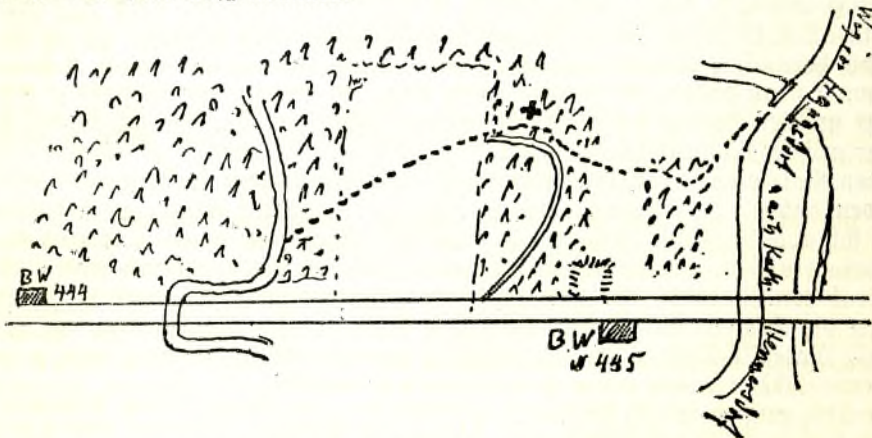
I.

Herr Professor Dr. Matthaei in Darmstadt schreibt uns:

Obwohl fern von der Heimat und seit Jahrzehnten in Hessen wohnend, bin ich doch in der Lage, Ihnen noch einen Beitrag zu den in den „Schlesischen Heimatblättern“ gebrachten Mitteilungen über das Vorkommen von Steinkreuzen in Schlesien geben zu können.

Als Schüler des Laubaner Gymnasiums wanderte ich in den 60er Jahren häufig an der neuerbauten Gebirgsbahn entlang nach meinem Heimatdorf Gersdorf am Queis. Zwischen dem Bahnwärterhäuschen Nr. 444 und 445 stand etwas südlich von letzterem an einem Fußpfade das [in vorliegendem Hefte als Nr. 1 abgebildete] Steinkreuz. Die Zeichnung auf demselben soll vielleicht, wie ich aus dem Aufsatze von P. Kuzer in den „Schlesischen Heimatblättern“ entnehme, ein Schwert darstellen. Die Sage ging, daß hier ein Mord begangen worden sei. Merkwürdig war, daß vor dem Kreuze stets ein Haufen trockener Reiser lag. Wie mein Vater mir sagte, legten die Leute, die vorübergingen, aus Aberglauben die dürrn Reiser vor dem Kreuze nieder.

Als Schüler habe ich damals das Kreuz abgezeichnet und von seiner Lage den beifolgenden Plan aufgenommen.



Ob das Kreuz heute noch steht, kann ich freilich nicht mehr sagen, da etwa 45 Jahre darüber hingegangen sind. Nehmen Sie meine Mitteilung als einen Beweis, daß auch trotz jahrelanger Trennung der Schlesier seine Heimat nicht vergißt."

II.

Frau Inspektor Jentsch in Dommitsch teilte uns mit:

„Angeregt durch Ihren Aufsatz über alte Steinkreuze mache ich Sie auf ein paar solcher aufmerksam. Sie stehen an der Chaussee Lüben-Steinau beim Dorfe Thiemendorf. Im Volksmunde heißt es, daß sie zur Erinnerung an das Scheiden zweier Freunde gesetzt seien, oder auch als Andenken an eine Mordtat

(wegen 25 Pfennigen!) und daß die Mörder dort begraben lägen. — Sie erinnern im Aussehen sehr an das letzte in Heft III 7 abgebildete.“

III.

Herr Postmeister Gaertner in Marklissa berichtet uns über ein dort noch vorhandenes altes Steinkreuz wie folgt:

Standort: Ostseite der evangelischen Kirche in Marklissa.

Größe: a) Höhe über dem Erdboden 50 cm.

b) Breite des Querbalkens 28 cm.

c) Breite des Stammes 11 cm.

d) Stärke 8 cm.

Material: Sandstein.

Besondere Zeichnungen auf dem Kreuz: Schwert, erhaben ausgearbeitet.

Ueber Sagen und Nachrichten ist nichts zu ermitteln gewesen.“

Wir geben das Kreuz in Abbildung 2 dieses Heftes wieder.

IV.

Von Herrn Postmeister S. Bedt-Sirichberg gehen uns folgende Mitteilungen zu: „Zum Kuber'schen Aufsatz S. 413 ist zu bemerken, daß der Stein am Rochelsfallwege nur Kreuzfigur aber keinen Spieß enthält.

In Heft 16 ist bemerkt, auf dem Steinkreuze bei Erdmannsdorf wäre die Jahreszahl 1786 eingegraben. Da man aber im 18. Jahrhunderte keine Sühnekreuze mehr zu errichten pflegte, das eben bemerkte nach seinem Zustande zu schätzen auch nicht zu den jüngeren anzusprechen ist, so begab ich mich an Ort und Stelle, um es genau in Augenschein zu nehmen. Eine neue weiße Ueberflüchtung, die es wahrscheinlich dieses Jahr erst erhalten hat, erleichterte die Besichtigung, wogegen früher das unreine gemischte Grau des Steins solche erschwerte und zu Täuschungen führen konnte. So habe ich gefunden, daß nicht nur 4 Zeichenstellen, wie für eine Jahreszahl, sondern deren auf dem linken Kreuzarme vorhanden sind, von dessen Ende bis zur Mitte (zur Schwertklinge) zu erkennen, aber davon höchstens 2 als Ziffern zu erachten sind. Die Zeichen sind nämlich folgende: 1731. Wenn man sich daraus Jahreszahlen bilden will, so müßten sie entweder 1173 oder 1731 heißen. Der erstere Fall ist ausgeschlossen, denn im 12. Jahrhunderte waren die Kreuz-Errichtungen noch nicht eingeführt; im 18. aber wie erwähnt, außer Übung gekommen. Auch würde im letzteren Falle über die Ursache der Aufstellung ein Vorgang in der mündlichen Ueberlieferung der Einwohnerschaft sich erhalten haben, was nicht der Fall ist. Wenn die Zeichen also wirklich etwas besagen sollen, so wird die Bedeutung wohl rätselhaft bleiben.“

V.

Endlich übermittelt uns noch Herr B. C. folgende interessante Nachricht:

„Man hat gegenwärtig schon über 200 Steinkreuze in Schlesien festgestellt; wenig genug weiß man über deren Zweck und Absicht zu sagen, deshalb kann nachfolgende Notiz ein Fingerzeig sein, in welcher Richtung man die Tendenz solcher Erinnerungszeichen zu suchen hat. In der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens“, Bd. VII, S. 344 ff. veröffentlichte Professor Dr. Stobbe Mitteilungen aus Breslauer Signaturbüchern, worüber sich aus CXII. a. 1423. p. 58 eine Stelle findet, die von einem Steinkreuze handelt.

Es sind nämlich am 18. Juni 1423 (Freitag vor Joh. Bapt.) Nidas Sachewicz, Alexius, Baufe, Puschke Reynbabe und Staube von Cadelaw erschienen und haben bekant, daß sie zwischen Lorenz Copeschke von Poduschewicz und Gregor Copeschken einerseits und Boze Mertin von Smolewicz anderseits, „eine ganze stete vorrichtung und entscheid gemacht haben von des Nots Lage wegen, der vorzeiten der ngen. Boze Mertin an dem egen. Lorenz Copeschken begangen hat in solcher maffe“, daß derselbe Boze Mertin den Kindern des Lorenz geben soll „VI. mr. gr. . . . und sol lassen lesen durch jelen seligkeit willen dreißig jelenmessen und in das Actenbuch schreiben lassen und dorzu eyn steynen Crucze zu eyne gedechtnisse und dorzu gaben came firtel Sweidnicz Wir den erbherren geben czwischen den nachstkommenden sand Michelsitag . . .“

Hier wird klar ausgesprochen, daß es sich um ein „Martell“ handelt — was wohl bei der Mehrzahl solcher Kreuze der Fall sein wird.“

Schlesischer Museums-Verein

Als vor einigen Jahren das Schlesische Museum sein erstes Vierteljahrhundert ohne Sang und Klang abschloß, sahen die ihm näher Stehenden nicht ohne Besorgnis in dessen Zukunft; denn mehr und mehr trat die Frage in den Vordergrund, wie es ermöglicht werden sollte, die historischen Lücken der Gemäldesammlung auszufüllen und gleichzeitig der neuen und neuesten Kunst gerecht zu werden.

Die Mittel für Neuerwerbungen sind nach Abzug der festgelegten Gelder, die zur Erweiterung der graphischen Sammlung, zur Vervollständigung des kunsthistorischen Apparates und der Bibliothek bestimmt sind, so überaus bescheiden, da ja auch die sich stets mehrenden Verwaltungskosten vom Jahresbudget bestritten werden müssen.

In früheren Jahren schon hatte der Direktor den Gedanken gehegt, auch in Breslau einen Museums-Verein, wie ihn Berlin und Frankfurt a. M. besaßen, zu begründen und im engeren Kreise versucht, ihm Anhänger zu gewinnen. Die Zeiten schienen aber in Schlesien noch nicht reif, die Gewöhnung, regelmäßige Beträge für Kulturzwecke anzulegen, noch ungenügend entwickelt; so mußte er diesen Lieblingsplan auf bessere Tage zurückstellen. Dieses Jahr brachte nun die endliche Erfüllung auf die schönste Weise. In dem Kreise der Breslauer Kunstfreunde selbst, gefördert durch die Initiative eines langjährigen Gönners des Museums entstand der Plan zu einer der Verwaltung unserer Kunstsammlungen werktätig zur Seite stehenden Organisation.

So bildete sich der Vorstand des Schlesischen Museums-Vereins: Landesrat a. D. Noack, Vorsitzender; Konjul Th. Ehrlich, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Wilhelm Korn, Schriftführer; Julius Brann, stellvertretender Schriftführer; Dr. Kurt v. Eichborn, Schatzmeister; Alfred Hamburger, stellvertretender Schatzmeister; Jakob D. Molinari, Beisitzer. In einem Aufruf, der die Kunstfreunde der ganzen Provinz zum Beitritt veranlassen sollte, wurde die Notwendigkeit des Vereins unter anderem in folgender Weise begründet:

„Der Verein bezweckt Abhilfe eines Notstandes zu schaffen, der sich bei dem Schlesischen Museum der bildenden Künste im Laufe der Zeit mehr und mehr fühlbar gemacht hat. Dem Museum stehen zur Erweiterung seiner Sammlungen in der Gemälde- und Skulpturenabteilung durchschnittlich nur 10—12 000 Mark jährlich zur Verfügung. Wohl werden durch gelegentliche Schenkungen Lücken ausgefüllt, aber es liegt in der Natur solcher Gaben, daß sie mehr dem Geschmack der Stifter als dem Bedürfnis der Sammlungen Rechnung tragen.

Hiermit ist das Feld bezeichnet, auf dem der Verein sich vorzugsweise betätigen soll: in zielbewußter Weise die Sammlungen des Schlesischen Museums der bildenden Künste zu vermehren und zu ergänzen. Es soll dabei der Tätigkeit des Vereins vorbehalten bleiben, soweit seine Mittel dazu ausreichen, helfend einzuspringen, wo es gilt, anderen schlesischen Sammlungen den Erwerb eines wertvollen Kunstwerkes zu ermöglichen.

Der Jahresbeitrag ist auf mindestens 100 Mark festgesetzt, um eine erfolgreiche Wirksamkeit des Vereins zu sichern. Wir dürfen aber darauf hinweisen, daß die Mitgliedsbeiträge in ähnlichen Vereinen anderer Städte wesentlich höher bemessen sind.“

In überraschend kurzer Zeit waren 113 Mitglieder geworben, und es besteht begründete Aussicht auf weiteren Zuwachs. Die Ankäufe sollen im Einverständnis mit dem Museumsdirektor gemacht werden, damit ein einheitlicher Zug Verein und Museum verbinde und jede Kräftezersplitterung von Anfang an ausgeschlossen bleibt.

M B

Hermann Stehr *)

Von Richard Dedo

I.

Der Dichter über sich selbst:

„Mein Lebenslauf hat die Eigentümlichkeit, daß bei geringer, äußerer Vielfältigkeit seine wesentlichen Linien in der Stille meiner Seele gezogen worden sind. — 1864, den 16. Februar, als fünftes Kind eines Sattlermeisters in Habelschwerdt geboren, besuchte ich die Volksschule, dann die Präsektenschule meiner Vaterstadt, siedelte mit 15 Jahren an die Präparandenanstalt nach Landeck i. Schl. über, um mich dem Lehrerberufe zu widmen, und kam mit siebenzehn Jahren an das Lehrerseminar meiner Heimatstadt zurück, das ich 1885 verließ. Dann wirkte ich auf verschiedenen Dörfern Schlesiens in meinem Berufe. Meine Kunst stammt direkt von meiner Mutter, einer stillen Frau, deren Seele so rein und groß blühte, daß sie ohne Intellektualismus im Besitze der ganzen Wunder dieser Erde war. Früh regte sich die Lust zum Schaffen in mir; mit 12 Jahren schrieb ich mein erstes Gedicht. Die Geheimnisse meines Lebens redet meine Kunst.“ —**)

Dem wahren Dichter ist Dichten Leben und Leben Dichten. Dieser Satz ist die genetische Gleichung: Leben, Sein gleich Bewußt-Sein, nur auf eine andere Formel gebracht, in der das gesteigerte, „verdichtete“ Bewußt-Sein der durch die Gradverschiedenheit des Lebens und Erlebens von allen anderen Seelen sich unterscheidenden Seele des Dichters ausgedrückt wird. Jenseits der Bewußt-Seinsinhalte, die für gewöhnlich das Dasein der Menschen füllen, liegt ein großes, weites Reich, in dem der Dichter daheim ist und der schaffende Künstler überhaupt, der wissend geworden um die Wunder und Geheimnisse des Lebens, dessen schwankende Erscheinungen im erhöhten Anschauen des „Werdenden, das ewig wirkt und lebt,“ mit dauernden Gedanken befestigt und verdichtet. Hier genießen sie, die echten Götterkinder, in ihrem inneren Selbst, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, und zu deren Leben erweitern sie so ihr eigenes Dasein, „mit ihrem Geist das Höchste und Tiefste greifend“.

Die Geheimnisse eines solchen, alle Höhen und Tiefen der Menschenseele durchmessenden Dichterlebens redet die Kunst Hermann Stehrs. Es ist nicht zuviel gesagt, was er selbst am Schluß der oben wiedergegebenen Lebensskizze behauptet. Alle seine Gestalten, die er bisher geschaffen, sind erzeugt von dem

*) Die dem Dichter jüngst zuteil gewordene Auszeichnung mit dem Bauernfeld-Preise verstärkt hoffentlich das Interesse für seine selbst bei den Landsleuten immer noch viel zu wenig gekannten und gewürdigten Schöpfungen. Aus seinem letzten Werke „Drei Nächte“ brachten die „Heimatblätter“ (Jahrg. II, Heft 19 u. 20) einen größeren Abschnitt. Als Einführung in die früheren Dichtungen ist der vorliegende Aufsatz gedacht.

**) In Nord und Süd 1904.

Anschauen des einen Unergründlichen, das in namenlosen Tiefen die schweren Rhythmen des Schicksalsliedes in dumpfem Arpeggio auf der Weltenharpfe greift. Auf allen lastet schwer wuchtend die Hand des Schicksals, das sie, die in der Nacht der Erde Geborenen, hineinstößt in das Leben, das ein Kampf ihres Traumes ist von irgend einem fernen Himmel voller Reinheit und Glückseligkeit, aus dem sie fielen, wie ein müdes, im weiten Fall schon sterbensatt gewordenes Blatt im Herbst (etwa Lenore Griebel), ein Kampf dieses Himmels-traumes mit der Erden schwere, und das Schicksal bereitet einem jeden sein Blut und das Blut einem jeden seinen Willen, und der ruft sie alle auf ihren Weg, den sie gehen müssen, in ihrem Erlösungsdrange in gleicher Weise schuldig und schuldlos, bis sie die dunkle Nacht der Erde nach blinden, unbezwinglichen Gesetzen wieder verschlingt. Der furchtbare Ernst des Wissens um die Nacht der Erde ist der Stil der Stehrschen Kunst, in ihm wurzelt die Tragik seiner Helden, von ihm aus wird auch die künstlerische Entwicklungslinie des Dichters geführt und bestimmt.

Die vollste Entfaltung, in allen diesen Elementen ausblühend, hat diese erfahren in Stehrs vorletztem Werke „Der begrabene Gott“.^{***}) Ein grauenhaft schmerzvolles Bild findet hier das Symbol des Stehrschen Mysticismus: die Wahnsinnsvision des Weibes, das die Nacht der Erde verbrennen will. So weit ausgeholt hat die Bildnergebärde des Dichters in keiner seiner früheren Schöpfungen: hier hat sie nach jenen Nebelfernen gegriffen, aus denen sich die frühesten Mythenbildner den Stoff für ihre Kosmogonien holten. — Das schöne, blonde Mariele träumt einen Glücks- und Reinheitstraum von einem einzigen lachenden Sonnentag, in dessen Feiertagsglanz sie einst ein schmucker Bauer als sein Weib einholen wird. In einer unerinnerlichen Stunde erfaßt er sie zum ersten Male und verläßt sie dann nie mehr, auch nicht in der Trübsal ihrer Ehe mit dem jähzornigen, habgierigen Krüppel, den sie, durch eine öffentliche Gewalttätigkeit gezwungen und aus Angst vor Schande geheiratet hat. Aus der Kette von Mißgeschicken, die ihren Mann im ersten Jahre ihrer Ehe treffen, Dürre, Mißernten, ein verlorener Prozeß, formt er eine Folter maßloser Angriffe auf sein unschuldiges Weib. Doch in deren gemartertem Herzen treibt der alte Glückstraum eine neue Blüte: Gott, der ihr all das Schwere auferlegt hat, sie zu prüfen, wird ihr ein engelschönes Töchterlein schenken. Mit bebenden, betenden Händen, rührt die Schwangere der Nacht der Erde an den Saum, der schon durch ihre Tage wachsend und wallend zu schweifen beginnt — was achtet sie darauf? Bald ist der Traum zu Ende: Marie kommt mit einem Wechselbalge nieder. Als sie zum ersten Male das Kind erblickt, schlägt sie eine totenähnliche Ohnmacht zu Boden nieder, von dem sie der Wahnsinn mit umklammerndem Griffen wieder aufhebt und sie hineinstößt in den letzten Kampf mit der Nacht der Erde. In ihrem Dahinbrüten über ihr grausiges Schicksal glaubt sie das Gelächter zu hören, das ihr Gott über sie ausstößt, da pakt sie die Heiligenbilder in ihre Schürze und vergräbt sie draußen im Schnee: „Tod um Tod. — Den Stoß of dei Herz, daß es zerbricht wie meis. Peiniger — Peiniger — Peiniger . . .“ Nun wartet sie auf ein wild Wunderbares, das sie mit ihrem Fluche beschworen zu haben glaubte, und schläft in diesem Warten ein, als werde sie ausgeblasen. Ueber ein Langes erwacht sie. Ein dröhnender Schlag hatte das Haus getroffen. Aus dem Zittern, das sich ihr mitgeteilt, löst sich ein zweites, unbegreifliches

***) Wie alle Bücher Stehrs bei S. Fischer in Berlin erschienen. (1906.)

Wesen los. Sie fühlt es in sich niedergleiten, zur Kammer, durch die Wohnstube hinauslaufen, und vor der Tür draußen im Hausflur ruft es mit der Stimme eines verängstigten Kindes nach ihr: „Mutter! — Mutter!“ Als sie öffnet, steht ihr blondes Engelskind, ihr „Wadala“, draußen, in die blaugefrorenen Händchen blasend. — „Warum bist du denn nicht eim Himmel geblieben? Hat er dich etwan rausgejagt weger mir? — Ege ei dr Nacht . . . ei dr Kälte, was?“ forschet sie erstaunt und ratlos. Wie nun das Mädchen statt aller Antwort in erbarmungswürdiges Schluchzen ausbricht, reißt die Mutter trunken vor Zorn das Kind in die Stube und schlägt krachend die Türe hinter sich zu. Der Wechselbalg erwacht davon aus seinem Starrkrampfe und beginnt meckernd zu schreien. Diese Töne dringen auf das Engelschen ein, es wird immer schemenhafter. „Mädla, Gretla, fürcht dich nich! — Ruhig! — Ruhig! — Ich will mei Kind behaln, ich brauch kee anderich!“ Sie ersticht den Wechselbalg mit den Kissen, sie wirft sich mit ihrem ganzen Körper darüber, bis die unholde Stimme erstorben ist. Dann hebt sie ihr Mädchen in die Wiege: sie braucht die Leiche nicht herauszunehmen; denn der tote Knabe ist ihr „Wadala“. Jetzt ist alles so, wie sie es gewünscht hatte in ihrem Traum und ihrer Sehnsucht und in ihrem Gram. Wiederum rühren ihre Hände, die in wilder Verzückung die kleine Bettstatt tausend schwingen, der Mutter Nacht an den Saum: als der von der Wiege gleitet, greift sie der Leiche ins eiskalte Gesicht. Plötzlich schleudert sie sich auf. „O, nu weck ich s! Die Erde hat dich totgemacht. Un mich auch. — Licht . . . Licht . . . Licht! — übrall bis an die Decke, zum Dach hinaus, lauter Licht! Mir wern de Nacht verbrenn' of dr Erde. Darnach sein mir alle erlest, mir un alle Menschen.“ — Bald steht ihre Welt an allen vier Himmelsrichtungen in Flammen. Auf ihrem Gesicht liegt seliges Leuchten. Mit unbändiger Gewalt singt sie das Wiegenlied bis zum letzten Atemzuge, bis alles in Asche zusammensinkt. — „Aber die Nacht der Erde blieb doch. Denn die läßt sich nicht fortzuschaffen. Sie gebärt den Menschen; sie nimmt ihn wieder von hinnen. Und zwischen der Nacht des Aufganges und des Niederganges schwingt auf gar engem Raume die Stundenglocke des Menschendaseins. Ihr Klang ist ewige Sehnsucht in notvollem Kampf und bitterster Süße.“ —

Wie hier im „Begrabenen Gott“ die wachsende Empörung und Verzweiflung des Weibes mit einer, „bis hinter die neunte Haut“ blickenden Psychologie, um mit Stehr selbst zu reden, analysiert wird, so hat der Dichter in seiner Novelle *) „Der Schindelmacher“ eine ähnliche Verzweiflungstat eines in langer Stumpfheit gefesselten Menschen mit einer schlechthin meisterhaften Kunst des geschlossenen Aufbaues der Handlung geschildert. Als dem dreiundfünfzigjährigen Schindelmacher Tone sein Weib starb, da „war dr Treibriema atzwee, der wo arnd woher, was mr noch nie wessa, ei de Schlenkermaschine, da Menschaleib do, Sinn bringt“. Eine dumpfe Trägheit und eine willenlos machende Stumpfheit war über ihn gekommen, „wie ei am Pusche, wenn ke Veltla gieht, dunkel, derstorba“, die ihn sieben lange Jahre bei seinen boshaften, schmutzig geizigen Kindern unter den niedrigsten, gehässigten Anfeindungen und den boshafesten Beschimpfungen das kärgliche Brot des Ausgedingers in stumm würgender Qual hinunterschlucken ließ. Da rührt in einer Nacht das Bild seines verstorbenen Weibes an seiner Seele, daß die sich mit einem Male ihres namenlosen Elendes besinnt. Und nun beginnt in ihr ein Funkenstieben von Zorn und Wut, von

*) 1899 erschienen.

Saß und Rache, daß das wieder erwachende, unbändige, berauscheude Kraftgefühl des riesigen Alten und sein wild losbrüllender Ruf: „s muß anderisch warn, alls, alls, alls!“ zur fressenden Flamme der Vernichtung zusammenballt. Hier hat der Dichter — es ist nicht zuviel gesagt — seinen Helden in die wilde, wolkenzerrißene, mondnächliche Größe und Erhabenheit des „Lear“ hineingehoben. Gewitterstürme rasen durch die Nacht und spielen mit knatternden, frachenden Blicken und dem rollenden Fortissimo der Donnereschläge auf zu dem wilden Tanze der Vernichtung, den der riesige Greis auf dem Dache seines töricht verschenkten Eigentums in wilder, sich immer steigender Verzüdung beginnt. Den schweren, eisernen Püdel wie eine befreiende Klinge spielend in der Luft schwingend, rastet er nicht eher, als bis er den letzten rostigen Nagel mit blutenden, zerrißenen Händen gelockert hat. „Das war kein Mensch mehr, er war ein Teil der blinden Naturkraft geworden.“ Beim Morgengrauen steigt er herunter von dem Trümmerhaufen, um draußen auf dem Felde sein erbarmungsloses Zerstörungswerk fortzusetzen; die Sense funkelt im Scheine der ferneren Blitze und führt ihre vernichtenden Streiche nach dem harten Takte des Racheliedes, an dem sich der Schindelmacher berauscht: „Arm missa se warn. Was ich gegang ha, kann ich auch wieder nahma. Haha!“ Die blasse Frühsonne des kommenden Morgens findet Tone erhängt in der Ecke, wo vor sieben Jahren sein Weib gestorben, und zaubert auf seinem erstarrten Gesichte ein friedseliges, von allem Graus gereinigtes Kinderlächeln hervor, als ob er durch die Tore des Todes seinem Weibe grüßend entgegen schritte.

Auf den „Schindelmacher“ folgte 1900 Stehrs erster Roman „Lenore Griebel“. Wie in seinem vorletzten Werke, dem „Begrabenen Gott“, gibt der Dichter auch hier die unsäglich traurige Geschichte einer unglücklichen Ehe, in die das blinde Schicksal zwei durchaus ungleichartige und wertige Menschen hineingestoßen hat; nur daß hier das Weib sich nicht zu der Heldengröße Mariens im „Begrabenen Gott“ auswächst, sondern wie eine welcke Blüte, die ein milder November der fahlen, kraftlosen Erde abgeschmeichelt, mitten auf den Wellen lachendster Menschenzeit hinübertaumelt in den grauen Tod. Lenore Marsel entstammt einem verarmten Geschlechte, dessen letzten Sprossen die engen Räume der Armut die Flügel des Stolzes gebrochen hatten. Die zwecklose, quälende Sehnsucht nach dem Glanze der großen Vergangenheit hatte ihre Mutter unbedacht genährt, wenn sie an Sonntagen, an denen das Feiertagslicht in müßiger Schöne die kleinen Fenster umspielte, die Glanzfäden gleißender Märchen in die traumüchtige Seele des Kindes spann. Lenore wird das Weib des dumpfen, alltäglich braven Tuchmachers Josef Griebel, dessen uraltes, düsteres Haus in der Wallergasse die zarte, müde Menschenblüte in seine vielkammerige, weite Brust aufnimmt zu einem langsamen Dahinwelken. An der Seite dieses Mannes, der, ohne jede Ferne, in seinem Leben noch nie zu tiefen, fiebernden Atemzügen gekommen war und seine Jahre genossen hatte wie ein immer gleichmäßig gebackenes Brot, und dessen stiller Bundesgenosse in seinem plumpen, stumpfen Kampfe gegen Lenorens seltsame, läche Offenbarungen ihres überzarten Nervenlebens sein stummes, unheimliches Haus wird, in dessen öden, weiten Räumen sich gleichsam die behäbige Rechtschaffenheit und die schwunglose Seele seiner früheren Bewohner verkörpert, erliegt Leonore in körperlichem und geistigem Siechtum der Nacht der Erde. Diese Krankheitsgeschichte, die das Problem des modernen Weibes mit seiner durch eine endlose Ahnenreihe animalisch verbrauchten Physis und seiner durch eine ebenso lange Kulturentwicke-

lung unendlich verfeinerten Psyche fast durchgängig hart streift, hat Stehr, dieser schlichte, seßhafte Mann aus dem Volke, als Elementarlehrer in steter, täglicher Berührung mit den Kleinbauern und Arbeitern seiner entlegenen Heimat, mit einer verblüffenden Kenntnis der letzten, feinsten Verästelungen des Trieb- und Traumlebens eines modernen Weibes analysiert, als ob er jahrelange Studien dazu in der flutenden Fülle des Großstadtlebens angestellt hätte. Daß dieser Mangel an empirischen Beobachtungsmaterial dennoch eine bis in die qualvoll fürchterlichen Tiefen der Grenzgebiete des Sinnen- und Seelenlebens schürfende, ja mit Vorliebe gerade die „psychopathischen Minderwertigkeiten“ behandelnde Psychologie nicht ausschließt, beweist, daß Stehr begabt ist mit einer fast visionären Kraft der Seelenzerfaserung, die ihn mit einer unbeirrten, unerhörten Sicherheit einen von keiner wissenschaftlichen Forschung ausgetretenen, schmalen, schwanken Pfad finden läßt in die nebelverhüllten Abgründe hinein, in denen die Nacht der Erde den Menschen gebiert aus Tier und Gott, aus Leid und Lust, aus Sucht und Sehnsucht, aus Traum und Tat!

Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Vögel

Von N. Knaaf, Breslau

A. Insekten- und Körnerfresser.

Ueber Nutzen und Schaden, den die Vögel im großen Haushalte der Natur anrichten, ist schon unendlich viel gesprochen und noch mehr geschrieben worden. Verdienstvolle Ornithologen, die gewiß Sachkenner sind, wie die Herren Professor Dr. G. Rörig an der Kaiserlich Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft, seine Mitarbeiter Jacobi und Schwarz, Pastor Wilh. Schuster zu Gonsenheim, Freiherr von Berlepsch, Naumann und viele andere, — ich führe nur einige der bekanntesten Namen an — haben mühevollen Arbeiten geliefert, zeitraubende Versuche angestellt und namentlich in tausenden von Fällen genaue Untersuchungen von Mägen der verschiedensten Vögel und Vogelarten ausgeführt, um mit absoluter Sicherheit nachweisen zu können, welche verschiedenartige Nahrung die in Freiheit lebenden Vögel zu sich nehmen, in welchen Mengen dies geschieht und ob die so festgestellte Ernährungsweise für uns Menschen, namentlich für die Gärtner, Land- und Forstwirte Nutzen bringt oder Schaden bedeutet. Der Nutzen überwiegt den Schaden um vieles; er ist so bedeutend, daß wir nur einen geringen Teil unserer Schuld abtragen, wenn wir unsere Vögel nach bester Möglichkeit schützen.

Herr Pastor Schuster trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in dem Abschnitte „Vögel und Insekten“) sagt:

„Ohne die Vögel würde sich das Insektenheer selbst auf lokal beschränkten Geröllstücken zu ungezählten Millionen vermehren; es würde kein Baum und Strauch, kein Blatt, keine Nadel und kein Moos, sei es auch noch so unscheinbar, von der Freßlust der Insekten verschont werden, kein Fäserchen würde auf dem Erdboden übrig bleiben; wieviel weniger würde der Mensch Korn und Trauben, Äpfel, Birnen und Nüsse einrnten.“

*) Aus „Wertschätzung unserer Vögel“. Verlag Gera-Untermhaus.

Absolut nützliche oder absolut schädliche Vögel gibt es nicht. „Keine Art“, sagt Altum, „kann durch eine andere ersetzt werden, keine ist im großen Haushalte der Natur überflüssig, jede hat ihre besondere Hauptaufgabe.“ — Der bei uns so nützliche Star, dessen Tätigkeit Lenz rechnerisch nachgewiesen und bei einer Familie von 6 Köpfen auf täglich ungefähr 1000 Schnecken pp. angenommen hat, kann in Weinbergen und Kirchenanlagen erheblichen Schaden tun, da er mehr Früchte verwüftet, als er zu seiner Sättigung bedarf. Gleiche unangenehme Gäste sind die verschiedenen Grasmückenarten in den Feigen-, Wein- und Olivenanpflanzungen am Mittelmeer. Der Hühnerhabicht bringt hingegen Nutzen durch Vertilgen der dem Singvogelbestande so schädlichen Eichhörnchen.

Um festzustellen, welche Nahrungsquantitäten die einzelnen insektenfressenden Vogelarten unserer Heimat verbrauchen, sind bei der Kaiserlichen Biologischen Anstalt und im Berliner Zoologischen Garten (einer Musteranstalt bezüglich Vogelpflege) Fütterungsversuche mit folgenden Vogelarten angestellt: Weidenlaubvogel, Gartenrotschwanz, Rotkehlchen, Rohlmeiße, weißer Bachstelze, rotrückigem Würger, Singdrossel, Star, Eichelhäher, Nebelkrähe. Es wurde das verabreichte Futterquantum, der Futterrückstand und das Verstreute genau gewogen, bezw. die gereichten Würmer gezählt, und da hat sich herausgestellt, daß die kleinsten bei uns lebenden Vögel: „Goldhähnchen, Laubsänger, Zaunkönig, Schwanz- und andere Meisen,“ deren Körpergewicht sich zwischen 5 und 9 Gramm bewegt, im Sommer etwa 30, im Winter gegen 24 Prozent ihres Lebendgewichts an Trockensubstanz ihrer täglichen Nahrung bedürfen. Vögel, die 10 bis 14 Gramm wiegen, begnügen sich mit 26 bezw. 22 Prozent, bei solchen, die ein Gewicht von 15 bis 20 Gramm haben, ergibt sich ein täglicher Bedarf von 14 bis 20 Prozent usw. Also die kleinsten Vögel sind im Verhältnis die ärgsten Fresser und mithin die größten Feinde unserer geflügelten Insekten und deren Brut. — Der kleine Vogel, — und das macht ihn für den Gartenbesitzer besonders wertvoll — der eine größere Nahrungsmenge zu bewältigen hat, der tausende von Insekten pp. täglich verbraucht, dessen Magen auf einmal aber nur geringe Mengen fassen kann, muß während des Tageslichtes fortwährend Futter suchen, da sein überaus reger Stoffwechsel den Magen sehr schnell leert. Deshalb sind die Vögel auch vom frühesten Morgen bis zum späten Abend unermüdlich tätig. Im Winter haben sie nur halb so viel Zeit zum Futtersuchen wie im Sommer, wo die Tage bedeutend länger sind.

Um den Begriff „Trockensubstanz“ deutlicher und faßlicher zu gestalten, führe ich an, daß 100 Stubenfliegen bei einem Gewichte von 1,44 Gramm 30 Prozent, 100 Pfauenaugen, die 133,5 Gramm wiegen, 27,8 Proz., 100 Mehlwürmer, 17 Gramm schwer, 3 Prozent, frische Ameiseneier nur 23,9 Prozent, getrocknete dagegen 84—88 Prozent Trockensubstanz ergeben. Wenn also ein Goldhähnchen 6 Gramm wiegt, so würde es zur täglichen Nahrung ca. 150 Fliegen bedürfen.

Bei den Fütterungsversuchen wurde ferner festgestellt, daß die Vögel innerhalb gewisser natürlicher Grenzen an Insekten alle Arten nehmen, die sie erhaschen können; sie machen höchstens insofern einen Unterschied, als sie weichhäutigen vor hartschaligen den Vorzug geben, wenn beide gleich bequem zu

erreichen sind. Dadurch, daß die meisten Kerbtiere in mehreren Entwicklungsstadien auftreten, die von einander äußerlich sehr verschieden sind, erklärt es sich, daß es keine, irgend welcher Art gibt, die ständig vor der Vogelwelt sicher wären. Behagt den Vögeln die Raupe nicht, so halten sie vielleicht das Ei oder die Puppe für einen Leckerbissen, und sind ihnen diese Jugendformen nicht zugänglich, so stellen sie den ausgebildeten Kerfen oder Schmetterlingen nach. Es ist darum nicht richtig, wenn gesagt wird, daß unsere Meisen den Nonnen keinen erheblichen Abbruch tun, weil sie verschmähen, die Falter und Raupen zu verspeisen. Dafür beseitigen sie um so gründlicher die zwischen den Rindenrissen sitzenden Eier und Puppen des gefürchteten Schädlings.

Alle unsere kleinen Vögel nehmen Insekteneier in größeren Mengen zu sich, sie suchen Bäume und Sträucher in eifriger Arbeit und in so hervorragender Weise ab, daß ihnen nicht leicht etwas entgeht. — Wurden den gefangenen Vögeln Insekteneier auf natürlicher Unterlage geboten, so nahmen sie solche gern und willig an. 3 Blau- und 3 Tannenmeisen verzehrten neben dem ihnen gereichten Mischfutter und Mehlwürmern täglich etwa 2000 Nonneneier; wurde ihnen das Mischfutter entzogen und täglich 5 bis 10 Mehlwürmer für den Vogel gegeben, so steigerte sich der tägliche Verbrauch auf 8000 bis 9000 Stück. Nimmt man den Durchschnitt mit täglich 5000 Stück an, so macht das in einem Monat für einen Vogel 150 000 Eier oder ebensoviel Raupen. Die Eierwülste des Kiefernprozessionsspinners waren als Nahrung ebenso beliebt, und es wurde nicht bemerkt, daß die Vögel trotz wochenlanger Fütterung damit ihrer überdrüssig geworden wären. Diese für die Kleinheit der Vögel ungeheueren Nahrungsmengen wurden von Tieren verzehrt, die in Gefangenschaft gehalten wurden, sich also nicht frei bewegen und ausarbeiten konnten. Wieviel größer muß das Nahrungsquantum sein, wenn der Vogel sich frei ausfliegen kann. Es tritt dadurch eine erhöhte Muskelaktivität und gesteigerte schnellere Verdauung ein. Bekanntlich finden freilebende Vögel Insekten und deren Eier in allen Schlupfwinkeln, letztere mögen noch so versteckt sein. Spechte und Meisen gelangen zu den äußerlich oft nicht sichtbaren Borkenkäfern, spüren die Kiefernrindewanzen untrüglich auf. Nachtigall, Star, Drossel, Rotkehlchen finden mit Leichtigkeit die Larven und Würmer, welche unter der Boden- und Laubdecke verborgen sind. Wie vorsichtig ziehen Drossel und Star Regenwürmer aus dem Boden, damit der Wurm nur nicht abreißt. Zur Zeit der Jungenpflege nehmen unsere Körnerfresser gern tierische Kost zu sich, selbst der Sperling fängt dann Schmetterlinge und Fliegen.

Die Behauptung, die Drossel nähre sich nur im Frühjahr während der Aufzucht ihrer Jungen von Animalien, kann nach den angestellten Fütterungsversuchen nicht aufrecht erhalten bleiben. Es wurden den Tieren gleich aussehende Schalen vorgelegt; in der einen befanden sich Beeren, in der zweiten Würmer. Die lebend verabreichten Würmer verkrochen sich bald in die Erde oder das vorhandene Laub. Wer die Art des Futternehmens der Drossel kennt, weiß, daß den Würmern das Verfrischen in die Erde nichts nützt; sie wurden bald gefunden und mit Behagen verspeist. Wenn das Futter erneuert wurde, fanden sich immer noch Beeren in der Schale vor, nie war ein Wurm vorhanden.

Welche Mengen von Nahrung von den einzelnen Tieren verbraucht waren, ergaben die gemachten Aufzeichnungen. Ein Kukud verspeiste in 14 Tagen mit gutem Appetit 224 Mehlwürmer, 963 Ringelspinner, Schwammspin-

ner-, Nonnen- und Kohlweißlingsraupen; 2 Sing- und 1 Weindrossel in 2½ Tagen; 79 Ebereschenebeeren, 16 Hollunderbeeren, 234 Heidelbeeren, 97 Preiselbeeren, 220 Regenwürmer und 684 Mehlwürmer. Ein Jaunkönig fraß 64 Mehlwürmer, die ihm vorgesetzt waren, hinter einander auf. Ueble Folgen stellten sich nach dieser Riesenleistung nicht ein. Gimpel sind Feinschmecker, sie saugen den Mehlwurm vollständig aus und werfen die Haut fort.

Fortsetzung folgt

Schlesische literarische Neu-Erscheinungen.

1. Hermann Dahl, Schiff-Lotte. Eine Dichterliebe. Novelle 116 S. Wien (P. Knepler) 1910. 2 M.
2. Georg Epstein, Ins neue Land. Eine stille Geschichte. Berlin (Boll & Rickardt) 1910. 173 S. 2,50 M., geb. 3,50 M.
3. August Friedrich Krause, Das stille Leuchten. Roman. 307 S. Berlin (E. Fleischel & Co.) 1910. 4 M., geb. 4,50 M.
4. Konrad Maß, Zum Licht. Roman. 209 S. Leipzig (Neuer Verlag deutsche Zukunft) 1910. 3 M., geb. 4 M.
5. Oskar Erich Meyer, Lieder des leisen Lebens. Gedichte. München (H. Piper & Co.) ca. 2 M.
6. Richard Kranz, Stunden des Glücks. Novellen und andere Dichtungen. Landeshut i. Schl. (Paul Schulze).
7. Robert Kurpiun, Der Mutter Blut. 481 S. Breslau, Kattowitz, Leipzig (Phönixverlag). 5 M., geb. 6 M.

Helden der Arbeit

Schwester Ottilie

IV

Novelle von Hermann Hoppe

Fortsetzung

Der Arzt erkannte bald, daß hier ein treues Herz in seinem Innersten getroffen war, daß eine ehrliche, reine Seele den Glauben an die Wahrschaffigkeit der göttlichen und menschlichen Ordnung, an Recht und Gesetz zu verlieren drohte. Hier konnte nur eins helfen: schwere, verantwortungsvolle Arbeit, die dem grübelnden Verstande nicht Zeit ließ, über sein Unglück und das ihm zugefügte Unrecht nachzudenken.

So war Ottilie Schwester geworden und nach ein paar schweren, arbeitsreichen Lehr- und Ausbildungsjahren auf ihren Wunsch in das stille, westabgelegene Allersdorf gekommen. Und hier . . gerade hier mußte sie ihn wiederfinden, hier, wo sie ihn mit seiner vornehmen, verwöhnten Frau am allerwenigsten gesucht hätte. Hier sollte sie nun als Schwester tätig sein und vielleicht der Frau Liebesdienste erweisen, die ihn ihr abwendig gemacht hatte . . .

. . . Das alles hatte die Pastorin mehr durch kluge Fragen herausbekommen, als daß es Ottilie zusammenhängend selbst erzählt hätte. Doch nun stand die Schwester auf und schüttelte sich, als wollte sie all die Unbill und Kränkungen von sich abschütteln. Eines war ihr klar in diesem Augenblick, daß sie den Direktor haßte . . ihn und seine schöne Frau. Auf weitere Fragen der Pastorin gab sie keine Antwort mehr. Dann ging sie hinunter, um nach den Kindern zu sehen, von denen heute zu ihrer Verwunderung eine Anzahl

fehlte. Die Erklärung dafür ließ nicht lange auf sich warten, denn einige Mütter erschienen und baten jammernd die Schwester, doch bald mit ihnen zu kommen; ihre Kinder lägen zu Hause mit schwerem Fieber und drohten zu ersticken.

Ottilie tröstete die geängstigten Mütter und versprach, ihnen bald Hilfe zu bringen. Als die Arbeiterfrauen gegangen waren, kamen der Schwester doch Bedenken, ob es sich nicht etwa gar um epidemische Erkrankungen handeln könnte, da die Schilderung des Krankheitsbildes bei allen Müttern die gleiche gewesen war. Rasch entschlossen schickte sie daher die ihrer Obhut anvertrauten Kinder wieder nach Hause, holte ihren Arzneikasten und ging zu den bekümmerten Müttern, um deren Kinder zu pflegen.

Wer fragte in dieser Stunde der Gefahr nach ihrem Schmerze, ihrer Verzweiflung? Sie durfte ja nicht daran denken, durfte nicht als Mädchen, als Weib empfinden. Für sie gab es nur die Arbeit, die Pflicht, mit einer heimtückischen, grausamen Krankheit zu kämpfen und dem drohenden Tode ein paar armselige Menschenleben abzurufen.

Ihre Befürchtung hatte Ottilie nicht betrogen. Bei den Kleinen, zu denen sie gerufen worden, war Diphtheritis ausgebrochen. Bei rechtzeitiger Hilfe hätte dem Ausbruch der Krankheit vorgebeugt werden können. Doch die Sorglosigkeit der Arbeiterfamilien holte die Hilfe erst, als es schon zu spät war.

Ottilie meldete die Krankheitsfälle sofort pflichtgemäß dem Amtsvorsteher, und dieser gab die Meldung alsbald telephonisch an den Kreisarzt weiter. Bald nach Mittag kam der Kreisarzt an. Da er wegen der weiten Entfernung von der Kreisstadt die Behandlung der Kranken nicht übernehmen konnte, hatte er zu diesem Zwecke einen jüngeren Kollegen mitgebracht. Die beiden Ärzte fanden die Meldung der Schwester bestätigt, und der Kreisarzt ordnete im Einvernehmen mit dem Amtsvorsteher das Nötige an. Dann ging er zum Pastor, um bei diesem als dem zuständigen Schulinspektor die Schließung der Schule zu beantragen.

Als die Pastorin Ottilie verlassen hatte, war sie stracks in das Arbeitszimmer ihres Gatten geeilt und hatte diesem das tragische Geschick der Schwester und ihr unverhofftes Wiederfinden des treulosen Geliebten erzählt.

Der Pastor erschraf. Eine solche wenig vornehme Handlungsweise hätte er dem Direktor nie zugetraut. Trotzdem verhehlte er sich nicht, daß die Lage beider Teile, sowohl des Direktors als auch der Schwester, bei einem unvermeidlichen Zusammentreffen sich äußerst peinlich gestalten müßte. Ausweichen? War denn ein Ausweichen in einem Orte wie Allersdorf überhaupt möglich? Der Direktor war doch nun einmal da und konnte vermöge seiner Stellung und seines Reichtums viel Gutes im Dorfe tun. Ihn durfte man doch unmöglich vor den Kopf stoßen.

Siehe es aber nicht auf der anderen Seite, der Schwester Uebermenschliches zumuten, wenn man sie tagtäglich der Möglichkeit aussetzte, mit dem Verräter an ihrem Glück zusammenzutreffen, oder der verhaßten Nebenbuhlerin Liebesdienste erweisen zu müssen? Dazu war ihnen die Schwester mit ihrer heiteren Ruhe und ihrem unermüdlischen Schaffenseifer viel zu lieb geworden und ans Herz gewachsen. Und doch füllten sich die Augen der Pastorin mit Tränen, wenn sie an die Möglichkeit dachte, Ottilie wieder ziehen zu lassen, die sie schon gar nicht mehr entbehren zu können glaubte.

Doch der Pastor erklärte ihr, daß kaum ein anderer Ausweg übrig bliebe, wollte man Schwester Ottilie nicht täglich neuen Schmerzen und Demütigungen aussetzen. Nach langem, reiflichen Ueberlegen entschloß sich der Pastor, an das Mutterhaus eine genaue Darlegung des Falles zu schreiben und ihm die Entscheidung darüber zu überlassen. Er setzte auch den Brief im Laufe des Nachmittags auf und las ihn der Pastorin vor, die ihm in allen Stücken beipflichtete.

Der Pastor hatte kaum die letzten Sätze des Briefes in der Reinschrift vollendet, als der Kreisarzt bei ihm eintrat und ihm von der beginnenden Diphtheritisepidemie Mitteilung machte.

Im Habernsortieraal der Papierfabrik hatten sich einige Frauen und Mädchen an infizierten Lumpen angesteckt und die Krankheit in ihre Familien eingeschleppt. In Verbindung mit dem Amtsvorsteher hatte der Arzt sofort alles Nötige zur Bekämpfung der Seuche getan, und auch der Pastor ordnete alsbald die Schließung der Schule an, nachdem er von dem Fehlen einer Anzahl von Schülern Kenntnis erhalten hatte.

Schwere Tage standen der Gemeinde Allersdorf bevor.

Unter diesen Verhältnissen war an einen Wechsel der Krankenschwestern gar nicht zu denken. Schwester Ottilie mußte bleiben. Sie kannte die Leute im Dorfe und war die einzige und beste, die jetzt wirklich mit Erfolg Hilfe leisten konnte.

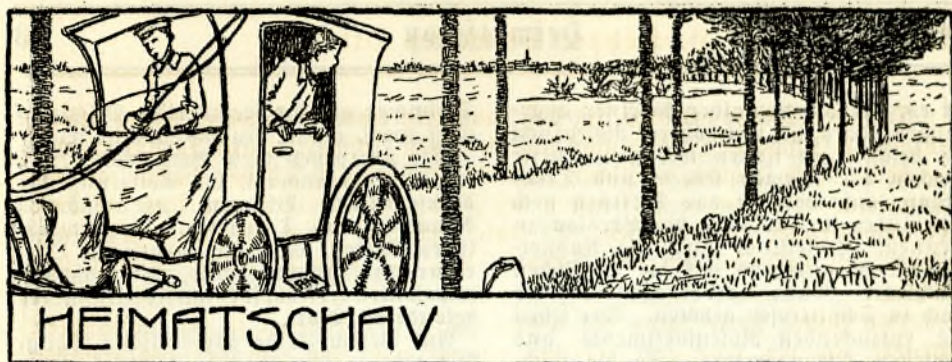
Des Pastors Brief an das Mutterhaus wanderte anstatt auf die Post in den großen Schub des Schreibtisches, um später abgefordert zu werden.

Als am Mittag desselben Tages der Direktor mit Frau und Kind in gewohnter Weise beim Essen saß, erzählte ihm Frau Helene von ihrer Begegnung mit der Krankenschwester, die wohl leidlich hübsch, aber desto unhöflicher sei, denn die Schwester habe sie, die Frau Direktor Helene Richter, geborene Kämpfe, nach ihrer freundlichen Anrede ohne Gruß und Dank einfach stehen gelassen.

Der Direktor hörte kaum darauf, was ihm seine schöne Frau erzählte. Er starrte sinnend vor sich hin und zeichnete mit den Zinken seiner Gabel Figuren auf das Tischtuch. Als Helene eine Antwort von ihm heischte, sah er mit besorgten Augen nach seinem Jungen hinüber, der mit glühendem Gesicht und fliegendem Atem vor seinem Teller saß und sich das hungrige Mäulchen vollstopfte, denn er war mit der Mutter den ganzen Vormittag weiblich im Garten herumgetollt.

„Es ist nur gut, daß wir jetzt eine Schwester hier haben,“ sagte der Direktor dann, ohne auf Helenes Anklagen weiter einzugehen. „Sie hat schon viel Arbeit bekommen.“

Und er erzählte, daß in der Fabrik eine Anzahl der Arbeitskräfte fehlte, teils wegen eigener Erkrankung, teils wegen der Erkrankung der Kinder daheim. Die entsetzte Mutter des kleinen Hansi hörte, daß der furchtbare Bürgengel Diphtheritis auch schon einige Kinder der Fabrikbeamten mit seinen erbarmungslosen Krallen gepackt habe.



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Die Rosen-Ausstellung in Riegnitz (25. Juni—10. Juli)

Die vom Verein deutscher Rosenfreunde veranstaltete Ausstellung bedeutete einen großen, vollen Erfolg. Die günstigen Platzverhältnisse in Riegnitz, die garten-technisch-künstlerische Leitung durch den Riegnitzer Königl. Gartenbaudirektor Stämmler und schließlich auch die guten Witterungsverhältnisse in diesen Tagen, haben die Schönheit des Unternehmens voll zutage treten lassen. Der Stadtpark von Riegnitz ist schon in gewöhnlichen Tagen eine Sehenswürdigkeit, die den Titel „Gartenstadt“ rechtfertigt. In der Gestalt als Blumenbeet — denn das war der gesamte Park während der Ausstellung — vermochte sich niemand der ungeheuren Massenwirkung zu entziehen. Waren doch nicht weniger als 40000 Rosenbäumchen angepflanzt worden.

Es ist nicht leicht, etwas Abschließendes über eine Ausstellung zu sagen, die umfassend und vielseitig ist. Was gerechte Kritiker, deren Objektivität unzweifelhaft ist, anerkannt haben, sei an die Spitze gestellt: noch nie hat Schlesien eine so glänzende, große Ausstellung auf dem Gartenbau-Gebiet gesehen!

Der Eingang zum Schiekhause bildete zugleich den Eingang zur Ausstellung, modern mit Blumenportalen verziert. Tag für Tag erklingen die Weisen der Regimentskapelle, einen heitern Empfang bereitend. Ein erster Blick über das riesige Ausstellungsgebäude drängt Eindrücke von solcher Gewalt in das überraschte Auge, daß man verworren stehen bleibt, unschlüssig, wohin zu wandern. „Wo man's packt, da ist's interessant!“ Die abwechslungsreich gestaltete Boden-

fläche, auf der die vorhandenen Baum- parkgruppen und künstlich geschaffenen kleinen Hügel eine hübsche Gliederung herausbringen, ist belebt von Zehntausenden von Blumenaugen; man merkt, daß hier wochenlang emsig und verständig gearbeitet worden ist. Alle Eindrücke, aber auch alle ohne Ausnahme, sind vollkommen. Nichts Unfertig, keine Halbheiten!

An 150 Aussteller aus allen Teilen Deutschlands sind aufgezogen mit ihren schönsten, vollkommensten Produkten. Und dabei ist gleich etwas anderes zu sagen: aller Plunder, Jahrmarktsschund ist ferngehalten. Nur edelste Gartenbaukunst und was zu solcher Bezug hat, ist vorgesetzt. Auffällig wirken auch bald die 13 großen Gartenhäuser und die 350 qm große Halle für Kollektivausstellungen. Harmonisch fügt sich das Ganze in den alten, teils 30, teils 50jährigen, von Beholdt-Muskau angelegten Stadtpark ein — es ist ein Bild, dessen man sich nicht lange genug erfreut!

In lieblich gewundenen Gängen um die Beete und Baumgruppen, Hügel und Zelte kann man in 2 bis 3 Stunden einen flüchtigen Ueberblick auf die Ausstellung erlangen. Die Gruppierung der Rosen ist für das Auge höchst erfrischend, indem die Farbengruppen zusammengestellt sind, aber auch sonst erheitende Abwechslung hineingebracht ist. Da sieht das Auge die 200 Mme. Caroline Testout, die 100 Richmond, die seltensten Züchtungen der Firma P. Lambert in Trier, der größten Rosenzüchterei Deutschlands, der Vereinigten Rosenzüchter Uetersee-Holstein, von W. Cordes in Elmshorn, Holstein, von Conrad Maack-Mellingen in Holstein, aber auch von schlesischen Rosenzüchtern, wenngleich bekannt werden muß, daß Ostdeutschland nur wenig leistet auf dem Rosenzuchtgebiet. Erfreulich

ist es, daß die Piegnißer Gärtner angefangen haben, sich mit höherer Rosenzucht zu befassen, so finden wir ganz nette Sachen der Firmen Rocem und Teichmann; außerdem ist aus Schlessien noch W. Guder in Carlowitz bei Breslau zu nennen. Hauptsächlich wirkt die Ausstellung recht anregend auf die schlesischen Fachleute. Ganz Hervorragendes wird auch in Schnittrosen geboten. Wir sehen die entzückenden Rosenfortiments und zartesten Arrangements. So die reichhaltigste und beste Sammlung in den vom Verein der Rosenfreunde aufgestellten 300 Rosenforten. 35 Nummern bot diese Abteilung der Ausstellung.

Eine dritte Ausstellungsabteilung gehörte der Rosenblumen-Binderei an. Da waren die verschiedensten Verwendungsweisen der Rose zu sehen, Tafelschmuck, Rosensträuße, Rosenkörbe, Rosenvazen, Anstecksträußchen und Blumengewinde.

Neben der Rosenausstellung trat die Gartenbau-Ausstellung recht wirkungsvoll hervor. Es war die Aufgabe angenommen, die Pflanzen dekorativ aufzustellen und Gruppenpflanzen in Beierform anzupflanzen. Was darin geleistet wurde, zeigt, daß man in der Praxis im Leben noch recht wenig Verwendung macht von den Fortschritten, die die Gartenbaukunst im Laufe der letzten Jahre gemacht hat. Vorgärten-, Balkon-, Ziergärten- und Gartenhaustechnik zeigten schöne Fortschritte. Warenhauspflanzen waren hervorragend und in großen Mengen ausgestellt; Zimmer-, Topf- und Dekorationspflanzen, Gruppenpflanzen für Vor- und Billengärten, Freilandpflanzen für Friedhofszwecke waren von entzückender Schönheit. Auch Neuheiten der Zucht.

Die Städtische Parkverwaltung von Pienitz hatte einen Palmenhain mit japanischen Vorgärten arrangiert, der jedenfalls als „Clou“ der Ausstellung anzusehen war. Ein kontrastreich geformtes Gebäude mit japanischen Tempel, vor dessen Plattform ein heizbarer 800 qm großer Teich zu überblicken ist, bildete den Höhepunkt dieses Zierstücks, um das eine Fülle von Palmen, die in den letzten Jahren von der Stadt angekauft worden sind, aufgestellt war. Im Teiche befanden sich außer zwei Victoria regia und zwei Victoria Cruciana (Votos) auch vierzig tropische Nymphaeen, sowie eine Sammlung von tropischen Wasser- und Sumpfpflanzen. Wer diese, den Abschluß der Rosen-Ausstellung bildende Gruppe des Abends sah, wenn tausende von elektrischen Glühlämpchen den magischen Glanz und

Schimmer auf die fremdartige Pflanzenwelt warf, mußte einfach entzückt sein.

Wir übergehen diese Baumschulartikel, die Blumenbinderei, die Abteilung für abgezeichnete Blumen, die hübschen Aquarien und Terrarien, die gewerblichen Sachen, sowie die ausgestellte Literatur und widmen nur der wahrhaft imposanten Friedhofskunst-Abteilung ein besonderes Wort.

Auf diesem Felde gärtnerischer Tätigkeit geht es jetzt mächtig vorwärts, die schönen Wälder, Familien- und Reingräber haben gezeigt, daß die Pienitzer Gärtner das Herz dazu haben, etwas Heimisches, Künstlerisches an die Stelle des Fabrikmäßigen, Dedek, Schematischen zu setzen. Die gegenwärtige Friedhofsgärtnerie hat sich derart festgefahren, daß der Besuch eines städtischen Friedhofs nicht mehr das ist, was er dem Auge sein könnte. Das, was wir hier gesehen haben, einschließlich der herrlichen Grabdenkmäler und Skulpturen, erweckt den dringenden Wunsch, daß man sofort daran gehe, in Stadt und Land wieder künstlerische, individuelle und wenn möglich, heimatische Bahnen zu wandeln.

Eine liebliche Atmosphäre entströmt den grünen Hallen der Ausstellung. Der Besucher hatte den erfreulichen Eindruck, daß Deutschland auch auf diesem Gebiete nicht schläft. Alle Kräfte zeigten sich rege, und wenn eine solche Ausstellung keinen anderen Effekt hätte, als den, uns zu zeigen, daß wir mittun, daß Schlessien seinen Anteil sucht an dem Fortschritt, den die deutsche Kultur nimmt, so wäre es wahrhaft viel. Aber es ist viel mehr. Wir rechnen bestimmt darauf, daß Fachkreise und Private an den empfangenen Eindrücken und Anregungen viele, viele in dauernde Bestrebungen umwandeln werden. Pienitz hofft, daß einige der schönsten Arrangements, die Höchstleistungen der Gartenbaukunst darstellen, erhalten werden.

Seit 1894, da die erste Rosenausstellung auf schlesischem Boden stattfand (in Görlitz), hat der Verein der deutschen Rosenfreunde gewaltige Fortschritte gemacht, und es wird Pienitz ein hervorragendes Blatt seiner Geschichte bleiben.

Daß die während der Ausstellungszeit in Pienitz versammelt gewesenen Vereine deutscher Gartenbaukunst durch Anschauung des Edlen, Schönen und durch Vorträge auf ihre Rechnung gekommen sind, darüber ist kein Zweifel. Möge nun auch die 15. August—11. September in Pienitz auf denselben her-

vorragehenden Gelände stattfindende Dahlien-Ausstellung der deutschen Dahlien-Gesellschaft ähnlich abschneiden!

B C

Literatur

Schlesische Dichter im geistlichen Liede. (Schluß.)

Der Sucht früherer Generationen, die Texte der geistlichen Gesänge zu revidieren, zu modernisieren, ist auch ein innig frommes Abendmahlslied von Abraham Kleissel, Oberpfarrer in Jauer, 1636—1702 zum Opfer gefallen.

Was er gesungen: „Seele, mach' dich heilig auf Deinen Jesum zu empfangen“, das wandelten gedankenlose Verböserer in die Form um: „Seele, mach' dich eilig auf“.

Der erste Musikdirektor einer schlesischen Kleinstadt dürfte Matthäus Appelles von Löwenstein gewesen sein, Staatsrat des Herzogs von Münsterberg, geb. 1594 in Polnisch-Neustadt bei Oppeln, gestorben 1648 zu Breslau. Er wurde wegen seiner Dicht- und Tonkunst von Kaiser Ferdinand III. in den Adelsstand erhoben und von seinem Herzog zum Musikdirektor in der kleinen Residenz Bernstadt eingesetzt. Den Druck für seine gnädige Lebensführung hat er dem Höchsten in dem Liede gezollt: „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit“.

Manche der Viederdichter haben sich mit einem einzigen Liede Ewigkeitsruhm erkungen. So Johann Meyfart, Prof. der Theologie 1590—1642 mit dem wundervollen Choral:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir.

Johann Meuser 1658—1734 aus Jöhmen bei Görlitz mit dem Lobliede: O daß ich tausend Zungen hätte; und Johannes Neunherz, geboren 1653 zu Waltersdorf bei Kupferberg, gestorben 1737 zu Pirischberg: Zween Jünger gehn mit Sehnen über Feld nach Emmaus.

Reichlich vertreten im geistlichen Liede sind überhaupt die Sänger aus dem Riesengebirge. War es der machtvolle, erhebende Einfluß der großartigen Bergnatur, oder waren es die schweren Bedrückungen der Gegenreformation, von der heute noch mancher Wald, jede Tal-schlucht zu erzählen weiß, — der Glaube der schlichten Bergbewohner war im Feuer der Anfechtung gestählt und gehärtet worden, wie das Glaubenslied bezeugt: Wollt ihr wissen, was mein Preis?

Dem Lichte der obren Welt hat Christian Knorr, Freiherr zu Rosenroth, geb. 1686 zu Alt-Randten bei Wohlau, gest. 1689, entgegengeleuchtet, mit dem Liede Morgenglanz der Ewigkeit.

Dem Hofmodikus des Herzogs von Sels-Münsterberg, Johann Scheffler, geb. 1624 zu Breslau, der infolge seiner mystischen Anschauungen von der lutherischen zur katholischen Kirche übertrat, verdankt seine Mutterkirche eine Anzahl geistlicher Gesänge, von denen die drei schönsten weder Evangelischen noch Katholiken fremd sind. Scheffler, der bedeutendste tief sinnige Dichter der schlesischen Renaissance, gestorben 1677 in Breslau als katholischer Priester, hat sich durch die drei Choräle: „Mir nach, spricht Christus unser Held“ „Liebe, die du mich zum Bilde“ und „Ich will dich lieben, meine Stärke“ die Unsterblichkeit erkungen.

Die reichsten Früchte seiner dichterischen Begabung hat Benjamin Schmolck in der Choral-sammlung mit 41 Gesängen niedergelegt. Er wurde 1672 zu Brouschdorf bei Liegnitz geboren, durch Gottfried Hoffmann zum Dichten angeregt, durchlief in Schweidnitz die kirchlichen Ämter und starb 1737 daselbst als Pastor prim. der Friedenskirche. Am bekanntesten dürfte sein Choral sein: Him-melan geht unsre Bahn.

Wahrlich Probst Dede, dessen Mitteilungen die vorstehenden Zeilen zu danken sind, hat recht mit dem Worte: Silesia cantat. Zu wünschen wäre es nur, daß mit der Herausgabe der neuen Sammlung das Kirchenlied im Kreise der evangelischen Familien Schlesiens wieder die gleiche Würdigung als geistlicher Hauschat fände, wie ehemals, in den Zeiten religiöser Bedrängnis, aus der die schönsten Viederperlen geboren sind.

A E S

Der Völker Liebesgabe. Verlag Julius Zeitler. Leipzig 1909.

Es war ein hübscher Gedanke des früh verstorbenen Paul Seliger, Liebestlänge aus allen Völkern des Erdballs zu vereinen, daß uns nun tausendfach aus Millionen Menschenherzen derselbe heilige Aufschrei entgegenbraust, der sich doch in mannigfaltiger Weise aus unendlich verschiedenen Stimmungen und Gefühlen heraus unter zahllosen Formen Ausdruck erzwingt. Das gleiche große ewige Element alles Lebens: die Liebe — wie vielfarbig schillert und funkt sie doch unter den Einflüssen von Kultur, Land-

schaft, Klima, Alter und infolge der Verschiedenheit der Volkscharaktere, die freilich von manchen geleugnet zu werden pflegt!

Die ungemeine Reichhaltigkeit des Buches ist jedenfalls bewundernswert, zugleich allerdings eine gewisse Gefahr für seinen Wert, denn die Auswahl der Bilder aus den einzelnen Völkern kann leicht etwas willkürlich werden und verliert dann das Charakteristische.

So z. B. fürs Chinesische. Hätte man den genialeren Dichtern mehr zugestanden, überhaupt mehr jene Persönlichkeiten, die eine Entwicklungsstufe bezeichnen, ihr leuchtend Gut bringen lassen — das Bild würde im Einzelnen charakteristischer, im Ganzen einheitlicher, runder, wirkungsvoller aufgeblüht sein.

Wir können doch unmöglich auf das Persönliche in einer solchen Sammlung verzichten, denn das Persönliche der Großen ist die Seele eines Volkes, und nur wenn man diese einigermaßen wiedergibt, kann ein harmonisches Ganzes entstehen.

Doch wir wollen uns an dem freuen, was der rührige Verlag, der so manches Liebesbuch („Rosengarten der deutschen Liebeslieder“, „Deutsche Liebesbriefe“) schon unter uns gestreut und viel Gutes vollbracht hat, dem deutschen Leser hier bietet: einen bunten, tautropfenden, herrlichen Garten voll reichverwachsender Lauben, voll Vogelsang, voll Blätterrauschen und Blütengeruch und voll weiter quellumsäumter alter Alleen, durch die der Frühlingswind läuft. Th St

Wissenschaft und Geschichte

Ein Buch voll höchstem Kulturgeschichtlichen Interesse

Ist der *Orbis Sensualium Pictus* des Johann Amor Comenius. Derselbe erschien 1658 zum ersten Male als ein Werk, das eine neue Zeit der Pädagogik einleitet. Dem Schüler die Entscheidungsformen der umgebenden Welt zu veranschaulichen, ihn mit den Arten des Handwerks, mit den Erscheinungen der Natur bekannt zu machen, war die Aufgabe, die sich Comenius stellte. In diesen Darstellungen, die durch je einen Holzschnitt illustriert wurden, steckt für uns Heutige ein bedeutendes kulturgeschichtliches Material, das nicht übersehen werden darf. Aber das Buch des Comenius ist kaum noch aufzutreiben. Die erste Ausgabe ist zu einer großen Seltenheit geworden, auch die späteren beiden Auflagen von

1659 und 1662 sind nur in wenigen Bibliotheken erhalten. Deshalb ist es zu begrüßen, daß Johannes Kühnel nach den ersten Ausgaben, die die Nürnberger Stadtbibliothek besitzt, einen ungemein sorgfältig ausgeführten Neudruck bei Julius Klinckschardt in Leipzig (geb. 6. M.) hat erscheinen lassen. Derselbe gibt in Papier, Format usw. ein getreues Abbild des alten Buches. Der Abdruck geht von Anfang bis zu Ende auf photographische Wiedergabe der Originale zurück, die auf lithographischem Wege vervielfältigt wurden. Unter dem Texte sind die Varianten der späteren Auflagen angegeben, aus denen am Schlusse Proben mitgeteilt werden. Eins muß noch bemerkt werden: Das ist der Umschlag. Das alte Werk ist in Schweinsleder gebunden. Da dies aber für unsere Zeit ein zu kostspieliger Einband gewesen wäre, hat man sich begnügt, einen weißen Pappumschlag an seine Stelle treten zu lassen. Aber man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Hier wäre doch ein moderner, gediegener, wahrer Umschlag zweckmäßiger gewesen, denn hier läßt sich das historische Gewand nicht innehalten. Im übrigen ist über dem Verlage für die Ausstattung vollste Anerkennung auszusprechen. Der Leser, der sich für Pädagogik und Kulturgeschichte interessiert, wird das Buch nicht ohne Anregung aus der Hand legen, dessen Preis in Anbetracht der Schwierigkeit der Herstellung sehr billig erscheint. P P

Kunst

Arnold Böcklins „Neben meiner Kunst“ *)

Daß das Buch kein einheitliches Ganzes sein kann, wird schon durch den Titel angedeutet, und handelte es nicht von Böcklin, über den die Nachrichten so bedauerlich farg fließen, so dürfte man finden, daß es vielfach ein arg dilettantisches Sammelurium sei; auf alle Fälle ist es von ungebührlicher Weiterschweifigkeit. Auch bei der Unzahl von Illustrationen fragt man sich vergebens, weshalb bis auf den Matrosen des Dampfers fast jeder Mensch, dessen Name auf den 296

*) Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 125 Illustrationen. „Vita“, Deutsches Verlangshaus, Berlin-Ch.

Seiten einmal genannt wird, im Bildnis vorgeführt werden mußte.

In großen Worten wird zunächst im Eingang Böcklin, „der Vollmensch“ davor bewahrt, als legendärer Künstler der Erde entrückt zu werden“. Darunter ist zu verstehen, daß er nicht der liebenswürdige, grade Charakter war, als den oberflächliche Bekanntschaften ihn gerne angesehen haben, und sein Recht auf Unaufrichtigkeit wird nicht nur dokumentiert, sondern auch an Beispielen erläutert. „Wenn keiner, so hatte er ein Recht zu Fehlern und Charaktermängeln, seine Aufgabe war nicht ein guter Mensch, sondern ein großer Maler zu sein.“ Mit diesem Freipaß werden nun M. Hildebrand, der Bildhauer, der seine Büste geschaffen, wie Hans von Marées der nahe Freund angerannt und scharfe Urteile des Meisters über deren Schaffen und Persönlichkeit ausgeframt, die zur Erkenntnis Böcklins nichts beitragen, ja, die in anderem Zusammenhang gesprochen, vielleicht auch anders gemeint, oder wahrscheinlich als momentaner Ausfluß seiner reizbaren Künstlertemperamentes gar nicht das Gewicht haben sollten, das ihnen hier beigelegt wird. Schade, daß es gerade der Sohn ist, der es für notwendig hält, dieses schiefe Licht auf das Wesen seines großen Vaters fallen zu lassen. Hätte er wenigstens Beispiele von reiner Güte und unverfälschter Liebenswürdigkeit daneben gestellt. Wie hat z. B. in der letzten Lebenszeit von Gottfried Keller der große Maler als treuer, aufopfernder Freund, der geduldig bis zum letzten Atemzuge bei dem sterbenden Dichter ausharrte, den Beweis geliefert, daß auch die größte Kunst echte Menschlichkeit nicht anzuschließen braucht!

Eine denkwürdige und bisher wenig bekannte Episode in Böcklins Leben, bildet — 1880 — ein Sommeraufenthalt auf der Insel Ischia. Ganz erschöpft von den großen Schmerzen einer Gelenkentzündung, die ihm den Gebrauch des rechten Armes fast unmöglich machte, und durch eine daraus entstandene schwere Nervendepression gequält, suchte er Linderung unter der Sonne des Südens, Kräftigung durch Seebäder. Der Erfolg war ein glänzender als völlig Genesener, in überströmender Lebenslust und Kraft konnte er zu den Seinen nach Florenz zurückkehren. Dazu „mit Schätzen reich beladen“ — mit der Konzeption von drei köstlichen Bildern; Toteninsel, Ruine am Meer, Tritonenfamilie. Zur Toteninsel kombinierte

er Motive des Castells Alfonso von Aragonien in Ischia und der wilden Felsenformen der erloschenen Krater auf der Insel Ponza. Damit ist auch die lange verbreitete Meinung, daß jenes Landschaftsmotiv aus der Nähe von Sorfu, der Insel Ponticoricosi stamme, widerlegt. Die Ruine am Meer entstand in ihrer ersten Idee aus Landschaftserinnerungen an Cumae und Gaeta. Wesentlich zum Verständnis von Böcklins Arbeitsweise sind diese Berichte darum, weil sein Reisegefährte und ehemaliger Schüler, Professor Schmidt berichtet, daß der Meister während der ganzen Zeit weder eine Naturstudie gemacht, noch gemalt oder gezeichnet, sondern alle Eindrücke ausschließlich mit seinem phänomenalen Gedächtnis festgehalten habe.

Von Böcklin dem Erfinder einer Flugmaschine ist bisher kaum etwas in weiteren Kreisen bekannt geworden; und gerade ihm gilt der Hauptinhalt dieses Buches. Die Herausgeber sind sogar der Ueberzeugung, daß er unter die Begründer der modernen Aviatik gerechnet werden muß. Darüber zu entscheiden ist Sache der Sachleute, aber auch für die andern Böcklin-Berehrer ist diese Betätigung des Meisters von vielseitigem Interesse.

Schon seit Mitte der 50er Jahre war er mit dem Flugproblem beschäftigt, zu dem ihm die Anregung durch seine scharfe Beobachtung des Vogelfluges gekommen war, dessen Gesetze er auch bei seiner Flugmaschine zur Anwendung zu bringen gedachte. Seine Gattin weiß sich aus jener Zeit eines kleinen, selbst gebauten Apparates zu erinnern, für den ihm sogar gelang, das Interesse des Papstes Pius IX. zu gewinnen. Aus seiner eigenen Erzählung sieht auch fest, daß er einmal über einen Festungsgraben geflogen sei; jedoch erst im Jahre 1881 trat er ernsthaft mit seinen Entwürfen hervor. Die Geschichte, wie er in der Nähe von Florenz eine Art Feldlager aufschlägt, mit Freunden, Schülern und Gehilfen ein Monstrum von Flugapparat konstruiert hat, allein auf das Prinzip, „schwerer als die Luft“ basiert, jede andere Tragkraft als die des Windes ausschließt, ist eine Erzählung für sich, wie sie hübscher nicht ausdenken wäre, um Leiden und Freuden eines Erfinders zu schildern. Die Arbeit ward nach den Angaben des Meisters, mit überschwenklich viel autem Willen und Aufbietung aller Kräfte, aber ohne Hilfe eines Technikers ausgeführt. Endlich erschien der Tag des Aufstiegs. Böcklin stand siegesgewiß und

ohne jeden Gedanken an ein mögliches Mißlingen dem großen Ereignis gegenüber; trotz eines aufziehenden Gewitters bestand er auf seinem Flug. Aber — er war für unsere Kunst noch zu unentbehrlich — urplötzlich brach ein Hagelwetter aus, zerstörte den Apparat und den Deutschen blieb ihr Böcklin am Leben.

Am nächsten Jahre ein zweiter Versuch von demselben *Campo Caldo* aus. Mit kleinen Veränderungen war das frühere System wieder aufgebaut und wieder stand der hoffnungsvolle Erfinder vor dem geheimnisvollen Ding, auf den nächsten Luftzug wartend, der endlich seiner Sehnsucht, „ein wenig von dieser langweiligen Erde loszukommen“ Erfüllung bringen würde. Ehe er die Gondel endgültig bestiegen hatte, reißt ein Windstoß die Maschine zur Seite und ein zweiter wirft sie zerschmettert zu Boden! Nun sieht der Meister wenigstens ein, daß er ohne fachmännische Hilfe nicht weiterkommt und wendet sich — 1884 — nach Berlin an die Offiziere der Luftschifferabteilung. Aber auch von ihnen läßt er sich nicht von der Meinung abbringen, daß der Apparat ohne andere treibende Kraft als den Wind zu dirigieren sei. Sein Entwurf wurde eingehender Prüfung unterzogen und konstatiert, daß er völlig den damals verwendeten Zweideckern entspräche, abgesehen von dem Mangel eines Motors. Auf dem Übungsplatz führte er dann einer Anzahl von Offizieren seinen Apparat vor, bestieg den Sitz und wieder sollten die Winde helfen, ihn in die Lüfte zu heben. Zu kräftig aber setzten sie ein und nur sein solides Schmergewicht verhinderte, daß die Maschine umkippte, jedoch den Zusammenbruch mußte er ein drittes Mal erleben. Sein Glaube an sein System blieb dennoch ungebrochen. Bis zum Jahre 1894 kam er noch mehrmals wegen seiner Entwürfe nach Berlin, fand auch stets Interesse und Unterstützung, allein praktischer Erfolg war ihm nicht beschieden, und wie er voraussehend einmal schrieb, mußte er ohne Erfüllung dieses Wunsches „in die Grube fahren“.

Merkwürdig, man möchte sagen, wie ein Bild von Arnold Böcklins eigener Phantasie stellt sich dieses dreimalige Bewährnwerden vom Untergange dar: als ob die Elemente, denen er mit Vorliebe menschliche Gestalt lieh, ihm Treue halbewahren wollten, als sie mit rauher Hand seine Farnußflügel zerbrachen. M B

Kleine Kunstnachrichten aus der Provinz.

Der Handelsminister berief Direktor Kiefer von der Warmbrunner Holzschmidschule als Jurymitglied für die Abteilung Möbel an die Weltausstellung Brüssel und gewährte Frau Margarete Siegert, der Leiterin der Schlesischen Spitzenschule Hirschberg, eine Beihilfe für die Fahrt zur Weltausstellung, auf der sie übrigens mit Arbeiten vertreten ist. Die gleiche Unterstützung sowie eine solche seitens des Kunstgewerbevereins in Breslau erhielten die Inhaberinnen der Schulen für künstlerische Nadelspitzen M. Bardt und H. v. Dobeneck in Hirschberg.

In Breslau verstarb am 26. Juni nach längerem Leiden der Hofkunsthändler Bruno Richter. Der Verstorbene begründete im Jahre 1879 seine auch weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannte Kunsthandlung.

Die Gemeindevertreter Rothbergs bewilligten u. a. dem Bentfener Museumsverein eine jährliche Beihilfe von 20 M., sowie 100 M. für die Pflege von Altentümern und geschichtlichen Erinnerungen innerhalb der Gemeinde.

Aus dem Wettbewerbe zur Erbauung des Parlamentsgebäudes in Peking ist ein Schlesier — der Architekt Curt Rothfegel — hervorgegangen.

Eine ähnliche Verfügung, wie i. Bt. an die Innungen betreffend die Veräußerung wertvoller Altentümer hat der Regierungspräsident von Posen jetzt auch an die Kirchenbehörden gerichtet, wonach die Vorstände der Kirchengemeinde neben der Genehmigung seitens der kirchlichen Aufsichtsbehörde bei eventuellem Verkauf von Kirchenaltentümern, die geschichtlichen oder künstlerischen Wert besitzen, auch die der staatlichen bedürfen. St

Edmund Steppes

Schon mehrfach haben wir Gelegenheit genommen, auf die vorzüglichen Kunstgaben in Heftform hinzuweisen (vergl. Hbl. IH. S. 79 u. 344), die die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege bei Joseph Scholz in Mainz herausgibt. Von dieser Sammlung ist soeben ein neues

Hest erschienen, das dem Landschaftsmaler Edmund Steppes gewidmet ist. Es ist ein Stück echt deutscher Freude an Bergen und Wiesen, wie sie alljährlich tausende auch in unser Gebirge führt, über allen Bildern von Steppes. Daher kommt es, daß diese Kunst volkstümlich im besten Sinne des Wortes zu werden verdient; dazu kann die genannte Sammlung am besten beitragen, die 14 Reproduktionen von Bildern des Meisters in wohlabgewogenen Tönen bei dem erstaunlich geringen Preise von 1 M. bietet. Um unsere Leser mit der Kunst Edmund Steppes genauer bekannt zu machen, bringen wir im nächsten Hest einen Aufsatz über ihn aus der Feder des Herausgebers des Steppes-Hestes, Wilhelm Kozde. Wir würden uns freuen, wenn wir dem feinsinnigen Maler auch in unserer Heimat Freunde erwerben könnten.

B

Baukunst

Heimatliche Bauweise

Heimatschutz und die Pflege der heimischen Bauweise beschäftigen heute nicht nur unsere Kunstkreise, sondern längst auch die Behörden, lokale Vereinigungen und Private. Wenn man sieht, welchen Umfang die bauliche Verunstaltung der Ortsbilder — nicht nur auf dem platten Lande — angenommen hat, so kann man nur bedauern, daß nicht bereits früher Gegenmaßnahmen getroffen wurden.

Jetzt sucht man nun mit allen Mitteln besonders gegen die bauliche Verunstaltung in Stadt- und Landgemeinden zu wirken. Es werden aufklärende Vorträge und Meisterkurse abgehalten, Entwürfsammlungen (Vorlagenammlungen) zusammengestellt und zwar meist mit recht wenig Erfolg, denn selbst überarbeitete Entwürfe werden nicht ausführt, Verbesserungsvorschläge nicht berücksichtigt. Es ist wohl begreiflich, wenn ein älterer Fachmann seine Leistungen nicht wie eine Schülerarbeit korrigieren lassen will, was sogar oft öffentlich geschieht. Er will selbst von sich aus etwas leisten, was die Öffentlichkeit anerkennen soll. Gewiß haben diejenigen nicht unrecht, die eine Hauptschuld an jenen

Zuständen der einseitigen und wenig zweckmäßigen Ausbildung unserer Fachleute an den Bauhöfen zuschieben und daß man hier zuerst den Hebel einsetzen soll.

Ein jetzt neu erscheinendes umfassendes Werk eines hervorragenden Baukünstlers, das mit Unterstützung der Regierungen herausgegeben wird, scheint diesem Mangel abhelfen zu können: Philipp Rahm, Heimatliche Bauweise. Preisgekrönte Anleitung. 2. Bände mit ca. 1000 Abbildungen. Preis 12 M. (Porto 50 S.). Westdeutsche Verlagsgesellschaft in Wiesbaden. Der uns heute bereits vorliegende Teil I enthält eine mit 500 Abbildungen ausgestattete „Preisgekrönte Anleitung zur Ausführung ländlicher Bauten“, die von den maßgebenden Regierungsstellen bereits amtlich empfohlen wird. Diese Anleitung ist ein wertvolles Hilfsbuch für Behörden, Gemeindeverwaltungen und Bauhandwerker, denn sie ist bis in alle Einzelheiten sorgfältig durchgearbeitet und enthält eine Menge interessanter Vorbilder „aus der guten alten Zeit“ und Musterbeispiele von Bauten, die im Sinne der Heimatschutzbewegung projektiert oder ausgeführt worden sind. Der Text ist in klarer, frischer Sprache abgefaßt, alles in allem: ein brauchbares und sehr preiswertes und praktisches Handbuch. RR

Heimatkunst und Volkskunde

Das Mannschießen in Haynau

In Haynau fand unlängst ein großes Heimatfest statt. Das sogenannte „Mannschießfest“ wie es in ähnlicher Weise alle fünf Jahre in Liegnitz gefeiert wird. Leider war es den Beteiligten nicht vergönnt aus ganzem Herzen sich zu freuen, denn die Götter hatten beschlossen, auch ihren Segen dazu zu geben, aber trotzdem wurde die Stimmung dadurch nicht gestört. Auch viele frühere Haynauer, zu denen die Einladung in die Ferne gedrungen war, beeilten sich ihre Heimatstadt aufzusuchen. Dieselben wurden feierlich auf dem Bahnhofe empfangen. Ein Begrüßungskommers mit vorangehendem Zapfenstreich, geleitet vom dem Bürgermeister fand im Schützenhaus statt. Besonders zu erwähnen ist der Festzug, der durch wirkungsvolle Festwagen und die zahlreiche Teilnahme von

innungen und Vereinen, ein farbenreiches Bild bot. Die Fahnenweihe dreier Vereine mußte der schlechten Witterung wegen leider im Schützenhause abgehalten werden. Den Schluß bildete das Mannschießen. Man kann das Fest wohl mit dem Namen Festwoche bezeichnen, denn die ganze Woche war damit ausgefüllt. Das Preisfestgen darf nicht vergessen werden. Ein Abschiedstrunk auf dem Markte — und das Fest war vorbei, welches jedem Teilnehmer eine freudige Erinnerung hinterlassen hat. P P

Heimatschutz und Naturdenkmalpflege

Der schlesische Bund für Heimatschutz

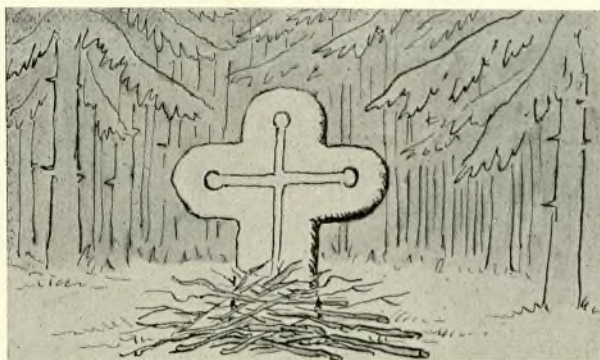
ist trotz seines kurzen Bestehens schon in reger Tätigkeit. In der Vorstandssitzung unter dem Vorsitz des Herrn Universitätsprofessor Dr. Th. Siebs wurde beschlossen, auch eine Außen-Einwirkung zu versuchen. Mit dem Tage, wo die ständige Einrichtung der Beratungsstellen aller Gebiete des Heimatschutzes eingerichtet sein wird, beginnt eine rege Tätigkeit; doch schon jetzt steht der „Bund“ mit Rat kostenlos zur Verfügung. Wie wir erfahren, sollen im Winter Wander-Vorträge an der Hand von Lichtbildern abgehalten werden. Deshalb werden die Amateurrphotographen durch den Bundesvorstand gebeten, Bilder, welche gewissermaßen zum Schutze unserer Heimat anregen, also von Gegenständen, die durch den Fortschritt vielleicht modernisiert, unser heimatisches Bild grob verunstalten einzusenden. Gute oder schlechte Behandlung einer Landschaft, seien es Positive oder Diapositive, sind sehr erwünscht; besonders wertvoll sind solche Bilder, welche ein Gebäude oder irgend einen Gegenstand vor und nach seiner Verände-

rung veranschaulichen. Ferner Trachtenbilder von ausgestorbenen oder solchen die noch heute in Oberschlesien getragen werden, oder von volkstümlichen Maschierungen. Es wird ersucht möglichst zahlreich beizusteuern; die Platten werden nach Herstellung der Positives oder Diapositives den Freunden der Heimatschutzbewegung unbeschädigt und kostenfrei zurückgesandt. Auf Verlangen können die Namen der Einsender bei den Wander-Vorträgen veröffentlicht werden. Mit großem Danke werden entsprechende Bilder, vom „Bunde“ erbeten unter der Adresse „Schlesischer Bund für Heimatschutz“, Geschäftsstelle, Breslau XVI, Nuenstr. 20. P P

Natur und Landschaft

Das Waldburger Bergland

hat einen trefflichen Schilderer in Prof. Flug, dem Verfasser der jüngst erschienenen Chronik von Waldburg, gefunden. Ein Büchlein, geschmackvoll geschrieben und ausgestattet, lehrt uns, wie man im schönen Waldburger Gebirge am besten wandert. Es ist ein Buch, das den Versuch macht, die landschaftliche Schönheit und Eigenart des Gebirges sachlich zu schildern. Solche Bücher haben wir wenige, denn was gewöhnlich als Führer von Verkehrsvereinen herausgegeben wird, ist im wesentlichen langweilige Statistik. Das Büchlein heißt: „Das Waldburger Bergland“ und ist im Verlage von G. W. Knorrn (E. Melker's Buchhdlg. G. Knorrn) in Waldburg erschienen. Die gute, in großem Maßstabe gezeichnete Karte von Landmesser Olbrich ist ebenfalls eine der wenigen guten in Schlesien. B C



1.

Steinkreuz im Walde zwischen Haugs-
dorf und Rathol. Hennersdorf



2.

Steinkreuz an der Ostseite der
evangel. Kirche in Markliffa

Bilder zum Artikel: Steinkreuz-Zuschriften





1



2



3



4



5

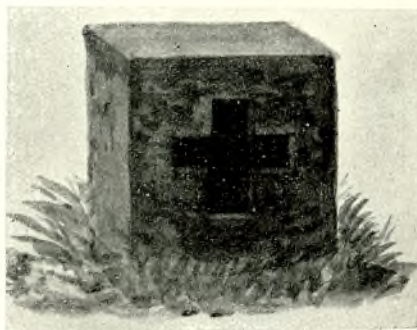


6

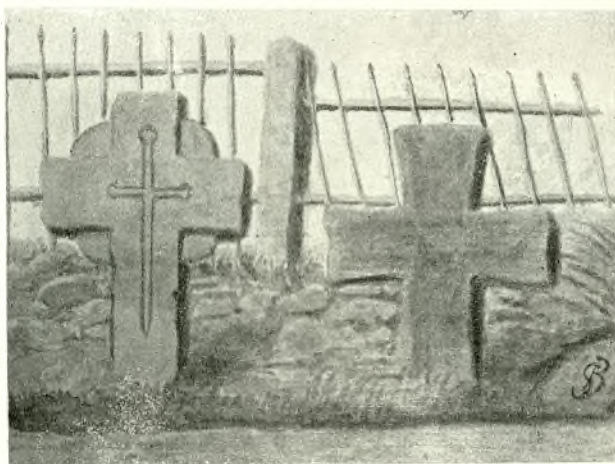
Bilder zum Artikel: Ueber Steinkreuze in Schlesien



7



8

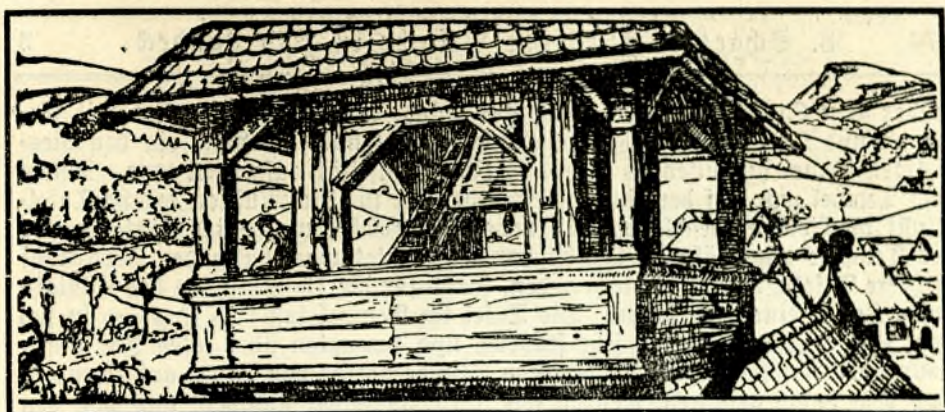


9



Bilder zum Artikel:
Ueber Steinkreuze in Schlesien

10



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Heft 22

2. Augustheft 1910

Fürstliche Besuche in Bad Landeck

Von Victor Schaeke

II.

Nicht unerwähnt darf der, wenn auch nur kurze Besuch Goethes, dieses Fürsten im Reiche des Geistes, bleiben. Anlässlich der kriegerischen Rüstungen im Jahre 1790 gegen Oesterreich hatte Karl August von Weimar das Kommando über eine preussische Brigade erhalten und lag in Jirlau bei Freiburg im Quartier. Der „Geheimbde Rat“ war seinem Freunde und Herrn nachgefolgt und bereifte bei dieser Gelegenheit das schlesische Gebirge; er kam am 27. August von Reichenstein in eigenem Wagen, aber mit Postpferden, nach dem Badeort und setzte tags darauf seinen Weg nach Glaz fort.

„Der 22. August des Jahres 1800 wird immer merkwürdig bleiben“, so schrieb ein Augenzeuge. „Die jetzt regierende Königin von Preußen legte an diesem Tage, als sie auf ihrer Reise durch Schlesien von Glaz auch die hiesige Badeanstalt in Augenschein nahm, den Grundstein zu dem großen Gesellschaft-Saale, welcher mit dem alten kleinen Saale verbunden, und bey Gelegenheit daß auch die Anlage des Gartens bis an das neue Bad erweitert wurde.“ Die hohe Frau fuhr von Glaz zunächst nach Ullersdorf, wo längere Rast gehalten wurde; zur Erinnerung daran erhebt sich seit 1802 ein mächtiger Obelisk vor dem dortigen Schlosse. Ueber den Aufenthalt in Landeck sollen hier zwei noch ungedruckte Berichte folgen. Der erste vom Kriegs- und Landrat v. Reibnitz an Minister Hohn lautet:

„Nun fuhren Ihre Majestät in der Gräflich v. Magnis'schen Equipage, und in Begleitung der Herrn und Damen, welche bey dem Dejeuner [in Ullersdorf] zugegen waren [Kammerherr v. Buch, Graf Magnis mit Familie und Verwandten u. die mitgekommenen Herrn Land Cavaliers] nach Landeck ab, besahen sich das neue Bad, und gingen grade nach dem Tempel, woselbst

in der 4ten Stunde ein sehr glänzendes Diner zubereitet und alles mit Geschmack und Ordnung arrangirt, auch im Tempel statt der Vase ein den diesfälligen Raum ausfüllendes Brustbild Ihro Majestät aufgestellt war. Neben dem Tempel war auf der linken Seite ein Zelt für die Musiker, welche Tafelmusik machten, aufgeschlagen und neben der Küche, welche im Hintergrunde des Tempels ohngefähr 50 Schritt davon errichtet war, hatte der Herr Graf mehrere Tafeln, theils für die fremden, theils für die Domestiquen der Königin unter Zelten einrichten lassen. Die Tafel im Tempel faßte 15 Couvert in sich und Ihro Majestät waren sehr fröhlich, und bezeugten über alles Ihr ungewungenes Wohlgefallen. In der 6ten Stunde wurde von Tische aufgestanden, nach dem Salon gefahren, welchen sich Ihro Majestät ansahen, und von den dort versammelten Badegästen die Cour annahmen, und alsdann den Grundstein zu dem neuen Gesellschafts-Gebäude mit freundlicher Bereitwilligkeit legten, auch von dem Bau-Inspecteur Geisler die diesfällige Zeichnung mit hohem Wohlgefallen annahmen. . . . Hätte es in Landeck nicht so viel geregnet, so wäre die Unterhaltung weit angenehmer gewesen, und konnten also Ihro Majestät die Promenaden beim Tempel nicht füglich in Augenschein nehmen. .“

Die zweite amtliche Mitteilung war an den König gerichtet:

„Landeck den 24. August 1800. Euer Königliche Majestät habe ich hierdurch alleruntertänigst und pflichtschuldigst anzuzeigen nicht ermangeln wollen, daß am 22ten dieses Monats, Nachmittags in der dritten Stunde, die regierende Königin Majestät, durch hiesige Stadt nach denen Bädern pashiret ist, wo Allerhöchst dieselbe von der versammelten und in Reihen gestellten Bürgerschaft mit stiller aber gewiß patriotischer und herzlicher Freude über das große Glück, ihre angebethete große Königin zu sehen, empfangen wurde. Allerhöchstgedachte Ihro Königliche Majestätin geruhten allergnädigst vor dem Brunnen Gebäude im neuen Bade auszusteigen, den Brunnen selbst in Augenschein zu nehmen, in welchen Allerhöchstdieselben 12 badende Bürgertöchter vorfanden, die sogleich ein eigens dazu verfertigtes Bewillkommungslied anstimmten, worinnen selbige das ausgezeichnete Glück darstellten, welches nunmehr Landecks Heilquellen wiederfahren sey. Nach Erledigung dieses Liedes begaben sich die regierende Königin Majestät wiederum in den Wagen, fuhren grades Weges nach dem Tempel und dinirten daselbst. Nach dem Dinée fuhren Allerhöchstdieselben vor den Salon gingen in selbigen hinein, fanden sämtliche Bade Gäste daselbst versammelt, und ließen sich von Ihrer Majestätin Oberhofmeisterin [der bekannten Gräfin Boß] jede Dame vorstellen. Als Allerhöchstdieselben den Salon verließen, so geruheten Ihre Majestätin sich, da Allerhöchstdenenelben solches schon nach dem Dinée im Tempel von dem Grafen von Magnis allersubmisses war vorgetragen worden, an den Ort zu begeben, wo der Grundstein zum neuen Salon Gebäude gelegt werden sollte, thaten selbiges auch [eine mit ihrem Namen versehene silberne Platte wurde vermittelt einer silbernen Maurerkelle und ebensolchen Hammers in den Stein eingelassen] unter Trompeten und Pauken Schall von dem Balcon des gräflich von Stoschischen Hauses [heißt „Kaiser Alexander“] mit Allerhöchst eigenen Händen und ließen sich zugleich vernehmen, daß Ihnen dieser Tag ein ewiges Denkmal bleiben werde. Ihro Majestätin ließen sich den Abriss von dem neuen Salon Gebäude geben, stiegen darauf wieder in den Wagen und fuhren nach 6. Uhr wiederum von hier weg. Überhaupt haben Ihro Majestätin eine außerordentliche Zufriedenheit und Heiterkeit während Ihres hiesigen Auf-

enthaltet bliden lassen, und haben unter allen Anwesenden und dem vorhandenen Volke, neue Freude und Patriotismus durch das freundlichste und herablassende Betragen verbreitet.“ —

Auf Ansuchen der Kommune erteilte Friedrich Wilhelm III. durch Kabinetts schreiben vom 16. September 1835 die Genehmigung, ein Oelgemälde seiner zu früh verewigten Gemahlin anzubringen mit der Unterschrift: „Louise, Königin von Preußen, legte mit eigener Hoheit am 22. August 1800 den Grundstein zu dem Tanzsaale in den Bädern zu Landeck“.

1900 wurden zur Erinnerung zwei Marmortafeln neben dem Eingang des Gebäudes angebracht. —

Schon 1795 soll Luise unbekannterweise (als Kronprinzessin) in Landeck geweiht und in zwei Fensterscheiben des Waldtempels — sie befanden sich am rechten Fenster zuunterst von vorn gesehen — mit ihrem Diamantring folgende Verse eingeritzt haben:

„Auch ich wird in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur in meiner Wiege Freude zuge-
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur! [Schworen,
Lo . . . e den 3. August 95.

O Freundschaft! Quell erhabner Triebe,
Dir folgen ist der Menschheit Glück!
Du hast die Süßigkeit der Liebe,
Nur ihre Qualen hast du nicht.

Lo . . . e —
d. 3. August 1795.

Der Magistrat sandte diese Scheiben anlässlich der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares 1879 nach Berlin, worauf sie dem Hohenzollernmuseum überwiesen wurden. — Leider dürfte dieser Aufenthalt wenig mehr als eine Legende sein, denn eben damals war die hohe Frau leidend, so daß sie schwerlich eine in jener Zeit noch recht anstrengende Fahrt ins schlesische Gebirge unternommen haben wird; zudem weiß man auch sonst nichts davon, selbst das Tagebuch der Oberhofmeisterin berichtet nur von einem Aufenthalt in Oranienburg. —

Am 12. Juni 1802 traf Sr. Durchlaucht der Fürst von Salm-Salm, Erzbischof von Prag, zu kurzem Aufenthalt mit Gefolge ein. Gleichzeitig erschienen Minister Graf Hohn, Fürstbischof Christian von Hohenlohe aus Breslau mit Weihbischof von Schimonsky und der Bischof von Leitmeritz. —

Während der französischen Invasion waren die Thermen durch einen Schutzbrief des Generals Hedruville gesichert und deshalb von zahlreichen verwundeten Offizieren aller Grade besucht. Eine Glanzzeit, wie sie leider kaum jemals wiederkehren dürfte, erlebten die altherwürdigen Heilquellen während der Befreiungskriege. Hier sollen nur die noch unveröffentlichten Aufzeichnungen eines Augenzeugen folgen, da ich späterhin diesen Abschnitt auf Grund von Tagebüchern u. dergl. ausführlicher zu behandeln gedenke.

„1813 den 2ten July Kamen Thro Majestat der König von Preußen, unser Allergnädigster Landes Herr, Friedrich Wilhelm, während des Waffen Stillstandes /: denn Rußland und Preußen waren seit dem Frühjahr a. c. mit dem französischen Kaiser Napoleon in Krieg verwickelt /: ganz stille und ohne äußerliches Gepränge hier in Landeck an, wohnten in dem Hause [meines Urgroßvaters] des Königl. Hofraths und Bade Medici Herrn Anton Foerster,

vor dem Hause war eine große mit Blumen gezierte Lauberhütte angebratht, wo gewöhnlich gespaßt wurde. Sr. Majestat bedienten sich einige mal des hiesigen Bades, besuchten das Wassergefälle bey Woölfesgrund, bestiegen aus einem andern Tage den Schneeberg und reißten den 15ten m. a. nach Trachenberg, um daselbst mit dem Rußischen Kayser eine Privatconferenz zu halten, kamen aber den 2ten August von dannen retour, und feierten folgenden Tag, welcher der 3te August ist, hier in Landeck Dero Hohen Geburtstag, wobey auch Dero Hoher Bundesgenosß Ihro Majestat der Rußische Kayser Alexander erschien. Er war in dem Major Sauermannschen Hause [heißt „Kaiser Alexander“] einlogirt und gaben durch Dero Gegenwart diesem festlichen Tage großes gewichte. Der Salong, beyde Bäder, und die ganze Stadt war Abends erleuchtet. Die Garde-Houboisten von beyden Höfen, deren Zahl sich auf 50 bis 60 Mann erstreckte, musicirten an diesem und an den folgenden Tagen wechselweise mit größtem Beyfall, besonders aber zeichneten sich die Rußischen Hoboisten aus, deren Kunst, Feinheit, Geschicklichkeit und Accuratesse im Spielen nicht genug konnte bewundert werden. Die Königl. Prinzen und Prinzessinnen, 7. an der Zahl, wohnten theils in Kunzendorf, theils in Reiersdorf im Herrschaftlichen Schloße, und auf dem Pfarrhofe, kamen täglich zur Tafel herauf, und fuhren Abends wiederum zurück. Seine Majestat der König reißten endlich den 17ten m. c. beym Beschluß des Waffenstillstandes :/ wo auch Oesterreich an oben diesem Tage gegen Frankreich den Krieg erklärt hatte, und den 2 vereinigten Mächten beigetreten war :/ von hier nach Prag ab, um den Kriegsoperationen näher zu seyn. Anfangs October ist auch Beiern dieser coalition beigetreten. Während des Aufenthaltes S^{er} Majestat des Königs erschien hier eine Menge der merkwürdigsten Personen. Nebst dem Rußischen Kayser Alexander befanden sich hier a. u. [verschrieben für u. a. = unter anderem] 1. der Rußische Cosaken Scheff Hettmann Plato. 2. der Prinz Biro [n von Curland]. 3. Der Prinz von Oranien, ein Sohn des ehemaligen Prinzen v. Oranien, der die Stiftsgüter Heinrichshau und Camenz gekauft hat. 4. Der Prinz von Hessen Philipsthal, geht auf 2 Kriden, weil ihm das eine Bein oberhalb dem Knie durch eine Canons Kugel war abgeschossen worden. 5. Der Herzog von Kumberland, ein Englischer Prinz, und zwar ein Bruder des englischen Prinzen Georg, der eine Schwester des jetzigen Königs v. Preußen sich zur Ehe genommen hat. 6. Der englische Lord N. N. 7. Der Fürst Ratschiwill. 8. Der Staats Kanzler bey unserem Hofe, Herr v. Hartenberg [Hardenberg]. 9. Der Cabinetz Minister v. der Goltz. 10. Der General Keckeritz, ein Liebling des Königs, ein sehr gutherziger Herr, er wohnte auf dem hiesigen Pfarrhofe, und schenkte einem alten betagten Priester 2 Friedrichsdour auf ein Glas Wein, um dadurch seine enervirten Kräfte zu stärken. 11. Der General Phalen. 12. Der Director Hund vom Biro 16 bis 20 meistens Rußische Generale und andere Offiziere in großer Menge. Verschiedenen Staats Rätthe, Cabinets Rätthe, Geheimrätthe, Geheime Secretaire, eine Menge Herrschaften und Gutsbesitzer aus Berlin, Breslau und Schlessien, die wegen übler Behandlung des Feindes sich mit Frau und Kindern hierher geflüchtet hatten. Kurz es wimmelte von Menschen und Pferden. Der einzige Platow hatte mehr denn 50 Pferde bey sich. Freilich verursachte diese ungeheüire Menge Menschen viele incomoditat unter den Bürgern; indeßen kam dadurch viel Geld in Umlauf, die Professionisten wurden in Arbeit gesetzt, die Miethen theilw. bezahlt, für eine Stube wochentlich 2—3 Rth. Curant. Viele 1000 Rth.

sind hier angebracht, verzehret und zurückgelassen worden. Nicht nur die Bürger, sondern der ganze Kreiß participirte davon; denn alle producte stiegen im Preise, ja sie wurden manchmal von einigen reichen russischen Generalen höher bezahlt, als der Both [das Preisangebot] war. Wer aber dabey litt daß waren private Leüte, die nichts abzusehen hatten, und alle Bedürfnisse theuer bezahlen mußten.“ —

Jahre vergingen, ohne je wieder hohen Besuch zu bringen, wie in jener großen Zeit; doch war Landeck zu einem officiellen Sammelpunkt der eleganten Welt und besonders der Aristokratie Schlesiens und Polens erhoben; ja schon am Ende des vergangenen Jahrhunderts bemerkt ein Schriftsteller, daß die Besucher „mehrtheils von Adel“ seien. Sprunghaft wuchs nun ihre Zahl im Jahre 1820 an. Die Ursache war leicht zu erraten. Die „Liste der in hiesigen Bädern vom 1ten May angekommenen Bade Gäste verzeichnet: Nr. 432. 13. August. Sr. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen, Sohn Sr. Majestät des Königs [aus] Berlin [wohnt] Brunnenhaus [im „Königszimmer“ des Marienbades]. Vielleicht übersieht man beim flüchtigen Durchblättern der vergilbten Seiten, daß bald darauf folgende Eintragung geschehen ist: Nr. 457. 30. August Sr. Durchlaucht Fürst von Radziwill nebst höchst Dero Frau Gemahlin Königl. Hoheit und Familie. [aus] Posen, im Hause des H. Ex. General von Grawert [„Generalhaus“]. Der Magnet, der den Prinzen so mächtig aus dem Königsschlosse in die stillen Waldtäler unserer Heimat zog, war Elisa von Radziwill. Dieser Name genügt, um längst verklungene Zeiten aus dem Leben eines Großen wieder vor unser geistiges Auge heraufzuzaubern. Landeck darf sich rühmen teil daran zu haben, denn dort fand ein „ganz zufälliges“ Zusammentreffen statt, das aber in Hofkreisen viel besprochen wurde. Auf den schattigen Wegen der herrlichen Umgegend wandelten sie, Pläne für die Zukunft, die damals noch in rosigem Lichte vor ihnen lag, mögen oft erwogen worden sein, doch das grausame Geschick griff später erbarmungslos ein. — Es ist eine erschütternde Episode, die hier ihre Fortsetzung fand. Die Neigung des Prinzen zu seiner Cousine, in deren Lob die Zeitgenossen einstimmig sind, deren Berichte dichterischen Schwung erhalten, wenn sie auf Elisa zu reden kommen, dürfte etwa zu jener Zeit entstanden sein. Mit Sehnsucht hatte Prinz Wilhelm der Erlaubnis seines Vaters geharrt. „Wie gerne ich nach Schlesien käme, wissen Sie,“ schrieb er an einen Vertrauten, und weiterhin heißt es: „Wenige Zeilen sollen dazu dienen, Ihnen meine Badereise nach Landeck zu annoncieren. Ich freue mich außerordentlich der Reise.“ Die verwandte Familie, zu der ihn sein Herz zog, weilte zuerst auf Schloß Fürstenstein, um von dort aus Bad Salzbrunn zu benutzen; auf jenem malerischen Edelsitz besuchte sie der junge Fürst am 11. August, und eilte dann im voraus nach der Grafschaft, die er Anfang September wieder verließ, während die Radziwills noch einige Zeit dort verweilten. — Jahrelange Kämpfe folgten, schließlich aber mußten beide Teile entsagen, da die Ebenbürtigkeit des polnischen Adelsgeschlechtes nicht zu erweisen war; doch Prinz Wilhelm vergaß seine Jugendliebe nie. Bis ans Lebensende des greisen Monarchen — über drei Menschenalter — soll das Bild Elisens, des „Engels von Ruhberg“, wie sie von den Armen genannt wurde, auf seinem Schreibtisch gestanden haben! — Landeck aber darf stolz sein, daß jene kurze Zeit des ungetrübten Liebestraumes auch einen verklärenden Schimmer über seine Fluren ausgebreitet.

Später weilte Prinzessin Marianne der Niederlande öfters in dem alten Bade; nach ihr wurde 1838 die Trinkquelle neben der Marienkapelle benannt. — Im September 1836 kamen von den Truppenübungen bei Kalisch die Söhne des Königs, Karl und Albrecht, nach Landeck; mit Interesse besichtigten die hohen Gäste die verschiedenen Anlagen und erinnerten sich gerne der großen Zeit des Jahres 1813. — 1839 beehrten Prinz und Prinzessin Albrecht von Preußen den Ort und nahmen im „Brunnenhof“ Wohnung; bei Einweihung der Wandelhalle am 8. Juli 1842 war das hohe Paar ebenfalls zugegen und gestattete, daß dem schönen Bau der Name seines Sohnes beigelegt wurde; ebenso nahm es 1844 an der Wiedereröffnung des Luisenjaales nach dem großen Brande teil. —

Im Jahre 1857 wurde den ehrwürdigen Thermen die Ehre eines Besuches des nachmaligen Kaisers Friedrich zuteil; in seiner Begleitung befand sich General Moltke. Bei einem Festbankett erwähnte der Prinz, daß er schon 1846 incognito hier gewesen und seinen Namen in eine Tanne nahe dem Waldtempel eingeschnitten habe; der Baum wurde alsbald ermittelt und erhielt nach Genehmigung eine Gedächtnistafel.

Auch später hielten sich gerne fürstliche Gäste im schönen Landeck auf; so mehrfach Frau Prinzessin Karl von Preußen, die regen Anteil am Bau des Militärkurhauses nahm, dessen Grundstein sie gelegt. Bei der Einweihung stellte man ihr einen Greis vor, der als Knabe vor 100 Jahren den Einzug Friedrichs des Großen geschaut! Ihre Tochter Luise bediente sich gleichfalls einige Male der Quellen und ebenso Fürst Anton von Hohenlohe-Ingelfingen, die Prinzessin Joseph von Windischgrätz, die Fürstin von Hohenzollern. 1876 starb hier während der Kur der bekannte Heerführer Feldmarschall von Steinmeyer.

Es ist eine lange Reihe glänzender Gestalten, die in den Annalen Landecks an uns vorüberzieht. Wohl keiner der schlesischen Badeorte hat eine so ruhmreiche Vergangenheit aufzuweisen. Möchte seine Anziehungskraft sich wieder mehr und mehr bekunden und die Zukunft dem Einst gleichen.

Zu vorstehender Arbeit wurde fast die gesamte ungemein umfangreiche und zerstreute Literatur eingesehen. Besonders sind zu nennen: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz, Jahresberichte des Glatzer Gebirgsvereins, die Grenzboten 1878, Festgabe der Stadt Landeck . . . 1865, Illust. Frauenzeitung 1880, sowie das soeben erschienene Werk von Dr. M. Hirsch, Friedrich der Große und die schlesischen Bäder. Das meiste Material ergab aber die Durchsicht der einschlägigen Zeitungen, Urkunden und privater Aufzeichnungen.

Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Vögel

Von M. Rnaak, Breslau

II.

Wenn in dem bisher Gesagten von Insektenfressern die Rede war und nachzuweisen versucht worden ist, die wirtschaftliche Bedeutung dieser Vögel auf Grund der angestellten Fütterungsversuche zu ermitteln, so dürfen wir die nutzbringende Tätigkeit der körnerfressenden Vögel ebenfalls nicht vergessen; auch sie ist eine ganz bedeutende, wenn auch nicht so in die Augen fallend, wie bei den Insektenfressern. Die Körnerfresser verzehren neben den Samen von Nutzpflanzen solche von Unkräutern in großen Massen. Da jedes Korn vor dem

Genüsse sorgfältig geschält und größere Samen zerkleinert werden, können unverdaute — also keimfähige — Körner nicht gut mit dem Kote wieder abgegeben werden. Es ist aber von der Mutter Natur ferner vorgesorgt worden, daß auch Samen von Giftpflanzen von gewissen Vogelarten ohne den geringsten Nachteil für deren Gesundheit und Wohlbefinden verzehrt werden können. Eine Vorliebe der Vögel für gewisse Samen läßt sich nicht absprechen; so bevorzugen einige Vogelarten Samen von Gräsern, wie Weizen, Hafer, andere dagegen ölhaltige Früchte, als Rübsen, Hanf, Leinsamen; nur wenige Vögel verpeissen beide Arten mit dem gleichen Wohlbehagen. Unkrautsämereien werden häufig als Leckerbissen betrachtet und mit Gier angenommen. Welch liebliches Bild bieten unsere so schön gezeichneten Stieglitz, die am reifen Distelkopfe hängen und mit großem Behagen den Samen fressen. Eigentümlich scheint es zu sein, daß die Vögel sich durch das Aussehen und die Größe verschiedener Samenarten anscheinend bestimmen lassen, gewisse Sämereien gar nicht erst zu kosten. Die Vorliebe des Kreuzschnabels für dunkel gefärbte Sämereien dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der in Kiefern- und Fichtenwäldungen lebende Vogel sich hauptsächlich von dunklen Samen ernähren muß. Aber, wie überall, gibt es auch hier Ausnahmen, und Vögel, die jeden ölenthaltenden Samen fressen, sowohl die hellen Kerne der Sonnenblumen, als auch die dunklen Pinienkerne. Während der mit kräftigen Brechwerkzeugen gut ausgerüstete Kreuzschnabel auch die großen Samen der Eiche, Zirkelkiefer und des Weißdornes bezwingen kann, rühren kleinschnäbelige Vögel wie Grünschnäbel, Stieglitz, Buchfinken die genannten Samen gar nicht an. Die geflügelten Samen des Ahorns und *Fraginus excelsior* werden von den Vögeln verschmäht, aber auch die langgestreckten Samen der Schwarzwurzel, die kleinen hellgelben Holzstückchen ähneln, die flachen Samen des Roseneibisch und die mit einer korkigen weichen Schale umhüllten Samen der Osterluzei. Wir meinen aber, daß die in Freiheit lebenden Vögel auch noch manches Samenkorn fressen, das in der Gefangenschaft verschmäht wurde. Viele Früchte haben frisch einen angenehmen Geschmack, der beim Trocknen vollständig verloren geht.

Unzweifelhaft steht aber fest, daß die meisten Körnerfresser, so lange sie Junge aufzuziehen haben, hierzu mit Vorliebe tierische Kost verwenden. Jeder Kanarienzüchter und Grottenliebhaber weiß es, daß Eifutter, Ameiseneier, Mehlwürmer zur Aufzucht von jungen Vögeln unbedingt erforderlich sind. Junge Fasane fressen Mehlwürmer in großer Zahl. Dieselbe Erscheinung können wir bei den in der Freiheit lebenden Körnerfressern, wie Gimpel, Finken beobachten. Auch sie suchen Fleischfutter, Raupen, Schmetterlinge, Larven zu erhaschen, um den Hunger ihrer Nachzucht damit zu stillen. Daneben werden aber junge Pflanzen, Salat- und Blattspitzen eben so gern gefressen und den Jungen verabreicht.

Betrachten wir unsere Obst- und Blumengärten, so finden wir, daß nicht alle Schädlinge auf allen Pflanzen vorkommen; nein, gewisse Schädlinge kommen nur auf gewissen Pflanzen vor, verschonen andere Arten vollständig. Nun fressen unsere Vögel aber auch nicht alle Schädlinge in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien, wie wir schon vorhergehend bemerkt haben. Verfolgt werden die Schädlinge aber aufs eifrigste und der Vernichtungskampf stets wieder von neuem aufgenommen. Nachstehendes beweist dies:

Die auf den Rosensträuchern lebenden Raupen der Lastträger, Pfeilmotten, Rosenwickler, Haselwickler, Schwammspinner werden von Meisen, Finken,

Grasmücken, Nachtischwalben, Staren, Pirolen gefressen. Auf die Rosen-, Pinzel- und Gartenlaubkäfer machen die genannten Vögel ebenfalls Jagd; die Rosenblattwespen und Blattschneiderbienen fallen den Würgern und Fliegenschnäppern zum Opfer, und die Rosenblattläuse, welche — nach Landois — den Ameisen als Milchkühe dienen, werden von Meisen, Goldhähnchen und Grasmücken eifrig verfolgt.

Die Feinde des Weinstocks werden, soweit es sich um Raupen handelt, von Finken, Ammern, Meisen, Goldhähnchen, Grasmücken, Weidenlaubvögeln; die Schmetterlinge, Larven und Fliegen von Rotschwänzchen, Rotkehlchen, Fliegenschnäppern, Schwalben, die Wespen von Wespenfalken, Würgern und Fliegenschnäppern vertilgt.

Die unsere Obstbäume bedrohenden Insekten, Raupen, Käfer, Blattläuse erfahren die eifrigste Verfolgung durch Meisen, Finken, Laubvögel, Erdfänger, Eulen, Nachtischwalben, Baumläufer, Kleiber, Nachtigallen, Spechte, Meisen, Stare, Amseln, Drosseln, Pirole, Eichelhäher, Kuckuck, Würger; die Maikäfer und andere Engerlinge werden von Raben-, Saat- und Mandelkrähen, sowie Blauracken gefressen.

Aber auch unsere Nuzhölzer, wie Kiefern, Tannen, Fichten, Eichen, Buchen, Linden werden von den Vögeln nach vorhandenen Schädlingen eifrig durchsucht; alles, was sich an Eiern, Larven, Raupen, Käfern und Schmetterlingen vorfindet, gern und mit Wohlbehagen verpeist. Welch ungeheuren Nutzen unsere verschiedenen Meisenarten stiften, haben wir nachzuweisen versucht. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß ein in Freiheit befindlicher Vogel noch mehr im Fressen und Vertilgen der Schädlinge leistet, als ein in der Gefangenschaft gehaltenes Tierchen.

Die Kohlpflanzen erfreuen sich des Zuspruchs der Rotschwänzchen, Stare, Amseln, Meisen, Krähen, Raben; die Larven der Kohlschnake, die Engerlinge der Maikäfer werden von den Lachmöven gern verpeist.

Wie eifrig und mit gutem Erfolge suchen Amsel, Nachtigall, Rotkehlchen und Stare im alten Laube nach Insekten und deren Larven. Die nackten Gartenschnecken munden beiden Vogelarten vorzüglich. Sämtliche Schnecken müssen wohlschmeckend sein, denn Pirol, Dohle, Kabe, Häher, Würger, Bachstelze, Pieper, Rohrsänger, Mauerläufer, Specht, Turtel- u. Ringeltaube, Hasel-, Birk-, Auerhuhn, Reiher, Storch, Sumpf- und Strandläufer, Brachvögel, Schwan, Ente, Teich- und Sumpfhuhn, Wiesen- und Wasserralle, Mäusebussard, Eulen, Kibitze und dergl. mehr machen eifrig Jagd darauf. Zahme Tauben verschmähen Schnecken ebenfalls nicht.

Diese von unseren Lieblingen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ausgeübte unermüdlige Tätigkeit kommt allen Menschen zu gute und muß uns immer wieder von neuem anspornen, gleiches mit gleichem zu vergelten, unsere Vögel zu schützen und zu schirmen, wo wir nur können, durch Schaffung von Niststätten, welche überall den Vögeln mangeln, Erhaltung und Anpflanzung von dichten Hecken, Büschen, Vogelremisen, hohen Waldbäumen, praktische und sachgemäße Winterfütterung, Vertilgung des Raubzeuges, namentlich der vagabondirenden Raken, der schlimmsten Feinde unserer kleinen gefiederten Sänger.

Fortsetzung folgt

Hermann Stehr

Von Richard Dedo

II.

Der Untertitel, den Stehr seiner ersten Novelle „Der Graveur“ *) gab: „Eine psychologische Monographie“, widerspricht dieser Tatsache des visionären Schaffens keineswegs, verrät vielmehr nur, wie sehr sich der Dichter selbst seines Sondergebietes bewußt ist, auf das ihn seine Sehergabe mit derselben zwingenden Hand hinführt, die wir oft wie im Krampfe auf uns spüren beim Lesen seiner mit lückenloser Konsequenz des Hammerchlags gehämmerten Schöpfungen. Auf Leben und Tod ringen die Menschen dieses ersten Novellenbuches mit ihrem Schicksal: Josef Schramm, der Graveur, ein liebevoller weicher Mensch von Natur, dem ein niederträchtiges Verleumdungswort seines verlotterten, verkommenen Bruders seine Seele ebenso vernichtend trifft, wie der brutale gegen sein Haupt geführte Schlag ihn seines Sprachvermögens beraubt und in geistigen Halbschlaf versenkt, — Gustav Marx (in „Meide der Teufel“), der ein neues Leben beginnen möchte und „a Ende macha met em Glende, met a Menschern, met a Schnapse“, und seine Genossin früherer Schande, die Witwe Katharine Stumpf, deren verwüstete Seele in dem Liebesfrühling ihrer Tochter den Gott des Weibes, die reine Liebe, mit Brausen in sich einziehen fühlt, das die Flügel ihres Willens zu einem freudvollen, sich selbst opfernden Todesfluge lüftet. Die ethisch-sexuelle Dominante, auf die das Erlösungsmotiv dieser zweiten Novelle gestellt ist, fehlt in der ersten Erzählung. Hier wird die befreiende Tat aus dem Wahnsinn geboren (der Graveur, von immer wilderen Wirbeln des Hasses gegen seinen Bruder, den Zerstörer seines ganzen Lebensglückes, fortgerissen, wird in dem jäh abbrechenden Takte des Selbstmordes seinem wahnsinnigen Tanze entzissen, nachdem er zuvor ein unschuldiges Opfer mit dem tödlichen Streiche getroffen). Eine fast verwirrende Fülle von Drähten führt in dieser „Monographie“ von dem geistigen Ohre des Dichters zu den entferntesten, verborgensten Zellen in der Seele seines psychologischen Objektes; ein so wunderbares, fein konstruiertes Mikrophon, das die dumpfsten Unterströmungen im Triebleben, die seltsamsten Schwingungen, Willensausbrüche und Vorstellungsgegenstände in der abnormen Psyche eines Wahnsinnigen mit solcher gesteigerten Deutlichkeit wie hier wiederzugeben imstande ist, hat außer Stehr kaum ein anderer Seelendarsteller besessen.

Freilich, wenn das Licht der Bühne eine solche, in ihren legtmöglichen seelischen Aggregatzuständen gewonnene Stehr'sche Gestalt umfließt, zerflattert sie bald, und auch die geschickteste, kundigste Hand eines Theatermannes verlagert bei dem Versuche, diese sublimen Präparate mit dem bunteren Lichte zu färben, das nun einmal das stets vergrößernde und darum schlechterdings vergrößernde Bühnenbild verlangt. Der Mißerfolg seines dramatischen Erstlingswerkes „Meta Konegen“ *) war unausbleiblich. Für Stehrs künstlerisches Schaffen

*) Zuerst im Maiheft 1898 der „Neuen deutschen Rundschau“ veröffentlicht (entstanden 1889), dann mit der (1894 entstandenen) Erzählung „Meide der Teufel“ unter dem Gesamttitel „Auf Leben und Tod“ bei E. Fischer in Berlin 1898 als Buch erschienen.

*) Uraufführung im Neuen Theater zu Berlin am 31. März 1905; Buchausgabe bei E. Fischer, Berlin 1905.

bleibt er belanglos. Ebenso wie die dramatische Form, die der Dichter dieser Erlösungstragödie des jungen sinnensfrohen, in ihrem Liebesleben zu kurz gekommenen Weibes gegeben hat, etwas Nebenächliches ist, weil sie ein unzulängliches Ausdrucksmittel ist für all das Untergründige, Unterbewußte in den Seelen seiner Menschen und für das sozusagen „Interlineare“ zwischen den Seelen, das dem Dichter sich aufgetan hat wie ein neues, nie betretenes Reich, da er zum ersten Male die Seelen in Beziehung setzte zu den vielen Dingen der sie umgebenden Welt. Ein Eroberer neuer, unerhörter Ausdrucksmöglichkeiten für die Fülle der Kunde, die die Dinge seinem Schauen schenken in einer grenzenlosen Gnade, geht Stehr durch seine Romane — (wir werden noch von dieser seiner bildnerischen Arbeit zu reden haben) — das Drama beschneidet mit gattung-erhaltender Notwendigkeit dieses Dichters Schaffenskreis auf dasjenige Segment, das erfüllt ist mit den äußeren und inneren Handlungen der auftretenden Personen und darum durchaus innerhalb der Bewußtseinsgrenzen dieser Handelnden liegen muß. Ausgeschlossen wird also gerade die Summe derjenige Coefficienten, die jene wunderbare, einzigartige Kontinuität in Stehrs künstlerischem Wachsen und Schaffen herstellen, eine Kontinuität, die fast mit der Kraft eines Naturgesetzes aus seinem ersten Werke aufsteigt und niedersteigen wird in sein letztes, und die deshalb nicht einmal gefährdet werden kann durch unzumutbare, unzulängliche Formen, die die Höhe und Spannweite dieses Bogens nicht erreichen. Das Drama ist auch darum keine der Stehr'schen Kunst adäquate, Ausdrucksform, weil der Dichter jene spielerische Belebtheit und aus verführerischer Könnersfreude erzeugte artistische Beweglichkeit nicht kennt, wie sie vorzugsweise den romanischen Dramatikern eignet. So etwa Gabriele d'Annunzio: wenn der z. B. Zeit und Vertikalität des 1. Aktes der „Gioconda“ schildern will, füllt er die scenarischen Bemerkungen mit einer Pracht und einem Farbenglanze, daß sie zu lyrischen Gedichten werden, die jeder Wiedergabe mit den Mitteln der Bühne spotten, oder wenn er das stumme Spiel des Schauspielers bis in die kleinsten Gebärden hinein vorschreibt, gibt er eigentlich nur Umschreibungen bereits verzielter-erlauteter Gesten seiner größten Interpretin, der Duse, oder ahnungsweise erschaute künftige Offenbarungen dieser wunderreichen Seele, vor deren Aufleuchten das Feuerwerk seiner Wortpracht prasselnd verlischt. Unzulänglichkeit auch hier, trotz alles Könnertums! Durch die ganze Tiefe des furchtbaren Ernstes seines Wissens um die Nacht der Erde von jeglicher blendenden Artistikunst getrennt, wandelt Stehr seinen Weg. Und wenngleich seine Werke insofern im tiefsten Sinne dramatisch sind, als sie fast alle enden mit einem Siegesfeste der erlösenden, entladenden Tat — die schweren Rhythmen des Schicksalsliedes, das ein Gott auf seine Lippen gelegt, zerhämmern die dünnen zerbrechlichen Wände des dramatischen Gefäßes und, wilden Vögeln gleich, entflattern sie in den breitgeästeten Baum, dessen Stamm Stehrs ureigenste Dichterkraft durchkreift.

In seinem Blattgeflechte aber flackern die Blütenkerzen, die des Dichters einzigartige Bildnerkraft zu einem wunderbaren, sinnbetörenden Geleucht entfacht. Es gibt unter den Lebenden nur einen, der Stehr übertrifft an Fülle und Glanz der Gleichnisse, die eine letzte ungeahnte Besonderheit der Beziehungen der vielen, vielen Dinge auf die Seelen ausprägen: Rainer Maria Rilke. Wolken und Winde, Straßen und Steine, Lautes und Leises

erfaßt die Phantasie des Dichters in einem beutereichen Fluge. Es gelingen ihm unvergeßliche, unvergleichliche Bilder wie die: „Danach fiel der Winter aus dem toten Himmel auf die tote Erde. Er stürzte herunter wie ein Wüterich, in jeder Faust einen Sturm. Und als er die beiden Fäuste öffnete und die Stürme frei ließ, da schien die Welt verloren“ — oder: „Dann arbeitete sich das rote Licht aus dem Wirrwarr der Hobelspäne heraus, holperte zitternd über die Späne und froh wie erschöpft an der Tennwand hinauf, dem Bauer, der trüg und breit dort lehnte, über die Lederhosen —“ oder er weiß vom Winde in den Straßen zu erzählen: „Der Herbstwind riß den Leuten auf der Straße die Rede von den Lippen und lief lachend damit fort und rief ungeschlachte Laute in offene Haustüren hinein“; ein andermal „torfelt der Nachtwind durch die Straßen wie ein heimatloser Strolch, der, trunken, mit immer offenem Munde, die dumpfe Empfindung seines Elends in vergriffenen Tönen hingestt und verstört lullt. Dann donnert er an die Türen und begehrt Einlaß mit wirbelnden Fäusten. . . Immer wieder stößt der Herdlose gegen die großen Tore, daß ihre runden Fensteraugen im Scheine des müden Spätmondes grimmig-grün schillern“.

Dem Grundthema seiner Dichtungen hat Stehr in seinem (1903 erschienenen) Werke „Das letzte Kind“ eine Instrumentation gegeben, die in ihrer Rhythmenführung und dem Vorwiegen seraphischer Töne stark an Gerhart Hauptmanns Märchenstück von „Hanneles Himmelfahrt“ anklängt. Hier wie dort ein aus der engen, kleinen Menschenwelt voller Not und Qual in die lichte Himmelswelt sich eröffnender Prospekt: Hauptmann spannt in ihn die Wundersaiten, die in unendlicher Süße ertönen von Hanneles Traumvisionen — Stehr umstellt ihn mit den Versatzstücken seiner lyrisch ärmeren, aber grandiozeren Phantasie. Zwei Todesengel hat Gott hinabgeschickt aus den bleichen Gefilden ewigen Friedens, deren einer sein Brüderchen, das letzte Kind seiner Mutter, dem irdischen Leben, noch ehe der Morgen siegt, entrißen soll. Wie er sich der Erde nähert, trifft ihn der Schmerzensruf seiner Mutter, die ihn angstvoll flehend ins Leben zum Beistand herabfordert, und während er dem Geist an seiner Seite mit immer erdenweherer Stimme seine Sehnsucht klagt, die in ihm die Liebe des Blutes und mit ihr den gestorbenen Leib wieder zu erwecken droht, „kommt seine Krankheit tiefer über ihn: aus der Erde stieg der unreine Schatten seines Leibes, den sie umsonst ins Grab gebettet, und lagerte sich immer deutlicher in seine Glorie, daß die Verklärung nur mehr noch wie eine furchtsame Hülle um ihn stand. Im selben Augenblicke wachsen aus dem Dunst der Tiefe zwei Arme auf, mager und straff, wie zwei gespannte Seile, und schmerzreiche, vertrocknete Hände griffen suchend nach dem Leibe, der in der blassen Glorie wie in einem schützenden Schreine lag.“ Als dann der Todesengel die Schatten von Mutter und Bruder über die blassen Weiten des dämmernden Morgens zu Gott geleitet, läßt ihn ein Aufstöhnen der Mutter noch einmal zurückblicken: hinter ihnen gähnte das Tor des Todes, einige Schritte davon, in die schweigenden Gefilde hingetaumelt, lag sein Vater, „der in der Qual seines Traumes lebendig über die Marken seines Daseins ihnen nachgeirrt, von der Wucht des Grauens auf die Brust geworfen, mit verstörtem Geist ihnen nachstarrte, sich immer erheben wollte, und immer zurück fiel.“ Die Nacht der Erde senkt sich immer tiefer auf das irrsinnig-blöfende Schneiderlein — droben aber schließt sich hinter den drei von aller Erdenschwere

erlösten Schatten der Himmel, an den letzten Glorienstrahlen steigt ein Chor von Cherchen in selig-jubelndem Geschmetter auf und nieder. —

Diese Zeilen zielen nicht ab auf neue Werturteile über den einsamen Dichter — darum vermeiden sie, zu richten und einzuordnen. Sie sind geschrieben zu Gruß und Dank an ihn für jene tief-innerliche Bereicherung, die den Empfangenden „ungerecht“ macht im Sinne jenes vorbildlichen Wortes von Jacobsen: „Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit? Nein; aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da du ihn am tiefsten liebtest!“

Ueber Steinkreuze in Schlesien

Von Siegfried Beck

Zu dem Aufrufe in Nr. 7 dieser Zeitschrift kann ich aus Sutorius „Geschichte von Löwenberg, 1784“, auf Grund eines Ratsprotokolls (Seite 133 f) folgendes mittheilen. Der Rat in Löwenberg stand hinsichtlich seiner Rechtsprechung in hohem Ansehen, so daß viele Streit- und Kriminalfälle vor anderen, auch recht entfernten, Gerichtsstellen ihm zur Beurteilung zuzogen. Weiter unten werden wir zeigen, daß Verordnungen, wie die angeogene vor oder nachher auch sonst im Lande bestanden und Anlaß zur Errichtung von Sühnekreuzen gegeben haben. Ausgeschlossen ist übrigens ebensowenig, daß das Aufstellen solcher Kreuze aus noch älterer Zeit im Brauche war, durch fr. Verordnung aber amtlich eingeführt wurde. Sutorius schreibt also:

„Die Stadt hatte damals (um 1480) eine besondere Art von Einkünften, nemlich die Strafgefälle, welche sehr beträchtlich waren. Denn von dem Jahre 1440 an wurden die Peißestrafen größtentheils in Geldbußen verwandelt, wodurch die Stadt sich aus ihren Schulden setzten. Ehebruch, Dieberei, Verletzung der Polizeigesetze u. a. wurden mit Gelde abgehüllet, z. B. . . . Die Todtschläge wurden auf eine besondere Art abgehüllet und dieses bestand darin: Sie mußten eine Ochsfahrt oder Romfahrt thun; das waren Walfahrten zu den berühmten Gnadenbildern, als zum heil. Jacob nach Compostel oder nach Rom zu Sct. Peterskirche, Cinen, auch wohl 3wei Dreißiger bestellen. Das hieß: 30 oder 60 Seelenmessen in einem Kloster lesen lassen und sich darüber mit dem Quardian desselben zu vergleichen, oder er mußte alle Sonn- und Feiertage durch ein ganzes Jahr Meße lesen lassen. Eine Capelle, in welche gemeinlich das Bild der heil. Barbara geschnitten oder gemahlt wurde, auch wohl noch ein Krucifix setzen, den Erschlagenen in das Todtenbuch bei einer oder zwei Kirchen einschreiben lassen, an dem Orte des Todtschlages ein feineres Kreuz aufrichten, auch wohl noch über alles dieses den Kindern des Erschlagenen einiges Geld geben usw.“

Die Zeitschrift „Iduna und Hermod“ von 1812 führt 38 Kreuze auf: 7 bei Würben . . . sie seien dort zusammengebracht und eingemauert, bei Girschberg 1000 Schritt entfernt *), 2 in Herzogswalde, 1 anderthalb Meilen hinter Raumburg am Queiß nach Bunzlau zu, 1 vor und 1 in Warthan, je 1 in Ullersdorf, Röhrsdorf auf Lähnhaus zu, bei Grüssau, 1 sehr großes und breites vor und 1 kleines hinter Striegau, 1 bei Zeditz, 2 in Bunzelwitz, 2 am Wege von Breslau nach Strehlen, 1 von Reife nach Camenz, 1 anderthalb Meilen von Wartha, 1 zwischen Heinrichau und Poila (Peila), 1 sehr großes und 1 kleines zwischen Reichenbach und Schweidnitz; 8 in Weizenrode in der Kirchhofmauer, 1 eine halbe Meile vor Breslau. Damals (1812) konnte man sie noch für Denkmäler von Gottesgerichtskämpfern halten oder zum Andenken an die im Gottesgericht Gefallenen oder gar für Denkmäler zum Gedächtnis der von den Heiden erschlagenen Priester.**)

*) Jedenfalls ist das an die Straupitzer Kirchhofmauer eingefetzte Kreuz gemeint.

**) Man hatte also keine Kenntniß von den bezügl. gerichtlichen Verurteilungen.

Neuem fragen: wozu dienten sie? welches war die Ursache ihrer Aufstellung? Die Geschichte überliefert uns, daß sie von Mördern zur Strafe für ihre That und zur Sühne für dieselbe wie zum Denkmal an den Getödteten gefordert wurden. Beispiele aus dem Breslauer Gerichtsbezirke sind folgende: Ein Mörder soll u. a. setzen ein Kreuz mit einer Marter (also ein Kreuz an den Weg), dabey sich die Geschichte ergangen haben zwischen hier und Michaelis 1441. Drei Gesellen waren in Verdacht wegen des Todtschlages an Wenzlaw Wonniglich geschehen. Diese mußten jeder 30 Selenmessen lesen lassen (in Breslau zu Sct. Jacob, Albrecht und Bernhardin), Gott zu Ehren und des Abgemordeten Seele zur Seligkeit, zu Trost, ferner ein steinern Kreuz setzen lassen, wofür das sein Bruder Clement Wonniglich haben wolte, endlich alle drei eine Romfahrt ausrichten (bezahlen), einer unter ihnen oder sonst eine andere Person, die Zeugniß von Rom bringen mußte, daß die Romfahrt geleistet und vollbracht worden. 1460. Ebenso: Georg Platener, gewesener Stadtdiener von Breslau, mußte wegen des an Märtin Theroke begangenen Todtschlages eine Mark Heller (damals ein bedeutender Betrag) zu der Kirche in Prottsch (heut Herrenprottsch) geben, dreißig Selenmessen lesen lassen und ein Kreuz setzen, wohin die Brüder des Erschlagenen es haben wolten. 1461. Ein Anderer mußte den Vater des Gemordeten demüthig bitten, daß er ihm die Uebelthat lauterlich um Gottes willen vergeben wolle, in dem Jahre eine Romfahrt für den Erschlagenen thun und darfelbst in Rom seine Sünde beichten und Buße empfangen und von dannen Kundschafft des Beichtigers bringen. Endlich an der Stelle, da der Mord geschehen, eine Marter setzen. Und ob er des Erschlagenen Vater immer in Nöthen gestekt sehe, sol er ihm helfen, schützen und ihm und alle den Seinen sonst Freundschaft und Liebe, wo er mag, bieweil er lebt, erzeugen. 1464. Reiche Jacob sollte u. a. das Kreuz an der Stelle setzen, wo er den Mord verübet; Wochs einen Stein zu der Kirche „Unser Lieben Frauen auf dem Sande“ geben, imgleichen eine Mark (= 13 Thaler) zu Wegen und Stegen, endlich alle Kosten auf Botenlohn, Leichenzeichen (Opfer) und Arztlohn tragen.“ U. dgl. m. Die Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Schrift und Bild“ 1875, Seite 250 meldet von Kalkau: Auf dem Kirchhof befindet sich ein roh gearbeitetes Steinkreuz, angeblich zur Erinnerung an den 1427 von den Hussiten ermordeten Pfarrer.

Diese steinernen Kreuze sind nicht nur in ganz Schlesien, sondern in Deutschland überhaupt vielfach anzutreffen; und zwar solche mit eingemeißelten Zeichen wie auch andere ohne diese. Die mit Zeichen versehenen sind seltener. Freilich hat der Zahn der Zeit wohl die meisten Zeichen vernichtet. Beispiele eingegrabener Zeichen auf Kreuzen in unserer Umgegend finden wir an der Kunststraße zwischen Hirschberg und Erdmannsdorf, mit einem Schwert; desgleichen in Bogtsdorf u. a. D. *) Im Stonsdorf an der Straße auf der westlichen Böschung ein Kreuz mit den Spuren der Form einer Schaffschere; ähnlich in Pomnik; bei Kreuzwiese auf der östlich liegenden Wiese (wonach die Ansiedelung benannt worden) ein Kreuz mit deutlichem Weizenzeichen, bei Viehau (Kreis Neumarkt) ein Kreuz mit Messer und Beil, auf einer Wiese am südlichen Ende von Tschischdorf ein Kreuz mit (erneuerter) Jahreszahl 1526, bei Glausnik am Wege nach dem Rotherberge stand vor mehreren Jahren — oder steckt — ein kleines beschädigtes Kreuz auf oder in einer nassen Wiese tief eingesunken; i. J. 1907 oder -8 ist es verschwunden. Es trug das Zeichen einer Hacke. Mit einem Gabelzeichen befindet sich ein Kreuz an der Straße zwischen Löwenberg und Sirgnitz; u. a. m. Mit Inschrift versehen sind uns zwei Steinkreuze bekannt; das eine bei Deutmannsdorf (fast daneben ein zweites aber unbeschriebenes). Die Inschrift ist — laut gemeindeamtlicher Auskunft — in Folge starker Verwitterung fast unlesbar geworden und deshalb in neuerer Zeit aufgeschrieben worden. Sie lautet: „Am 2. Juni 1601 wurde hier die Braut Maria Rosina Webel auf dem Wege zur Trauung mit Ignaz Gabriel von ihrem ehemal. Bräutigam erstochen.“ Das zweite Kreuz mit Inschrift, welches bis vor mehreren Jahren am Zwiadergrunde bei Schmottseifen (auch Löwenberger Kreis) gestanden hat, und inzwischen in das genannte Dorf versetzt worden ist, kann zu den Sühnekreuzen nicht gezählt werden, denn es ist laut Inschrift zum Gedenken an die Magd Ursula Lange gesetzt worden, welche an jener Stelle am 2. August 1702 vom Blitz erschlagen wurde. Das an der Straupitzer Kirchhofmauer eingesezte Kreuz mit der schwarz aufgeschriebenen Zahl

*) Vergl. hierzu die früheren Veröffentlichungen in III 7, 16, 17 und 21 der „Schlesischen Heimatblätter“.

1813 stammt jedenfalls aus älterer Zeit, die Zahl ist sicher aus anderem Anlaß darauf angebracht worden. Ein Steinkreuz auf dem Kirchhofe in Kattern (Landkr. Breslau) (m. u. näher beschrieben, von anderer Errichtungsurache) trägt die Jahreszahl 1654, ein anderes an der Straße von Altdorf (Kreis Landeshut) nach Trautenau die Zahl 1715; dieses wäre also eins von den jüngsten

Die ältesten Kreuze zeigen ganz rohe Formen. Sei es, daß man überhaupt möglichst wenig Mühe und Kosten auf die Herstellung hat verwenden können oder wollen, sei es, daß der Stein von mürber Masse, z. B. Sandstein, schneller verwittert oder daß die Kreuze auch von mutwilliger Hand beschädigt werden, oder daß diese Fälle öfter zusammentreffen. Die granitenen erscheinen besser erhalten. Die Form ist meistens so einfach wie möglich. Von $1\frac{1}{2}$ m hohen viereckigen, etwa 40 cm breiten und beinahe ebenso starken Stämmen gehen in $\frac{2}{3}$ Höhe die gleich dicken, $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der Stammhöhe langen Querbalken aus (Fig. 1.) Besser geformte Kreuze sind an den Enden ein wenig verbreitert, ungefähr nach Art der „eisernen (Ordens-) Kreuze“ (Fig. 2 u. 5) einzelne haben in geringerer Stärke eine schild- oder scheibenförmige Verbindung zwischen den Armen, mit schräg-gleichen oder runder Verandung, verschmolzene rohe Nachahmung der vielfach bei Kreuzen angebrachten, von der Mitte aus den Winkeln ausgehende Strahlen, (vergl. Fig. 3 und 4) wenige hingegen nur zeigen einige Steinmeßkunst, indem die Kreuzarme von — graden oder gebogenen — Stützen gehalten zu sein scheinen, was den Kreuzen, von fern gesehen, die Gestalt eines Kreuzifixes verleiht; so das Kreuz bei Deutmannsdorf (Fig. 3) und ein anderes bei Klein-Jänowitz im Liegnitzer Kreise. Manche Steinkreuze haben leider mutwillige Beschädigungen durch Abschlagen von Querbalken oder Oberteil erlitten und eine gewisse Zahl hat dadurch Form und Ansehen eines Sühnekreuzes vollständig eingebüßt und ist dann leicht vollends beseitigt worden. Das Kreuz bei Kreuzwiese hat den Oberteil verloren; dafür hat man einen Stein lose darauf gelegt, (Fig. 7), ähnlich war es bei dem Glausnitzer der Fall, welches in letzter Zeit gar verschwunden ist, wie solches bei Kreuzen auf sumpfigem Boden vielfach vorgekommen sein mag. So ist auch ein Kreuz in Verbißdorf abseits der Dorfstraße unweit der Kloseischen Fabrik bis an die Arme versunken, so daß es kaum noch als Kreuz zu sehen ist. Andere Kreuze sind dem Landmann auf seinem Felde bei der Aderbearbeitung unbequem, sie werden demzufolge versteht, meistens wohl an die Kirchhofsmauer, daher die große Zahl Sühnekreuze an solcher Stelle. Umgefallene, wenn sie niemanden im Wege sind, werden kaum wieder aufgerichtet. —

In Schlesien dürfte die Schätzung auf mindestens 200 Sühnekreuze nicht übertrieben sein. *) Lutsch hat in seinem gehaltenen Werke „die Kunstdenkmäler Schlesiens, Breslau 1891“ die Sühnekreuze mit aufgeführt, soweit sie ihm bekannt geworden; das sind ihrer fast siebzig. Da aber der Regierungsbezirk Oppeln noch nicht behandelt ist, so dürfte mit diesem ein Hundert voll werden. Eine Anzahl Kreuze erscheint jedoch bei Lutsch nicht angegeben. 3. B. fehlen solche gänzlich in den Kreisen Brieg, Glatz, Habelschwerdt, Münsterberg, Neurode, Nimptsch, Militsch-Trachenberg, Namslau, Oels, Reichenbach, Striegau, Wohlau, Groß-Wartenberg, Lüben, Grünberg, Sagan, Löwenberg und Schönan; während uns z. B. in Löwenberger und im Schönaner Kreise persönlich je mehrere bekannt sind. Wenn man also die Zahl der fehlenden auf dieselbe annimmt wie die der namhaft gemachten, so ergibt dies eben 200. Nach Lutsch befinden sich die meisten im Landkreise Breslau, nämlich 1 und zwar sehr merkwürdiges (wenngleich eigentlich auch nicht zu den Nordkreuzen zu zählendes) auf dem Kirchhofe in Kattern, welche nach dem in der Inschrift enthaltenen Chrogramm i. J. 1654 errichtet, da die Kirche den Katholiken ausgeliefert wurde: „Crux Domini quoties aufertur fure (!) Luthero Catholica toties redditur illa fide. Matthias Joannes Steptius ss. theologiae et in peritus protonotarius papae canonicus Vratislaviensis et inibi consistorii assessor Silesius Lichtenbergensis.“ 2. in Zackschönan am Kirchhofe, 3. zwischen Großmochern und Mariahöfen, 4. in Brisselwitz drei Kreuze vor dem Kirchhofe, 5. zwischen Rothfürben und Groß-Sürding, 6. drei Kreuze am Friedhofe in Wangern, 7. desgl. drei in Wiltschen, 8. in Domschau, 9. in Woigwitz und 10. in Zindel je eins am Kirchhofe, zusammen

*) Ein Zeitungsberichterstatter v. J. wollte sogar 300 Steinkreuze in 200 Orten Schlesiens wissen, im Hirschberger Kreise 10, ähnlich im Löwenberger und Landeshuter.

sechszehn. Folgt der Nachbarkreis Neumarkt: 1. bei Reulendorf vor dem Dorfe an der Weggabelung nach Pirichau, 2. zwischen Bahnhof Canth und Reudorf, 3. zwischen Bahnhof Canth und Polsnitz, 4. zwischen Probstien und der Weggabelung nach Schönau und Schöneiche, 5. an der Kirchhofmauer in Viehau (mit eingerichtem Beil und Messer); zusammen fünf. Im Liegnitzer Regierungsbezirk die meisten im Landeshuter Kreise, nämlich: 1. zwischen Abendorf und Trautemau an der Straße, 2. in Gablau zwei Kreuze an der Kirchbrücke, 3. in Hartmannsdorf am Dorfeingange an der Landeshut—Freiburger Kunststraße, 4. zwischen Landeshut und Hermisdorfgrißauisch an der Straße, 5. in Trautliebersdorf bei der Kirche im Garten des Fleischer Wippler und 6. in Neuen unweit des Kretschams an der Straße; das sind sechs Stück; im Landkreis Liegnitz ebenso viele: 1. am Friedhofe in Campen, eins am Friedhofe, mit eingerichtem Kreuzifix und eins an der Dorfstraße gen Koiskau, 2. in Heidau ein Kreuz mit eingerichtem Degen, 3. in Klein-Jänowitz am nördlichen Dorfende eins mit stützenförmiger Ausstattung (wie das Deutmannsdorfer), 4. in Mertschütz, mit eingerichtem † (Schwert) am Schulhofe, und 5. beim Dorfe Rommich. Im Landkreis Görlitz vier: 1. ein Kreuz vor dem Friedhofe von Arnsdorf (fast in die Erde versunken), 2. an der Weggabelung zwischen Borda und Reichenbach mit †, 3. in Jauernick an der Friedhofmauer, 4. in Krißscheim im Pfarrhofe. Sonst im Lande: im Schweidnitzer Kreise: 1. drei Kreuze am Wege nach Altwasser und eins in der Gartenmauer des Ober-Dominiums; 2. in Bunzelwitz zwei, 3. bei Prottschenhain an der Straße von Wenig- nach Groß-Mohna drei Kreuze; im Ohlauer Kreise: je ein Kreuz in Janau, in Broschwitz am Friedhofe und in Groß-Reiskerau an der Dorfstraße, ferner eins im Dorfe und eins am Kirchhofe von Zottwitz; im Kreise Jauer: in Hermannsdorf am Friedhofe, in Reppersdorf eins mit † nahe der Kirche und drei am Friedhofe in Schlaup; im Bunzlauer Kreise: 1. in Tschirna bei der Scholtisei, 2. in Waldau D.-L. im Parke des Rittergutes und in Altwarthau an der Kunststraße nach Bunzlau mit ††; im Rothenburger Kreise: 1. in Schleife zwei Kreuze auf dem Acker nahe dem Bahnhofe, 2. in Niederseifersdorf D.-L. an der Friedhofmauer mit † und 3. in Tschelln zwei Kreuze; im Kreise Hoyerswerda: 1. mitten in Schwarzkolm zwei, 2. in Merzdorf eins mit † (Fig. 9), 3. in Ruhland nahe dem Friedhofe (ein „Tafelkreuz“*); im Strehleener Kreise: eins am Friedhofe in Deutsch-Landen und eins am Wege nach Klein-Landen; Kreis Trebnitz in Lössen an der Straße und in Pajchkerwitz neben der Friedenseiche. Die übrigen einzelnen: Straupitz h. Hirschberg, Gräbel, Kreis Vollenhain, beide an der Friedhofmauer; letzteres mit †, in Bunzelwaldau, Kreis Freistadt neben dem Friedhofe (steht als Wegweiser dienend); in Nieder-Johnsdorf, Kreis Sprottau, am Dorfanfange gen Sprottau; in Marklissa, Kreis Lauban, ein Kreuz mit †; in Thiemendorf, Steinauer Kreis, 4 Kilometer an der Straße nach Steinau und in Gubrau, in einem Mauerturm eingeseht, ein Kreuz. Es bleiben also (abgesehen von den w. o. bereits erwähnten) aus der Hirschberger Umgegend zu nennen die zwei Kreuze an der Dorfstraße in Märzdorf (s. Abbildung); das eine mit tief eingegrabener Schwertsform, das andere, augenscheinlich ältere, in der Form des „eisernen Kreuzes“ sind erst im vorigen Jahrhundert von ihrem ursprünglichen Standorte Hausbauten halber weg und vor das Grundstück des Gasthauses gesetzt worden; das Kreuz zwischen Hirschberg und Erdmannsdorf mit †, das Stonsdorfer. in Voigtsdorf eins mit †; auch bei Kupferberg eins. An Schmottseifen (Fig. 10) stehen drei Kreuze. Der dortige Lehrer, Herr Becker, schreibt uns darüber, „daß nur eins davon als Nordkreuz in Betracht komme, welches, aus Sandstein gebauen, an der Nordostecke des Pfarrgartens, 1,20 Meter hoch, steht, 72 Zentimeter breite Querbalken hat und eine 43 Zentimeter lange Dolchform (erhaben ausgearbeitet) zeigt. Darüber steht die Sage: um 1809 (!) wurde die Magd des ehemaligen Kantors am Fuße des Kirchberges ermordet. Sie hatte mit einem jungen Menschen ein Liebesverhältnis unterhalten, das nicht ohne Folgen blieb. Der Mörder verschwand bald nach der Tat aus dem Orte und entzog sich dadurch dem Strafrichter. In den Kriegsjahren 1813/15 hatten mehrere Soldaten in der Schlägerei hier Quartier bezogen. Deren einer fragte den Wirt, ob er ihn vielleicht noch kenne. Der Wirt sah erstaunt den Mörder der Kantormagd vor sich. Dieser sich erkannt sehend, flüchtete aufs neue und ward nicht wieder gesehen.“ — Die Wahrheit der Sage vorausgesetzt, müssen wir dahingestellt sein lassen, ob das Kreuz aus diesem Anlasse errichtet

*) Was ist unter „Tafelkreuz“ zu verstehen?

worden ist (wer sollte es besorgt haben?) oder ob es nicht schon längst vorher da gestanden und die Ueberlieferung später erst das Gesehnitz damit in Verbindung gebracht hat. Ferner „Bauergutsbesitzer Hr. Heinrich Tis aus Klein-Röhrsdorf erzählt, daß sich auf seinem Feldwege, etwa 100 Schritte vom Gehöft, ein Steinkreuz, 1 Meter hoch, mit der Inschrift befindet: A. T. G. 1807. Bis hierher soll ein österreichischer Grenzüger einen Pascher verfolgt und dann erschossen haben.“ Auch hierüber lassen sich Zweifel über den Zusammenhang des Ereignisses mit der Errichtung des Kreuzes nicht unterdrücken. Von der Grenze bis dorthin sind an 60 Kilometer oder 8 Meilen gradeste Entfernung; soweit kann unmöglich ein österreichischer Grenzer ins Preussische eindringen. Buchstaben und Jahreszahl sind wahrscheinlich auf das alte Kreuz aus anderem Grunde erst aufgetragen worden, ähnlich wie bei dem Straupitzer Kreuze die Zahl 1813. Das photographische Bild des Schmottseifener Kreuzes stellt uns Herr Becker zur Verfügung. In der Waltersdorfer Gegend (Sähn) stehen an verschiedenen Wegen drei Kreuze. Am Fußwege von Petersdorf nach dem Kochelsall steht eine aufrechte Steinplatte mit vertiefter Kreuzform, welche gleiche Bedeutung haben soll wie die Mordkreuze (Fig. 8). Sie soll aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammen.**) Noch jünger ist aber ein Morddenkmal an der Straße zwischen dem Bahnhofe Rabishau und dem Dorfe Birngrüb. Unter einem Kreuzzeichen ist darauf zu lesen: „Am 28. Januar 1882 früh in der 6. Stunde starb hier durch Mörderhand bei einem Gange zum Bahnhofe der Butterhändler Franz Menzel aus Birngrüb im Alter von 55 Jahren. Dieses Denkmal errichtete seine tieftrauernde Gattin Josepha Menzel geb. Kluge und trauernde Tochter Karoline Menzel“ . . .

Durch besfreundete Hand ging uns vor mehreren Jahren eine „wissenschaftliche Beilage der allgemeinen (Chemnitzer) Zeitung“ zu, in welcher Pfarrer Selbig in Groitzsch behauptet, die Steinkreuze seien in den meisten Fällen zum Zwecke von Grenzbezeichnungen gesetzt. Wenngleich damit vielleicht nur in Sachsen oder auch in Böhmen stehende Steinkreuze vom genannten Verfasser gemeint seien, so bleibt doch sehr unwahrscheinlich, daß es nicht ebensolche Sühnekreuze sein sollten wie die unsrigen. Begegnet man diesen doch auch vielfach in der (ehemals sächsischen) Oberlausitz, zumal die eingegrabenen Schwert-, Gabel-, Beil- u. a. Zeichen deutlich für den mehrerwähnten Anlaß ihrer Errichtung Zeugnis ablegen, zu geschweigen der urkundlichen Beweise. Zufällig an irgend einer Gemeinde- oder Besitzergrenze stehende Steinkreuze sind sicher nur Ausnahmen von der Regel. Und was sollten die vielen Steinkreuze als Grenzzeichen an den Kirchhofmauern? Herr Pfarrer Selbig r. aber umgekehrt die Sühnefälle als Ausnahmen betrachtet wissen, und die genannte Zeitung nahm demzufolge unsere Entgegnung nicht in ihre Spalten auf.

Ueber die Ursachen der Sühnekreuz-Errichtungen bestehenden Sagen beruhen freilich in den allermeisten Fällen nur auf mündlichen Ueberlieferungen. Von beurfundeten Nachrichten (abgesehen von den (siehe oben) Berichten der Zeitschrift „Iduna“ etc.) können wir jedoch die Angabe auf den mehrerwähnten Deutmannsdorfer Kreuze betrachten, welche m. W. auch das Gemeindefestbuch bekräftigt. Ferner steht (laut einem Zeitungsbericht) auch in Stanowitz (Kreis Striegau) ein Sühnekreuz, welches Inhalts einer Urkunde vom 4. Dezember 1305 (!) infolge „eines Vergleiches mit dem Bruder Konrad, weiland rector curiae in Jedlis in Böhmen wegen des an Konrad von Langinberce, weiland Müller in Stanowitz bei Striegau begangenen Todtschlages“ errichtet worden.

In manchen Fällen dürften — wie solches im Löwenberger Ratssbuche vorgelesen — statt der steinernen Kreuze auch hölzerne und zwar als vollständige Kreuzfixe aufgerichtet worden und da solche nicht so lange der Verwitterung widerstehen, bei ihrem Verfall seitens der Nachkommen erneuert worden sein. Dies kann auch die betreffende Gemeinde besorgt haben. Bekanntlich ist es in vielen Gegenden Brauch, im Frühling Prozessionen über die Feldmarken zu veranstalten, um den himmlischen Segen für das gute Gedeihen der Feldfrüchte zu erbitten. Bei solchen Prozessionen wird an den Kreuzfixen Gebet-Rast gehalten. Es scheint also fast zweifelhaft, ob die jetzt noch an den Feldern stehenden hohen Kreuzfixe (mit oder ohne Pesthemel) für den religiösen Zweck errichtet worden sind oder ob sie von einem Sühnefälle herrühren. Vielleicht das eine aus diesem, ein anderes aus jenem, ein drittes aus beiden Gründen.

**) Ein ähnliches — jedoch mit einer wagrechten Spießform unter dem Kreuze — aus alter Zeit ist in die Mauer am Grunde des Kniffhäuser-Turmes eingesetzt.



Schlesischer Heimatschutz

Der schlesische Bund für Heimatschutz hat seine Tätigkeit bereits begonnen. In seiner Vorstandssitzung unter dem Vorsitz des Universitätsprofessors Dr. Th. Siebs wurden außer Beschlüssen, die die Organisation betreffen, auch solche gefaßt, die eine Einwirkung nach außen versuchen. Eine umfangreiche Tätigkeit dürfte mit dem Tage eintreten, an dem die Beratungsstellen für alle Gebiete des Heimatschutzes, namentlich aber für Bausachen, eine ständige Einrichtung sein werden; jedoch steht der Bund schon jetzt mit Rat gern kostenlos zur Verfügung. Im nächsten Winter sollen Wandervorträge mit Lichtbildern veranstaltet werden; auch ist die Herausgabe einer Flugschrift mit Bildern in großer Auflage geplant. Der Bundesvorstand bittet deshalb die Amateurphotographen, ihn durch kostenlose Ueberlassung von Aufnahmen zu unterstützen. Er hat deshalb den folgenden

~ ~ ~ Aufruf ~ ~ ~

erlassen, den wir mit der Bitte an unsere Leser, auch uns stets je einen Abzug solcher Bilder oder die Platten leihweise zur Herstellung eines solchen zu überlassen, gern hier wiedergeben.

An alle Amateurphotographen richtet der Schlesische Bund für Heimatschutz die Bitte, ihm Bilder, die gute oder schlechte Beispiele in der Behandlung der Landschaft oder eines Gegenstandes zeigen, kostenlos zuzusenden; seien es Positive, Diapositive oder Platten, die nach der Herstellung des Positives oder Diapositives den Einsendern unbeschädigt, postfrei wieder zugehen. Hierdurch soll es ermöglicht werden, für Flugschriften mit Bildern und für Lichtbildervorträge eine ausreichend große, eindrucksvolle Sammlung von Beispielen und Gegenbeispielen zu erhalten. Besonders wertvoll werden deshalb auch solche Bilder sein, die einen und denselben Gegenstand vor und nach einer wesentlichen Veränderung zeigen; gleichviel, ob diese Veränderung eine Verbesserung oder Verschlechterung des früheren Zustandes bedeutet. Auch Bilder von solchen Gegenständen, die nicht mehr vorhanden sind, deren Verlust aber zu beklagen ist, würden die Sammlung wesentlich bereichern. Auch würde es für den Bund von großem Werte sein, Bilder von Trachten, die noch heute getragen werden, z. B. in Oberschlesien, zu erhalten; ebenso von volkstümlichen Maskierungen wie Faschingsnarren usw. Da die jetzigen äußerst lichtempfindlichen Platten auch die Aufnahme von Bewegungen bei Volksspielen, Volkstänzen usw. ermöglichen, ist zu erhoffen, daß auch diese den Amateuren immer hochinteressanten Aufnahmen in der Bildersammlung alles Heimatlichen ausreichend vertreten sein werden. Die Namen der Einsender werden bei der Veröffentlichung genannt; die Nennung unterbleibt nur dann, wenn es ausdrücklich gewünscht wird. Die Zusendungen werden an die Geschäftsstelle des Bundes Breslau XVI, Auenstraße 20 erbeten, die auch über alle Fragen des Heimatschutzes gern Auskunft erteilt.

Heimatschutz in Herischdorf

Nun ist das neue Gemeindehaus fertig! Hübsch ist es geworden und stattlich sieht es aus. Wenn man es sieht, denkt man an einen behäbigen Bauer — nein, nein, ich sage Gutsbesitzer, der befriedigt schmunzelt, daß er es so weit gebracht hat, und daß es nun auch alle Leute sehen können, was er für ein tüchtiger Kerl ist. Ja, das Dorf kann wirklich stolz auf das neue Haus sein, denn jedes kann sich ein solches nicht leisten. Ganz wie es sich gehört, erhebt es sich in der Mitte des Dorfes, dem alten Gerichtskretscham gegenüber. Ja, der Platz ist wirklich gut gewählt. Nur schade, daß durch das neue Haus eine alte Schönheit verschwinden mußte, eine Reihe alter Linden, die durch ihren Standort an der Straße nicht nur dem Besucher gehörten und Freude bereiteten, sondern jedem Vorübergehenden zu jeder Tages- und Jahreszeit etwas Besonderes und Schönes zu sagen hatten. Schon allein der Anblick der Straße mit dem stattlichen Kretscham auf der einen, und die in voller Kraft und Schönheit stehenden Bäume auf der anderen Seite war ein Genuß, beide zu einander passend in ihrer gepflegten Behäbigkeit und kräftigen Stattlichkeit. Nicht zu verachten war auch der schöne Schatten der großen Linden, der um so schätzbbarer war, da es in dem Dorf überhaupt nicht viel große Bäume gibt, deren Zahl sich dazu in letzter Zeit noch durch die Flußregulierungen um ein Beträchtliches vermindert hatte. Und überhaupt ist die Gegend nicht üppig und verschwenderisch in ihrem Baum- und Pflanzenwuchs, sodaß mit ihren vorhandenen Schönheiten recht haushalten ist.

Mußten nun die Bäume fallen? Wie gesagt, der gewählte Platz ist sicherlich sehr geeignet, und schwer hätte sich ein gleich guter finden lassen. Scheinbar liegt die Sache so einfach. Denn, wenn der Platz gegeben war, warum richtete sich da das Haus nicht nach dem Platz und benutzte die schattenpendenden Bäume zur Erhöhung seiner eigenen Schönheit? Konnte es sich nicht mehr in die Breite strecken, wenn es an dem Platz zur Tiefenausdehnung fehlte? Gab es keinen findigen Kopf, der da Rat geschafft hätte?

Helden der Arbeit

Schwester Ottilie

Novelle von Hermann Hoppe

Fortsetzung

Richter empfahl seiner Frau, ja recht sorgsam zu sein und ein wachjames Auge auf den kleinen Hansi zu haben. Beim geringsten verdächtigen Anzeichen sollte sie nach ihm schicken und in die Stadt nach dem Arzte telephonieren. Dann ging der Direktor wieder hinüber in die Fabrik, um Anordnungen zu treffen wegen anderweitiger Arbeitsverteilung. Denn wenn auch fast ein Viertel der Arbeiterschaft fehlte, so durfte doch die Fabrik nicht eine Stunde stillstehen.

Helene schüttelte es vor Grauen und Angst, als sie mit Hansi allein in dem prunkvollen, geräumigen Speisezimmer saß. Ihr erster Gedanke, dessen sie nach dem Gehörten fähig war, war Flucht. Fort von diesem verseuchten, todeschwangeren Ort. Die Fabrik erschien ihr mit einem Male als der Hexenkessel, in dem der giftige Brodem gekocht wurde, der ihr und ihres Kindes Leben bedrohte. Sie hatte sich nie um die Fabrik gekümmert, weder im Elternhause noch als Gattin des Direktors. Mängstlich war sie den freischwappenden, tausenden Rädern und den fleißigen, eifrigen Arbeitern an den Maschinen ausgewichen. Wohl freute sie sich, wenn sie einen mit Wohlgerüchen getränkten, weißen oder zartrosa schimmernden, glänzenden Briefbogen vor sich liegen hatte, aber die staubigen, dumpfig riechenden Lumpen, aus denen er entstanden, und die schmutzigen, schmierigen Weiber und Männer, die an seiner Herstellung ge-

arbeitet hatten, flößten ihr Ekel und Abſcheu ein. Sie freute ſich wohl, wenn ſie am erſten des Monats ihr Nadelgeld in blanken Goldſtücken legen konnte, aber ſie fragte nie danach, wieviel fleißige Hände und kluge Köpfe tätig geweſen waren, um ihr dieſen Ueberfluß zu ermöglichen. Der verwöhnten Frau wären dieſe materiellen Erwägungen als unäthetiſch und unwürdig erſchienen. Und nun kam aus dieſer ſelben Fabrik, die ſie immer nur von ferne, durch die Bäume ihres Gartens über den Fluß hinüber liegen ſah und deren Daſein ſie am liebſten verleugnet hätte, nun kam von dort drüben der giftige Hauch, der ihres einzigen Kindes Leben bedrohte.

Fort! Fort! Fort! . . .

Sie wollte aufſpringen, um das nöthigſte in eiliger Flucht zuſammenzuſacken, als ſie wieder kraftlos in ihren Sessel zurück fiel.

Die Flucht! Die Flucht! . . . Was nützte ſie die Flucht? Konnte nicht ihr Hanſi, konnte nicht ſie ſelbſt ſchon die giftigen Bazillen eingeatmet haben und den Keim der tödlichen Krankheit mit ſich herumtragen? Sie glaubte zu fühlen, wie es ihr trocken im Halse wurde und wie es anſang zu brennen und zu würgen. Erſchrocken und beſorgt ſah ſie zu ihrem kleinen Wildfang hinüber, doch der war, ermüdet von den Anſtrengungen des vormittägigen Spieles, auf ſeinem Stühlchen eingeklappt.

Zärtlich küßte Helene den Kleinen, klingelte und beſahl dem eintretenden Mädchen, das Kind zu Bett zu bringen. Dann gab ſie ſich wieder ihrem Grübeln hin.

Wie geſundheitstrogend und roſig hatte ihr Liebling mit am Tiſche geſeſſen, mit den vollen roten Backen und den munteren, friſchen Augen . . . ganz das Ebenbild ſeines Vaters. Wenn ihn die Krankheit packte . . . Wenn er ſterben ſollte . . . ihr Liebling, ihr ein und alles . . . !

Sie ſchlug die Hände vors Geſicht und lief ratlos vor innerer Angst im Zimmer herum. Sie dachte nicht daran, daß viele Familien dasſelbe Loſ traf, daß da drüben in den Arbeiterwohnhäuſern ſchon viele, viele Mütter in aufopfernder Selbſtverleugnung mit dem grimmigen, heimtückiſchen Kinderwürger um das Leben ihrer Lieblinge rangen.

„Fort! Fort von hier!“ ſtöhnte Helene in qualvoller Angst und begann haſtig und ohne Ueberlegung was ihr nur in die Hände kam, in die kaum entleerten Koffer zu packen, um ſie, kaum gefüllt, wieder auszuräumen und immer wieder andere Kleidungsstücke und Wäſche, die ihr für die Flucht notwendig ſchienen, hinein zu ſtopfen.

Sie hatte nur einen Gedanken: ihr Kind vor der drohenden Krankheit zu retten. Doch nicht vorbeugende, abwendende Fürſorge, ſondern Angst, ſinnloſe, wahnwitzige Angst beherrſchte ihr Tun . . .

Spät, ſpät am Abend war Schweſter Ottilie von ihrem ſchweren, aufreibenden Tagewerk in das Paſtorhaus zurückgekehrt. Sie hatte viel ſaßungsloſen Jammer und dumpf vor ſich hinbrütendes Elend geſehen, aber ſie hatte auch arbeitsfreudigen Opfermut und zuverſichtliche Gottergebenheit angetroffen. So war ſie mit dem Arzte von Krankenbett zu Krankenbett gezogen, hatte unkundige Mütter gelehrt, Umſchläge und Einpinſelungen zu machen und die älteren Kinder die zur Fürſorge vom Arzte verordneten Medikamente gurgeln zu laſſen. Daneben mußte ſie, in ach, wie vielen Krankenſtuben! immer aufs neue wieder auf vermehrte, größere Reinlichkeit dringen.

Fortſetzung folgt



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

25 Jahre Kulturarbeit am Zobten

Der älteste Träger schlesischer Kultur ist wohl der Zobten, auf dessen Gipfel sich in grauer Vorzeit fleißige Mönche ansiedelten, die das wüste Gebirgsland in die Stätten friedlicher Menschenarbeit umwandelten. Aus der flachen Umgebung Breslaus ragt die Bergwelt des Zobten wie ein Gruß der fernerer Sudetenkette hervor. Jahrhundertlang aber war der graue Alte den Breslauern nur ein verlässlicher Wetterprophet, nur wenige aber wußten bei der Länge und Beschwerlichkeit der zu ihm führenden Wege, wie viele und wie reiche Schönheiten er umfaßte. Da geschah es vor einem Vierteljahrhundert, daß einer der wenigen Zobtenkenner, Gymnasialdirektor Professor Dr. Wothmann aus Schweidnitz in einem Vortrag darauf hinwies, daß der infolge der Eisenbahn Breslau-Zobten steigende Fremdenverkehr nach Schlesiens Warte es im Interesse der erschlossenen Gegend, der Fremden und besonders auch der königlichen Forstverwaltung nötig machen werde, den Touristen das Auffinden der Wege zu erleichtern und den Massenverkehr auf bestimmte Bahnen zu lenken, damit zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit in den Forsten beigetragen werde. Auf diese Anregung hin schlossen sich 16 Gleichgesinnte zu einem Verein nach dem Muster der schon bestehenden Riesenz-, Glaser-, Eulen-Gebirgsvereine zusammen, der sich der idealen Aufgabe unterziehen wollte, die Schönheiten des Zobten-Gebirges weiteren Kreisen zu erschließen und die Liebe zu den heimatischen Bergen zu pflegen.

Der junge Verein, mit dem Namen Z.-G.-B. Zobten hatte bald eine erfreu-

liche Zunahme seiner Mitgliederzahl — sie beläuft heut auf 284 — und leistete recht umfangreiche Arbeit in den 25 Jahren, die heut hinter ihm liegen.

Er hat außer der Instandhaltung der vorhandenen Wege noch 14 neue geschaffen. Der neue Verein ließ in dem nahen Breslau seine werbende Stimme erschallen, erschloß neue Schönheiten, zog historische und prähistorische Erinnerungen ans Licht, sorgte für schnellere und billigere Bahnverbindungen, den Bau einer zeitgemäßen Baude auf dem Bergesgipfel und die Errichtung einer Bismarcksäule auf dem Kreuzberge. So arbeiteten die beiden Vereine, sich gegenseitig anspornend mit Lust und Liebe einem Ziele zustrebend, der Würdigung des schönen Zobtengebirges. A E S

Literatur

Neue Romane. (Heinr. Schnoren, Heinz Raboth, Mervard.)

Bei der großen Konkurrenz im Buchhandel ist es oft schwer, geeignete Werke herauszufinden, da oft die Propaganda im umgekehrten Verhältnis zum Werte des Buches steht. Darum ist es gut, wenn man von Zeit zu Zeit auf wirklich brauchbare Bücher hinweist. Im Rahmen dieser Zeitschrift muß freilich die schlesische Literatur in erster Linie berücksichtigt werden, wir haben aber auch Werke besprochen, ohne bestimmte Beziehungen zu Schlesien, die bei ihrem großen Werte doch auch Beachtung in unserer Heimat beanspruchen konnten. Romane haben wir selten besprochen, da wir meinten, daß der persönliche Geschmack auf diesem Literaturgebiete sich am wenigsten durch Hinweise und Besprechungen beeinflussen läßt. Unter den Neuerscheinungen der letzten Monate beanspruchen aber

einige das lebhaftere Interesse unserer Leser, so daß wir an diesen Erscheinungen nicht ohne ein empfehlendes Wort vorbeigehen wollten. Da tritt uns zunächst der Name Heinrich Sohnrey entgegen. Professor Heinrich Sohnrey ist unseren Lesern als Vorkämpfer der ländlichen Wohlfahrt- und Heimatpflege längst bekannt (vergl. u. a. Hbl. III S. 248); den meisten unserer Leser dürfte er aber auch als gemütvoller Schilderer des niederdeutschen Dorflebens bekannt sein. „Friedesingens Lebenslauf“ erregte allgemeine Begeisterung und sein Werk bedeutet geradezu einen Höhepunkt in der neueren Dorfgeschichte. Mit seinem letzten Werk „Grete Venz“ *) hat sich der Verfasser auf ein anderes Gebiet begeben, auf dem schon so mancher gescheitert ist. Sohnrey unternimmt es, eine Schilderung des weltstädtischen Lebens zu geben. Die Weltstadt mit ihrem Sumpf und Schmutz — wieviel pikante Szenen lassen sich da geben, wenn man die Gefahren eines jungen Mädchens schildern will, das auf eigenen Füßen stehen muß! Wieviel Sensation läßt sich mit einem solchen Gegenstand erregen! Aber Sohnrey ist eine viel zu ehrliche Künstlernatur, um mit solchen Mitteln zu arbeiten. Gerade diese Momente fehlen in seiner Dichtung und das macht den Eindruck des Werkes wohlthuend. Damit ist aber nicht gesagt, daß das Werk auf die Darstellung der Armleutemilieu und die Kraft einer gesunden Realistik verzichtet. Auch in der Darstellung zeigt Sohnrey die Vorzüge seines Stiles, und mit erstaunlicher Sicherheit, hat er sich in das neue Kunstgebiet eingearbeitet. Sachlich Neues hat aber Sohnrey wenig gebracht, denn Milieuschilderingen dieser Art sind uns schon oft geboten worden. Was uns das Milieu erst erträglich macht, das ist die gesunde Lebensanschauung des Verfassers. Mag Grete Venz auch das großstädtische Gegenteil Friedesingens sein, die innere Reinheit und den Drang nach der Höhe hat sie doch mit jener gemeinsam. Erleichtert atmen wir erst auf, wenn wir Grete Venz gesichert wissen, wenn wir ihr Lebenswohl sagen. Dann weicht der Bann, der über dem ganzen Buche lag.

In ein viel freieres Revier führt uns der Schlesier Heinz Raboth in seinem

Roman „Das grüne Wandern“ *). Hinaus in die Natur, in den herrlichen Wald mit seiner ersten, stillen Einsamkeit und doch so voller Leben, voller Reize, führt uns der Verfasser und weiß sie vortrefflich und dichterisch schön vor Augen zu führen. Fesselnd und zugleich befreiend wirkt das Buch; eine tiefe, sinnige, ernste Naturschilderung vermischt mit geistigem, gesundem Humor, läßt uns den Grünroth auf seinem Wege begleiten, gespannt, mit lebhaftem Interesse folgen wir seinen Erlebnissen. Aus einem reizenden Märchenraum durch eine liebliche Mädchengestalt erweckt, wird er ins mannigfaltige, fortwährend wechselnde Leben eines rechten Jägersmannes hinausgeführt. Auf seinem Wandern begleitet ihn das Bild der verkörperten Märchenprinzessin „Mausi“. Jedes Kapitel bietet uns neues Leben. Wie naturgetreu und farbenfreudig ist der „Pfingsttag“ im Forsthaus beschrieben, welch ein farbenfrohes Bild; unwillkürlich glaubt man jene Gruppe lebendig vor Augen zu haben. Glücklich paart sich Ernst und Humor, es wechseln die Stimmungen, so daß man sich nicht oft schwermütigen Afforden hinzugeben braucht, sondern in anderen Momenten durch den gesunden, kräftigen Humor zu herzlichem Lachen gezwungen wird. Ein echter, rechter Grünroth ist der Held, dessen Herz an der stillen Einsamkeit des Waldes hängt. Das ist sein Glück, denn als sein Liebesfrühling plötzlich durch den Tod zerstört wird, bricht er nicht zusammen, sondern will in den Wald, seine Welt! Hier in der Einsamkeit lindert der Zauber des Waldes, der Natur, seinen großen Schmerz und macht ihm das Leben erträglich. So schließt das Buch im Einklang mit dem gesunden Optimismus, der das ganze Werk durchzieht. Wer Lust hat sich an frischer Naturschilderung zu erquicken, der schaffe sich das Buch an und er wird es sicher nicht bereuen.

Mit seinem Takte ist Heinz Raboth der Gefahr entgangen, rührselig zu werden. Hart an die Grenze des Sentimentalen streift dagegen ein Buch einer anderen Schlesierin, „Das Erbe des Fkaros“ des Fräuleins Mervarid *). Dasselbe fällt

*) „Grete Venz“ Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes von Heinrich Sohnrey, Verlag von Wilhelm Bänisch, Dresden. 440 S. geh. 4 M., geb. 5 M.

*) „Das grüne Wandern.“ Eines Grünroths Roman von Heinz Raboth. Dresden, Verlag von Carl Reißner 1910. 280 S.

*) „Das Erbe des Fkaros.“ Roman von Mervarid. S. Schottländer's Schlesische Verlagsanstalt, Berlin W., 206 Seiten. Preis 3 M., geb. 4 M.

zunächst in der ungebundenen Ausgabe durch eine selbstsam-farbenreiche Umschlagskomposition auf, in der man vergebens nach einem Gedanken sucht, der diese unförmige, verschörkelte Zeichnung rechtfertigen könnte. Sodann fällt uns der Titel des Buches auf, der durch den Inhalt des Werkes nicht gerechtfertigt erscheint, da doch der Aufslug des „Kfaros“ ein gedankenloser, leichtsinniger war, während unsere Heldin Edith Rhode im Gegenteil ihre Schwingen nicht unbedacht entfaltet und in ihrer eigenen Persönlichkeit die Kraft findet, die Schwere ihrer Schicksalsschläge zu ertragen. Edith liebt mit der ganzen Liebe eines Weibes den Bruder ihrer besten Freundin, einen schmucken Seemann. Aber er ahnt nichts von dieser stillen Liebe. Er heiratet eine andere. Da überwindet sich Edith; sie vertauscht ihre unerwiderte Liebe mit einem aufopfernden Mitgefühl für einen Blinden, dessen Gattin sie wird. So hofft sie ihr eigenes Ich zum Schweben zu bringen. Aber das Schicksal will es anders. Am Hochzeitstage stirbt der Blinde, vom Gehirnschlage getroffen. Sie hat also das Opfer umsonst gebracht. Und das berührt den Leser ziemlich nüchtern. Die Heldentat sinkt zur Episode herab und die Handlung schreitet dadurch nicht fort. Die Heldin steht abgesehen von einem reichen Vermögen, das sie von dem Blinden erbt hat, auf demselben Standpunkte, wo sie am Anfang war. Aber nun tritt ein neues Moment ein. Der Held ihrer Liebe ist nun frei, seiner Ehe ist ein unmündiges Kind entsprossen, das das Geschick durch eine seltsame Fügung Edith Rhode zur Erziehung anvertraut. Hier nun findet unsere Heldin ein Gebiet, auf dem sich ihr echtes deutsches Frauenherz betätigen kann. Sie wird dem Kinde zur Mutter, wenn sie sich auch nicht gestehen will, daß sie noch immer auf Erfüllung ihres Hoffens harret. Doch ach, diese Träume vom Glück brechen zusammen, als der Geliebte nach Jahren zurückkehrt. Edith ist bitter enttäuscht, das Bild der Jugend ist vollständig verschwunden, denn der Vater des Kindes hat sich zu einem rechten Seebären entwickelt, der mit der feinfühlernden Dame nicht umzugehen weiß. Er heiratet abermals eine andere. Aber der Rüngling, welchen sie ihrerseits mit aller Liebe und Sorgfalt einer wahren Mutter aufgezogen hat, bleibt ihr geistiges Kind. Er schenkt ihr sein ganzes Herz, aber die brutale Kraftnatur des Vaters wirkt verachtend auf des Sohnes schwächliche,

förperliche Veranlagung und weiche Seele. Der Tod entreißt ihn seiner geistigen Mutter. Aber um diese vor Vereinsamung zu schützen, segnet er ihr künftiges Bündnis mit dem langjährigen Hausarzt, der in seiner eigenen Ehe auch Schiffsbruch gelitten hatte. So schließt der Roman mit einem versöhnenden Akkorde ab und gibt so dem Titel noch weniger Berechtigung. Trotz dieser kleinen Mängel der Komposition muß dem Buche doch ein wirklicher, poetischer Wert zugesprochen werden. Der Erzählungsston ist ernst und vornehm, wenn er auch an manchen Stellen etwas sentimental ist. Es ist vor allem ein richtiges Frauenbuch und das wird es auch dadurch, daß das Erziehungsproblem in feinfühlernder Weise angeschlagen wird. Eltern und Erziehern wird das Buch manch tröstendes Wort bieten, wie ein solches hilfloses körperlich, schwaches Kind behandelt und verstanden sein will. P P

Wilde Ranten

Unter diesem Titel hat Theodor Nemius ein Bündchen Gedichte erscheinen lassen, das er selbst als „Sang und Sage für unmoderne Leute“ betitelt. Vielleicht wollte er damit ausdrücken, daß seine tiefe christlich-religiöse Gesinnung, die seinen Werken zugrunde liegt, „unmodern“ sei. In der Tat drückt seine Weltanschauung und seine starke Persönlichkeit allen Gedichten ihren Stempel auf. Keine Lyrik findet sich demgemäß selten. Wo sie zu finden ist, da hat uns der Verfasser wenig Neues zu sagen. Ihm liegt mehr die reflexive Dichtungsweise. In allen Erscheinungsformen der Natur sieht er die Gottheit im Bilde. Das ist für seine Schaffenskunst charakteristisch. Ein stimmungsvoller Hauch liegt über dem ganzen Büchlein, das auch seine einzelnen Teile mit Blumenamen bezeichnet. Aber einzelne Gedichte wie die „Ballade von Lorenz und Elisabeth“, „Die Moorjungfrauen auf der Rhön“, „Das Dorf am Meer“, „Der Brandstifter“, lassen die Frage aufkommen, ob nicht die erzählende Dichtung in ihrer am schärfsten pointierenden Form, in der Ballade, das eigentliche Feld der Begegnung des Verfassers ist. In manchen, in dieser Sammlung nicht enthaltenen Gedichten scheint mir eine Kürze, Knappheit und Bildkraft zu liegen, die sich unseren modernen Balladendichtern durchaus würdig anreihen läßt. Wenn uns der Verfasser eine solche Sammlung vorlegen würde, würde er sicherlich ein noch größeres Publikum finden, als es dieser

feinsinnigen Ausgabe beschieden sein dürfte, deren Lektüre wir unsern Lesern anempfehlen.

B

Kunst

Edmund Steppes *)

Im Frühjahr 1910 gab es im Berliner Künstlerhaus eine freudige Erinnerung für den Kenner Steppescher Kunst. Es hing da neben einigen anderen ein Bild von Edmund Steppes „Wach und Weg“, das dem, der seine Kunst einmal lieben lernte, eine der schönsten Seiten seines Wesens von neuem zeigte, etwas Heiteres und Sonniges, etwas Wohliges, wie es den Wanderer umfängt, der über grüne, von tausend Wundern des Wachens und Blühens erfüllte Wiesen die Berge hinausschreitet. Ein Stück echt deutscher Freude an Bergen und Wiesen, wie sie alljährlich Behn- und Hunderttausende in die Berge führt. Und dazu noch eins, das Ganze überdeckt von Wolken, deren leichtem, geheimnisvollem, lebendigem Spiel wir so gern zuschauen, wenn wir im weichen, grünen Pfühl der Wiesen ruhen, sie sind ein Element Steppescher Landschaftskunst, ohne das ihnen ein Stück ihrer Schönheit mangelte. Es dürfte keinen deutschen Maler geben, der die tausendfältige, immer wechselnde und immer schöne Form und Färbung der Wolken so in seinen Bildern neu entstehen ließe, wie Edmund Steppes.

Dieses Bild „Wach und Weg“ war für mich eine frohe Erinnerung an eine Stunde in Heidelberg. Da sah ich vielleicht 25 Bilder unseres Künstlers, die alle von einer so reinen, tiefen Freude an der Natur kündeten, die mit einer solchen Sicherheit und Vollendung gemalt waren, daß ich davon ergriffen war. Hatte ich vorher kaum mehr als den Namen des Künstlers gekannt, so wurde es mir in dieser Stunde klar, daß hier einer der größten Künstler deutscher Landschaft zu mir sprach. Himmel, Wolken und Wiesen, Bäume von wunderbarer, reizvoller Form, das alles in klarem, wohlthuendem Licht und tiefen, reinen Farben, das sind die Elemente dieser Bilder. Es ist so seltsam, so heilig still auf den Bildern von Steppes. Es ist die Andacht zur Natur, zu dem Geheimnisvollen, Rätselhaften, aus dem das Leben

quillt, das so feierlich und froh vor diesen Bildern stimmt.

Edmund Steppes wurde am 11. Juli 1873 als Sohn des Oberstenerrates Karl Steppes zu Burghausen in Oberbayern geboren. Seine ersten Studien machte er an der Münchener Akademie, die er aber bald verließ. Albert Lang und Emil Hugo haben dann fördernd in seine Entwicklung eingegriffen, der die Richtung durch Eindrücke vor den altdeutschen und altniederländischen Gemälden sowie von den Werken Schwind gegeben wurde. Sein Geringerer als Adolf Bayerndorfer, der Freund Thomas und Böcklins, ermutigte ihn zu Beginn seiner künstlerischen Laufbahn, und das Urteil dieses Mannes dürfte ihm allerdings mehr gelten, als das mancher Ausstellungsleitungen, die ihn von den Ausstellungen fernhielten. In der stillen Prinzenstraße zu München schafft er nun in der Einsamkeit, und es ist mit ihm so ganz ähnlich wie mit Thoma, der in Frankfurt auch so einsam saß, bis man ihn entdeckte.

Auch darin Hans Thoma völlig gleich, läßt er die Eindrücke sich seinem Gedächtnis eingraben, und aus der Fülle des Gedächtnisses heraus schafft er nun Werk für Werk, jedes zu einer fertigen und möglichst vollkommenen Leistung gestaltend.

Wie alle bedeutenden Maler sucht Steppes nach eignen und guten Ausdrucksmitteln, und seine Arbeit wird ein Ringen darum, wie wir das von Thoma und Böcklin wissen. Die van Goghs, Rogier van der Weyden und Matthias Grünewald, in dessen Werken er die herrlichste Vollendung der van Goghschen Neuerungen verehrt, wurden seine Führer, nachdem Lang und Hugo ihm den Weg gewiesen. Emil Hugo hat ihn veranlaßt, seine Farben selbst zu reiben, und er tut das noch heute nach den uns erhaltenen Aufzeichnungen der Alten und den Beobachtungen an den Gemälden selbst. Er glaubt die Gewißheit zu haben, daß er seit mehreren Jahren mit demselben Farbenmaterial arbeitet, wie einst die Gebrüder van Goy.

Das Malen aus der Tiefe des Gedächtnisses führt Steppes wieder und wieder neu zum eindringlichen Studium aller formalen und farbigen und malerischen Naturerscheinungen. „Die Kunst ist mir kein Kopieren der Natur geworden, sondern eine Klärung des eignen Innern gegenüber aller Natur“, sagte der Künstler einmal. „Es war mir immer darum zu tun, meine persönliche Naturanschau-

*) Wir möchten hierbei nochmals auf die soeben erschienene neue Kunftgabe „Edmund Steppes“ hinweisen. Berl. Jos. Scholz in Mainz. (Vergl. Schl. Heimatsblätter III 21.)

zügliche Lehrerin einer Gesangsabteilung gewonnen. Unter den vorübergehend weilenden Künstlern und Künstlerinnen fanden sich teils bekannte, teils jüngere Kräfte, so daß sich ein reges Musikleben im Künstlerheim entfaltete, und die Unterrichtsabteilung für Malerei und Musik nahm auch einen guten Beginn. So darf die Gründung in ihren Anfängen auf freudige Weiterentwicklung rechnen, zumal der Gedanke und Anlaß zur Gründung des Unternehmens immer härteren Widerhall in der Künstlerwelt findet. Wie gern flüchtet der schaffende Künstler aus dem Lärm und der erdrückenden Stadtlust in ländliche Ruhe. Das „Künstlerheim Waldfrieden“ in dem romantischen Queistal, mit angrenzendem Hoch- und Mischwald, und in der Nähe des schnell erreichbaren Hies- und Riesengebirges, und mit der bequemen Bahnverbindung nach Dresden, Berlin, Prag, Breslau ist wohl dazu geschaffen, in ständiger Lust und Naturschönheit der arbeitenden Künstlerwelt und auch Kunstschülerinnen Stille und Konzentration zu bieten. Dabei gewährt das Internat, welches dem Muster der seit Jahren bewährten, englischen Internate für Kunst, und der seit Jahrhunderten bekannten Universitätsinternate nachgebildet ist, den Schülerinnen durch das Zusammenleben mit den Künstlerkräften verdoppelte Anregung.

Mit der Vereinigung der beiden Künste, Malerei und Musik, erwächst ein befruchtender geistiger Austausch unter den Künstlern, jedoch ohne das Arbeitsleben zu stören, indem die gesellige Vereinigung im Belieben des Einzelnen steht. Leider ist Schlesien eine im Westen und Süden unseres Vaterlandes in Künstlerkreisen wenig beachtete Provinz. Um so erfrischender wirkt der Austausch zwischen Künstlern und Künstlerinnen, die sich aus Süd-, West- und Ostdeutschland, und aus den verschiedenen Zentren: Berlin, Dresden, Braunschweig, München usw., im Künstlerheim zusammenfinden.

A D v K

Kunst und Heimat

Vor kaum zwei Jahrzehnten hat Lutsch in musterbildender Weise die Kunstdenkmäler Schlesiens in seinem großen Werke gesammelt. So bedeutsam dieses Werk als Nachschlagewerk und so unentbehrlich es dem Fachmann ist, auf weitere Kreise konnte es bei seinem streng wissenschaftlichen Charakter nicht wirken. Und doch bedürfen wir zur genaueren Kenntnis unsrer Heimat solcher Kunstführer.

Wir müssen es lernen, auch dem schlichten Kunstwerke seinen gebührenden Platz einzuräumen. Einen solchen Kunstführer hat Prof. Dr. Paul Knötel für Oberschlesien verfaßt, dem wir nur unbedingteste Anerkennung zollen können. *) Knötel setzt keine kunstgeschichtlichen Kenntnisse voraus. Daher führt er den Leser zunächst zu berühmten Kunstwerken, nicht in Form einer Kunstgeschichte, sondern wir wandern zu Tempeln und Kirchen, zu Burgen und Schlössern, durch alte und neue Städte, zu den Grabstätten der Toten. Der Verfasser versäumt es auch nicht, uns die Kunst auf dem Lande vorzuführen.

Nachdem wir uns so in der großen Welt umgesehen haben und die nötige Anschauung und den Maßstab zur Wertung erlangt haben, führt er uns in seine neue Heimat, deren Kunstschöpfungen er uns mit seinem reichen Wissen vorzuführen weiß. Man meint gewöhnlich in Oberschlesien keine Kunstwerke finden zu können. Aber, wer nur zu schauen versteht, der findet, daß auch hier der Quell einer eigentümlichen Kunst zu finden ist. Im Dienste der Heimatkunst kann so das Werk einen wirklichen Segen stiften. Interesse für die Kunst in Oberschlesien heranzubilden, und damit für die Liebe zur Heimat zu wirken, das kann dieses Buch im besten Sinne erfüllen. Doch hat es auch für ganz Schlesien Bedeutung, da es die jetzt herrschende Kunstauffassung in nachdrücklichster Weise vertritt und die hier ausgesprochenen Sätze auch für die Kunstdenkmäler der übrigen Teile der Provinz Geltung machen. Hervorgehoben sei endlich noch die treffliche Ausstattung des Buches, das durch 83 anschauliche Abbildungen belebt wird. Auch der geschmackvolle Einband, der das Eingangstor der Burgruine Tost zeigt, sei hervorgehoben.

P P

Kunstgewerbe

Der Jahresbericht des Kaiser Franz Joseph-Museums in Troppan

zeigt die Entwicklung dieses Museums in ständigem Fortschritt. Es ist der Sammelplatz für Kunst und Gewerbe unserer österreichischen Nachbarprovinz Schlesien, die mit der unsrigen eine na-

*) Kunst und Heimat. Ein Wegweiser zur Kunst. Vom Verfasser Dr. Paul Knötel. Mit 83 Abbildungen. Verlag v. Gebrüder Böhm, Rattowitz D.-S. Preis eleg. 5 M.

ung zu ergründen und so klar und rein wie nur möglich malerisch mitzuteilen“.

Es ist Steppes nicht nur um das Licht zu tun wie vielen anderen, er sucht in seinen Werken die Dreieinigkeit aller Malerei, Form, Farbe und Licht, und rinnt damit um das Höchste, das ein Maler zu geben hat.

Der Künstler hat ein Büchlein über die deutsche Malerei geschrieben, dessen Studium niemand, der die Aufgaben der Malerei erkennen will, vor allem kein Maler, veräumen sollte. Steppes wendet sich besonders dagegen, daß man auf den Akademien den Schüler wohl das Sehen lehrt, das Sehen in einer besonderen Art nämlich, das gerade die persönliche Stellungnahme zu den Naturerscheinungen verhindere, daß man aber nicht die Grundlagen des Handwerklichen lehrt, die für den angehenden Künstler erst einmal das Wichtigste seien. Er begnügt sich hierin übrigens mit seinem Antipoden Max Liebermann, der bei der Eröffnung der Sezessionsausstellung 1910 auch die Klage anstimmte, daß das Handwerkliche in der Ausbildung der Künstler vernachlässigt würde. Steppes klagt aber dann weiter darüber, daß die jungen Künstler dabei vergessen, wie sie als Kinder mit heller, reiner Freude in die Natur sahen. „Damals war auch ihnen eine blumige Wiese ein wahres, geheimnisvolles Reich der Seligkeit. Heute ist sie ihnen eine Summe von Farbenwerten und Tonwerten, von der sie ihr Leben lang gedrückt und gepeinigt werden.“

Und über das „Sehen“ vieler heutiger Maler schreibt er: „Man kneist die Augen zu, um die Formen und Farben der Natur verschwommen zu sehen, um ja keine charakteristische Form mehr zu erkennen, um ja keine großen, reinen Farbensklänge zu sehen. Man sieht nur um die Mittagsstunden, fast ausschließlich nur bei Sonnenschein, mit Vorliebe gegen die Sonne. Das schöne weiße Tageslicht der Sonne bei bedecktem Himmel, dieses Licht, welches den Formen besondere Klarheit und Schärfe und den Farben befonderen Reicher der Reinheit verleiht. Dieses Licht, welches so große Raumvertiefung erzeugt und zudem in Deutschland am häufigsten vorkommt, sieht man nicht. Man sieht nicht den schönen Abend mit wolkenreinem Himmel, man sieht nicht den in zauberhafter Stille schummernden Gebirgssee.“

So acht das Werk unseres Künstlers von der Anschauung aus, daß es ein künstlerisches Sehen ohne Rücksicht auf Darstellungsart und Möglichkeit nicht

gibt. Er will das Licht nicht in alle Farben des Spektrums zerlegen, sondern das Spiel der Lichter zu einem harmonischen Ganzen zusammenfassen. Er will die Naturerscheinungen nicht in viele Farbensflecke zerlegen, sondern alle die vielen Farbenercheinungen der Natur in harmonische Farbenzusammenklänge verbinden. Er will die Formen nicht in Dunst auflösen, sondern die charakteristischen Formen aus der Natur herausholen und die unwesentlichen unterordnen.

Aufs Schärfste wendet sich Steppes gegen die heutige Auffassung des Wortes „malerisch“, die nur auf das Lichtproblem geht und seinen Inhalt somit wesentlich beschränkt. Ihm ist malerisch jedes Naturerlebnis, das ihn zwinnt, es zum Kunstwerk zu gestalten, das zu malen ihm inneres Bedürfnis wird. „Ob die Sonne scheint oder nicht, ob harte oder weiche Beleuchtung: das Lichtproblem ist nur ein Teil der malerischen Darstellung.“

Was Edmund Steppes in seiner kleinen Schrift ausführt, das hat er in seinen Werken in die Tat umgesetzt, und wir müssen gestehen, daß uns dieses Wort beglückt. Es sind harmonische, abgeklärte Werke, die er uns bietet.

Wilhelm Kozde.

Ein Künstlerheim auf dem Lande

wurde in der Provinz Juli 1909 eröffnet, welches mit seinem Doppelzweck immer mehr Freunde gewinnt. Malerei und Musik sind in dem „Künstlerheim Waldfrieden“ in Holz Kirch a. Queis vereint. Dauernd dort wohnhafte Künstlerlehrkräfte erteilen Kurse in Malerei und allen Musikfächern an kunststudierende Damen, die im Internat Aufnahme finden. Außerdem aber bietet das „Künstlerheim“ auch vorübergehenden Aufenthalt Künstlern und Künstlerinnen, welche für eigenes Schaffen Stille suchen, oder ihre Ferien dort verbringen wollen. Durch einen angeschlossenen „Klub“ werden im „Künstlerheim Waldfrieden“ monatlich wechselnd Konzerte gegeben, oder Vorträge über moderne Kunst und Literatur gehalten. Unter den Künstlerinnen, die gelegentlich der Konzerte im Künstlerheim hervorgetreten sind, sei die Sopranistin Berta Huber erwähnt, welche durch ihre Konzerte in Basel, Speier, Straßburg (El.) und in anderen großen Städten Süd- und Westdeutschlands bekannt geworden ist. Schlesien hat mit der Uebersiedlung der Künstlerin eine gute Konzertkraft mehr und das „Künstlerheim Waldfrieden“ eine vor-

verwandte Kultur verbindet. Auch das Jahr 1909 war für das Museum reich an Erwerbungen. Ausstellungen konnten allerdings nur in beschränktem Umfange veranstaltet werden, da sich Raummangel bemerkbar machte, der inzwischen gehoben ist. Aber auch an fremden Ausstellungen konnte sich das Museum mit seinen Schätzen beteiligen. Vor allem sei hier noch einmal auf die Troppauer Handwerker-ausstellung hingewiesen, über die wir i. B. bereits berichteten. Unter den Neuerwerbungen sei vor allem die Erwerbung der Tschendorfer Holzkirche erwähnt, die mit den Holzkirchen Oberschlesiens viel Gemeinsames haben soll. Eine Publikation hierüber ist noch zu erwarten. Ferner sind auch aus der Sammlung Lanna einige wertvolle Keramiken nach Troppau gekommen, einer Sammlung, aus der auch unser Breslauer Kunstgewerbemuseum ein kostbares Stück erworben hatte, worüber wir ebenfalls berichtet hatten. Für uns hat noch folgende Neuerwerbung besonderes Interesse: Ein Wiener Schälchen in der Form eines Epheublattes, das wohl Preukler in Breslau v. 1725—1730 in der sorgfältigsten und zierlichsten Weise mit Schwarz und Eisenrot dekoriert hat. Daneben finden sich noch viele Gegenstände, zu deren Erwerbung man das Museum beglückwünschen kann. P P

Heimatschutz und Naturdenkmalpflege

Das erste Vogelschutzgehölz in Schlesien. (Nachdruck verboten.)

An der Spitze der Bestrebungen unserer Heimat, die Schönheit und Eigenart zu erhalten und unser Volk zu lehren, Freunde und Belehrung aus der Natur zu schöpfen, steht der Vogelschutz. Mit diesen Worten begründete Dr. R. Guenther in seinem Buche „Der Naturschutz“ die Notwendigkeit, den Vogelschutzbestrebungen die erste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es kann wohl auch nichts Lieblicheres geben als die immer frohen Sängler, deren Wesen und Leben nicht bloß erheitert, sondern auch wirtschaftlich so notwendig und bedeutungsvoll ist, daß man mit Recht sagt: Verluste in dieser Beziehung treffen nicht bloß den Naturfreund, sondern sie dringen bis in die Wurzeln der Volkskraft.

Welche Gründe sprechen für einen besonderen Vogelschutz? zuerst die Unentbehrlichkeit der Vogelwelt für die Landschaft. Die Heimat würde mehr verarmen, wie wir denken, wenn die Vogelwelt zurück-

ginge. Es läßt sich eine Gegend wohl ohne Wald denken, obwohl nicht ohne Nachteile, aber ohne Vögel nicht. Die Freude an der Natur wird bei jedem Menschen vor allem durch die Vögel hervorgerufen. Was wäre auch ein Wald, ein Feld, ein Garten ohne Vögel. Neben den bunten Blumen ist es unsere reiche Vogelwelt, die uns die schöne Jahreszeit reizvoll macht.

Neuerdings hat man angefangen, sehr genaue Untersuchungen über den Nutzen der Vögel vorzunehmen. Aber uns Volk sind die Lehren der wirtschaftlichen Bedeutung unserer Vogelwelt noch nicht genug eingedrungen. Sonst wäre es z. B. unmöglich, daß man sich auf dem Lande gegen die Raube im Obstgarten so gleichgültig verhielte, wie es leider der Fall ist. Dem einfachsten Verstande müßte es einleuchtend sein, daß es besser ist, Vögel in Garten zu haben als Raben. Die bloße Beobachtung des Treibens der Stare müßte zeigen, daß man in diesen gefiederten Beschützern der Obstbäume die besten Freunde hat. Was sieht man statt dessen? Fast sämtliche Obstgärten der Dörfer werden von den Vögeln gemieden, weil sie entweder durch Raben verzagt oder ausgerottet oder sonst durch Rücksichtslosigkeit vergrämt werden.

Außerdem aber tritt die Verminderung der heimischen Vogelwelt in geradezu erschreckender Weise von Jahr zu Jahr mehr hervor. Überall klagen Vögelfreunde über das Abnehmen der Singvögel; ich kenne Gegenden, wo früher Nachtigallen waren, die nun seit Jahren nicht mehr kommen; in diesem Jahre ist die Verminderung der Stare und Schwalben geradezu auffällig. Schuld daran tragen nicht nur die Vogelräuber in Italien und anderwärts, nicht bloß die Raubtiere, sondern vor allen Dingen unsere Kultur und Kultureinrichtungen, die es auf Hecken, Büsche, Wälder, einzelne Bäume geradezu abgesehen haben. Die Vögel finden nicht mehr Niststätten, die ihnen Freude bereiten, keine hohen Bäume, um darin zu brüten.

Die Vögel bereichern nicht nur unsere Heimat, sie erfreuen nicht nur des Menschen Auge und Herz, sie bereichern auch unsere Tischen, denn es ist eine längst aufdringlich gewordene Beobachtung, daß gute und regelmäßige Obsternten nur möglich sind, wenn die Vogelschutzpolizei ihres Amtes gewaltet hat. Die Wälder würden längst nicht so verheerend von Raupen und Ungezieferplagen befallen, wenn man rechtzeitig zum Schutze der Vögel geschritten wäre. Statt Tausende

für viele, fast unwirksame Gegenmittel auszugeben, sollte man lieber die Forsten so einrichten, daß die Vögel darin brüten und Schutz finden. Ein wirksames Mittel, das alle Waldbesitzer, einschließlich der waldbesitzenden Städte anwenden sollten, wird damit angegeben, daß man vorschlägt, den Saum der Nadelwälder mit dichtem Dorn und sonstigem Laubgebüsch zu bepflanzen. Dort würde sich binnen kurzem ein buntes Vogelleben entwickeln, namentlich, wenn Eichen und Buchen gepflanzt und Nistkästen angebracht würden.

In Süddeutschland, besonders in Bayern, hat man mit den Bestrebungen zum Schutze der Vogelwelt bereits gute Erfolge erzielt. In Mitteldeutschland hat der Fhr. von Berlepsch auf seinem Gute in Seebach bei Langensalza den Vogelschutz musterhaft vorgebildet; seit einem Menschenalter wirkt er dazu durch Wort und Schrift für den Schutz der Vögel. Im deutschen Osten ist darin noch wenig geschehen.

Ein Anfang ist in Schlesien mit der Einrichtung von Vogelschutzgehölzen gemacht worden. Als bei der kürzlich in Raudten durchgeführten Landumlegung die kónigl. Spezialkommission die Anregung zur Anlage von Vogelschutzgehölzen gab, ging die Stadt, deren Verschönerungsverein seine Aufgabe im rechten Sinne erfaßt hat, darauf ein. Durch die Regulierung waren im nördlichen Teile der 4600 Morgen großen Gemarkung Raudten die wenigen Dornhecken und Bäume, welche auf den alten Grenzen standen, und die der Vogelwelt geeignete Brutplätze gestellt hatten, entfernt worden. Es ist höchst erfreulich, daß die kónigl. Spezialkommission im Sinne des Heimatschutzes und der Naturdenkmalpflege solchen Verarmungen der Landschaft die entgegenwirkenden Anregungen gegenüberstellt. Was bei gutem Willen der Gemeinden erreicht werden kann, zeigen schon jetzt die ersten Ansätze zum Vogelschutz.

Die beiden Vogelschutzgehölze von Raudten sind vor 2 Jahren angelegt worden, also erst im Entstehen begriffen. Das eine liegt eine Viertelstunde nördlich der Stadt, rechts von der Chaussee nach Beitzkau, am Abhange einer sandigen Anhöhe und ist 25 Ar groß; das andere ist ein Auschnitt aus dem der Stadt gehörigen Wiesengelände mit fruchtbarem Boden an fließendem Wasser, auf Polack zu gelegen; es ist etwas kleiner als das andere.

Jedes dieser Vogelschutzgehölze stellt eine durch Drahtzaun abgeschlossene vierseitige (empfohlen wird runde Anlage) Strauchgarten-Anlage dar, die der Vogelwelt in einigen Jahren die nötigen Schutz-, Nist- und Futterstätten bieten wird. Die nach einer Vorlage der kónigl. Spezialkommission geschaffenen Anlagen zeigen folgendes Bild:

Der Außenrand ist mit drei Reihen Wildrosen in staffelförmigem Verbande bepflanzt, so daß auf 1 Quadratmeter 4 Stück Wildrosen kommen. Der innere Raum ist mit sechs Horsten von je $2 \times 3 = 9$ Quadratmeter Größe mit Sträuchern, wie Hollunder, Tartarirsche, wilde Johannisbeere, amerikanische hochwachsende Stachelbeere bepflanzt, so daß je 1 Strauch auf 0,64 qm kommt. Um jeden Horst ist ein Streifen von 1,5 Meter Breite belassen. Das Feld ist mit zerstreut gepflanzten Fichten, Wachholdersträuchern, Silberlinden, Eichen, Ebereschen, Akazien besetzt; die ganze übrige Fläche endlich ist mit Weißdorn (Crataegus) und Hainbuche bepflanzt, so daß auf je 9 Weißdornpflanzen eine Hainbuche entfällt und zwar im Verbande von 0,8:0,8 Meter, d. h. auf 0,64 Quadratmeter eine Pflanze. Der gegen Hasen, Karnickel und Rehe schützende Drahtzaun hat 5 cm Maschenweite.

Mit der Anlage ist nun die Aufgabe nicht gelöst, vielmehr muß eine geeignete Pflege einsetzen, damit die Gehölze in kürzester Frist ihrer Bestimmung entgegenwachsen. Dazu gehört, daß sie noch drei Jahre kurz über den Boden verschnitten werden. Das ist notwendig, wenn man die für Brutstätten geeigneten dichten Gehölze erzielen will. Das geschieht vorteilhaft nach abermals drei Jahren wieder. Ferner gehört dazu die Anbringung von Nistkästen für Höhlenbrüter und die Sorge für Winterfutter. Der Raudtener Verschönerungsverein, an dessen Spitze der Postsekretär Enriade steht, hat durch Aufhängen von Nistkästen im Walde auch schon für die Höhlenbrüter gesorgt. Endlich beschränkt er sich nicht auf diese beiden Gehölze mit feiner Fürsorge, sondern er gestaltet Promenaden, Wege, Grabentränder und wo sich sonst ein Plätzchen findet, zu Vogelschutzgehölzen, indem er die obigen Bäume und Sträucher sinngemäß anpflanzt. Auf diese Weise sind schon viele nutzlose Stellen in hübsche Anlagen umgewandelt worden. Seltener wird man eine Stadt finden, die soviel Geschick im Ausbau ihres gärtnerischen Teils mit geringen Mitteln und unter Berücksichtigung des

Heimat- und Vogelschutzes bekundet hat.

Weiter auf die Maßnahmen zum Vogelschutz einzugehen, muß ich mir versagen. Wer sich dafür interessiert, der lese das oben erwähnte Buch von Dr. Guenther oder Eckardt, Vogelzug und Vogelschutz, oder Berlepsch. Der gesamte Vogelschutz. Jedermann kann aber an der Arbeit des Vogelschutzes tätig mithelfen, wenn er dem 1899 gegründeten Bunde für Vogelschutz (Vorsitzende: Frau Kommerzienrat Hähne, Geschäftsstelle: Stuttgart, Jägerstraße 34, Jahresbeitrag 50 J.) beiträgt; vor allem aber, wenn er in seinem Bereiche für Vogelschutz sorgt, was bei gutem Willen unschwer geschehen kann.

Zum Schluß sollen einige Beispiele die Erfolge derartiger Bemühungen illustrieren.

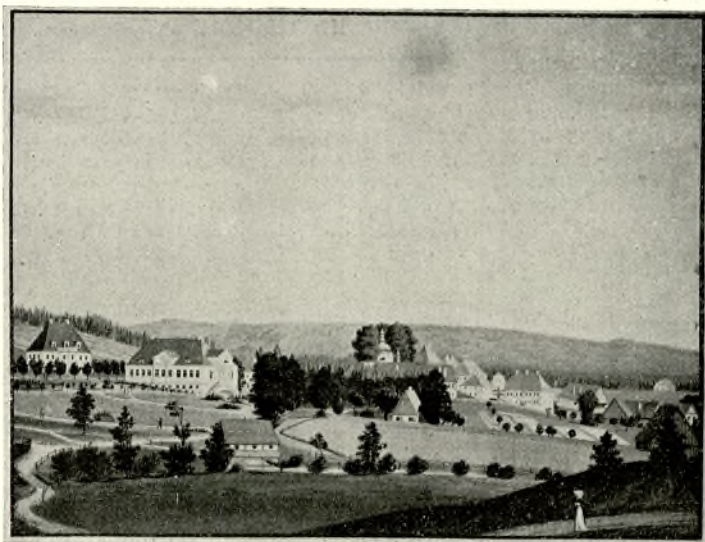
Um auch andere Sträucher als die absichtlich in Vogelschutzgehölzen gepflanzten den Zwecken des Vogelschutzes dienstbar zu machen, empfiehlt es sich, sie kurz zu verschneiden oder zusammenzubinden, damit sie als Unterlage für Nester der Vögel verwendet werden können. Hrhr. von Berlepsch fand von 50 derartig zusammengebundenen Sträuchern gleich im ersten Jahre 47 Befest.

Ein für Gemeinden mit Forstbesitz besonders lehrreicher Fall wird aus Thüringen berichtet. Im Frühjahr 1905 wurde der gesamte, mehrere Quadratmeilen große Haideknichwald bei Eisenach von Eichwicklern völlig kahlgefressen — der Wald des Hrhr. von Berlepsch dagegen, in dem 2000 Nistkästen hängen, hob sich wie eine grüne Nase aus der Einside heraus und blieb ganz verschont. Erst etwa einen halben Kilometer jenseits der Grenze machten sich die ersten Spuren des Raupenfraßes bemerkbar, nach weiterem halben Kilometer war der Wald

aber bereits in vollem Umfang kahlgefressen. Man erkannte daraus, wie weit die Meisen und Genossen während des Winters oder überhaupt außerhalb der Brutzeit gestrichen waren.

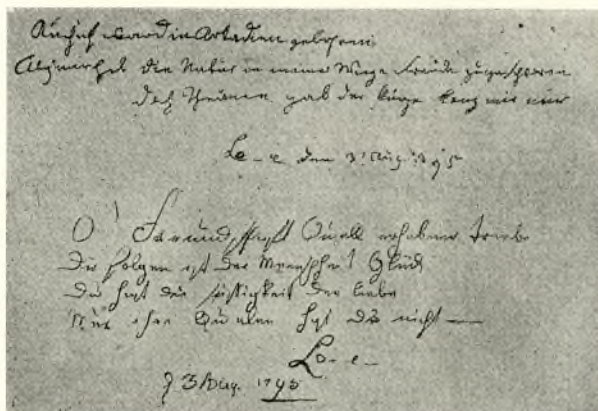
Man darf also, wenn man es mit dem Walde gut meint — man braucht garnicht Vogelschutz treiben wollen! — an solchen Lehren nicht vorübergehen; auch in Nadel- wie in Laubwäldern müssen Nistkästen aufgehängt werden und zwar geeignete, damit auch Spechte und Meisen, diese für die Land- und Forstwirtschaft unentbehrlichen Vögel, festgehalten werden. Hoffentlich entscheidet sich auch die Stadt Liegnitz dazu, praktischen Vogelschutz zu treiben. Sie hat dazu reichlich Veranlassung und Gelegenheit in ihren Forsten und Gartenanlagen. Waldhecken am Waldbaume und Nistgelegenheiten werden unserem Forste sehr zugute kommen. Die bösen Konnenjahre sind noch in frischer Erinnerung. Vielleicht erweist sich die kräftige Förderung des Vogelschutzes als das sicherste Mittel des Waldschutzes. Außerdem würde ein wenig Abwechslung im Waldbilde, etwas Waldschönheit im Sinne des schlesischen Waldförderers v. Salisch zur Bereicherung des Landschaftsbildes beitragen. Namentlich sollten die Ideen des Mischwaldes endlich aufgenommen und wenigstens versuchsweise durchgeführt werden. Auch braucht man nicht jeden hohlen Baum fällen, jeden gefallenen Stamm abfahren, jede Heide, jede Kahle, jeden Sumpf beseitigen. Mit der Anlage von Nistkästen ist in den Liegnitzer Promenaden ein beachtender Versuch gemacht worden.

Alles dient zum Besten der Heimat. — Drum geben wir uns der Hoffnung hin, daß recht viele Gemeinden vorbildliche Einrichtungen zum Schutze der bedrohten Vogelwelt treffen. B. Clemenz.



Das alte Bad bey Landeck
(Georgenbad und Luifensaal in Bad Landeck)

Phot. V. Schaecke



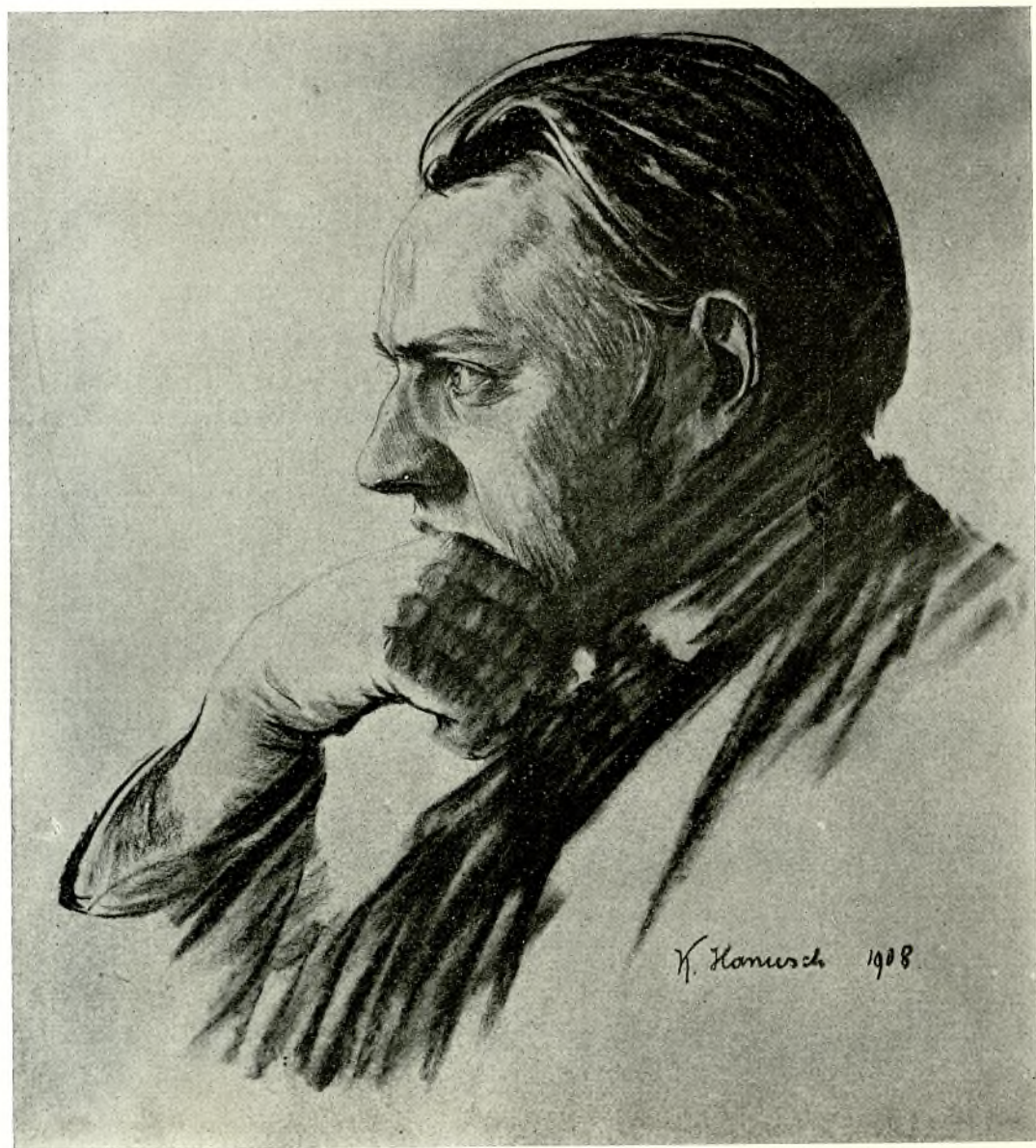
Phot. V. Schaecke

Schriftzüge der Königin Luise in 2 Fenster-
scheiben des „Waldtempels“ in Bad Landeck

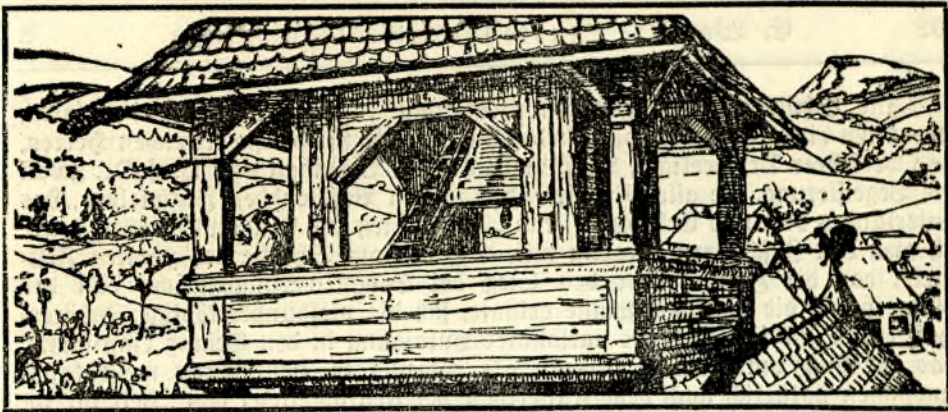
Bilder zum Artikel: Fürstliche Besuche in Bad Landeck







Zeichnung von Karl Hanusch, Breslau



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 23

1. Septemberhest 1910

Das zweihundertjährige Jubiläum des Landeshuter Realgymnasiums

Von Dr. Ernst Wagner (Breslau)

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar“ — das war der Ton, der für uns Alten die Grundstimmung an den Festtagen in Landeshut vom 3. bis 5. Juli bildete. Es sind in den letzten beiden Jahren viele Kirchen- und Schuljubiläen in Schlesien gefeiert worden, die nach Programm und Verlauf sich wesentlich gleichen. Ich möchte daher die Leser der „Schlesischen Heimatblätter“ nicht mit einer chronologischen Aufzählung der einzelnen Veranstaltungen in Landeshut langweilen, sondern nur einige besonders bemerkenswerte Momente hervorheben.

Zum ersten: die allgemeine Teilnahme der Einwohnerschaft, die sich nicht nur in der Ausschmückung der Stadt (es war wohl kein Haus ohne Fahnen- und Blumenschmuck), sondern vor allem in der Auffassung des Jubiläums „unseres“ Realgymnasiums als eines persönlichen Familienfestes kundgab — ein Vorzug der kleinen Stadt. Zum zweiten: der hohe ästhetische Genuß, der die Feier einleitete: ein Konzert des weltberühmten Kammervirtuosen Konrad Ansgore aus Berlin-Westend, der, in Liebau geboren, von 1874 bis 1880 Schüler der Jubelanstalt war und sich jetzt bereit erklärt hatte, zu gunsten der (später näher zu erwähnenden) Jubiläumstiftung ehemaliger Schüler ein Konzert zu veranstalten. Ich habe manche Klaviergröße ersten Ranges gehört, aber kaum einmal etwas so Wunderbares wie Ansgores ergreifende und erhebende Interpretation von Beethoven, Liszt, Schubert und Chopin; seine souveräne Beherrschung aller, auch der schwierigsten technischen Mittel ist ja allbekannt. Bedauerlich, daß man diesen gottbegnadeten Künstler so selten in Schlesien hören kann!

Die Schüleraufführungen im „Kaiserjaal“, die dem Konzert folgten, bedeuteten einen vollen Erfolg für die Schüler wie für die sie leitenden Herren, die Oberlehrer Dr. Seeliger, Prof. Ballestre, Dr. Bernigau und Prof. Dr. Zwiß. Die Begeisterung, die alle Mitwirkenden in den Bahlenschen Festspielen „Des Vaterlandes Not und Erhebung“ und „Durch Sieg zur Einheit“ erfüllte, teilte sich auch den Zuschauern derartig mit, daß, als am Schlusse des zweiten Festspiels, das die Freude über den Sieg bei Sedan veranschaulicht, von der Bühne herab die Nationalhymne ertönte, sich die vielhundertköpfige Zuhörerschaft erhob und in spontaner nationaler Huldigung in den Gesang einstimmte. Das hat mich um so mehr gefreut, als bei uns in Deutschland meist (ausgenommen natürlich nach dem Kaisertoast bei Festlichkeiten) das „Heil dir im Siegerkranz“ vom Publikum angehört wird, wie irgend ein beliebiges Musikstück. Wie anders dagegen in Oesterreich! Wo immer dort vor deutschen Kreisen das „Gott erhalte“ ertönt, ob im Gartenkonzert, ob im geschlossenen Raum, erhebt sich alles entblößten Hauptes und singt das Kaiserlied mit. Kann das nicht auch bei uns im Reiche allgemeiner Brauch werden?

Ein Festkommers im „Kaiserjaal“ beschloß den ersten Tag. An dreihundert ehemalige Schüler trafen sich dort wieder; aus allen Teilen Deutschlands, aus Oesterreich und Rußland, ja selbst aus dem Wunderlande der Pharaonen waren Landeshuter Pennäler herbeigeeilt zum Jubeltage ihrer alten lieben Schule. Ergreifende Szenen des Wiedersehens gab es da nach dreißig-, vierzig-, fünfzigjähriger Trennung, und Bürgermeister Eisenmäger (Groß-Wartenberg) gab in packender Rede den Empfindungen der ehemaligen Schüler Ausdruck, die der Jubelanstalt, welche ihnen neben realen Gütern einen Schatz von Idealen mit auf den Lebensweg gegeben hat, treue Dankbarkeit bewahren. Stürmische Heiterkeit und jubelnden Beifall lösten die von Professor Schirmer aufgenommenen und von Professor Bugge in gebundener Rede erläuterten Lichtbilder aus, welche die Geschichte der Anstalt von ihrem Ursprung bis zur Jetztzeit begleiteten und manche uns wohlbekannte Figur auf die weiße Leinwand bannten. Eine gut redigierte „Kommers-Zeitung“ trug die Feststimmung auf den Gipfel. Beim Semesterreiben blieb Senior der Ostern 1847 in die Sexta eingetretene, in Kassel wohnende Oberlandmesser a. D. Julius Rüffer, der durch einen Salamander geehrt wurde. (Zwei noch ältere Semester, der Apotheker, jetzige Rentier Eduard Flandorffer in Mährisch-Schönberg, 1842 in die Schule eingetreten, und Kaufmann Gustav Bauchewitz in Landeshut, 1840 eingetreten, wohnten dem Kommers nicht bei).

Vom Festaktus in der Aula des Realgymnasiums am Montag, 4. Juli, seien vor allem die trefflichen Ansprachen des Generalsuperintendenten D. Haupt aus Breslau und des Geh. Regierungsrats Professor Dr. Hoffeld, des Dezenten für Landeshut im Provinzialschulkollegium, erwähnt. Jener betonte die innigen Beziehungen der Anstalt zur Gnadenkirche und feierte sie (wie später auch P. prim. Förster tat) als Hort der Religiosität. Geheimrat Hoffeld wies auf die hohe erzieherische Bedeutung des Realgymnasiums als des Bindegliedes zwischen humanistischer und Realbildung hin und erklärte, daß auf Grund der allgemeinen Schulstatistik die Aussichten für die Realgymnasien durchaus gut seien, sodaß er — besonders da namens der städtischen Behörden Bürgermeister Burkhart einschneidende Verbesserungen im äußeren Schulbetriebe zusagte — keine Besorgnis um die Zukunft der Jubelanstalt habe. Dann konnte ich die von ehemaligen Schülern gesammelte Jubiläums-(Hoch-

schul-Stipendien-)Stiftung im Betrage von 17 000 Mark überreichen, eine Festgabe, die (aus mehr als dreihundert Einzelbeiträgen bestehend), wie Geheimrat Hoffeld äußerte, sonst eine Anstalt mit dreifacher Schülerzahl nicht aufbringe und die ein schönes Zeugnis von der Anhänglichkeit und Opferwilligkeit der früheren Landeshuter Scholaren ablege. In der Tat steht die Landeshuter Jubiläumsstiftung ihrer Höhe nach unerreicht da; denn ähnliche Sammlungen haben beim 600jährigen Jubiläum des Liegnitzer Gymnasiums 8000 Mark, beim 200jährigen Jubiläum der Gymnasien in Schweidnitz und Glogau 2500 bezw. 6500 Mark und beim 200jährigen Jubiläum der Liegnitzer Ritterakademie 6150 Mark ergeben. Aber damit war — obgleich ich, wie mir in der „Kommers-Zeitung“ schwarz auf weiß bescheinigt wurde, den Klingelbeutel für die Jubiläumsstiftung sehr energisch geschwungen hatte — die Gefreudigkeit der alten Schüler bei weitem nicht erschöpft; als ich beim Kommers um Beiträge zur Beschaffung eines Flügels für die Aula der Anstalt gebeten hatte, lagen in wenigen Minuten fünfhundert Mark da, die am Montag schon auf achthundert angewachsen waren.*) — Nach dem Festakt wanderte eine große Zahl der alten Scholaren hinauf zu dem so schön am Abhange des Kirchberges gelegenen Friedhof, um in wehmütiger Dankbarkeit die von dem Komitee ehemaliger Schüler mit golddurchflochtenen Lorbeerkränzen geschmückten Gräber der früheren Lehrer zu besuchen, ein Akt der Pietät, der Lehrer und Schüler gleichermaßen ehrt. Dem Festessen im „Raben“-Saale, bei dem manch gutes Wort gesprochen ward — es sei nur der Reden von Direktor Reier, Geheimrat Hoffeld und Geheimrat Methner gedacht — folgte nachmittags ein gemeinsamer Ausflug nach Bethlehem bei Grüssau. Eine sinnige Ueberraschung harrte unserer bei der Ankunft dort: Unter Führung des Turn- und Zeichenlehrers Thielow empfingen uns die jetzigen Schüler, schnurgerade in zwei Gliedern ausgerichtet, die alte und die (seinerzeit von mir als damaligem *primus omnium* „zusammengefochtene“) neue Schulfahne auf dem rechten Flügel, und entblößten Hauptes schritten wir die Front der frischblühenden Jüngens ab, die uns später einen hübschen Fahnenreigen und wohlgelungene turnerische Leistungen vorführten, trotz kräftiger Regenschauer, die abends auch den Fackelzug der Schüler vom Bahnhof zum Realgymnasium begleiteten, wo Direktor Reier an die Vertreter der Behörden und an alle Festteilnehmer nochmals herzliche Dankesworte richtete und ein dreifaches Hoch auf die Stadt Landeshut ausbrachte. Dann intonierte die Musik Bortnianskys „Ich bete an die Macht der Liebe“, die Fackeln erloschen — das offizielle Fest war zu Ende.

Inoffiziell aber ist noch sehr lange nachgefeiert worden mit fröhlichen, aber auch mit ernsten Reden, und als beim Schlußfrühstücken unser Senior im Silberhaar, Oberlandmesser Rüffer, uns „Auf Wiedersehen in Bathall!“ zurief, da dachte gar mancher an das Horazische „omnes eodem cogimur“. Uns Alten — und hoffentlich auch den Jungen — wird die Erinnerung an diese Jubelfeier, die dank den sorgfamen Vorbereitungen des großen Festausschusses (Herrn Bürgermeister Burkhardt gebührt besondere Anerkennung!) ausgezeichnet verlief, ein lieber Besitz bis ans Ende sein, und um die Fühlung zwischen alten und jungen Kameraden aufrechtzuerhalten, mache ich hiermit den Vorschlag, daß

*) Inzwischen sind schon mehr als tausend Mark für diesen Zweck zusammengekommen. — D. R.

von nun an alle fünf Jahre in Landeshut eine Zusammenkunft früherer Schüler als „Landeshuter Studienfest“ stattfindet. Der lieben alten Anstalt zum Schluß für's dritte Säkulum ein herzliches Vivat! Crescat! Floreat!

Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Vögel

Von A. Knaak, Breslau

III.

B. Krähen, Eulen und Raubvögel.

Um Aufschluß über das Nahrungsquantum und die Verdauungstätigkeit der Krähen, die bekanntlich Allesfresser sind, zu erlangen, wurden Fütterungsversuche angestellt. Die Versuchstiere erhielten ein nach seiner Beschaffenheit genau bekanntes Futter in zugewogenen Mengen; nach Ablauf von verschiedenen Zeiten wurden sie getötet, um auf den Mageninhalt untersucht zu werden. Diese Untersuchungen ergaben interessante Aufschlüsse. Es konnte durch sie festgestellt werden, daß weichhäutige Insektenlarven schneller verdaut wurden, als stark chitinierte Käfer und daß die völlige Verdauung der ersteren beschleunigt wurde durch gleichzeitige Verfütterung von hartgepanzerten Käfern. Drahtwürmer und Engerlinge sind nach einer Stunde kaum noch nachweisbar; weichhäutige Schwaben (Russen) nach derselben Zeit zu einem feinen Pulver zerrieben, von Mais, Mistkäfern und ähnlichen Insekten sind nur noch die Beine, Flügeldecken und andere Chitintteile nachweisbar. Nach zweistündiger Nahrungsaufnahme fanden sich noch Köpfe von sehr großen Insektenlarven vor, welche dann mit dem Gewölle ausgeworfen wurden.

Kleinere Säugetiere z. B. Mäuse werden von den Krähen gleichfalls in kurzer Zeit ohne Rückstand verdaut; sie verschwinden so schnell aus dem Magen, daß sich Knochen und Haare höchstens innerhalb der ersten zwei auf die Mahlzeit folgenden Stunden noch nachweisen lassen; nach Ablauf dieser Frist aber sind auch sie aufgelöst. Dagegen sind Vogelfedern anscheinend fast unverdaulich, da sie noch nach 8 Stunden im Magen vorhanden sind, wenn sie nicht früher als Gewöll ausgeworfen werden konnten. Krähen speien Vogelfedern ebenfalls wieder aus.

Nach einer Zeit, in der Insekten bereits völlig verdaut sind, lassen sich Getreidekörner immer noch nachweisen, da ihre verhältnismäßig harte Schale den Verdauungssäften größeren Widerstand entgegensetzt. Die Mehlsubstanz ist nach 2 Stunden völlig aufgelöst, die Schalen aber noch zum größten Teile vorhanden und erst nach der doppelten Zeit ist der Magen völlig geleert.

Das Vorhandensein von Steinchen, welche von den Körnerfressern und den Allesfressern regelmäßig aufgenommen werden, befördert die Verdauung aller Nahrungsbestandteile, sowohl pflanzlichen wie tierischen Ursprungs. Deshalb wälzen auch gefangene Amseln, Stare usw. Regenwürmer vor dem Verzehren gern in dem Sande des Käfigs.

Die Untersuchung von 3259 Krähenmagen ergab, daß die Aufnahme von Pflanzenstoffen im Durchschnitt 57½ Prozent, von tierischen Stoffen 23 Prozent betrug, der Rest bestand aus kleinen Steinen. Die Tötung gesunden ausgewachsenen Jagdwildes wird ihnen nicht gelingen, dagegen dürfte ihnen die Verfolgung und Ergreifung von jungem und angeschossenem Wilde nicht schwer

fallen. Bei dieser Tätigkeit, die häufig in Gemeinschaft ausgeübt wird, sind sie beobachtet worden. Sie betreiben aber auch Mäuse- und Insektenfang und rauben, bei passender Gelegenheit, ein Vogelnest ebenfalls aus, aber dann auch gründlich. Sie lassen sich durch das Geschrei der alten Vögel nicht beirren. Bei reiner Pflanzenkost gehen Krähen bald zugrunde, gemischtes Futter bekommt ihnen am besten.

Geradezu erstaunlich ist es, wie große Mengen an Insekten und deren Larven von einer Krähe auf einmal vertilgt werden können; mehr als 100 Drahtwürmer oder Engerlinge wurden nicht selten in einem Magen gefunden und da, wie wir vorstehend nachgewiesen haben, die Verdauung eine sehr schnelle ist, so müssen die vorgefundenen Würmer nacheinander aufgenommen worden sein. Bei den Fütterungsversuchen wurden Würmer, Larven, Raupen, Käfer, Ameisen, Spinnen, Fliegen usw. gereicht, 18 Portionen 1948 Tiere und 17 Portionen 1315 Schädlinge, die ersteren wogen 175 Gramm, die letzteren 144,5 Gramm. Hatte eine Krähe 100 Roggenkörner verzehrt, nahm sie zum Nachtisch 150 Drahtwürmer und 4 Mistkäfer. In der Freiheit stehen den Krähen Getreidekörner nicht immer zur Verfügung, sie sind dann mehr auf die tierische Nahrung angewiesen, und deshalb übersteigt der Nutzen, den diese Vögel leisten, bedeutend den von ihnen angerichteten Schaden.

Die bei uns nistenden Eulen, wie Baldkauz, Steinkauz, Schleiereule, Walddohreule und Sumpfohreule kennen die wenigsten Menschen; viele haben eine fliegende Eule wohl gehört, aber noch nie gesehen. Es sind nächtliche, aber recht nützliche Gesellen, die mit sehr leisem Flug, scharfem Auge und kräftigen Fängen vorzüglich zur Jagd ausgerüstet sind. Da sie bei Tage durchschnittlich feste Schlafplätze haben, ist das Auffinden von Gewölle an diesen Plätzen keine Seltenheit. „Gewölle“ sind feste unverdauliche Bestandteile der genossenen Nahrung; sie werden in rundlichen oder walzenförmigen Klumpen vom Vogel herausgebracht. Die Bestandteile der Gewölle werden durch den Magenast zusammengehalten und bewahren deshalb im trockenen Zustande ihre ursprüngliche Form. Das Gewölle der Eulen unterscheidet sich von dem der Tagraubvögel dadurch, daß es stets auch die Knochen der Beutetiere aufweist, während jenes meist aus Haaren und Federn besteht.

Untersucht sind zirka 4000 Gewölle und dabei hat sich ergeben, daß der Baldkauz 17 Prozent nützliche Tiere, dagegen 80 Prozent Schädlinge (Ratten, Mäuse, Wühlmäuse) und 3 Prozent indifferente Tiere, der Steinkauz und die Walddohreulen je nur 2 Prozent nützliche Tiere und 98 Prozent schädliche Rager (Ratten, Hausmäuse, Waldwühlmäuse, Wühlmäuse und 1 Hamster) verzehrt hatten. Bei den Schleiereulen betrug der Prozentsatz der nützlichen Tiere 32, der Schädlinge 68. Am nützlichsten haben sich die Sumpfohreulen erwiesen mit nur 1 Prozent nützlicher Tiere und 99 Prozent Schädlingen (echte Mäuse, Waldwühlmäuse und namentlich Feldmäuse). Zu den nützlichen Tieren sind die gelegentlich der Mäusejagd gefangenen Maulwürfe gerechnet. Mangeln die Feld-Wühlmäuse, dann greifen die Eulen unsere kleinen Singvögel ebenfalls an und überwältigen sie mit Leichtigkeit. Das scharfe Auge hilft den Eulen bei der Vogeljagd ebenso, wie bei dem Mäusefang.

Der Uhu kommt als schädlicher Vogel, der er in Wirklichkeit ist, hier nicht in Betracht. Wenn auch ein ausgewachsener deutscher Uhu eine Flügelweite von $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Meter erlangen und bei seiner Größe der Kleinjagd gefährlich

werden kann, so gehört er bei uns zu den immerhin seltenen Vögeln, der dieser Seltenheit wegen unseren Schutz verdient.

Bei Betrachtung der bei uns horstenden Tagesraubvögel möchten wir eine Lanze für den Mäusebussard brechen und ihn dem Schutze besonders empfehlen. Er ist ein Vogel, der immer noch viel verkannt und mit anderen Raubvögeln verwechselt wird. Er ist ein sehr nützlicher Geselle, etwas bedächtig und schwerfällig. Seine Fänge sind im Vergleich zu denen des Hühnerhabichts schwach zu nennen und doch hält er fest, was er einmal ergriffen hat. Ob die schwächeren Fänge ein Grund mit sind, sich wenig am Jagdwild zu vergreifen, mag dahingestellt bleiben. Ratten und Mäuse, so eifrig er sie verfolgt, bilden nicht seine einzige Nahrung. In den geöffneten Magen wurden Ueberreste von Maulwürfen, Spitzmäusen, Eichhörnchen, Wiesel, Frösche, Kröten, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern und Fischen gefunden. Also eine ganz gute Speisenauswahl.

In waldreichen Gegenden, wo Krähen zahlreich nisten, wo Bussarde horsten und Eulen sich aufhalten, überhaupt da, wo den Vögeln wenig nachgestellt wird, macht sich die Mäuseplage weniger fühlbar, so daß zu wünschen wäre, daß diesen Tieren ein umfassenderer Schutz gewährt würde. Vor allem müssen die Verdienste der trefflichen Bussarde als Mäusevertilger hervorgehoben werden, weil gerade sie nur allzu häufig von unverständigen Schützen weggeschossen werden. Ein vom Anstande heimkehrender Jagdliebhaber hatte noch einen Schuß im Laufe und damit streckt er einen schwerfällig vorüberziehenden Bussard zu Boden. Als er ihn aufnahm, sah er, daß der Vogel drei Mäuse erfaßt hatte; in jeder Krallen ein Tier und ein drittes hielt er im Schnabel. Der Schütze hatte also ein sehr nützliches Tier beseitigt und schämte sich dann noch mehr, als er am anderen Morgen in geringer Entfernung vom Tatorte auf einer Tanne ein Nest wahrnahm, das dem getöteten Vogel anscheinend gehört hatte. Er erkletterte den Baum und fand neben hungernden halbflüggen Jungen eine Unmenge von Mäusetröcken. Mit Riesensleiß waren die schädlichen Rager hierher geschleppt und verzehrt. Den Nutzen, den die Bussarde stiften, kann man mit 85 Prozent, den Schaden mit 15 Prozent veranschlagen.

Die Raufußbussarde sind nur vom Herbst bis zum Frühjahr bei uns; der Schaden, den sie der Jagd zufügen sollen, hat sich nicht so nachweisen lassen, wie ihre nutzbringende Tätigkeit. Sowohl beim Raufußbussard, wie beim Turmfalken betrug die Vernichtung von schädlichen Ragern (Mäusen, Hamstern, Ratten) 95–96 Prozent, von nützlichen Tieren dagegen nur 4 Prozent.

Anders verhalten sich Hühnerhabicht und Sperber, da hier der Prozentsatz der schädlichen Tiere nur 14 bis 18, der nützlichen Tiere dagegen 82 bis 86 beträgt. Da aber beide Vogelarten ebenso selten wie schön sind und ihre lebhaften schwungvollen Flüge ein angenehmes eindrucksvolles Bild bieten, dürfte auch deren Abschießen nicht mit allen zu Gebote stehenden Schrot- und Kugelsprizen erfolgen.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß unsere Rebhühner Unkrautsamen in großen Mengen verzehren, darunter auch Ritterporn und Hahnenfußarten, mit großer Vorliebe aber Hirse. Neuere Untersuchungen haben festgestellt, wie die selbstflüchtenden Tauben neben Getreide usw. Samen nackte und Gehäuseschnecken in Unmengen gefressen hatten.

Aus einem schlesischen Regentagebuche, Sommer 1910

Von A. Grüttner.

Nun wieder einmal auf fünf Wochen in der stillen Heide. Die Stadt mit den Heerstraßen und Marmorbildern liegt weit dahinten. Blauschwarzer Kiefernwald umrahmt das weite Bild rings mit seinen bescheidenen Korngewenden, Weizen, Weizen und goldleuchtenden Lupinenfeldern. Schlichter Dinge muß sich freuen können, wess hier als Sommergast einige Zeit aushalten will. Nur wer mit Ehrenpreis und Augentrost, mit Gauchheit und Giltweiderich alte Kindheitsfreundschaften zu erneuern vermag, wem das Knarren eines fernen Ziehbrunnens am stillen Abend Musik ist, wer das, was die Maler des niedrigen Horizonts durch ihre Kunst uns lehren, mit eignen Augen sich erschauen kann, erntet hier mit, wenn alle Scheuern sich füllen. Aber eins ist wichtig. Ist's auch nur der vom Zug der Sommerwanderer kaum beachtete Rand der Nordwestecke: 's ist doch Schlessien; für den Schlessier, die andern mögen des lachen, ausreichender Grund zu bescheidenem Glück und frohem Behagen.

* * *

Sie und da hat wieder einer gebaut, d. h. meist, das Alte durch ein Neues ersetzt. Es hat wohl sein müssen. Aber mußte es so sein? Das alte war ein breitgelagerter Schrotbau. Die Verzahnungen an der Ecke boten dem Auge ein anziehendes Vinienspiel. Freundlich leuchten die weikumrahmten Fensterangen aus dem wettergebräunten Balkengefücht, das vom dichten Schaubendach schützend überragt wurde. Das ließ sich freilich so nicht wieder herrichten. Der Wald gab brauchbares Holz nicht mehr her, wie vor Zeiten. Die Räume sollten ein wenig weiter und freier sein. Und so noch dies und jenes. Aber konnten die neuen Maße in ihren Verhältnissen nicht den alten, wohlervogenen entsprechen, damit die Hausmasse auch jetzt wieder das innige Anschmiegen an die mütterliche Erde ausdrücke? Konnten die Fugen der Ziegelwand nicht wenigstens ausgefrichen, die Fenster nicht, statt langweilig schematisch, den Räumen drinnen entsprechend in die Wand gesetzt werden? Konnte das Dach, das früher steiler war, und das leider nun auf eine unentschlossene Mittelneigung herabgesunken ist, nicht etwas weniger knapp abgedeckt werden, konnte man am alten Schulhause nicht lernen, wie die Dachlinie durch Aufstützen der Sparrenenden einen feinen Schwung bekommt? Massiv ist's nun wohl und größer und hat ein paar Scheiben mehr. Aber gegen das Alte ist's trotz alledem knauserig, liebeleer, langweilig, ein ausdrucksloser Ziegelfaß. Es wäre dringend nötig, dies und vieles dazu gehörige den Leuten pflandernd, ohne merkliche Vehrabsicht begreiflich zu machen, ihnen in öffentlicher Besprechung die Augen für diese Dinge zu öffnen. Aber das hat seine Bedenken für den Berliner Sommerfrischler. Die Sommerwochen sind nicht gerade eine günstige Zeit dafür und es ist mißlich, denen, die die Nächsten dazu sind, in den Kram zu fahren.

* * *

Gestern, am Sonntag, war Radfahrerfest. Das Rad ist auch hier so allgemeines Verkehrsmittel geworden, daß sein Gebrauch nicht immer frei von Vorfällen ist. Natürlich muß auch ein Verein sein. Die andern von den Nachbarn dürfen sitzen gerne herbei, um ihm sein Fest feiern zu helfen. Den Glanzpunkt des Tages bildete ein Corso, die Dorfstraße entlang. Voraus ein birkengrüner Reiterwagen mit der Musik. Dann die Fahrer nach Vereinen geordnet, mit farbigen Schärpen, die Radspeichen mit buntem Papier durchflochten. Mit dieser außergewöhnlichen Belebung des Dorfstraßenbildes glaubte der Verein seinem Zwecke an diesem Tage Genüge getan zu haben. Was nun folgte, ließ sich auch leicht ohne Verein machen. Auf der Brauerwiese trinkt man sein Bier zu den Weisen der Dorfkapelle und schießt mit der Armbrust nach dem Vogel, der hoch oben auf der Stange schwebt. Dies Vogelschießen ist eigentlich der beste Teil des Festes, ein Spiel, das in der Illusion genießen läßt, wozu uralte, mächtige Triebe locken, was die Wirklichkeit den allermeisten aber verweigert: Schützenfreiheit, Ventelust, Herrschaft über alles, was freucht und flucht. Dieser Adler da oben lockt den Schützen ganz anders, als die nüchterne Ringscheibe, und dem Fluge dieses Geschosses vermag das Auge zu folgen. Mit stillem Aufjauchzen begleitet es jedesmal den stolzen Auf-

stieg des Bolzens ins Blaue. Eine ganze Stufenleiter von Empfindungen wird lebendig, wenn er leicht einen Flügel streift, wenn er wenigstens ein leichtes Fächchen mit fort reißt, wenn ein fester Kernschuß aufschlägt, ohne die Beute zu Falle zu bringen, wenn die Zielfläche immer kleiner, der Kampf immer schwieriger wird. Die weißgekleideten Soldinnen des Festes sind darüber fast ganz vergessen. Sie sind zu untätigem Zusehen verwiesen. Hier klafft eine große Lücke im Programm. Es wäre kein Schade, wenn hier ein ganz klein wenig von der allgemeinen Sport- und Spielpflege helfend eingriffe. Es brauchte nicht gleich noch ein Turnverein mit Damengruppe gebildet zu werden.

* * *

Der Handwebstühle, die noch klappern, sind wohl kaum eine Mandel. Die Alten wissen von Zeiten zu erzählen, da in manchem Hause 7, 8 Stühle gingen und da die Webergefallen, sich zum Spaß blanke Taler übers Dach zuwarfen. Klingt hierin wirklich die Erinnerung an fette Jahre nach, so ist von ihrem Glanz jedenfalls nicht ein blasser Schein zurückgeblieben. Die Weber haben mit ihren Huden wohl Reichthum zusammentragen helfen, aber sie hatten keinen dauernden Gewinn davon. Das reichgewordene Großunternehmen stellte die Maschine in seinen Dienst und der mechanische Betrieb drückte einen Weber nach dem andern von der Wirkebank herunter. Die noch ausgehalten haben, erklären einem, fast freudig dankbar für das Interesse, das man ihrer Kunst entgegenbringt, die Einrichtung des Stuhls, die Vorzüge ihrer Handarbeit vor dem mechanischen Erzeugnis, die Besonderheiten, die Maschinen nicht machen können. Die Jungen lernen die Kunst nicht mehr. Sie werden Beaufsichtiger der Maschine. Diese wird sich noch zu allem vervollkommen, was ihr mangelt; ihr Erzeugnis wird endlich nicht das Geringste zu wünschen übrig lassen. Aber das, was einmal den besonderen Charakter des Dorfes ausmachte: ein eigenartiges Berufsleben, eine kunstfertige Betriebsamkeit, das wird bald dahin sein.

* * *

Meine Raritäten sind noch an Ort und Stelle. Hatte schon Sorge, als ich hörte, daß ein Händler aus S. das Dorf suchend durchzogen habe. Aber es scheint mir doch durch alljährliches Nachfragen und Interessezeigen gelungen zu sein, dem wenigen alten Hansrat, der hie und da noch steckt, einige Wertschätzung zu verschaffen. Die alte Zinnkanne mit dem eingravierten stolzen Vogel nimmt einen Ehrenplatz im Schranke der Reichthümerin ein. Der Hobel von 1665 mit seiner hübschen Flachschnittverzierung scheint wohl auch vor Nachstellungen sicher. Ein paar bunte Truhen brauchen sich nicht mehr über Zurücksetzung zu beklagen. Der alte gute „Nappelosen“ bei „Staphe-Augusts Gottfried“ hat leider, trotzdem ihm die Anerkennung höchster Leistungen nicht versagt werden konnte, einem „modernen“ Wärmepfender weichen müssen. Gut, daß ich den alten mir schon voriges Jahr ins Skizzenbuch gesetzt habe. Eins der schönen grünen Rachelknäpfchen habe ich für meine Sammlung gerettet. Der alte Christian hat mir einen Uebig geschenkt, der durch eine einfache Zier interessant ist. Um die untere Rundung schnitt einst der Dorf-künstler den Namen seiner Schönen, Jahrzahl und ein einfaches Zickzackornament, legte eine feste Pappe röhrenförmig dicht darum und goß Blei hinein. Das füllte nun die eingeschnittenen Vertiefungen und ist, nachdem die Papphülle entfernt worden, dem schlichten Gerät ein Schmuck, der durch die selbstverständliche Sicherheit eines aus der Technik sich ergebenden Stils erfreut.

* * *

Die Kirchleute sind eben heim. Da rattert im gemüthlichem Trab ein Wägel durchs Dorf. Hinterm Fenster sitzt ein Trommler und ruft nach einem kunstvollen Wirbel aus: „Heute abend im Saale des Herrn Bräuer große Vorstellung, „Hamlet, oder die vergiftete Königsfamilie.“ Der räthselvolle Dänenprinz im Puppenpiele vor einem Parkett von Bauernburtschen und Mädels. Man wird der Sache nicht gerecht, wenn man sie mit einem schlechten Witz abtut. Auch hier liegen künstlerische Probleme, die des Nachdenkens nicht unwerth sind. Die Bühne war gar kein so unwürdiges Gerüst, wie es manches altenglische Theater gewesen sein mag. Aber die Distanz fehlte. Ein wenig von der dichten Atmosphäre, wie sie drüben in der Gaststube wogte, hätte vielleicht als mildes Medium illusionenfördernd gute Dienste getan. Dann wären die zu großen Puppen nicht so greifbar nahe erschienen. Sie bewegten sich zwar mit dem allen Marionetten eigenen Anstand, aber nur einige,

wahrscheinlich aus älteren Beständen stammende, hatten etwas von jener schönen Häßlichkeit, die ins Uebernatürliche, Dämonische, Spukhafte erhebt; die andern waren zu schön, um schön zu sein. Und das Stück! „O welch ein edler Geist, ist hier zerstört!“ hätte man klagen mögen. Es war nicht das, daß Kasperl eine Anzahl wichtiger Szenen in späßigen Berichten erledigte, nicht daß Horatio in Gustav und Polonius in Oldenholm umgetauft waren und dergleichen äußerliche Dinge. Was da geschah, waren schreckliche Unverständlichkeiten, aber kein Stück. Der Puppenspieler, der zuerst diesen Hamlet seinem Repertoire einreichte, nach einigen Redewendungen wahrscheinlich ein Schlesier aus der Gebirgsgegend, wo ja mehr Spiel- und Kunstfrendigkeit zuhause ist, hatte sicher die besten Absichten und dazu alle Bühnengerissenheit seines Metiers. Aber diesem rein seelischen Vorwurfe gegenüber mußte sie versagen. Schwankende Schwermut, tätige Unentschiedenheit, grüblerische Weichheit passen nicht auf diese Bretter. Nur eine Handlung, die in großen, entschlossenen Schritten dahinschreitet, Gestalten in kantiger, derber Holzschnittmanier können hier ihre Wirkung tun.

* * *

Im Nachbardorfe ist ein neuer Kirchturm gebaut worden. Einmal etwas fast ganz Schönes. Der Entwurf rührt aber auch von berufener Hand her und verrät seinen, kundigen Sinn. Während der kräftige, vierkantige Unterbau mit den felssteingefügten, trübigen Wänden des Kirchenhauses ernste Zwiesprache hält, spricht in der raschen Verjüngung des Achtkants darüber und in dem luftigen, grünen Helm, der über die Wipfel der alten Bäume guckt, ein heiterer Geist. Und so natürlich gewachsen siehts aus, daß es eine Herzensfreude ist. Was Schlimmes hätte werden können, wenn der bei solchen besonderen Dorfbauten waltende Bauunternehmergeist Gestalt genommen hätte, zeigt sich an einer Stelle. Das Kreuz oben, das statt des im Entwurf beabsichtigten Hahnes aufgesetzt wurde, ist viel zu plump und schwer und wirkt unangenehm aufdringlich. Warum denn nun nicht den „Hahn als ein Zierat und Wetterfahn“? Ist doch ein „Kirchendiener gut“ von Urzeiten her.

* * *

Wenn ich so überlese, was da gebucht ist, verdrießt mich's fast ein wenig: beinahe lauter Ausstellungen, mit kaum einem Dinge recht zufrieden, fast bei jedem wenigstens ein leichtes Naserümpfen. Was an mir oder an den Dingen? Ich weiß nicht. Aber das weiß ich und fühle ich: Wenn's statt Dingen der Menschen solche der Natur gewesen wären, von denen ich zu schreiben versucht hätte, es würde alles, trotz des unbarmherzigen Regens, weniger verdrießlich, würde heller, erquicklicher, harmonischer klingen. Ich weiß es, denn es ist geschrieben. Aber vorerst, wahrscheinlich für immer, nur in das große Haupttagebuch, mit jener geheimnisvollen Schrift, deren Züge gewöhnlich verborgen sind, die aber aufleuchten, wenn ein Wort, eine Farbe, ein Klang, ein Duft sie ruft.

Zum Jubiläum der Breslauer Universität,

das im August 1911 gefeiert werden soll, laufen bereits in recht erfreulicher Zahl von früheren Schülern die ersten Geldsendungen ein, die zur Verwirklichung des schönen Planes einer mensa academica bestimmt sind. (Wir verweisen hier nochmals auf den in Heft 19 des laufenden Jahrganges veröffentlichten Aufruf des Arbeitsausschusses und werben auch in unserm Leserkreise für das Studentenheim, das als bleibendes Denkmal der Jahrhundertfeier unserer Landesuniversität geplant ist.) Einer der ehemaligen Schüler unserer alma mater Viadrina begleitete seine erste Katen sendung mit den beiden nachstehenden launigen und originellen Gedichten, die uns der Vorsitzende des Arbeitsausschusses, Herr Bürgermeister Trentin in Breslau, freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

1883*)

Alma mater, weisheitsreiche,
Winkeft nuglos mir hinüber,
Mit dem Giebel, mit dem Dache,
Mit dem Turmesknauf darüber.
Freundlich blitzen deine Scheiben,
Gastlich ladet mich dein Tor,
Alma mater, laß' dein Loden —
Taub ist heut für dich mein Ohr!

Sieh' den Strom, der seine Wellen
Dir zu Füßen weiterrollt,
Wie er ob der engen Fesseln
Seiner Ufer rauschend grollt:
Alma mater, lange hast du
Mir mein Fühlen eingeschnürt —
Zürnst du, wenn mich heut die Liebe
Kalt an dir vorüberführt?

Alma mater, liebe, gute,
Beste aller braven Alten,
Lege deine grauen Züge
Nicht in allzu strenge Falten!
Glaube mir, die Alma mater
Liebt kein Mensch, der erst sah
In die meeresblauen Augen
Einer Alma — filia!

1910

Unvergeß'ne Viadrina,
Was, du zählst bald hundert Jahre?
Und du schmückst zum Ehrenfeste
Schon die feinen Silberhaare?
Der ich jung einst sang die Lieder,
Ewig jung erschienst du mir,
Und nun willst du auch ergrauen,
Wie die Altphilister wir?

Mache es gleich andern Frauen,
Die im Alter jünger werden,
Wo ein unvergänglich Licht strahlt
Aus den Augen und Geberden!
Oder gibt es einen schönern Dreiklang,
Als wenn Geist und Wissenschaft
Sich vereint mit ungebroch'ner
Stolzer Jugendschöpferkraft?

Wirst du nun Studentenmutter
In dem gastlich neuen Heime,
Streu' dort von solcher Jugend
Um dich frohe Wesenskeime!
Nicht nur treue Alma mater
Bleibst du deinen Söhnen da,
Nein, du wirst umschwärmt, wie eine —
Hospitalis filia!

C M

*) Dieses Gedicht ist, von einem andren Breslauer Commisito anmutend komponiert, bereits in einige Kommerzsbücher übergegangen, z. B. in „Frei und Froh“ des Akademischen Turnbundes.

Gustav Freitag und Schlesien

Von Dr. Adolph Rohut

(Nachdruck verboten.)

I.

Der große Dichter und Kulturhistoriker Gustav Freitag, der das beste deutsche Lustspiel, „Die Journalisten“ geschrieben, und der auch als Roman-schriftsteller und Sittenschilderer, namentlich der deutschen Vergangenheit, einen unvergänglichen Namen sich erworben, war bekanntlich ein Schlesier. Er wurde, wie man weiß, am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien geboren. Auch hat er seine Jugend und seine besten Mannesjahre in Breslau verlebt und die Spuren dieses seines Ursprungs zeigen sich in gar vielen seiner Werke. Sein Heimatgefühl verließ ihn auch fern von Schlesien nicht, für das er alle Zeit eine tiefe Sympathie bewahrte. Es dürfte daher einmal an der Zeit sein, in einer umfassenden Schilderung die Beziehungen Gustav Freytags zu seiner engeren Heimat umso eher darzustellen, als diese seine Verührungen für das Leben und vor allem für das dichterische Schaffen des hervorragenden Geisteshelden, auf den Schlesien stolz sein kann, von hoher Bedeutung sind.

Gustav Freitag erkannte selbst die Tragweite seines schlesischen Ursprungs. Denn in seinen im Jahre 1885 erschienenen „Erinnerungen aus meinem Leben“ hebt er es nachdrücklich hervor, daß er der glücklichen Fügung, als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren zu sein, für seine geistige Individualität viel verdanke. Denn als Kind der Grenze habe er schon frühzeitig sein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben gelernt. Ich füge noch hinzu, daß er, der glänzende Vertreter der schlesischen Gemütlichkeit in der Literatur, dieser seiner heimischen Eigenart, nicht minder viel zu verdanken hatte.

Der Vater Gustav Freytags war ein vielgesuchter und beliebter Arzt und später Bürgermeister in der Kreisstadt Kreuzburg und seine Mutter eine Pastors-tochter namens Henriette Albertine Zebe, deren Vater als Prediger in Wüstenbrunn bei Ohlau wirkte. Der pietätvolle Sohn schildert sie als eine helle Gestalt, die sich und anderen das Leben angenehm zu machen verstand und als eine ausgezeichnete Wirtin, die überdies von einer gewissen künstlerischen Begabung, erfindungsreich und anschlüssig war. Obwohl sie nie zeichnen gelernt, verfertigte sie dennoch selbst die Muster zu den Teppichen, die sie in Angriff nahm und obwohl sie nicht genug Zeit hatte, um mit den feineren Arbeiten der Frauen umzugehen, versuchte sie bis in ihr hohes Alter alles Neue, was in diesem Genre etwa aufkam: Kreuzstich, Plattstich, Filet, Häkeln und alles was man nur sticken, nähen und stricken kann. Auch in bezug auf Bäckerei, Einsieden von Früchten und dergleichen war ihr niemand überlegen. Freitag rühmt sich dessen, daß er als Kind der Mutter beim Kochen behilflich war. Er stampfte die Gewürze, rieb zu Weihnachten den Mohn mit einer großen runden Keule, ließ Kneuel wickelnd um die Stühle, entblätterte Krautköpfe für den Hohl und lernte auch Lichte in Zinnform gießen. Denn damals gab es noch kein Stearin und die Puch-Schere war ein unentbehrliches Werkzeug, dessen Handhabung durch die Kinder zuweilen den Abendbesuch in plötzliche Finsternis versetzte. Aber das störte nicht sehr, denn man zündete das Licht in der Küche mit Schwefelsäden und Pink-Feuerzeug wieder an, bis endlich die roten Flammen mit Stupf-hölzern erfinden wurden. Der Vater Freytags trug in der Westentasche immer Stahl, Stein und Schwamm und unterrichtete seinen Knaben vorsorglich im Gebrauch derselben.

Die Genre-Bilder, die unser Poet von seinem Kindesleben in Kreuzburg entwirft, sind sehr anziehend und für das Tun und Treiben in einer kleinen schlesischen Kreis-Stadt vor einem Jahrhundert von besonderem Reiz. Hier nur einiges davon:

Die beiden Tore der Stadt, das deutsche und polnische, wurden jede Nacht geschlossen und durch Wächter behütet. Aber sie öffneten sich bereitwillig dem verspäteten Reisenden. Zweimal in der Woche füllte sich der Markt mit den Wagen der Landleute. Dann sah man ein Gewühl geschäftiger Menschen, kleine kruppige Pferde, zahllose Getreidesäcke, die Bauernfrauen der nahen polnischen Dörfer in ihrer auffallenden Tracht, jüdische Händler, die sich gleich Aalen zwischen den Wagen hindurch wanden und die Ratsdiener, wie sie im Amtseifer die Stöße schwenkten, um Ordnung zu erhalten. Am Sonntag trug die Stadt ihr Festkleid. Die großen runden Kiesel, mit denen der Markt und die Straßen gepflastert waren, wiesen

die höchste Glätte und Sauberkeit auf, die ihnen möglich war. In der Kinderzeit Frentags lief noch um die Stadtmauer und den trockenen Stadtgraben ein Ringwall, der zur Hälfte mit starken Holzlagerüsten besetzt war. Diese Lürrahmen, an denen die Tuchmacher ihre Gewebe aufspannten und die blauen, grauen und weißen Tuchflächen stachen grell ab von dem grünen Grunde und den alten Ziegelmauern.

Die Frau Doktorin Frentag kaufte für ihre Kinder nie neue Kleider, sondern schnitt und nähte aus der Garderobe ihres Mannes alle Gewänder und wußte ihnen durch Säume und besonderen Schnitt ein stattliches Aussehen zu geben, das alle Hausmütter zu achtungsvoller Anerkennung zwang. Sie hatte einen unermesslichen Schatz hunder Fleckchen von Seide und Tuch, dazu einen großen Beutel mit Knöpfen von den wunderlichsten Formen aus der Popszeit.

Die ehrsame Stadt Kreuzburg, die damals noch keine Garnison hatte, erfreute sich des beritteten Gensdarms des Kreises als der stolzeften kriegerischen Gestalt. Die Zivilgewalt versahen die beiden Ratsdiener, mit der Dienstmütze, dem roten Kragen und dem dicken Rohrstock in der Faust, sehr stattlich aussehend und ein Schrecken der Vagabunden und trunkenen Landleute aus den polnischen Dörfern. Der eine war lang, der andere kurz, doch trug dieser als früherer Husar noch einen mächtigen Schnauzbart. Er hatte im Feld die schwere Kunst erlernt, zu trinken, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, war ein furchtloser und bestiger Mann, Tyrann der Straße und in Polizeisachen die rechte Hand des, wie gesagt, schließlich zum Bürgermeister avancierten Vaters von Frentag. Den Wachdienst in der Stadt und an den Toren versahen die 24 Jüngsten. (Fortsetzung folgt.)

Ruhlieder auf der schlesischen Herbstweide

Die Anregung des Verfassers des Aufsatzes in den „Schlesischen Heimatblättern“, II. Jahrgang, Heft 24, Seite 607, „dem schlesischen Ruhliede nachzuforschen“, möchte ich benutzen und hier noch einige in den Gebirgsorten des Riesengebirges erhaltene Hütelieder erwähnen. Auch hier wie auf dem Hochgebirge ist der erste „Austreibetag“ für Hirten und Herde ein Festtag. Wenn die Kuhglocken gepunkt, abgestimmt und an die hölzernen, oft mit Brandmalerei versehenen Halsbänder befestigt werden, bemächtigt sich der Kühe im Stalle eine überausgroße Unruhe; denn sie hören an dem Geläut, daß sie nun bald die goldene Freiheit genießen dürfen. Vorher steht ihnen aber noch eine große Toilette bevor. Sie werden gewaschen, gestriegelt, die Hörner werden abgerieben und die Quasten der Schwänze gekämmt. Nun erst werden die Tiere unter den üblichen „Horaus“ aus dem Stalle hinausgelassen, wobei die älteste Kuh gewöhnlich die Führung der Herde übernimmt und dieses Amt dann stets streng beibehält. Für die Hirten ist das Peitschenknallen ein großes Vergnügen; sie begrüßen sich dadurch von Berg zu Berg. Einer will den Andern an Fertigkeit überbieten, und die dabei gezeigte Ausdauer kann manchmal für die in der Nähe Wohnenden lästig werden. In früherer Zeit wurde fleißig beim Kühehüten gesungen. Sah ein Hirt, daß der Nachbar auf sein Vieh nicht achtete und dieses auf fremdes Eigentum überging, so sang er ihm in der üblichen eigenen Weise zu:

„Halla, halla, treib schwoda,
Ruppersch Kiehe giehn zu schwoda!“

Oder anstatt „Ruppersch“ wurde der Name von dem Eigentümer des Viehes genannt. Unter „schwoda“ verstand man „zusammen“. Das Hauptvergnügen aber für die Kinder ist das „Hütfeuer“, besonders wenn es sich in der Nähe eines Kartoffelfeldes befindet. Das Kraut sorgt für die Erhaltung des Feuers und erfüllt die Lust im weiten Umkreise mit dem ihm eigenen, scharfen Geruch. Die in der heißen Asche gebratenen Kartoffeln und mitgebrachten Äpfel geben ein leckeres Mahl. Ohne das Hütfeuer ist eine richtige Herbstlandschaft nicht gut denkbar; es verleiht dem Hüten erst seinen besonderen Reiz. Wie sehr die Kinder das Feuer lieben, besagt folgendes Verslein:

„Brieh, Feuerla brieh! (brenne!)
Ach hit' nee garn de Kieh'.
Ach hite lieber de ala Ziega,
Doaß ich koan bem Feuerla liega,
Brieh, Feuerla brieh!“

Ja, einen eigenartigen Zauber bringt das Hütefeuer in das farbenfreudige in milden Herbstsonnenschein getauchte Bild. Ein tiefgrüner Bergabhang mit einzelnen Gebüschgruppen, zwischen ihnen die bunten Kühe und behenden Ziegen ruhig grasend. Um das flackernde Feuer lagern in malerischen Stellungen mehrere Kinder, die in dem weißen Rauch phantastischen Gestalten gleichen. Den stimmungsvollen Rahmen bilden dunkle, ernste Fichten, vermischt mit goldigen Birken und vereinzelt roten Buchen. Anheimelndes, melodisches Geläut tönt uns entgegen und vervollständigt den Frieden, welcher sich über die herbstliche Natur ausbreitet. Die ganze Luft gleicht einem zarten, weißbläulichen Schleier, hin und wieder von dahinziehenden Marienfäden durchweht. Im Hintergrunde in dufthumflorinem Gewande grüßt das majestätische Hochgebirge; darüber wölbt sich ein tiefblauer Himmel — das ist das Gesamtbild, welches unser Riesengebirge im Herbst bei schönem Wetter bietet. — Ein in früherer Zeit viel gesungenes Hütelied, das die Zufriedenheit und Liebe zur Landwirtschaft trefflich kundgibt, ist folgendes:

„Seht mich muntern Hirten an,
Freude ist mein Leben.
Ohne Sorg' und Mühe
Bewahre ich die Kühe,
Auf freiem Feld im Blumental,
Im grünen Walde allzumal
Da leb ich herzlich froh, froh, froh,
Holla, holla, hoh!

Sonnenschein und kühler Tau,
Warme Regen fördern,
Daß die Brachen grünen,
Tal und Berge blühen.
Da finde ich für meine Küh'
Die schönste Weide ohne Müh.
Ja weidet Kühe alle frisch, frisch, frisch,
Ja weidet alle frisch!

Ich genieße schwarzes Brot,
Trinke klares Wasser.
Des Abends laßt die Kühle mich,
Von meinen Küh'n die süße Milch;
Drum leb ich herzlich froh, froh, froh,
Drum leb ich herzlich froh!“ —

Auch heutzutage trifft man die hütenden Kinder manchmal singend an, aber was singen sie meistens? „Gassenhauer“. Fragt man sie: „Woher habt ihr denn das gelernt?“ „Von den Fremden!“ lautet die Antwort. Möchten doch unsere Gebirgler sich nicht ihrer Eigenart schämen, und auf den Weiden wieder echte, einfache Hütte- oder schöne Volkslieder gesungen werden. H. K r u s c h e.

Lied

Der Herbstwind streicht mit müden Händen
die gelben Blätter erdenwärts,
es fallen langsam und beständig
die bunten Fähnlein, Herz um Herz.

So sendet meine Hand beständig
der Liebsten bunte Briefe zu,
doch du bleibst stumm und du bleibst ruhig,
und ohne Antwort bleibest du.

C. Th. Strasser

Waldaufbau oder Waldraubbau?

Von Dr. Heinrich Pudor

An den berühmten Sperlingsbergen bei Moskau befindet sich ein Birkenwäldchen, von dem jeder einzelne Baum von dem größten Baumeister Rußlands, dem Zimmermann und Zaren Peter dem Großen mit eigener Hand gepflanzt wurde. Wenn solche Anschauungen im heutigen Rußland ganz und gäbe wären! Nicht Kulturen zu zerstören (siehe die Vergewaltigung Finnlands), sondern Kulturen aufzubauen! Einst war es auch in Deutschland Sitte, daß bei jeder Geburt ein Baum gepflanzt werden mußte. Und welche Verehrung unsere Altvorderen den Bäumen entgegenbrachten, erhellt noch heute aus der Sitte des Christbaums und Maibaums. Aber ich will dem Leser beileibe nicht mit diesen archaischen Kulturbeweisen für die heilige Hoheit des Baumes, sondern ich will ihm ganz modern „kommen“. Die Kohlengruben sind bekanntlich aus uralten Wäldern zusammengepreßt. Diese Kohlenlager der Erde sind nicht unerschöpflich, sondern haben nur eine gewisse Dichtigkeit. Und zudem haben wir heute eine viel wohlfeilere Kraft als die Kohle gefunden, nämlich das Wasser. Die elektrische Ausnützung der Wasserkräfte bildet geradezu den Inhalt unserer heutigen und nächst zukünftigen industriellen Arbeit. So in Amerika, in Norwegen, in Bayern, in Spanien, in Afrika. Aber der Reichtum der Wasserkräfte ist direkt und unmittelbar von dem Walddrehtum des Landes abhängig. Bäume brauchen nicht nur Wasser, sondern erzeugen auch Wasser, und Wälder nähren Ströme! Die Amerikaner mußten es nach dem Raubbau, den sie an ihren Wäldern getrieben hatten, erfahren, daß die gewaltigen Wassermassen des Mississippi von Jahr zu Jahr zusammengingen. Und die Brotkammern Rußlands sind wesentlich durch die gewissenlose Ausschachtung der Wälder und daraus hervorgehende Austrocknung der Getreideländer verfiel. Etwas Ähnliches bereitet sich in Indien vor. Man kann geradezu sagen: mit dem Waldaufbau beginnt der Kulturaufbau und mit dem Waldraubbau geht die Kultur zurück.

In streng wirtschaftlichem Sinne ist der Baum des Waldes die wertvollste Quelle des Nationalreichtums eines Landes. Dies läßt sich leicht beweisen. Denn Gold, Diamanten, Eisen, Kupfer, Kohle: — alles dies ist bis zu einem gewissen Grade in der Erde vorhanden und wenn es abgebaut wird, vermindert es sich —, aber es wächst nicht nach! Es kommt vielmehr eine Zeit, zu der die Vorräte zu Ende gehen. Die Eisenvorräte sollen neueren Berechnungen nach bereits in 25 Jahren zu Ende sein. Auch die Kohlenlager sind nicht unerschöpflich. Das Holz aber wächst nach. Man kann weder Eisen noch Kohle, aber man kann Wälder pflanzen! Gold kann man nicht legen, sondern nur abbauen, aber Wälder kann man pflanzen! Die Natur selbst schafft uns das Holz immer aufs Neue, während alle anderen Stoffe der Erde bis zu einem gewissen Grade vorhanden sind und wenn der Vorrat verbraucht wird, zu Ende gehen. Hieraus resultiert der volkswirtschaftlich so enorme Wert des Waldes für das Land und seine Bewohner. Und hieraus resultiert zugleich die Verpflichtung, daß man da, wo man einen Baum wegnimmt, einen neuen pflanzt. Andernfalls beraubt man das Vermögen der Erde. Ja, mehr noch, es sollte Gesetz werden und der Waldschutzverein, der sich in Berlin zum Zwecke der Erhaltung des Grunewaldes gebildet hat, sollte es als seine hervorragendste Aufgabe betrachten, dieses Gesetz durchzubringen, daß jeder, der einen Baum fällen lassen will, nachweisen muß, daß er zu gleicher Zeit zwei neue Bäume innerhalb des gleichen Bezirkes pflanzt. Und im allgemeinen sollten die Forstgesetze verbessert und verschärft werden und die Erhaltung der Wälder und Bäume — also wohlbedenkt auch der einzelnen Bäume, z. B. in den Städten und auf Plätzen, wo gebaut wird — mit allen Mitteln durchgeführt werden. Daß man z. B. vom Grunewald „ja nur den zwanzigsten Teil“ fortnimmt und abschachtet, sollte ganz unmöglich sein, ganz undenkbar sein — daß man auch nur einen Baum fortnimmt, sollte unmöglich sein, aber wohl sollte man darauf denken, möglichst viel Wald dazu zu gewinnen: Neue Bäume pflanzen — dadurch wird man reich, dadurch wird ein Land und ein Volk reich. Wenn es ausgemacht ist, daß die Funken der Lokomotiven die Wälder in Brand setzen, in Deutschland wie in Amerika, so müssen entweder die Lokomotiven nach dieser Richtung verbessert werden oder die Bahnen allein aus

diesem Grunde elektrifiziert werden. Denn welche Unsummen von Nationalreichtum durch diese Waldbrände dem amerikanischen Lande verloren gehen, beginnt man sich jetzt dorten klar zu machen. Und wenn solche Waldbrände in Deutschland geringeren Umfang annehmen, so hat Deutschland auch weniger zu verlieren. Im übrigen sollte über den Bestand an Bäumen und Wald, als den wertvollsten Nationalreichtum des Landes die allerstrengste und peinlichste Kontrolle ausgeübt werden. Und denen gegenüber, die neue Wälder anlegen und mithin den elementaren Reichtum unseres Planeten vergrößern, sollte man mit Prämien und mit Ehren recht freigebig sein. An der Art, wie man in London Hampstead Heath durch Zukauf und Stiftungen vergrößert hat, sollten wir, die den Grunewald immer um „nur so und so wenig“ verkleinern, uns ein Beispiel nehmen. Dabei ist Hampstead Heath zum allergrößten Teil eben nur eine Heide — was hätten die Engländer darum, wenn sie in Hampstead Heath die großen Bäume unseres Grunewaldes hätten!

Aber über die hygienische Seite der Frage ist schon viel geschrieben worden. Auch über die ästhetische Seite. Zu wenig noch über die im übertragenen Sinne Kultur aufbauenden Tendenzen des Waldbaues. Man kann geradezu die Höhe einer Kultur darnach messen, wie sie den Wald wertet. Der Wald gibt nicht nur Holz, nicht nur Wasser, er verbreitet nicht nur Gesundheit und Schönheit, sondern er brinat auch Gedanken, er befruchtet die Phantasie, er läßt die Welt des Märchens, der Dichtung, der Kunst entstehen. Gerade die köstlichsten Blüten geistiger Kultur sind undenkbar ohne den Wald, der sie hat keimen und sprossen lassen. Aus dem Walde sind uns die großen Propheten und die kleinen Propheten, die großen und kleinen Dichter, die Künstler und Musiker gekommen. Gerade Deutschlands geistige Kultur ist undenkbar ohne den Wald. Und was die Gegenwart angeht, so frage man nur bei Gerhart Hauptmann an. Was die letzte Vergangenheit betrifft, bei Bismarck! Die großen Bäume von Friedrichsruh, sie haben uns in gewissem Sinne die deutsche Einheit und die deutsche Kaiserkrone gebracht. Und wenn es in ihren Wipfeln nicht gerauscht hätte, würden die Raben um den Ruffhüser-Sitz noch heute flattern . . .

Aber wir wollen nüchtern sein. Wir brauchen den gesetzlichen Waldschutz. Eine Wald-Konservation-Bill. Wir brauchen Aufklärung dem Waldschutz gegenüber schon in den Schulen. Und jeder einzelne Mensch sollte wie einst wieder tragend ein persönliches Verhältnis zum Wald und zu diesem oder jenem Baum — sein in dem „Lebensbaum“ — gewinnen. Die größte Vereinsorganisation Deutschlands aber sollte der Waldschutzverband sein und wir sollten nicht ruhen, bis das oben vorgeschlagene Gesetz durchgebracht ist. Und nun auf zur Tat — der Worte sind genug gewechselt. Und wie Montaigne sagen würde: Reicht nur, daß wir es tun, . . .

Helden der Arbeit

Schwester Ottilie

Novelle von Hermann Hoppe

Kontinuation

Der behandelnde Arzt war mit dem Kreisarzt gegen Abend nach der Stadt zurückgefahren und hatte der Schwester zur Pflicht gemacht, bei irgend welchen Verschlimmerungen ihn sofort anzutelephonieren. Am nächsten Morgen wollte er für die Dauer der Epidemie ganz nach Illersdorf übersiedeln, um schneller Hilfe leisten zu können.

*) Diese Verehrung kann man vielleicht als ein weiteres Beweismittel für die Nordpolarheimat unserer skandinavischen Vorfahren anführen. Denn am Nordpol gab es keine Bäume und ein Baum mußte daher dort, auch wenn es vor der Vereisung solche gegeben hat, Anbetung genießen. Auf Island gibt es noch heute nur Bäume, soweit sie das Meer aus Skandinavien anschwemmt, auf der Insel selbst sind die höchsten Bäume keine zehn Fuß hoch. Aber als Verfasser dieses Wäldchens Islands sah, konnte er wohl begreifen, wie man Bäumen göttliche Verehrung zollen kann.

Ottilie hatte nach dem Weggehen des Arztes ihren Rundgang bei den Kranken unermüdlich von neuem angetreten, um nachzusehen, ob des Arztes und ihre Anordnungen auch richtig verstanden und befolgt worden seien, und hier und da mußte sie selbst die kundige, helfende Hand wieder anlegen, um Vernachlässigungen zu beheben oder Irrtümer wieder gut zu machen.

Nun saß sie müde und abgelenkt in ihrem Dachstübchen und war zufrieden mit ihrem Tagewerk von schwerer Pflicht und harter aber dankbarer Arbeit. Dankbarer Arbeit . . . ? Ja! . . . das hatten ihr die unstillen Blicke der fiebernden Kleinen und die hilfeheischenden Augen der sorgenden Mütter gedankt. Und sie ließ den heutigen Tag im Geiste an sich vorüberziehen, der ihr mit einer so schweren, schmerzlichen Erinnerung begonnen hatte.

Wo war ihr Schmerz um den verlorenen Geliebten, wo der Groll um den ungetreuen, verräterischen Mann? Verschwunden vor der Not anderer, hinweggeweht von dem Jammer des grausamen, allmenschlichen Elends! Und Ottilie fühlte sich freudig und stolz und stark. Unwillkürlich faltete sie die Hände. O du selige, o du wohlthätige Himmelsgabe . . . über der Linderung fremden Leides die eigenen Schmerzen vergessen zu können . . . !

O du klare reine Trösterin . . . Pflicht! . . .

Auf ihrem Tischchen sah Ottilie einen Brief liegen. Er kam vom Mutterhause. Eine ihrer Mitschwesteren und Freundinnen schrieb von ihren Erlebnissen und was sich sonst so begeben hatte. Zum Schluß kam die unerwartete Mitteilung, daß sich die Schwester Margarete mit dem Bankbeamten, den sie so eifrig gepflegt, verlobt habe. „Das ist der Lohn für treue Pflege,“ schrieb die Schwester ironisch dazu.

Es stieg Ottilie einen Augenblick heiß im Halse herauf, als sie das las. Margarete, diese stille Margarete — sie hatte jetzt ihren Mann und sah ihren Lebenszweck und -beruf als Weib klar und glückverheißend vor sich, während sie, die viel ältere Schwester Ottilie, schmutznäßige Bauern- und Fabrikarbeiterkinder beaufsichtigen und pflegen, und jahrein, jahraus, in immer gleichmäßiger Wiederholung in dumpfen, dürftigen Armelutewohnungen anstrengende Krankenpflege und Nachtwachen verrichten mußte.

Doch nur einen Augenblick fand dieses Gefühl des Neides gegen die stille Margarete bei Ottilie Raum.

Neid um den Besitz eines Mannes . . . ? War sie nicht eben noch zufrieden und glücklich gewesen im Bewußtsein erfüllter Arbeit und Pflicht? Unwillkürlich mußte sie lächeln bei dem Gedanken, wie sie es wohl anstellen müßte auf ihrem einsamen Dorfe, durch ihre Krankenpflege einen Mann sich zu erobern. Einen Mann . . . einen Gefährten fürs Leben . . . und wäre es der geliebteste, begehrenswerteste . . . ? Unmöglich . . . !

Ottilie sprang auf. Die Gedanken wurden ihr unbequem. Sie wusch sich mit kaltem Wasser und legte sich mit den Kleidern aufs Bett, um schnell bei der Hand zu sein, falls sie im Laufe der Nacht noch gebraucht werden sollte.

So lag sie im ruhigen Schlummer bis gegen Mitternacht, als sie durch ein Gewirr von Stimmen, das von unten heraufdrang, aufgeweckt wurde. Sie hörte nach einer Frage der Pastorin die Haustür gehen und wußte nun genau, daß nach ihr verlangt wurde.

Ohne zu murren zündete sie ihr Licht an und machte sich zum Nachtbesuch fertig. Da hörte sie schon die Pastorin die Treppe heraufkommen, aber nicht wie sonst, rasch, mit festen, bestimmten Schritten, sondern zögernd, als wolle

sie bei jedem Schritte wieder umkehren; und ebenso zaghaft und zögernd klopfte es an die Tür von Ottiliens Stübchen.

Dann stand die Pastorin drin vor der Schwester, die schon völlig zum Nachtausgang gerüstet dastand. Mit ängstlichen, verwunderten Augen sah sie das kräftige, blühende Mädchen vor sich stehen, dann konnte sie sich nicht länger beherrschen, und weinend sank sie Ottilie in die Arme.

„Es muß sein, liebe Schwester, es muß sein,“ schluchzte sie.

Erstrocken horchte Ottilie auf. „Um Gotteswillen, Frau Pastorin! Ist eines von Ihren Kindern . . .?“

„Nein, nein,“ wehrte diese ab. „Bei uns ist gottlob alles noch munter. In der Fabrik drüben . . .“ setzte sie zögernd hinzu. „ . . . Es geht sehr schlecht.“

„Darauf mußten wir gefaßt sein,“ erwiderte Ottilie ruhig. „So viele Kranke in einem Hause . . .“

„Nein, nein, nicht bei den Arbeitern!“ schrie da die Pastorin auf, fast wie in körperlichem Schmerze. „Der kleine Hans Richter ist schwer erkrankt, und auch die Mutter scheint von der Krankheit ergriffen zu werden. Der Direktor läßt bitten, ob Sie nicht wollen helfen kommen. Ehe der Arzt kommt, können noch Stunden vergehen.“ Und sie umklammerte krampfhaft Ottilies Arm, als wollte sie Verzeihung erbitten für das Schwere, Unmögliche, das man ihr zumutete.

Ottilie stand stumm und starr. Aus ihrem Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen und wie im Fluge, im Zeitraum von wenigen Sekunden, jagten die Erinnerungen durch ihr Hirn. Wie sie geliebt, verraten und gedemütigt worden war von dem Manne, der jetzt zu ihr um Hilfe schickte . . . um Hilfe für sein Weib und sein Kind . . . Da war ja das Gegenstück zu dem, was sie vorhin gedacht hatte . . . nicht einen Mann konnte sie sich durch ihre Pflege hier erringen, sondern sie sollte die Frau pflegen, die ihr von allen Menschen am wehesten getan, die ihr den Geliebten entrißen hatte.

Sie fuhr sich mit der kalten Hand über die feuchte Stirn, um die häßlichen Gedanken wegzuwischen.

Die Pastorin streichelte ihr zärtlich die Wangen und flüsterte: „Liebe Ottilie, armes Kind, welches Opfer verlangt man von Ihnen . . .?“

Da ward es der Schwester, als ob sie aus einem schweren Traume erwache. Es mußte ja sein. Sie nahm ihren Arzneikasten, schob ihren Arm unter den der Pastorin und sagte ruhig: „Kommen Sie, Frau Pastorin, ich werde gehen.“

. . . . In der Wohnung des Direktors brannte das elektrische Licht in allen Zimmern. Die Diensthboten eilten ratlos und kopflos hin und her, und spähten immer wieder auf die Dorfstraße hinaus, ob der Bote nicht bald zurückkäme, der die Krankenschwester mitbringen sollte.

Im Schlafzimmer, dessen Licht durch grüne und blaue Schirme gedämpft war, warf der kleine Hansi, qualvoll stöhnend, mit glutrotem, heißem Körper, sich hin und her und zerrte krampfhaft mit den fiebernden Händchen an den spitzenbedeckten Rissen seines Bettchens. Daneben saß im reichgestickten Schlafrock die Mutter und sah mit Todesangst im Herzen, und selbst von heftigem Fieber geschüttelt, wie ihr kleiner Liebling mit dem unerbittlichen Würger um jeden Atemzug von Lust kämpfen mußte. Da griff sie in ihrer hilflosen Angst unter das Kissen und hob das feuchende, fiebernde Köpfchen, um ihm Linderung zu verschaffen. Doch ob sie ihn hob oder niederlegte . . . es blieb immer die gleiche Qual des langsamen Erstickungstodes. Und im Bewußtsein ihrer Ohn-

macht und Hilflosigkeit ließ sie erschauernd ihren Kopf schwer auf die Kissen nieder sinken.

Wie kann es nur so grausame, grausame Krankheiten geben . . . ?

Der Direktor hatte nirgends Ruhe. Er ging von Zimmer zu Zimmer, weil er die hilflose, verzehrende Qual von Weib und Kind nicht länger mit ansehen konnte. Und konnte doch selber nicht helfen. Er, der die kompliziertesten Maschinen zu berechnen verstand, er wußte ja vom menschlichen Körper nicht mehr, als daß er aus Knochen, Fleisch und Eingeweiden bestand. Was nützte ihm nun seine ganze höhere Mathematik? Was seine ausgeklügelte Differential- und Integralrechnung, wenn er nicht einmal einem so winzigen, kleinen Körper helfen konnte?

Zum zwanzigsten Male in einer Minute sah er nach der Uhr. Der Arzt, den er antelephoniert hatte, konnte kaum vor zwei Stunden auf dem entlegenen Dorfe eintreffen. Warum war aber auch Helene so sorglos gewesen und hatte eigensinnig geglaubt, durch eine eilige Flucht dem Unheil ausweichen zu können? Warum hatte sie nicht der Sicherheit halber sich und das Kind untersuchen lassen, als der Arzt am Nachmittag noch im Dorfe war? Er, der Direktor, war in der Fabrik doch so mit Arbeit überhäuft, daß er unmöglich auch noch daran hatte denken können. Wenn nur wenigstens die Schwester käme . . . ! Die Krankenschwester . . . die würde dem Kleinen bis zum Eintreffen des Arztes wenigstens Linderung verschaffen.

Leise trat Richter in das Schlafzimmer und sah, mit ohnmächtigem Grimm gegen das Schicksal, auf das reichgeschmückte Elend da vor sich, das trotz Seide und Spitzen in Fieberschauern sich wand.

Da meldete ein Mädchen die Ankunft der Krankenschwester.

Endlich! Endlich!

Der Direktor atmete auf, wie von einem Alp befreit. Jetzt würde Hilfe, Erleichterung kommen. Und vor allem: er würde erfahren, was er zu tun habe.

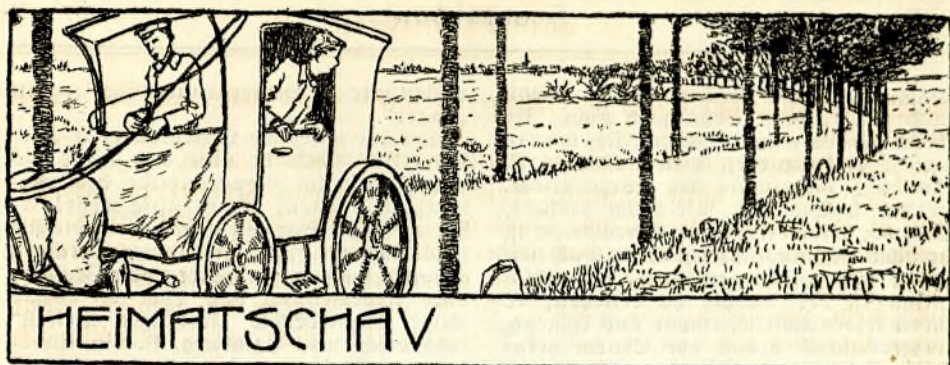
Eilig ging er der Erwarteten, Ersehnten entgegen — und prallte an der Türe zurück, als ihm Ottilie, hell beleuchtet von der Lichterflut des Vorzimmers, entgegentrat. Sie streifte ihn kaum mit einem Blicke und ging mit leichtem Gruß an ihm vorüber, stracks auf das Bett des kleinen Kranken zu, wo sie mit ruhiger Sicherheit ihre Vorkehrungen traf.

Fortsetzung folgt

Zu unseren Bildern

Die trefflich charakterisierende Portraitzeichnung, von der wir in unserem heutigen Hefte eine Nachbildung bringen, stammt von Karl Hanusch, einem Breslauer Künstler, der an der dortigen Kunstschule ein Lehramt ausübt.

Zwei Stadtbilder aus Greiffenberg und Bunzlau vervollständigen den Bildinhalt dieses Heftes. Sie sollen zeigen, wie die ragende Silhouette eines Turmes im Hintergrunde eines Straßenbildes dieses wirkungsvoll zu beleben und abzuschießen vermag. Wir können uns unsere Vorfahren in dieser Beziehung als Lehrmeister dienen lassen, denn wenn wir durch unsere Städte wandern, kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die alten Baumeister mit lebhaftem Sinn für den Reiz solcher Kompositionen ihre Straßenzüge und deren bedeutendere Bauwerke in eine Wechselwirkung zu einander setzten. Wie öde wirkt dagegen so manche neuzeitliche Straßenanlage! Wir gedenken, uns in einem der nächsten Hefte mit diesem Thema ausführlicher zu beschäftigen und bringen darum heute diesen kleinen Hinweis vorweg.



Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Schlesiens höhere Schulen

Schlesien steht in Preußen bezüglich der Zahl der höheren Schulen mit 69 erst an dritter Stelle. Weit voraus gehen die Rheinprovinz und Brandenburg, beide mit 133 höheren Lehranstalten; unmittelbar hinter Schlesien folgt mit 67 die prozentual viel schwächer bevölkerte Provinz Westfalen. Entscheidend für das Bedürfnis an höheren Bildungsstätten ist eben nicht die Volkszahl als solche, sondern der Reichtum an mittleren Städten. Unter den 69 höheren Schulen unserer Heimatprovinz befinden sich 9 in den letzten zehn Jahren gegründete, während in der Rheinprovinz, in Brandenburg und in Westfalen innerhalb dieses Zeitraums 41 bzw. 24 Neugründungen erfolgt sind. An der glänzenden Entwicklung des höheren Schulwesens in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hat also Schlesien, überhaupt der Osten der Monarchie, nur geringen Anteil genommen.

Noch von einem anderen statistischen Gesichtspunkte entspricht der Stand des höheren Schulwesens in Schlesien nicht dem Bilde, das die Gesamtmonarchie darbietet. Unter 100 preussischen höheren Schulen befinden sich durchschnittlich 52 humanistische Gymnasien und 48 Schulen realen Charakters (Realgymnasien und Realschulen); etwa umgekehrt ist das Verhältnis der Schülerzahlen, so daß tatsächlich schon heute die Gymnasien von den Realanstalten als überflügelt anzusehen sind. Hingegen stehen in Schlesien den 44 Gymnasien nur 25 Realanstalten gegenüber, und ähnlich gestaltet sich das Verhältnis der Frequenzsiffern. Aber auch bei uns sind seit einer Reihe von Jahren die Realanstalten in regem

Wachstum begriffen. Erst Ostern 1910 sind in Oppeln, Schweidnitz und Waldenburg neue Realschulen mit großen Sexten eröffnet worden. Ueberhaupt erweisen sich in Städten, die schon humanistische Gymnasien besitzen, die hinzutretenden Realanstalten deshalb nicht minder lebensfähig, und es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, wenn man liest, daß z. B. die Realschule in Birschberg nach fünfjährigem Bestehen bereits doppelt soviel Schüler zählt, wie das dort befindliche Gymnasium, oder daß in Glogau die im Jahre 1907 ins Leben gerufene Realschule unter den drei höheren Lehranstalten der Stadt schon jetzt der Schülerzahl nach an erster Stelle steht.

A J

Literatur

Unser Günther

Schlesien darf auf ihn stolz sein, die Schlesier dürfen ihn mit Recht so nennen; er ist neben Flemming, Paul Gerhardt und Gryphius der Beste im ganzen dumpfen 17. Jahrhundert. Und weil er der jüngste ist, trifft man bei ihm am ehesten das moderne Empfinden. Er spricht manchmal eine ergreifende Sprache. Seine Dichtung war sein zweites Bürgerleben, überhaupt sein ganzes Dasein eine ewige grausame Buße. — Nun herrscht der Streit über sein Leben. Für und wider gehen die Meinungen. Die einen verwerfen ihn in schroffster Weise. In einem Vortrage hörte ich kürzlich Günthers Leben halb als Komödie behandelt. Wenn man sich auch gegen eine solche einseitige Auffassung wehren muß, so muß man sich doch davor hüten, Günthers dichterische Bedeutung zu überschätzen: Ein Haupterfordernis der Moderne, die Prägnanz, den „Laf-

nismus“ gerade in der Lyrik, — ihn kannte Striegau's Sohn noch nicht. Er ist im ganzen sogar weitschweifig, wo ein halbes Jahrhundert später Götz z. B. schon das Geheimnis der Kürze erfaßt. Herder schätzte ihn mit Recht deshalb. Doch der Vielvertriebene, Unruhvolle ist weitschweifig, ausführlich, er muß all sein Leben und Leiden erzählen, um Absolution in der Weichte zu erleben; er schreit leidenschaftlich empor und klagend, herzerreißend braust der Sturm peinvollen Schmerzes, siedender Liebe durch seine Verswälder: wir stehen und lauschen, denn uns klingt da etwas Elementares entgegen.

Seimatlosigkeit, dies Mhasvermotiv, ist Günthers Tragik. Er ist nicht schuldlos daran, aber ihn trifft nicht alle Schuld. Und darum erfaßt ihn unser Mitleid, unser Mitgefühl, schließlich unsere Bewunderung. War seine Schuld so groß? Ach! gerade die Ueberwucht der Strafe, die ihm das Schicksal, die ihm der Gott, den er liebt, auferlegt, ruft unser Mitgefühl wach.

Glücklicherweise wird Günthers Spuren mit Wärme nachgeforscht. Man muß ihn verstehen lernen. Hoffentlich können wir es bald begrüßen, daß eine abschließende Günther-Biographie erscheint, zu der auch Adalbert Hoffmann (Joh. Chr. Günthers Schulzeit und Liebesfrühling. Verlag von Oskar Hellmann, Jauer i. Schl., Januar 1908) seinerzeit bei der Zweihundertjahrfeier des Schweidnitzer Gymnasiums einen wertvollen Beitrag geliefert hat.

Diese treffliche kleine Studie darf der kommende Güntherbiograph, der uns den Dichter vor Augen stellt, nicht übergehen.

C Th St

Joseph Christian Freiherr von Zedlig

Lamprecht sagt: die Zeitströmungen machen Geschichte, Erich Wards: die großen Persönlichkeiten. Gewiß ist eins so richtig wie das andere, und gewiß will der eine ebenso wenig wie der andere die Bedeutung der gegenteiligen Ansicht übersehen.

In beiden Fällen aber kämen die kleineren und kleinen Geister schlecht weg. Sie sind nun aber einmal da und berechtigt da. Sie bedeuten doch auch etwas im Verlauf der Geschichte, und würden sie im schlimmsten Fall nur als Statisten das Gruppenbild der Zeit beleben: ohne den Schwarm der Milieu-Menschen kein Napoleon, kein Hamlet, nicht mal ein Meister. Und wieder: ohne Wallensteins

unsichtbare Hintergrundgröße kein „Lager“.

• Und der schlesische Oesterreicher v. Zedlig (1790—1862) ist nun doch mehr als ein Statist im Gruppenbilde des vor-märzlichen Wien! Wahrhaftig mehr! Er hat mehrere Dramen geschrieben, die sich sogar längere Zeit auf Wiener Theatern gehalten haben: sein „Stern von Sevilla“, eine Uebersetzung vom Lope de Vega's Stück, die Goethes „freudigen Beifall“ fand, erschien in Hamburg, Berlin, Dresden und Weimar auf der Bühne. Grillparzers Freundschaft mag die Liebe zu den von der Romantik entdeckten Spaniern recht entflammt haben. — Später fesselten Napoleon, Tasso und Byron den Dichter und beeinflussten vor allem seine Lyrik.

Und als Lyriker lebt Zedlig für uns. Wer kennt nicht seine „Nächtliche Heerschau“, diese wuchtige Totentrommelballade! Wer hat sich nicht in Sekundantagen dafür begeistert. Und dann ist Zedlig einer unserer frühesten Heide-dichter.

Neben den Einzelgedichten sind die „Totenkränze“ (1827) das lyrische Hauptstück, das er Ludwig I. von Bayern schwärmend widmete. Da wallt Zedlig zu den Hügeln seiner Helden und singt elegisch-klagvolle Kanzenen an den Gräbern Napoleons, Wallensteins, Tassos, Shakespeares. „Begeisterung ist die Sonne, die das Leben befruchtet“, ruft die 5. Kanzone.

Wirklich glühen die „Totenkränze“ von der Sonnenglut pathetischer Begeisterung. Aber Pathos ist auf die Dauer immer etwas Künstliches. Es ist wie ein Blitz, den der Photograph im Moment auffangen muß. Ein ganzes Mausoleum kann man schwer damit erwärmen. Es ist ein Glück, daß die „Totenkränze“ nicht länger sind. So bleiben sie für Zedlig-Manen von ungeminderter Wirkung.

Das pathetisch-künstliche Element flutet auch in der reinen Lyrik. Etwas Nüchternes, manchmal Verständiges — und dabei dies ringende mächtige Wollen und Bemühen, sich künstlich auszulieben, diese zwischen den Zeilen zitternde Wut, dieser Wunsch nach Hingabe an — die Begeisterung, die allein den Künstler macht. Weil er deren zu wenig zu haben scheint — sucht er sie, macht er Treibjagd auf sie, wie der ältere Kleist auf seine poetischen Bilder.

Sein Ton gemahnt sonst halb an Eichendorff, halb an Heine. Mit Eichendorff war er Romantiker, mit Heine

Byronjünger. Freilich die Originalität der beiden fehlt ihm eigentlich. Seine ist genialer, Eichendorff einheitlicher in der Stimmung, Seine ist bissiger, Eichendorff melodischer. Auch an Goethe finden sich Anklänge („Der Knabe“). Doch genug mit der unnützen Parallelenjagd; Zedlitz ist ein Dichter, das steht fest.

Das pathetisch-künstliche Element flutet lesernswertes lyrisches Epos „Waldfräulein“ (Reclam 3550). Echtes, inniges Romantik! Eine „Muhrau“ von Scheffels „Trompeter“, die „Waldfräulein“. Wirkliche Literaturfreunde müssen Zedlitz kennen lernen. Sein Studium ist uns soeben wieder in Erinnerung gebracht durch Oskar Hellmanns eingehende hübsche, liebevoll angeführte Lebensskizze, die aufs angenehmste einführt.*) Artur Zellmer (Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. XIV) und Eduard Castle (Grillp. Jahrb. VIII) hatten früher schon Einzelbeiträge geliefert, manches findet sich auch in Zeitschriften, die Hellmann im Anhang erwähnt, aber erst Hellmanns Arbeit gibt ein abschließendes Lebensbild. Vielleicht führt dieses Werk manchen zu einer eingehenderen Beschäftigung mit Zedlitz, die dieser Dichter wohl verdient. — Wir wollen jenes Lied „recht aus des Herzens Grund“ nicht überhören:

„Es sitzt ein blinder Geiger
Am Markt und spielt auf:
Viel Leute gehn vorüber,
Doch niemand hört drauf.“

Doch, Zedlitz, wir hören dich!

Gerhart Hauptmanns Behandlung des Blankverses

Welche Bewunderung und Anerkennung Gerhart Hauptmann auch jenseits des Ozeans gefunden hat, beweist der Umstand, daß über das obige Thema in Newyork eine interessante Doktordissertation erschienen ist.*) Im Zusammenhang literarhistorischer Entwicklung, von Joanni Menani „Speculum Aestheticum“ 1613 und Lessings „Nathan“ bis in die modernste Zeit hinein, wird das Thema nach mehreren Seiten hin einer sauberen Untersuchung unterzogen, the „Length of Verse“, „Auxiliary Feet“, „Trochees“, „Accentuation“, „Verse-end“, „Rhyme“, „Hiatus“, „Enjambement“ und

„Caesura“ werden sehr fein unter Zuhilfenahme übersichtlicher Tabellen behandelt und die Resultate klarfichtig in einem Schlußwort zusammengefaßt:

Hauptmanns erste Eildramen („Promethidenlos“ und „Hanneles Himmelfahrt“) bewahren eine größere Regelmäßigkeit im Ausbau des Blankverses, als die späteren. Seit der „Versunkenen Glocke“ 1896 bricht sich eine lyrisch durchsetzte Unregelmäßigkeit Bahn, die sich in „Schluck und Rau“, sowie dem „Armen Heinrich“ zu niegefehener Freiheit steigert. Sein Blankvers ist übrigens wesentlich dramatisch.

Die „Glocke“ schmilzt in süßer Lyrik dahin, „Schluck und Rau“ trumpft mit ganzem Troß in frischem Jambengewirbel daher, der „Heinrich“ vereinigt Weichheit mit Kraft in glücklicher Weise.

Hauptmann ist nach dieser Untersuchung als Blankversmeister kein Epigone, sondern ein kühner Pfadfinder. Weniger exakt und peinlich als Fuld, beruht sein Rhythmus lediglich auf seinem Fühlen, nicht auf genauer Rechnung. Vom höchsten leidenschaftlichen bis zur nüchternsten Verstandesruhe gibt sein Jambus alle Variationen des Gefühls mit musikalischer Freiheit wieder.

So beherrscht der Dichter beides; naturalistische Prosa und seinen Vers in weiter Schattierungsfolge.

Das Literaturverzeichnis reiht sich als wertvoller Beitrag dem Ganzen an, das man als frohe Bejahung Hauptmannscher Kunst auf Grund einer sachgemäßen wissenschaftlichen Untersuchung bezeichnen kann.

C Th St

Kunst

Christian Rauchs Beziehungen zu Schlesien

Rauch hatte schon den Sarkophag der Königin Luise für das Charlottenburger Mausoleum fertiggestellt, war bereits anerkannter Künstler, als er 1818 hörte, daß man in Schlesien ein Blücherdenkmal zu errichten gedanke. Er bat um Mitteilung der Bestimmungen. Man dachte in Breslau zunächst daran, eine Konkurrenz zwischen Friedrich Tieck, Rauch, Schadow und Thorwaldsen einzurichten. Am 7. April 1818 traf Rauchs Skizze in Breslau ein, und am 27. August 1819, nachdem inzwischen Blücher gestorben war, entschied man sich endgültig für Rauch. Er reiste deshalb nach Berlin, wo er sich jetzt ein Atelier baute, besuchte dann noch den Dichter Ludwig Tieck und kam am 23. September 1819 in Breslau an, wo er bei Herrn von Stein Wohnung nahm.

*) Verlag Oskar Hellmann. Glogau u. Leipzig. 1910. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

*) Gerhart Hauptmanns Treatment of Blank Verse. By Carl Albert Krause. Submitted for the degree of Doctor of Philosophy, New York University 1908.

Am 30. September fuhr er mit dem Kronprinzen, dem späteren Friedrich Wilhelm IV., und dem Prinzen Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I., nach Ohlau und Klein-Dels, wo der General Dork besucht wurde, dessen Büste er modellirte. Dazwischen wurde in Breslau wegen des Blücherdenkmals unterhandelt. Am 26. Oktober besuchte er noch die Prießborner Marmorbrüche und kehrte Anfang November nach Berlin zurück, wo inzwischen sein Atelier eingerichtet worden war. Hier lebte er während der nächsten elf Jahre fast ununterbrochen und gründete damals seine Bildhauerschule, aus der sehr bedeutende Bildhauer hervorgegangen sind, vor allem Ernst Rietschel, der Schöpfer des Lutherdenkmals in Worms und des Goethe-Schillerdenkmal in Weimar. Zunächst wurde hier das Breslauer Blücherdenkmal fertig gestellt, das am 26. August 1827, dem Gedenktage der Schlacht an der Katzbach, ohne besondere Feierlichkeit enthüllt wurde. Auch für dieses treffliche Blücherdenkmal gilt die Devise, die Goethe für das Blücherdenkmal in Rostock bestimmte:

Inarren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Kaum war diese Arbeit beendet, so erhielt er schon den Auftrag das Blüchermonument für Berlin herzustellen. Aus dieser Periode seines Schaffens stammt auch die Büste Schleiermachers. Angetan mit dem Predigergewande zeigt sie uns das milde, herabed Antlitz. Diese äußerst gelungene Büste wurde 1829 in Marmor angeführt. Ein Erzabauk ziert seit 1869 die Breslauer Promenade an der Viebichshöhe. Ein Lieblingswerk des alternden Meisters wurde dann die Darstellung der Viktoria. So lieferte er u. a. für Charlottenburg solche Darstellungen der Siegesgöttin; eine Nachbildung von dieser ist die Viktoria auf der Viebichshöhe zu Breslau. Eine andere Darstellung der Siegesgöttin in dem kolossalen Maße von 3 Meter Höhe befindet sich auf der Siegessäule von Leuthen, die das sechste Armeekorps bei dem Meister bestellte. Auch andere allegorische Gestalten hat Rauch geschaffen, von denen auch Breslau eine besitzt: die Abundantia auf der Zwingerpromenade.

Neben der unermüdlichen Schaffensfreudigkeit war es eine unbezwingliche Wanderlust, die den Meister bis in sein

hohes Alter in die weite Ferne trieb. 1840 finden wir ihn in Petersburg und 1847 sucht er noch einmal unsere Heimatprovinz auf und nimmt einen längeren Aufenthalt in der Grafschaft Glatz. Schon 1841 wurde der Sarkophag Friedrich Wilhelms III. geschaffen. Und der achtzigjährige Meister war mit neuen Entwürfen beschäftigt, als ihn am 3. Dezember 1857 zu Berlin der Tod ereilte.

Herbe Strenge und milder Ernst paart sich in allen seinen Werken. Sein Ideal war die Antike. Und diese Begeisterung für die Antike zeigt sich auch darin, daß er gern, ähnlich wie Canova seine Helden in antikem Gewande erscheinen läßt. Seine Persönlichkeit steht aber vor uns als eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des deutschen Kunstlebens, des 19. Jahrhunderts. P P

Wilhelm Busch

Wir hatten im letzten Winter Gelegenheit, den Nachlaß Wilhelm Buschs bei Pichtenberg in Breslau ausgestellt zu sehen. Die drei Neffen Buschs haben denselben geerbt und von ihnen hat ihn der Verlag Lothar Joachim in München erworben, ein Schlesiener aus Nimptsch. Gelegentlich der Breslauer Ausstellung hat unser Referent Wilhelm Busch als Künstler eingehend zu charakterisieren gesucht. (S.-Bl. III. S. 369.) Neben dem Künstler verdient aber auch der Mensch unser lebhaftes Interesse, von dem es zu seinen Lebzeiten hieß, daß er als Einziedler lebe. Wunderliche Legenden zirkulierten über ihn. So umgab seine Persönlichkeit ein undurchdringlicher Schleier für die große Welt. Seit Jahrzehnten hatte er in den stillen Dörfern seiner hannoverschen Heimat Wiedenbühl und Mechtshausen still für sich gelebt und dem Getriebe der Welt fern gestanden. Nur wenig hatte Busch in „Von mir über mich“ über sich selbst mitgeteilt. Was von anderen über ihn erschienen war, ist ein Stückwerk geblieben. Vor kurzem haben nun seine drei Neffen, die ihm sehr nahe gestanden haben, ein Charakterbild des großen Humoristen bei Lothar Joachim erscheinen lassen (geb. 10 Mk.), aus dem uns mit voller Deutlichkeit die Persönlichkeit entgegentritt. Es hat etwas Mißliches, wenn drei Männer über die verschiedenen Lebensetappen eines Mannes berichten. Da aber ein einheitlicher Plan zugrunde lag, ergaben sich in diesem Falle daraus keine Schwierigkeiten. Auch ist es menschlich recht begreiflich, daß alle drei Neffen dem großen Manne,

dem Berater und Freunde, ihren Tribut zahlen wollten. Das Buch wird in der Tat das Grundwerk für die große Buschgemeinde bilden, und wer dem großen Künstler nahe kommen will, wird zu ihm greifen. Es kann natürlich nicht Aufgabe dieses Werkes sein, Busch kritisch zu werten und einzustellen. Aber auch hierzu finden sich Ansätze darin durch die Einblicke in Buschs Arbeitsweise. So wird das Buch zugleich zum Kommentar des Nachlasses. Eingestreut in den Text sind eine Menge köstlicher Aphorismen, Meinungen, Verse, Tischgespräche und Auszüge aus Briefen des Meisters. — Zur Erklärung und Erläuterung des Textes ist dem ausgezeichnet ausgestatteten Buche ein Illustrationsmaterial beigegeben worden, das mit wenigen Ausnahmen bisher noch nirgends veröffentlicht worden ist; aus seinen Skizzenbüchern von Antwerpen angefangen bis in die letzte Schaffenszeit des Meisters. Es zeigt die Entwicklung seiner genialen Kunst in einer Fülle lustiger Bilder. In der Tat, ein interessantes Buch, das gelesen zu werden verdient. B

Kunstgewerbe

Der Oberlausitzer Kunstgewerbeverein

Sind seine Mitglieder vor kurzem zu einem Studienausflug nach Bunzlau ein, insbesondere zur Besichtigung der dortigen königlichen keramischen Fachschule. Der Vorsitzende des Kunstgewerbevereins Bunzlau, der die Führung durch die keramische Fachschule übernommen hatte, entwickelte ein erstaunliches Erklärungstalent, um in jedem einzelnen der Zuhörer eine möglichst lebhafteste Vorstellung von dem Entstehungsgang eines Bunzlauer Kaffeetopfes zu erwecken. Auch der Direktor der Anstalt, Herr Dr. Pufall, unterstützte die Führung und erläuterte insbesondere die chemischen Prozesse der Glasuren. Leider sind die Räume der Anstalt etwas gedrängt, insbesondere der Ausstellungsraum, so daß die Ausstellungsstücke zu eng stehen und manch schönes Exemplar nicht so recht zu seiner vollen Geltung und Wirkung kam. Mit Freuden aber war zu ersehen, wie bei der Formgebung der Gebrauchsmaren besonders die Einfachheit und Zweckmäßigkeit betont wird, und wie geschmackvoll und sparsam die Verzierungen verwandt werden, um die Schönheiten der Zweckform und die Wirkungen der brillanten

Glasuren voll zum Ausdruck zu bringen. Beim Gang durch die Stadt wurden noch einige private Töpfereien besucht, die weist in sehr geschickter Weise die Anregungen der keramischen Fachschule verwerten. Dieser Ausflug war um so wertvoller, wie es mit eine der edelsten Aufgaben des Oberlausitzer Kunstgewerbevereins ist, Geschmack, Sinn und Verständnis für Materialformgebung und Zweckform zu wecken und zu fördern um Imitation, Surrogate, überladene geschmacklose Verzierungen und unzweckmäßige Formgebung erkennen zu lernen, und um dahin zu wirken, daß solche auf dem Markt des deutschen Kunstgewerbes immer mehr und mehr verdrängt werden.

Baukunst

Bücherschau zur Architektur

Es wird willkommen sein, wenn wir die verschiedenartigen Anregungen, die unsere Zeit zum Thema „Heimatliche Bauweise“ und „Modernes Bauwesen“ gibt, einmal durch einen kurzen Literatur-Nachweis zu ergänzen versuchen. Wir wählen dabei die Reihenfolge der Werke so, wie ein Laie sie mit Nutzen und Genuß nacheinander lesen könnte. B

Heimatschau. Ernst Rudorff. 1,50 M.
Verlag: G. B. Callwey-München

Aus der bedrückenden Gärungsperiode der deutschen Kultur heraus vor einem Jahrzehnt mit flammender Lebendigkeit geschrieben, darum noch heute gültig und frisch. Rudorff stützt jede Behauptung auf Beispiele des Geschehenen. Seine Schrift ist einzig, weil hier früher zerrißene und kleinlich spezialisierte Fragen ihre Zusammenfassung zu einem Gebiet, einer Frage von einer Bedeutung für die gesamte Volkswohlfahrt fanden: Heimatschau.

Diese Anschauung läßt den besten Standpunkt zur Betrachtung des Bauwesens nicht als eines bloßen Fachgebietes, sondern in seiner kulturellen Tragweite finden. Die gleiche Anschauung geht durch die Lebens-Arbeit Schulke-Naumburgs.

Während Rudorff nur in Worten schildert, läßt Schulke-Naumburg den Wirklichkeitspiegel des photographischen Bildes mit aller Eindringlichkeit und Knappheit mitsprechen, und erhöht die Wirkung durch Gegenüberstellung von Gut und Schlecht, Beispiel und Gegenbeispiel.

Wer dies schnell im Wesentlichsten kennen lernen will, greift am besten zur Flugschrift:

Die Entfaltung unseres Landes. Prof. Paul Schulze-Naumburg. Verlag: Bund Heimatschutz, Geschäftsstelle Weiningen S.-M. Für 30 Pfg., 78 Seiten Text mit 75 Bildern!

Den krassen Gegensatz alter heimatlicher Bauweise zu der üblen Periode 1850—1905 kennzeichnet in klassischer Weise Band I der „Kultur-Arbeiten“ Schulze-Naumburgs:

Hausbau. 118 Bilder. 3,50 M. Verlag Callwey, München. Kunstwart-Unternehmung!

Seit dem Erscheinen dieses Bandes geschah ein solcher Fortschritt in unserem Bauwesen, daß heute schon eine notwendige Ergänzung zu den Beispielen „alt-gut“ „neu-schlecht“ gegeben werden kann, nämlich die Darstellung des Erreichbaren: „neu und gut“. Es ist dies der VI. Band der „Kultur-Arbeiten“.

Das moderne Wohnhaus

Was im 1. Band nur gestreift war, findet hier seinen Ausbau. Schulze-Naumburg hat nicht eine Darstellung der gegenwärtigen baukünstlerischen Versuche und Taten im Auge; ihm handelt es sich darum, das typisch Brauchbare, Entwicklungsfähige zu zeigen, das allgemein werden kann; nicht den schärfsten Ausdruck des künstlerischen Einzelwillens. Darin liegt die bewußte Beschränkung und zugleich der große Wert seiner Arbeit.

Das moderne Landhaus

und seine innere Ausstattung. Hermann Rutherfuss. 7,50 M. Verlag: Bruckmann M. G., München.

Zeitgemäße, mannigfaltige Leistungen der Landhaus-Erbauer — einst zerstreut in Bruckmanns Zeitschrift: „Decorative Kunst“ wiedergegeben — in Buchform nun zusammengefaßt von Hermann Rutherfuss, dem ausgezeichneten Führer im Kunstgewerbe. Am geeignetsten als historischer Rückblick auf die mannigfaltigen Versuche, die Aufgabe der Landhaus-Gestaltung eigenartig zu lösen.

Das Einzelwohnhaus der Neuzeit.

Paenel und Tscharmann. 7,50 M. Verlag: F. J. Weber, Leipzig

Hier tritt zu der Abicht, künstlerische Mannigfaltigkeit zu zeigen, die zweite,

Baulustigen einen gediegenen Rat zu geben. Dieses Bilder- und Textwerk scheidet aus und zieht Schlußfolgerungen; kein Haus ist ohne Grundrisse abgebildet, die Brauchbarkeit überall nach zu prüfen. Die Gattungen des neuzeitlichen Einzelhauses sind von Sommerhäuschen zu 10 000 M bis zu Landschlössern für 100 000 M dargestellt. —

Nach der Betrachtung solcher Bilderwerke findet man sich durch die vielseitigen Anregungen leicht verwirrt und wünscht, verstandesmäßig einige praktische Grundgesetze als Richtschnur zu erkennen. Hier hilft die Flugschrift des Dürerbundes:

Die Anlage des Landhauses. H. Rutherfuss. 10 Pfg. Zu beziehen: Callwey, München, Finkenstraße 2.

Erörtert ausgezeichnet, wie ein gutes neues Haus dem Gelände angepaßt, nach den Himmelsrichtungen passend orientiert, in seiner Gliederung wohllichen und hygienischen Grundbedürfnissen entsprechen muß; wie unbefuglich verkehrter Luxus, wie wohlthuend praktische Gestaltung sich beim späteren Gebrauch fühlbar machen.

Dem Wunsche vieler, ein billiges Sommerhäuschen zu besitzen, folgt ein Unternehmen, das ihn auch wieder bei Vielen ganz neu geweckt hat:

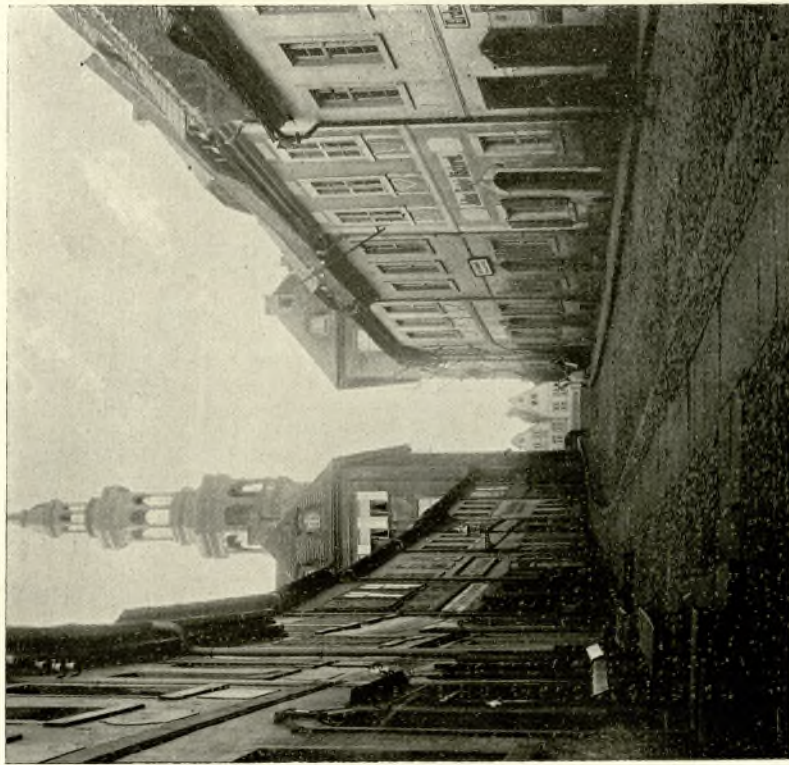
Sommer- und Ferienhäuser. Wettbewerbs-Ergebnisse. 2 M. Verlag der „Woche“. August Scherl, Berlin. II. Band davon. Gleichfalls 2 M.

Hier ist in aller Kürze ein riesiges Material über das Thema des kleinen Landhauses für 5—20 000 M gesammelt, hier sind in Perspektivbild und Grundriß die mannigfaltigsten Lösungen skizziert. Vorzüglich geeignet, den bau-lustigen Mittelstand zu beraten. Hervorgegangen aus einem Wettbewerb, in dem einige der besten Baukünstler zu Gericht saßen, aus einer begeisterten Betätigung von Hunderten junger Architekten. Das Schwerkgewicht wird auf die Hauptzüge gelegt:

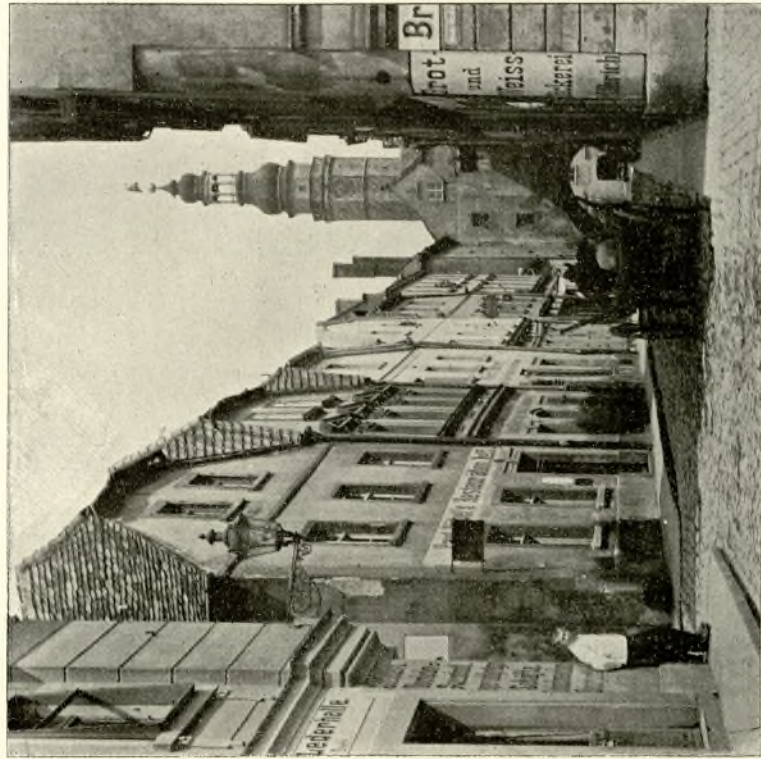
Wohnlichkeit der Innenräume — Sparlichkeit an Treppen, Nebenräumen. Anschluß an heimische Ueberlieferung und Anpassung an die Dertlichkeit.

In einem billigen Bändchen plaudert auch über:

Bürgerliche Hausbaukunst Viktor Zobel. 1,20 M. Verlag: Callwey, München.

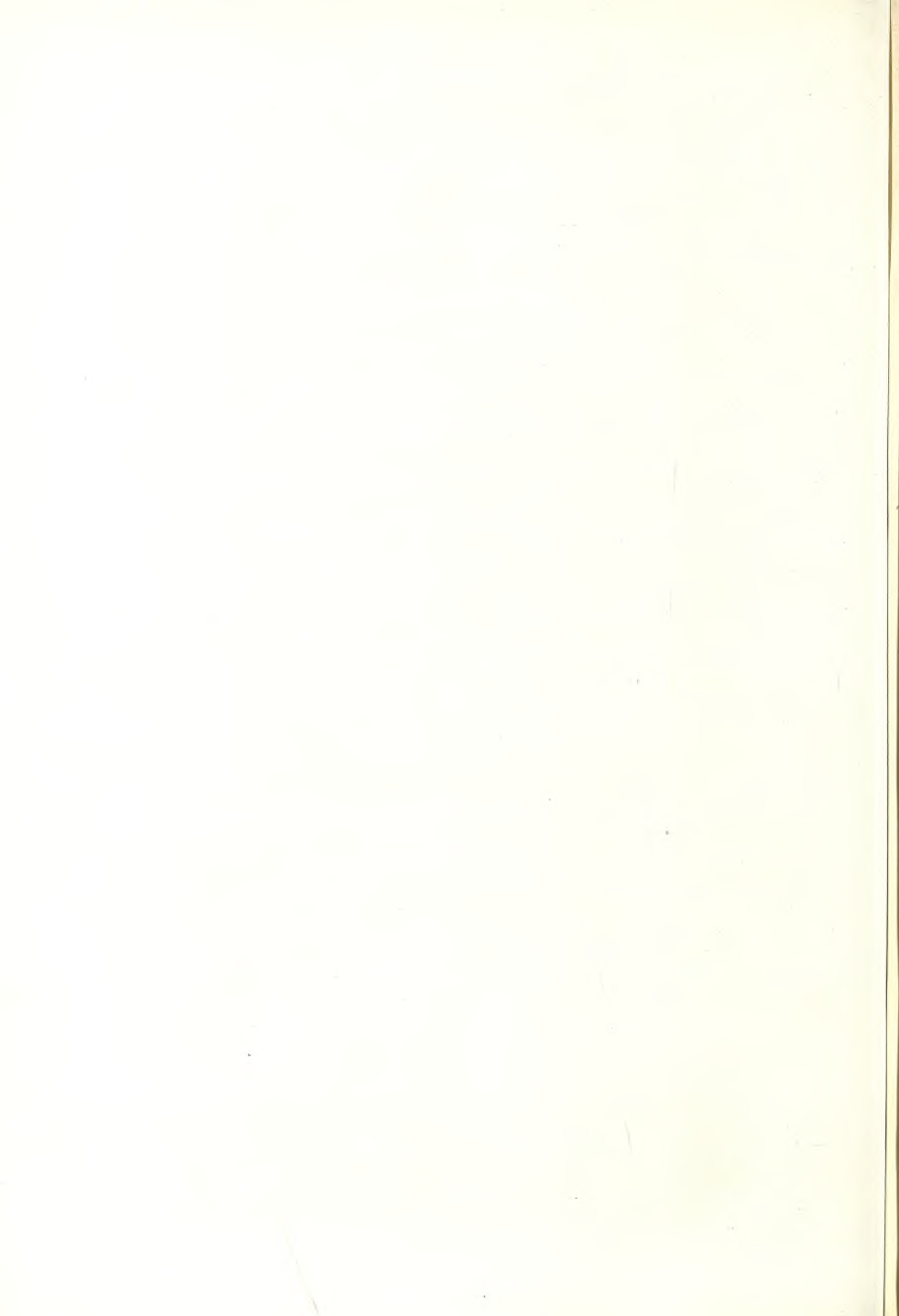


Aus Greiffenberg

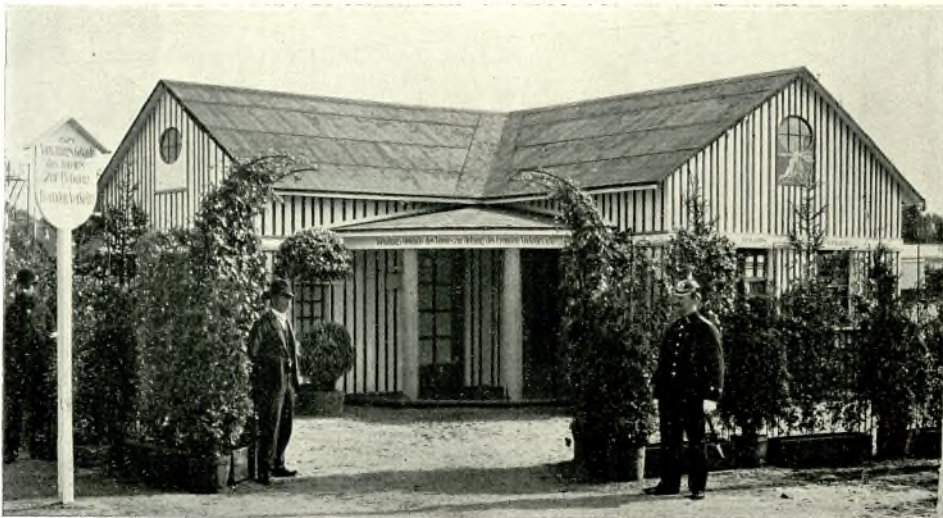


Aus Bunzlau

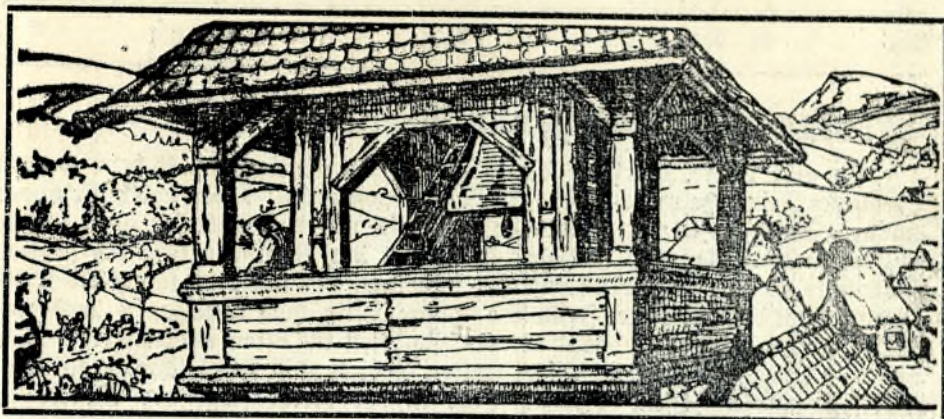
(Siehe unter: Zu unfern Bildern)







Bilder zum Artikel: Breslauer Festwochenkunft



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Hest 24

2. Septemberhest 1910

Herbst Die Sonne überm Hochstein steht,
Nun naht der Abend bald,
Ein rosenrotes Leuchten geht
Hin über Berg und Wald.
Das soll der tiefe Segen sein,
Den uns der Herbst gewährt:
Daß alles er in mildem Schein
Vergoldet und verklärt.

Ich steh', ein alt geword'ner Mann,
Das Laub liegt welk im Grund,
Kein Vogel singt und dennoch kann
Ich glücklich sein zur Stund':
Ein Frieden groß und feierlich
Wie Herbstlicht Abendgold
Hat das verklärt, was ehrlich ich
Erreicht, verfehlt — gewollt.

Paul Keller

Breslauer Festwochenkunst

Es gibt Leute, die schon diese Ueberschrift überlegen belächeln werden. Breslauer Festwoche und Kunst! Die Ueberlegenen halten das schier für unvereinbar. Sie sehen in der Breslauer Festwoche nur das Volksfest oder, wie sie es nennen den „Rummel“. Ueber den Wert der Volksfeste läßt sich streiten. Jedenfalls werden sie überall gefeiert, und man übt kaum irgendwelche Kritik daran. Aber die Breslauer Festwoche ist eine völlig, man kann sagen „moderne“ Erscheinung, die mehr sein will als ein Volksfest im alten überlieferten Stile. Sport — Spiel — Kunst, diese drei weiten Gebiete will sie gleichzeitig mit dem Volksfeste mit umfassen. Freilich steht in der Reihenfolge der Wörter die Kunst an letzter Stelle. Gewiß nicht zufällig, sondern bewußt. Gegenüber den großen Leistungen auf dem Gebiete des Sports und des Spiels, man denke an Parjaval, Regatten, Rennen usw., bleibt freilich die Kunst noch bescheiden zurück. Leider! So sagen auch die Veranstalter der Festwoche. Aber es wäre doch Undankbarkeit gegen die Künstler, wollte man das an Kunst Gebotene unterschätzen.

Schon der Eingang zu der vielgescholtenen Festwiese, der kühn gezogene Rundbogen legte Zeugnis von dem Streben nach künstlerischem Ausdruck ab. Eine Bazarstraße war geplant, die, mit architektonischen Holzbauten besetzt, den Festplatz durchziehen sollte. Aber es fanden sich nicht die Mieter dazu; die Geschäftswelt verhielt sich ablehnend. Dazu kam die Aussperrung der Bauhandwerker, die die Ausführung der Bauten verzögerte. Was aber geworden wäre, wenn der Plan hätte zur Ausführung gelangen können, das zeigte der hübsche Pavillon der Festleitung mit seinen beiden benachbarten Verkaufsstellen; diese niedlichen mit einfachen Holzsäulen geschmückten Häuschen. Auch der gemütliche Winkel am Eingange des Festplatzes, wo Feuerwehr, Sanitätsdienst und Polizei ihre Heimstätte fanden, zeugte von dem Bestreben nach künstlerischer Gestaltung. Auch die große Tribüne am Sportplatz hatte ihren säulengeschmückten architektonischen Mittelpunkt, einen Musikpavillon mit leinwandbedachten Seitenplätzen. Die große Korsostraße aber schloß ein architektonisch fein erdachter anderer Musikpavillon. In seiner Nähe befand sich die „Kunstbude“, die, säulengeschmückt, die Karikaturenausstellung barg. Der Architekt des Ganzen war Stadtbauinspektor Delsner, der hierbei zeigte, wie sich auch flüchtigen Holzbauten eine reizende Gestalt ohne Verschleierung des Materials geben läßt.

Bei dieser Betrachtung tritt immer wieder das Bedauern auf, daß nicht die Breslauer Großbrauereien originelle künstlerische Holzbauten, die sie alle Jahre wieder verwenden könnten, aufstellen, wie es anderwärts bei ähnlichen Gelegenheiten geschieht. Aber die Breslauer Festwoche ist doch schließlich erst in der Entwicklung begriffen und ihre spätere Gestaltung noch gar nicht abzusehen.

Schwerer als die Architekten waren die Maler und Bildhauer zu bewegen, sich in den Dienst der Sache zu stellen. Im vorigen Jahre wirkten sie lediglich beim Festzuge mit, die diesjährige Festwoche brachte bereits eine Kunstausstellung, die die Kunst allerdings nur von einer Seite zeigte, die man aber selten sieht, der heiteren; die Kunst im Dienste der Karikatur. Der lächelnde Künstler hat immer seinen Reiz. Je bedeutender er ist, desto feiner werden die Züge seines Humors sein. Es spiegelt sich eine Lebensphilosophie wieder in diesem

überlegenen Spielen mit der sonst so ernsten Kunst. Das geklärte Lächeln der Künstler über kleine menschliche Schwächen steckt den Beschauer an und erzeugt in ihm selbst das Wohlgefühl des Ueberlegenseins. Wahrer Künstlerhumor sprach auch aus dem Zappelmann, der Porträtkarikatur eines bekannten Mitgliedes des Festausschusses. Eine andere bekannte Persönlichkeit des Ausschusses war sehr gelungen als Napoleon der Festwiese dargestellt. Auch die Plastik war vertreten, und zwar durch Köpfe bekannter Herren zu einem lustigen Puppenpiel. Der köstlichen Einfälle gab es viele. Das Tauentziengrabmal z. B. wurde als Bellona in der Badewanne dargestellt. Ein Vorstadtshausenster zeigte hinter einer von Fliegen besetzten Spiegelscheibe die Büsten der drei Kaiser als Plakatträger für frische Gallert usw. und daneben den billigen Gipsguß eines Mopses—eine Fliegenfalle usw. Man glaubt, das Schaufenster wirklich schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Aber wer wollte sie alle aufzählen, die heiteren Bilder und Bildchen. Auch das politische Gebiet wurde berührt, aber nur wenig und ganz harmlos. Ein niedliches Spielwerk stellte einen Aufzug von Wahlrechtsdemonstranten inmitten eines Spaliers von Schutzmannern auf dem Königsplatz dar. Es ist kein Wunder, daß diese „Kunstbude“ namentlich bei dem niedrigen Eintrittspreise von 15 g ständig gefüllt war.

Ein „Kunsttempel“, mit Säulen geschmückt, war die Bude, in der kunstgewerbliche Erzeugnisse verkauft, die zum größten Teile eigens für die Festwoche angefertigt waren. Der Zweck dieser Veranstaltung war, die „Reisegeschenke“ und „Andenken“=Industrie, die in Breslau genau so wie anderwärts im Deutschen Reiche größtenteils auf niedrigstem Niveau steht, durch das Kunstgewerbe zu heben und ihr etwas Heimatliches zu geben. Die üblichen Reisegeschenke findet man überall, derselbe Gegenstand zeigt nur immer eine nach dem Orte veränderte Aufschrift oder Landschaft usw. Sie sollen dekorativen Wert haben, haben ihn aber fast ausnahmslos nicht; sie sind also wertlos. Die Festleitung brachte nun praktische Dinge auf den Markt, die wirklichen künstlerischen Wert haben. Die Bunzlauer Keramik brachte hübsche Schalen, die Breslauer Kunstschülerchaft bemalte Holzschachteln, ein Breslauer Kunstschlosser einen originellen Leuchter, die Stauipfäule darstellend. Alles nette Sachen zu mäßigen Preisen. Kam es doch nicht auf den geschäftlichen sondern idealen Erfolg an. Trotzdem ließ der Verkauf viel zu wünschen übrig, was aber hoffentlich die Festleitung nicht abhalten wird, den einmal beschrittenen Weg im nächsten Jahre fortzusetzen.

Auf der vorjährigen Festwoche sangen Bewohner Riesewalds, eines einst abgelegenen Ortes im Riesengebirge, ihre alten Volkslieder und tanzten ihre alten Tänze. Für sie war eine Gebirgsbaude errichtet worden, deren treulich heiteres Inneres allgemein Gefallen fand. Ihr Erbauer war Architekt Schlicht. An ein großes Bühnenfestspiel, das den Veranstaltern als ein Hauptprogramm—punkt immer vorschwebt, war auch heuer nicht zu denken. Man veranstaltete Hans Sachs-Spiele. Sie erfordern kein besonderes Gebäude, keine kostspielige Bühnendekoration, sind heiter und haben ein großes kulturgeschichtliches Interesse. Besonderes Eintrittsgeld wurde nicht erhoben. Kein Pförtner wies die Mäße an. Wer kam, der kam; wer nicht kam, ließ es bleiben. Dabei herrschte musterhafte Ordnung. Schon eine Stunde vor Beginn der Vorstellung saßen Angehörige der besten Gesellschaftskreise auf den ureinfachsten Holzbänken vor dem rohgezimmerten Podium in einem lauschigen Winkel der

Anlagen des Festplatzes. Aber es lohnte sich auch, auszuhalten. Denn was geboten wurde, war wirklich etwas Außergewöhnliches. Zwar wurden Hans Sachs-Spiele in Breslau verhältnismäßig oft aufgeführt; meist von Dilettanten. Aber gerade von ihnen wird gewöhnlich der Fehler begangen, daß sie bei solchen Volksspielen vielzuviel schauspielern. Hier traten wirkliche Schauspieler auf, echte Künstler; und wie schlicht und einfach, volkmäßig war „Die Fünffinger Bauern und der Rößdieb“, zum Schluß „Das heiße Eisen“. Fanden auch täglich zwei Vorstellungen statt, so scharte sich das Publikum um das Podium doch jedesmal in so weitem Kreise, als man deutlich sehen und hören konnte. Die Anfahrt und Abfahrt der „fahrenden“ Künstler in ihrem Blauwägelchen erregte dann immer auch unter den anderen Festplatzbesuchern heiteres Aufsehen und warb immer neue Zuschauer für die Spiele.

Außerhalb des Festplatzes: im Breslauer Konzerthause, wurde ein großes Festkonzert veranstaltet. Es sollte sich zeigen, wieweit das Publikum solchen ernstesten Kunstveranstaltungen während der Festwoche zugänglich ist. Der Erfolg war ein überraschend großer. Allerdings war auch außergewöhnliches geboten worden, außergewöhnliches selbst für das an große Aufführungen gewöhnte Breslau. Professor Dr. Dohrn hatte die Leitung. Mit den beiden ihm unterstehenden Musikkörpern, dem großen Orchester des Breslauer Orchestervereins und dem großen gemischten Chöre der Breslauer Singakademie weiß er umzugehen wie ein Virtuose mit seinem dem leisesten Drucke gefügige Instrument. Als Solisten waren vorgesehen Frau Frida Humpel, die bedeutendste Koloraturjägerin in Deutschland und der allerdings in Breslau schon längst bekannte, aber darum nicht weniger hoch geschätzte Geiger Franz von Vecsey. Für dieses Konzert hatte man einen festlichen Rahmen geschaffen. Durch Pflanzen und Teppiche waren die Vorräume zu reizenden Wandelgängen umgeschaffen worden, in denen sich die Besucher in Gesellschaftstoilette lange vor Beginn des Konzerts und in der langen Pause plaudernd bewegten. Der etwa 2000 Personen fassende Saal war sowohl zur Generalprobe wie zur Hauptaufführung schon tagelang vorher ausverkauft. Mit Bethovens Siebenter Sinfonie, A-dur, begann das Konzert und nahm sofort die Hörer gefangen. Brahms gewaltiges „Schicksallied“ von 70 Musikern und 250 Sängern in erhabener Weise zum Vortrage gebracht, hinterließ einen gewaltigen Eindruck. Viel besprochen wurde Richard Strauß' Orchesterstück „Till Eulenspiegel“, eine originelle, an Ueberraschungen reiche Tondichtung, bei der namentlich die feine orchestrale Ausarbeitung so recht zur Geltung kam. Frau Frida Humpel erntete für ihre Lieder nicht enden wollende Stürme der Begeisterung. Auch Franz von Vecsey wurde wiederholt hervorgerufen. Mit Richard Wagners Vorspiel zu der „Meistersängerin“ schloß das denkwürdige Konzert, dem Ovationen über Ovationen des Leiters, Professors Dr. Dohrn, folgten.

Und was wird die nächste Festwoche bringen? Wird sie auf dem betretenen Wege zur Kunst weiterschreiten? Entschieden ja. Aber wie weit sie dabei kommen wird, hängt leider nicht vom Willen der Veranstalter allein ab. Ganze Palissaden von Schwierigkeiten sind erst zu beseitigen, um die Höhe zu erobern. Nur durch Geduld, Schritt für Schritt, läßt sich etwas erreichen; das weiß jeder erfahrene Bergsteiger. Der Stürmer wird matt, bevor er die Hälfte betritt; aber der ernst Aufwärtstrebende wird ohne Erschöpfung oben anlangen. Das Ziel ist gesteckt; der Weg ist gefunden; nun aufwärts!

Hugo Kretschmer.

Ueber die Bildschnitzkunst in Schlesien

Gelegentlich der in der Gründungsversammlung des schlesischen Bundes für Heimatschutz gehaltenen Reden ist es dem Unterzeichneten aufgefallen, daß man lediglich vom Schutz der Naturdenkmäler und von der Denkmalspflege der Bauten sprach. Auf diese beiden Interessenbereiche allein beziehen sich auch die Satzungen des genannten Vereins.

Offenbar hat man wohl unter dem Terminus „bewegliche Gegenstände“ die beiden anderen Gebiete der bildenden Kunst, jene der Malerei und Plastik, zu verstehen? Man scheint nach alledem den Erzeugnissen dieser beiden Kunstzweige wenig oder gar keinen Wert beizulegen und sie der Pflege der Altertumsvereine anheimzugeben zu wollen, wo sie in der Tat im ironischen Sinne des Wortes „sehr gut aufgehoben“ sind.

Das wäre aber wirklich ungemein zu bedauern! Unsere Heimat hat, wie ich demnächst an anderer Stelle nachweisen werde, eine im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert blühende Bildschnitzerschule besessen, deren Schöpfungen endlich einmal nicht nur durch archaische Forschung, sondern vor allem durch stilkritische Analyse zur verdienten Anerkennung gebracht werden sollten.

Seitdem Lutsch sein an sich zweifellos verdienstliches, aber leider nur zu oft versagendes Denkmälerinventar zustande brachte, sind meines Wissens jene Gebiete heimischen Kunstschaffens — von einzelnen Restaurierungen abgesehen — gänzlich vernachlässigt worden. Ja, viele der in dem genannten Handbuch erwähnten Kunstwerke sind bereits nicht mehr aufzufinden, oder sie sind zerstückelt und nach verschiedenen Orten hin verzettelt worden, sind für die Besichtigung unzugänglich, oder sind infolge gänzlicher Verwahrlosung dem Verfall nahe. Hier gilt es also zu sammeln und zu erhalten, was noch zu retten ist!

Mertwürdigerweise ist mir von zuständiger Seite schon mehrfach eingewendet worden, daß die in Schlesien befindlichen Schnitzereien zu handwerklicher Natur seien und kaum höheren Kunstwert hätten, also wenig kunstwissenschaftliche Beachtung und keine erhaltende Fürsorge verdienen. Solche Urteile, die ich leider oberflächliche nennen muß, fußen allem Anschein nach nur auf den wenigen im schlesischen Denkmälerwerk und noch dazu herzlich schlecht abgebildeten Proben dieses Kunstschaffens unserer Altvorderen, oder auf der Kenntnis der erstaunlich wenigen, im hiesigen Denkmälerarchiv befindlichen photographischen Aufnahmen. Diese jämmerlich bescheidenen Anschauungsmittel vermögen freilich keinen Ueberblick über den Werdegang der schlesischen Schnitzkunst zu geben.

Der Fachmann, der daraufhin sich anregen ließe, die Provinz gewissenhaft und aufmerksam zu bereisen, dürfte jedenfalls höchst erfreuliche Ueberraschungen erleben. — Wir besitzen Gottlob trotz der unglaublichen Interessenlosigkeit der maßgebenden Kreise noch immer zahlreiche, in Dorf- und Stadtfkirchen und in Altertümeransammlungen zerstreute Schnitzarbeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wie solche z. B. das Berliner Kaiser Friedrich-Museum und das dortige Kunstgewerbemuseum nicht aufzuweisen haben; Kunstwerke, mit denen die märkischen Schnitzereien sich keineswegs vergleichen können, und die an die Lübecker zum mindesten heranreichen. Wir nennen auch unter

anderem Stücke unser eigen, die in der immer mehr in den Vordergrund des deutschen kunsthistorischen Interesses tretenden Zeit Stoß-Frage eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen sind.

Ich meine, solche Erwägungen sollten doch wenigstens zu denken geben und allen Freunden heimischer Kultur endlich die Augen öffnen!

Dieses vernachlässigte Kunstgebiet kann aber nie und nimmer von einem in der Regel nach der architektonischen Richtung hin vielbeschäftigten Provinzialkonservator, insofern er nur als Architekt praktisch vorgebildet ist, sondern nur von einem nach kulturgeschichtlichen und künstlerischen Gesichtspunkten schaffenden Kunsthistoriker gründlich erforscht und der Würdigung der Zeitgenossen näher gebracht werden.

Soll die erfreulicherweise neu erwachende, für den Heimatschutz tretende Bewegung auch nach dieser Seite hin erfolgreich einsetzen, so bedarf die Provinz zweier Konservatoren, von denen eben der eine Architekt, der andere Kunsthistoriker sein müßte.

Diese Erkenntnis ist eine schon ziemlich alte, selbstverständliche Wahrheit!

Bekanntlich wurde nämlich im Jahre 1873 jener hochverdiente Kunstgelehrte, der überhaupt die allererste wegweisende „Anleitung zur Herstellung des von der königlichen Regierung beabsichtigten Verzeichnisses der schlesischen Kunstdenkmäler“ entworfen und durch eine stattliche Reihe grundlegender Kultur- und kunsthistorischer Studien den Boden für die also schon ziemlich alte Heimatschutzbewegung in Schlesien bereitet hatte, Alwin Schulz († 1909), nicht zum Inventarisiator der schlesischen Kunstdenkmäler ernannt.*)

Das war ganz entschieden eine offenkundige Undankbarkeit und Ungerechtigkeit.

Ohne an Lutzsens unbestreitbare Verdienste rühren zu wollen, so sind wir Kunsthistoriker jedoch in der Ansicht einig, daß Schulz als tiefgründiger Kunsthistoriker am besten dazu befähigt gewesen wäre, nicht nur ein trockenes Denkmälerherbarium anzulegen, sondern darüber hinaus eine Entwicklungsgeschichte der schlesischen Kunst zu schaffen, wenn er nicht, der Not gehorchend, der Heimat hätte den Rücken kehren müssen.

Man hätte ja damals genugsam Gelegenheit gehabt, ihn, der bereits zehn Jahre (!) außerordentlicher Professor war, an die heimatlische Scholle zu fesseln. So hätte man z. B. Breslau nur beglückwünschen können, wenn er, dem das Museum für bildende Künste so viel zu verdanken hatte, dessen Leiter geworden wäre. Das eine steht fest, wäre Schulz in der Landeshauptstadt geblieben, so hätte unsere Heimatschutzbewegung heutzutage schon bedeutendere Fortschritte aufzuweisen, und man hätte sie nicht von neuem gleichsam „ausgraben“ und mit frischem Lebensodem befeelen müssen.

Nicht auf das gewissenhafte Sammeln, Registrieren, Rubrizieren und geschickte Restaurieren kommt es in erster Linie an, um die Bestrebungen des Bundes für Heimatschutz mit Erfolg zu krönen, sondern darauf, daß die führende Persönlichkeit die feinen vielverzweigten Fäden

*) Vgl. Robert Becker: Alwin Schulz. Biographische Skizze. Breslau 1910. S. 52.

und Beziehungen erforscht und erkennt, aus denen die heimische Kultur erwachsen ist, und daß diese Erkenntnisse auf erzieherischem Wege aus den Denkmälerinventaren ihren Weg in die Volksseele finden.

Ein für eine so hohe herrliche Kulturaufgabe Berufener war ohne Frage Alwin Schulz, der bekanntlich weitesten Kreisen das Verständnis für das Leben und die Kultur des mittelalterlichen Deutschlands erst erschlossen hat, und von dessen Verdiensten um die Heimatschutzbewegung man auf der Gründungsversammlung des genannten neuen Bundes seltsamerweise nichts zu hören bekam, obwohl Mitstrebende aus seiner Breslauer Zeit noch am Leben sind und der bewußten Gründungsversammlung beiwohnten.

Nicht zum wenigsten jene bitteren Erfahrungen in Breslau haben, wie ich aus glaubwürdiger Quelle weiß, damals diesen Nestor der schlesischen Heimatschutzbewegung veranlaßt, einem Ruf ins Ausland Folge zu leisten.

Ist nun auch das Schulz widerfahrne persönliche Unrecht nicht wieder gut zu machen, so haben wir schlesischen Kunsthistoriker die Ehrenpflicht, die so lange in schändlicher Undankbarkeit vergessenen, grundlegenden Forschungen unseres hochverdienten Landsmanes wieder ans Licht zu ziehen und auf der Grundlage, die er mit eiserne, unverdrossenem Fleiß und mit warmer Begeisterung für die teure Heimat geschaffen hat, weiter zu bauen. Mit besonderer Vorliebe hat sich ja der Verstorbene auch gerade mit der schlesischen Plastik beschäftigt. Deswegen glaubte ich an dieser Stelle eingehender und nachdrücklicher auf ihn hinweisen zu müssen.

Daß gerade der Bund für Heimatschutz der schlesischen Schnitzkunst sein Augenmerk zuwenden sollte, halte ich aus einem besonderen Grunde für höchst wichtig und fruchtbringend.

Der Bund will in anerkennenswerter Weise nicht nur das Gewordene, das alte Liebesvertraute zu erhalten und zu würdigen suchen, sondern auch das Werden, das neue Gute nach Kräften fördern.

Nun gut! Man hat bekanntlich vor kurzer Zeit im Riesengebirge einen so viel versprechenden Anfang damit gemacht, die Schnitzkunst in unseren heimischen Gauen, wie man vermeint, „einzuführen“. Was wäre nunmehr natürlicher, als daß die bei diesem verdienstvollen Unternehmen beteiligten führenden Persönlichkeiten an der halbverگessenen und ungerechterweise mißachteten Schnitzkunst der schlesischen Vorzeit anknüpfen möchten! Es klingt uns aus ihr eine persönliche Note kerniger, treuherziger und gefühlsvolliger Eigenart entgegen. Von ihr lasse man sich anregen! Man suche doch das Handwerkliche, das man an ihr tadelt, zu über-treffen und lasse allmählich eine plastische Kunst erblühen, die sich z. B. mit der tirolischen, an die man sich augenblicklich anlehnt, messen kann.

Dann würden endlich einmal jene faden, süßlichen Nachwerke der Studateure und „Kunst“tischler und der sogenannten „Fabriken kirchlicher Kunst“ aus unseren Gotteshäusern verschwinden! Sie sind fürwahr eine Schande des Jahrhunderts, über deren Geschmacklosigkeit hoffentlich einmal spätere, feinsühligere Generationen die Köpfe schütteln werden. Dieser auf den Volksgeschmack verheerend wirkenden Pseudokunst haben unsere altertümlichen, schönen Schnitzfiguren und Altäre weichen müssen, weil dem Klerus beider

Konfessionen jegliches Kunstverständnis — die Ausnahmen der wenigen kunstverständigen Geistlichen sind zu zählen — gänzlich abhanden gekommen ist, und weil noch immer nicht „von oben herab“ den Novizen der Theologie das Studium der Kunstwissenschaft zur ersten Pflicht gemacht wird. Doch das ist ein eigenes Kapitel, über das ich später eingehend zu handeln gedenke.

Damit die Schnitzkunst in Schlesien in der angedeuteten Art neu belebt werden kann, müßte meines Erachtens der mit dem Verdegang unserer heimischen Kunst vertraute Fachmann eine nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten zusammengestellte reproduktive Musterammlung der in Frage kommenden Schnitzereien schaffen, die als Vorlagewerk dem Kreise der Künstler und Kunsthandwerker leicht zugänglich zu machen wäre.

Möchten diese Anregungen von den maßgebenden Kreisen, an die sie gerichtet sind, nicht mit Achselzucken und Stillschweigen übersehen werden.

Dr. Bernhard P a k a t.

Gustav Freitag und Schlesien

Von Dr. Adolph Rohut

(Nachdruck verboten.)

II.

Seine Jugendbildung genoß Gustav Freitag durch den Privatunterricht seines Onkels, eines Pastors in Kreuzburg. Noch mehr freilich trug zu seiner Bildung eine Lehrerin bei, indem sie eine Fülle von Bildern, Anschauungen und Empfindungen in die junge Seele leitete, nämlich die Bühne einer Wandergesellschaft, die in seiner Vaterstadt ihr Wesen trieb. Er durfte mit seinen Eltern oft die Vorstellung besuchen. Die Zauberpossen, in denen auch gesungen wurde, übten eine starke Wirkung auf ihn. In drolliger Weise schildert er das Entsetzen, das eines der dort aufgeführten Stücke, „Die Waise von Genf“, in ihm erregt habe. Hier verfolgt ein verruchter Bösewicht ein hilfloses Mädchen von Anfang bis zu Ende. Der Abscheu vor dem Häßlichen, d. h. vor Wirkungen, die beängstigen und quälen, ohne zu erheben, ist nicht nur dem Knaben, sondern auch dem Mann und gleich durch das ganze Leben geblieben und hat ihn später gegen alle Poesie der französischen Romanstiker verhärtet.

Das Gymnasium absolvierte Freitag in der Stadt Dels, wo sein Onkel Direktor des dortigen Stadtgerichts war und bezog dann (Ostern 1835) die Universität der Hauptstadt Schlesiens, Breslau, um dort Philosophie und germanische Philologie zu studieren. Zu seinen Lehrern an der Breslauer Hochschule zählte u. A. der Dichter Hoffmann v. Fallersleben, der über Handschriftenkunde las. Freitag war der einzige seiner Zuhörer und erhielt die Stunde in der Privatwohnung Hoffmanns. Durch ihn wurde Freitag in das weite Gebiet der germanischen Altertümer eingeführt. Durch Hoffmann v. Fallersleben erwarb er auch eine große Gewandtheit im Lesen alter Urkunden, aber ebenso wurde er durch ihn auch zum Dichter angeregt. Er selbst schreibt über diesen seinen Verkehr mit dem Professor und Poeten:

„Da ich ihm durch die Besuche in seiner Wohnung vertraulich wurde, gönnte er mir zuweilen auch Bekanntschaft mit den Gedichten, die er gerade selbst gemacht hatte. Der Einblick in die Werkstätte eines echten Dichters war sehr lehrreich. Er las oder sang in herzlicher Freude. Seine Augen glänzten und am Schluß suchte er mit einem fragenden „Nun?“ nach dem Eindruck. Ich erkannte bald die Manier, nach welcher er eine warme Empfindung und kleine Vergleiche, die flatternden Seelen seiner Lieder, in Worten und Versen zusammen band. Oft freute mich's zuweilen sehen mir der Gedanke der Mühe nicht wert.“

Natürlich beteiligte sich der junge Studiosus auch an dem studentischen Treiben seiner Kommilitonen, besuchte Kneip-Abende, den Fechtboden, trug sein Korpsband usw. Auch nahm er an dem üblichen großen Zotten-Kommerß der akademischen Jugend, nämlich dem feierlichen Auszug und der Fahrt von 4 Meilen nach der

kleinen Stadt Zobten am Fuße des Berges, teil. Er war einer der Präsidenten des Kommerzes und trug als solcher das Fest-Kostüm, bestehend aus einem unförmlich hohen Zweistuk mit Silbergrasse, Stürmer geheßen, beschnürtem Kollet, ungeheuren Kanonentiefeln und an der Seite den Kanonenschläger. Er schlug auf dem Markte von Zobten mit der Klinge gebietend auf die Tafel und sammelte, als der Landesvater gesungen wurde, die Studentenkappen auf den Schläger, stieg auch nach dem Kommerz unter Fackelschein in seinen großen Stiefeln den Zobtenberg hinauf, trank oben mit anderen fröstelnden Helden in einer Mooshütte den Kaffee und sah verschlafen die Sonne über Schlesiens aufgehen. Doch auch, des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu teil! Als er nach der Oderstadt zurückkehrte, wurde eine Untersuchung gegen die Leiter des Festes eröffnet, zuerst wegen gewisser Versäumnisse bei der Anmeldung, wobei auch Frentag mit einem dreitägigen Aufenthalt im Karzer bedacht wurde, dann aber auch wegen der gefeßlich verbotenen Verbindung selbst. Die meisten Führer bezw. Anführer wurden relegiert. Frentag blieb zwar verschont, aber er hielt es doch für ratsam, da ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, Breslau zu verlassen und 1836 die Berliner Universität aufzusuchen.

Gustav Frentag war von den Vorzügen und der Schönheit Breslaus so eingenommen, daß er seinen Berliner Kommilitonen gegenüber den Breslauer Ring für schöner als den Berliner Gensdarmenmarkt erklärte und nicht zugeben wollte, daß die Feldherrn-Statue und die Hauptwache zu Berlin viel großartiger wären, als der Blücher auf dem Breslauer Salzing. Die Spree-Athener ärgerte er sehr dadurch, daß er, wenn man ihm gegenüber die breiten Straßen Berlins rühmte, die Bemerkung machte, daß dieselben so aussehen, wie ein weites schlottriges Kleid an einem mageren Leibe. Denn auf der Leipziger Straße konnte man damals bequem die Menschen zählen, soweit das Auge reichte, was bei den dicht gefüllten Straßen Breslaus unmöglich war. Auch das Tun und Treiben der Hauptstadt Preußens blieb dem Schlesier fremdartig und unheimlich. Die Schlesier sprachen behaglich und breit mit dem Vordermunde, während die Berliner beim Sprechen energisch alles benützten, was im Munde vorhanden sei und überdies, wenn sie hochmütig würden, noch die Nase. Die Schlesier wären lässig und behäbig im Umgang und ertrügen mit gutheißiger Höflichkeit Eigenheiten in Sprache und Benehmen der Anderen, während die Berliner spottlustig alles auffaßten, was ihnen ungeschickt und lächerlich erscheine, scharfe Antworten gäben und sich des Angriffs freuten. Auch behagte es Gustav Frentag nicht, daß wenn am Spätabend das Volk der Straße aus den Schänken kam und ein Zusammenstoß sich ereignete, es sogleich Hiebe setzte und eine allgemeine Prügelei vor sich ging.

Fortsetzung folgt

Nochmals vom Naturtheater

Zu dem Aufsatz im zweiten Juniheft, der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Theorie des Naturtheaters besprach, sind vielleicht einige Bemerkungen willkommen, die sich auf Augenschein und persönliche Erfahrung stützen. Wie hier erwähnt wurde, sind heute zwei Naturtheater deutscher Sprache in gesichertem Betrieb, das Harzer, das von einigen Literaten, und das Hertensteiner, das von dem Theaterfachmann Rudolf Lorenz verwaltet wird. Man wird sagen dürfen, daß der Fachmann in diesem Falle mit Glück ein von den Literaten einigermaßen diskreditiertes *) Unternehmen wieder zu Ehren zu bringen versucht hat. Von Hertenstein und seinem Naturtheater soll denn im folgenden die Rede sein. Selbst Kritiker, die mit einigem Mißtrauen nach Hertenstein gekommen sind, dürften sich durch wenige Vorstellungen bereits über-

*) Von keineswegs immer oberflächlichen prinzipiellen Einwänden gegen das Naturtheater abgesehen, haben sich seinerzeit sehr maßgebende Kreise für das Harzer Theater nicht einsetzen können, weil sie die sachliche und künstlerisch anspruchsvolle Durchführung einer Arbeit bezweifelten, an der Vienhard, Wachler und sogar Hendrichs usw. beteiligt waren.

zeugen lassen, daß tatsächlich der befürchtete Gegensatz zwischen Natur und Kunst außerordentlich gering war. Viel eher kann man sagen, daß die gereinigte Stimmung, welche uns die Umgebung mitteilte, freudiger machte zum Genießen und empfänglicher für das Wort des Dichters. Das Wort des Dichters, sage ich, denn natürlich wirkt in einem Naturtheater dieses gesprochene Wort, oder besser gesagt die lebendige Handlung, viel stärker, weil sie ganz allein wirkt und dabei weder von Augeneindrücken noch von Zuschauergewohnheiten unterstützt wird. Man ist nicht, wie im geschlossenen Theater, auf die Ausstattung der nächsten Szene gespannt, denn die Ausstattung wird dieselbe sein wie in der gegenwärtigen, man fragt nicht, durch welche Hilfsmittel von Schminke und Kleidung der Schauspieler im letzten Akt eine Wendung zum Ausdruck bringen wird, denn der Schauspieler wird im letzten Akt so aussehen wie im ersten, man fragt nicht, welches Künstlers Hand den Hintergrund gezeichnet und wer die räumliche Gestaltung geschaffen hat, denn der Hintergrund ist der blaue Himmel und das Alpenpanorama der vier Waldstätte, und der Raum ist ein von südlichen Kastanien beschatteter Abhang am Fuße des Rigi. Durch alle diese Umstände wird das Naturtheater wirklich zu einem Prüfboden für die Macht des dichterischen Wortes; die Illusion, die das Wort erzeugt, muß so stark sein, daß wir meinen, es sei schweigende Nacht, während die Sonne noch in den Wipfeln spielt, daß wir den Palast des Agamemnon vor uns zu sehen glauben, wenn ein paar Gipsäulen im Hintergrunde des Gebüsches leuchten, daß wir den vom Dichter gewünschten Szenenwechsel uns gern hinzueinbilden, auch wenn wir ihn nicht sehen. Diese große Wirkung, der man anfangs so skeptisch gegenübersteht, erreicht nun das Naturtheater vollkommen, aber es leuchtet ohne weiteres ein, daß es sie nur erreichen kann, wenn es die Werke bedeutender Dichter aufführt. Charakteristisch in Hertenstein war, daß alle Werke mit Ausnahme des nichtsagenden „Wieland“ von Wienhard es zu starker innerlicher Wirkung brachten. Es ist in der That nicht Annäherung, sondern Klugheit von seiten des Direktors Lorenz, wenn er auf seinen Spielplan nur gute, im höchsten Sinn dichterisch wertvolle Werke setzt. Entzückend und ganz dem bukolischen Rahmen eingepaßt erschien vor allem Grillparzers lebendiges und heiteres Stücklein „Weh dem, der lügt!“, aber auch Ibsens tragische „Nordische Heerfahrt“ und Grillparzers furchtbare „Medea“ stellten jenen inneren Zusammenhang zwischen Spielenden und Zuschauern her, der das eigentliche Kennzeichen des Naturtheaters ist. In der That betont Savits ganz richtig, daß die Nähe und die Naturkräftigkeit des Spiels den Zuschauer viel lebendiger am Ablauf des dramatischen Geschehens beteiligt, als dies im geschlossenen Raume der Fall ist, wo die Zuschauer von einander und vom Spiel so weit getrennt sind. Selbstverständlich kann man im Naturtheater keine Stücke geben, die unbedingt auf die Mitwirkung des Milieus und verschiedener sonstiger Machinationen berechnet sind. Weder Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt“, noch Björnsons „Ueber die Kraft“ passen dorthin, aber gerade diese Werke nenne ich, um zu zeigen, daß es noch lange kein Vorwurf für eine Dichtung ist, wenn man sie nicht im Naturtheater spielen kann, andererseits ist es eine recht überspannte Forderung und Erwartung, wenn man von der zeitgenössischen Produktion eigene „Naturtheaterdichtungen“ erbittet oder glaubt, daß solche nun in Massen hervorschießen werden. Der Spielplan des Naturtheaters ist an sich reich genug. Da das Spiel hier ganz als Natur wirken soll, müssen es lebhaft bewegte Stücke sein, die man gibt, und um sie gut herauszubringen, muß man mit Schauspielern rechnen,

welche die Beweglichkeit spontanen schauspielerischen Schaffens haben. An solchen Stücken und Schauspielern haben wir nun, mag immer die gegenwärtige Zeit dem nicht günstig sein, doch noch eine recht große Auswahl. Rudolf Lorenzens besonderes Verdienst kann es genannt werden, daß er auf seinen Spielplan auch eine so gewaltige Dichtung wie die Orestia von Mischlos setzte und diese Aufgabe mit aufopfernder Arbeit und alles in allem mit trefflichem Erfolge durchführte. So oft man bisher derartige Aufführungen versuchte, sie scheiterten immer wieder an der Künstlichkeit der Inszenierung, an den üblen Erfahrungen, die man mit den geschraubten Chören machen mußte. Lorenz, der eine neue einfache Uebersetzung von Gleichen-Rußwurm spielen läßt, hat nun, populär zu sprechen, den Stier bei den Hörnern gepackt, und das Drama ganz auf die Wirkung des Chores gestellt. In monatelanger Erziehung hat er sich aus Dilettanten einen über hundert Personen starken Chor gebildet, der — nach Stimmengruppen eingeteilt — die Chorpharten an Wirkung und Eindringlichkeit den dramatischen Szenen mindestens ebenbürtig macht. Natürlich entsteht so eine Wirkung, die der herkömmlichen dramatischen nicht gleich ist, daß sie ihr an Tiefe und Echtheit ebenbürtig ist, sei hier aber ausdrücklich bezeugt. Es dürfte wenige Versuche zur Wiederherstellung der Antike geben, so gelungen und so vielversprechend wie der Hertensteiner. Soll dem Naturtheater im ganzen hier noch ein Horoskop gestellt werden, so mögen noch einmal die grenzenlosen Erwartungen etwas eingeschränkt werden, welche ihre fanatischen Verehrer daran anknüpfen. Niemals wird das Naturtheater dem geschlossenen Theater eine ernsthafte „Konkurrenz“ machen können, und wir dürfen es nicht einmal wünschen, denn die altbeliebte Teilung Winter = Kunst, Sommer = Natur entspricht nicht unserem freiwilligen Wunsche, sondern unseren klimatischen und geistigen Lebensbedingungen. Anregungen aber für die geschlossene Bühne können in reicher Zahl von der Naturbühne ausgehen. Wenn, wie in Hertenstein, ein Fachmann mit tüchtigen Kräften sich ihrer annimmt, so kann sie uns zweifellos Genüsse bescheren von unvergleichlicher Art, vor allem für diejenigen, welche der theatralischen Vermittelung zum Genuße einer Dichtung überhaupt sehr bedürfen, denn noch näher als im Naturtheater kann ihnen die Darstellung im eigentlichen und im übertragenen Sinne nicht mehr kommen. Daß diese Art Darstellung sich also ganz besonders für Volksvorstellungen eignet, leuchtet ohne weiteres ein. Hoffen wir, daß wir vor einer Ueberflutung mit Naturtheatern bewahrt bleiben, damit den Reizen einer solchen Bühne ihre Eigenart und Frische erhalten bleiben. Das junge Hertensteiner Unternehmen zeigt, wieviel sich bei ernster Arbeit mit dem Prinzip der Naturbühne erreichen läßt, aber es zeigt auch, daß diese ernste Arbeit dazu unentbehrlich ist.

J m m. E r n s t A n d e r s.

Ernstes und Heiteres vom alten Elisabeth-Gymnasium in Breslau

Von Julius Braun

Als dreizehnjähriger Gymnasiast schwärmte ich für einen Mitschüler, der lange Haare trug und erstaunlich die Geige strich. Sarasate, Joachim, Sauret, Marteau haben mich später wohl entzückt, aber nicht so begeistert, wie dieser gegenspielende Wunderknabe. Als er einmal wieder in einem Schülerkonzert auftreten sollte, das zu wohlthätigen Zwecken in der Aula des Gymnasiums statt-

faß, gewann ich meinen besten Freund für den Plan, dem Geiger *coram publico* eine Ovation zu bereiten. Für unser spärliches Taschengeld kauften wir einen stattlichen Kranz und schmuggelten ihn am Nachmittag auf die Galerie, wo wir ihn hinter ausrangierten Bänken und anderem Grümpel versteckten. Dann, als der festliche Abend begann, schlichen wir wieder hinauf; die Galerie war dunkel und nur von den Dienstmädchen des Direktors und der Familie des Pedells bevölkert. Einem Mädchen, das über den Auftrag gar nicht erstaunt schien, gaben wir die Weisung, den Kranz nach dem Auftreten des Geigers auf das Podium zu werfen. Man kann sich leicht denken, mit welcher Spannung wir wieder bei unserer Klasse im Saale den großen Moment erwarteten. Jetzt hatte der Geiger die Troubadourphantasie beendet, und eben setzte der Beifall ein, „da fällt von des Altars Rand“ ein Kranz mit rotem Atlasband. Aber er erreichte das Podium nicht, sondern senkte sich in wirbelndem Schwunge auf einen Zuhörer, der über die unerwartete Ehrung gar nicht erfreut schien. Einen Augenblick herrschte lautlose Stille im Saale, dann aber brach ein homerisches Gelächter, *ἀσπερος γέλως* aus, das erst verstummte, als der Oberlehrer J. mit Stentorstimme Ruhe gebot und der Direktor mit einem zornbehebenden „Spielen!“ dem Organisten das Zeichen zur Fortsetzung des Konzertes gab. Am nächsten Tage folgte eine peinliche Untersuchung in den einzelnen Klassen, bei der man aber die Geschmacklosigkeit nicht so weit trieb, die Dienstmädchen mit den Schülern zu konfrontieren. Da wir ohne Mitwisser waren und uns in die Hand geschworen hatten, nichts zu verraten, blieben wir unentdeckt. Was hielt uns eigentlich von einem freimütigen Geständnis ab? War es Furcht vor Strafe? Die wäre gewiß sehr milde ausgefallen, da sie zwei Knaben traf, die die Schule höflich ernst nahmen. Wenn ich mich aber als gereifter Mann frage, ob ich damals recht daran tat, mich nicht zu melden, so muß ich die Frage bejahen: denn unsere Inquisitoren — das merkten wir mit unserem kindlichen Instinkt sehr wohl — verstanden nicht die naive Begeisterung, sondern sahen in dem Vorkommnis nur *Motria* und eine höchst bedenkliche Gefährdung der Schuldisziplin.

Ein andermal gab in demselben Saale Richard Türschmann, der blinde Rezitator, vor den Schülern und ihren Angehörigen eine Vorstellung. Es war die Zeit um 1880, als die Meiningen ihre größten Triumphe feierten und die Liebe zu den klassischen Meisterwerken in allen deutschen Städten entfachten. Türschmanns Fähigkeit, die einzelnen Personen in der Stimme zu differenzieren, sodaß die Volksszenen im „*Edmont*“ und „*Julius Cäsar*“ vor dem geistigen Auge lebendig wurden, war erstaunlich. Eben hatte er in Lessings „*Nathan der Weise*“ das Zwiegespräch zwischen Saladin und Sittah beendet, das die berühmte Audienz Nathans vor dem Sultan einleitet, da öffnete sich vorsichtig die Saaltür, und auf den Fußspitzen, leise ganz leise, strebte der Vater eines Gymnasiasten nach vorn, wo für die Erwachsenen Plätze reserviert waren. Es war der Inhaber eines bedeutenden Geschäfts auf der Karlstraße, ein Mann mit gutmütigem Gesicht und gerundetem Bäuchlein. Da seine Schuhe knarrten und sich einige Hörer nach ihm umdrehten, verzog er, um sein Bedauern auszudrücken, schmerzhaft den Mund, wodurch er den Eindruck erweckte, als ob er auf Gläserherben ginge. Durch das Geräusch des Ankommenden geleitet, richtete der blinde Rhapode seine Rede direkt an ihn:

„Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her!
Nur ohne Furcht!“

Dem Mann auf den Gläserherben, der durch die Worte des Vortragenden magisch angezogen, langsam nach vorn kam, trat der Anstichweiß auf die Stirn. Da, Gott sei Dank, ein leerer Stuhl, auf den er erleichtert untertauchte. Der Vorgang hatte aber bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und erregte eine heitere Stimmung, die erst durch die glänzend vorgetragene Erzählung von den drei Ringen wieder verbannt wurde.

Als ich lektin in unserer Stadtbibliothek schmökerte, fiel mir, ich weiß nicht mehr, wie es kam, ein Sammelband in die Hände, der die lateinischen

Gratulationen, gut gemeinten Gedichte und gelehrten Festschriften vereinigt, die dem Breslauer Elisabeth-Gymnasium im Jahre 1862 zu seinem 300jährigen Bestehen gewidmet wurden. Den Hauptteil füllen die Abhandlungen, in denen die Lehrer der Anstalt zur Verschönerung des festlichen Tages die Mafeten ihres Geistes steigen lassen. Mancher von den Verfassern, die alle heut der Rase den deckt, war auch mein Lehrer, dem ich viele heitere, manche ernste Erinnerung bewahre. So „erlaubt sich“ der Kambly, unser berühmter Mathematiker, einen kürzeren Weg zur Erweisung des Koppe'schen Lehrfaches (Sie kennen ihn nicht mehr? „Eben höchst töricht, mein Lieber“) mitzuteilen und entwickelt zu diesem „kurzen“ Nachweis sechs Seiten so verwickelter Formeln, daß mir bei ihrem Anblick ganz algebräisch im Kopfe wird. Aber von tiefstem Eindruck ist ein Aufsatz des Oberlehrers Georg Friedrich Reide, betitelt „Offenes Sendschreiben an den Ordinarius der Ober-Sexta im Elisabethanum im Jahre 1862“, der ein getreues Abbild des Lebens und Treibens in der genannten Klasse entwirft, „um einem Verlangen entgegenzukommen, das sich etwa nach 100 Jahren in meinem dann lebenden Nachfolger regen könnte.“ Reide wünscht, „ebenso mit übelwollender Beurteilung verschont zu bleiben, wie er sich frei weiß von der Annahme, hiermit irgendwie ein maßgebendes Vorbild aufstellen zu wollen.“

Wie lebendig steht beim Lesen dieser vergilbten Blätter der merkwürdige Mann vor mir. Die ganze Ausdrucksweise ist so knorrig, so aus einer anderen Zeit, wie dieser an Wunderlichkeiten reiche, aber im Grunde seines Herzens kreuzbrave Mensch selbst war. Eine gewisse ironische Verbissenheit, die seiner Sprechweise häufig anhaftete, findet sich auch hier, so z. B. wenn er von dem Uebel der Ueberfüllung der einzelnen Klassen spricht (denn damals gab es noch keine Parallelklassen) und hierzu bemerkt: „Abgesehen von der Ueberbürdung des Lehrers, der aber jederzeit ersetzt werden kann, wenn er sich durch Ueberhäufung mit Arbeiten aufreibt, so ist es ein nie gut zu machendes Unrecht, welches man den so eingepferchten Kindern antut“.

Reide war die Verkörperung des „großen Zumpt“, jener unförmigen lateinischen Grammatik, mit der man bequem einen Dschen hätte töten können. Dieser Wust von Regeln, Ausnahmen und Beispielen war freilich, da die Moderne schon damals eine Breche in die Forderung der alten Lateinschule geschossen hatte, offiziell abgeschafft; aber die volle Zufriedenheit des Lehrers konnte man im Lateinischen nur dann erringen, wenn man neben der verkürzten Schulgrammatik zu Hause vom großen Zumpf fleißig Gebrauch machte. Reide besaß übrigens eine merkwürdige Art, seine Zufriedenheit zu zeigen. Er hatte sich während seiner Studien- und Lehrerzeit eine große Sammlung von Kuriositäten der lateinischen Sprache, von Wortspielen und verzwickten Ausdrücken angelegt, und mit diesen Kostbarkeiten regalierte er uns, wenn die Klasse (es war zu meiner Zeit die Untertertia) auf seine Wünsche einging. Aber diese Wünsche waren nicht leicht zu befriedigen, denn er haßte außerordentlich an Neußerlichkeiten und konnte damit einen großen Teil der Stunde dem eigentlichen Unterricht entziehen. So störte ihn jeder Papierschnitzel, der sich durch Zufall auf dem Boden verirrete, jeder Schüler mußte genau hinter dem Tintensatz sitzen, und er ließ es, um dies zu erreichen, nicht an Ermahnungen und Zurechtweisungen fehlen, wobei doch wieder ab und zu der Humor zum Durchbruch kam. Es waren damals drei Schüler in der Klasse, die den Namen Cohn führten und die, wie die regierenden Fürsten, durch die beigefügten Ordinalzahlen unterschieden wurden. Da hieß es dann:

„Cohn der Erste, dorthin gehst du, Cohn der Zweite, rück' an die Seite, Cohn der Dritte, rück' in die Mitte.“ — Alles irgendwie Auffallende erregte seine Aufmerksamkeit und brachte ihn von den Lehrgegenständen ab, und da somit der Tadel naturgemäß überwog, so brachte er die Schüler allmählich in ein feindseliges Verhältnis zu ihrem Lehrer, der von vornherein sicher die besten Absichten hatte, nur eine sehr unglückliche Art, sie durchzuführen. Ich erinnere mich einer höchst peinlichen Stunde, in der ich das ununterbrochene Opfer seiner Tadelsucht wurde. Auf Wunsch meiner Eltern hatte ich mir vor dem Schulunterricht die Haare schneiden lassen, und da der Friseur dem regierenden Hauptschmuck eine zu starke Delung versetzt hatte, erregte dieser Glanz sogleich seine Aufmerksamkeit: „Junge (er pflegte seinem Magdeburgischen Dialekt ab und zu ein „a“ am Wortende beizufügen), was hast Du Dir denn da für Fett ins Haar geschmiert?“ Ich beteuerte meine Unschuld und erklärte ihm den störenden Glanz. Da deutete er auf seine

prachtvoll schlichten grauen Haare, die er meinem Gesicht sehr nahe brachte, und sagte: „Da saß' mal an, wenn Du Dich nicht ekelst, da ist noch nie ein Tropfen Del hineingekommen“. Ich versicherte ihm, daß ich mich nicht ekele; aber ich wollte mir nicht erlauben, meinem alten Oberlehrer an die Haare zu fassen. Er ließ jedoch nicht locker und während der ganzen Stunde kam er nicht von meinen Haaren los. Wie er selbst in seinen Büchern musterhafte Ordnung hielt und bei jedem Werke, das er gelegentlich einmal in den Schulunterricht mitbrachte, auf dem Innendeckel vermerkt hatte, woher und zu welchem Preise er es erworben, oder wann es ihm sein Vater, der Sanitätsrat Reide, geschenkt hatte, so störte ihn jeder Fleck oder jede kleine Beschädigung eines Schulbuches. „Auch bessere Schüler“, meint er in seiner Festschrift, lernen die Bücher so entzwei, daß es schwer hält, am Examenstage den Herren am grünen Tische einige anständige Exemplare von den Schülern überreichen zu lassen.“ Zwei aus dem Leben gegriffene Vorfälle, die seinen Verkehr mit den Eltern betreffen, seien mit Reides eigenen Worten mitgeteilt:

„Für liegengebliebene Bücher, Mäßen, Schirme lasse ich durch den Klassen-schüler Geldstrafen einziehen, obwohl sich manche pädagogische Autoritäten dagegen erklären. Für den Erlös schaffe ich besondere Tintenfüßer und Tinte für die Schreibstunde an oder armen Schülern Schulbedürfnisse, oder ich kaufe eine nützliche Karte, die der Klasse Eigentum ist und nicht in andere Klassen weggeholt werden darf. Nun hatte ein Vater in einem höflich-ironischen Briefe angefragt, wie er dazu käme, seines Sohnes Nachlässigkeit zu büßen, da der Sohn nicht eigenes Geld zur Verfügung bekäme. Ich sollte ihn doch belehren, wie er sich da zu verhalten habe, er werde mir sehr dankbar sein usw. . . . Auf die Gefahr hin, in Ungnade entlassen zu werden, machte ich, anstatt zu schreiben, dem Sonderling einen Besuch, sagte ihm, ich wolle ihn nicht belehren, sondern ihm nur mitteilen, wie es mein Vater mit mir gemacht hätte; vielleicht gefiele ihm das. Darauf sagte ich ihm, daß der Junge, wenn ihm seine Sechsersemmel zum Frühstück zugesichert sei, mehrere Tage mit einer Hünspennigsemmel (solche gibt es hier, lieber Nachfolger nach 100 Jahren!) vorlieb nehmen müsse, bis der Dreier abgespart sei. Dabei leide der Knabe nicht direkt Hunger, also nicht Schaden an seiner Gesundheit, und der Vater habe nichts aus seiner Tasche zu zahlen, der Junge aber lerne aufmerken. Das gefiel dem Manne außerordentlich; er wurde aufrichtig zutraulich, klagte, daß sein Sohn zu stolz werde, Mittags einen Krug Trinkwasser über die Straße weg vor den Augen seiner Mitschüler zu holen, usw. . . . Ich nahm den Jungen vor, fragte ihn die Erklärung Luther's zum vierten Gebot, redete ihm gut zu, sich einer Verrichtung nicht zu entziehen, die ja garnichts Unehrenhaftes sei, und erbot mich, da er noch zögerte, selbst mit ihm zu gehen, worauf er denn mit einem schnellen Entschlusse sich überwand.“ Ferner: „Ich hatte einst zwei Quintaner, die bei einem öffentlichen Aktus störende Narrenpossen trieben, trotz und wegen ihres Zeugens derb gezüchtigt. Der Großvater des einen schmähte mit in einem öffentlichen Blatte, der Vater des anderen kam zu mir, zeigte mir den entblößten Rücken mit Blutstreifen, wobei er und der Sohn das Vergehen und die Züge in Abrede stellten. Ich bekam nach 3 bis 4 Jahren den Knaben in der Tertia als Schüler. Er ging von da ab in seines Vaters Geschäft. Als er zu mir kam, sein Zeugnis unterschreiben zu lassen, hat er mir aufrichtig seine Schuld eingestanden und um Verzeihung gebeten. Ich freute mich der späten Frucht meiner strengen, doch väterlichen Zucht.“

Solche Züge zeigen uns den Mann, der es mit seinem Lehrerberuf heilig ernst nahm, und ihre Kenntnis ist heute um so angebrachter, als die Zeit nur zu sehr geneigt ist, bei Schulkonflikten gegen den Lehrer Partei zu ergreifen. Aber viele andere Züge, die mir noch in Erinnerung haften, ergänzen das Bild seines Charakters, Züge von einer gewissen Gutmütigkeit, wie etwa der folgende: Einem Knaben, der ihm die Schulhefte nach Hause trug, gab er einen Groschen, und als dieses Söhnchen wohlhabender Eltern die Gabe fast mit Entrüstung zurückwies, sagte er begütigend: „Na, nimm nur Junge und denk', es ist ein Pfannkuchen.“ Wo aber wirkliche Armut einem Schüler verfiel, das nötige Handwerkzeug für den Schulunterricht anzuschaffen, da war er immer mit Rat und tätiger Hilfe zur Hand. So legte er auch den Grund zu einer Stiftung für unversorgte Töchter von Lehrern des Elisabeth-Gymnasiums, indem er eine wohlhabende Dame aus dem Magdeburgischen bewog, den ersten Fonds mit 100 Thalern hierzu zu stiften.

Welche Zufriedenheit spricht aus den Zeilen, mit denen er das „Offene Sendschreiben“ schließt:

„So reiche ich Dir denn, lieber Amtsbruder, nach 100 Jahren herzlich die Hand, durch diesen telegraphischen Weg des Jubelprogrammes. Ich hätte Dir noch manches erzählen können vom Schulgeldeinnehmen, Turnen, Beförderungen, von Amtswohnung (die wir nicht haben!); indes geht das alles unsere lieben Sextaner nicht besonders an, und von denen hatte ich Dir doch nur Bericht geben wollen. Habe sie lieb, wie ich es tue, obwohl sie mir manchen rechtchaffenen Verdruß bereitet haben. Dann wird Dich Gott segnen, wie er mich sichtbar gesegnet hat. Dann wirst Du zufrieden und glücklich sein und, wie ich, sprechen: „Ich schäme mich nicht, 15 Jahre Ordinarius von Sexta zu sein.“

Ah, ganz anders, als diese lebensfreundigen Worte hoffen lassen, gestaltete sich sein späteres Leben. Seine Absichten wurden immer mehr verkannt, seine Schüler waren gegen den „Mörgler“ erbittert, und da er sich in seiner Klasse nicht mehr Ansehen und Geltung verschaffen konnte, griff er zu einem höchst bedenklichen Mittel, er diktirte den Schülern Briefe an die Eltern, die in einem erregten Tone den Eltern Schuld an der schlechten Erziehung der Söhne gaben. Es kam, wie es kommen mußte: Beschwerden und Klagen der beleidigten Eltern veranlaßten schließlich seine zwangsweise Pensionierung. Häusliches Unglück hatte ihn immer mehr verbittert, nun kam noch das Elend wirtschaftlicher Notlage hinzu. Ich hatte erst kurze Zeit die Schule verlassen, da sah ich, in dem hinteren Teil eines lang gestreckten hiesigen Buchantiquariats beschäftigt, wie sich die Türe öffnete und mit müdem Schritt ein alter Mann hereintrat. Sein graues Haar, das bekannte Gesicht mit der Brille hob sich als scharfe Silhouette in dem durch die Glastür fallenden Licht von der Straße ab. Sein Kopf zitterte und neigte sich, als er dem Buchhändler ein Verzeichnis überreichte und seine Bibliothek zum Kauf anbot. Wie ein Mann, der ein schweres Vergehen vorhat, so stand er einige bange Minuten in sich versunken, bis ihm der Buchhändler den Bescheid gab: „Die Bücher haben für mich keinen Wert.“ „Keinen Wert?!“ Er hörte nichts anderes, Schätze, an denen sein Leben hing, keinen Wert! Ich sah, wie der Mann noch tiefer in sich zusammen sank und dann lautlos auf die Straße hinauszwanke. Er hat den Schlag nicht lange überlebt und ist in Kummer und Armut gestorben.

Lieber Mann, ich habe Dir damals nicht helfen können, weil ich zu jung und unselbständig war, heut kann ich Dir nur eine Träne der Erinnerung weihen. Du warst noch nicht der Schlechteste, Dein Herz war vielmehr so vortrefflich, wie je das Herz eines Lehrers, und Du meintest es, wie mit den Menschen überhaupt, so mit Deinen Schülern besonders gut. Dein Unglück war, daß du zu sehr an der Form haftetest, die Dich verhinderte, zum Inhalt durchzudringen. Aber diesen Fehler teiltest Du mit vielen Deiner Kollegen, nur mit einem nicht, der aus seinem reichen Innern schöpfend, die Form bezwang und den Inhalt souverän beherrschte. Auch jener war nicht frei von Schwäche (welcher Mensch könnte sich dessen rühmen?), und die feinige war es, nicht begreifen zu wollen, daß die Intelligenz eines Knaben mit dem gereiften Verstand eines Mannes unmöglich Schritt halten kann. Aber wie vieles hat er uns geboten, was erst später Früchte trug. Waren es doch lebendige, unvergeßliche Stunden, in denen er die Meisterwerke klassischer Dichtkunst las und erklärte. Und wie las er! Ohne schauspielersiche Pose, aber mit jener vollendeten Ausdrucksfähigkeit, die nur höchstes Verständnis verleiht. So haben wir es ihm zu verdanken, wenn uns eine gute Aufführung klassischer Schauspiele (wie selten bekommen wir eine wirklich gute zu hören!) im tiefsten Innern ergreift. Ihm verdanken wir es vornehmlich, wenn wir die Anhänglichkeit an unser humanistisches Gymnasium im Leben gewahrt haben und wenn wir auch eines bei aller Sonderlichkeit braven Mannes, wie Reide war, mit wehmütiger Liebe gedenken.

J B

Vereinigung alter Elisabethaner

Seit einigen Jahren strebt eine kleine Schar von ehemaligen Schülern des Elisabethgymnasiums in Breslau danach, einen Zusammenhalt aller derer zu schaffen, die dieser Anstalt die Grundlage ihrer Bildung verdanken, einmal, um den alten Elisabethanern die Möglichkeit zu geben, die Beziehungen untereinander und zur Schule auch nach dem Verlassen aufrecht zu erhalten, und dann, um aus den jährlichen Beiträgen (Mindestbeitrag 2 Mk.) einen Fonds zu schaffen, der im Interesse des Gymnasiums zu Wohlfahrtseinrichtungen verwendet werden soll. Die Art der Verwendung (in Vorschlag gebracht wurde die Förderung von Schulausflügen und Schülerwanderungen) hängt von dem Grade der Beteiligung ab. Das in etwa 1½ Jahren zu erwartende Jubiläum des 350-jährigen Bestehens der Anstalt ist als Termin dieser Stiftung in Aussicht genommen.

Wie diesem schönen idealen Gedanken eine wirksame Verbreitung gegeben wer-

den könnte, darüber beriet am 22. August abends eine Anzahl der bisher gewonnenen Mitglieder gemeinsam mit dem Direktor und mehreren Lehrern der Anstalt in dem vom Magistrat zur Verfügung gestellten Konferenzzimmer der Schule. Die Statuten wurden einer gründlichen Umarbeitung unterzogen und sollen mit einem Verbeschreiben den zu ermittelnden ehemaligen Schülern zugehen. Mehrere begeisterte Zusagen, die auf Grund privater Werbebriefe vorlagen, lassen eine glückliche Durchführung des Gedankens erhoffen. Als Vorsitzender der Vereinigung alter Elisabethaner wurde Herr Astronom Otto Fröhlich, Breslau VIII, Feldstraße 10c, als Schriftführer Dr. Max Krüger, Breslau XVIII, Kastanienallee 24/26, bestätigt, die ebenso wie der Direktor des Gymnasiums, Herr Professor Dr. Wiedemann, Anmeldungen gern entgegennehmen.

Ein Herbstkapitel von heilkräftigen Früchten

Von H. Knaat

Viele Menschen scheinen es nicht zu wissen, welche wertvollen Medizinschätze unsere verschiedenen Obstsorten und Früchte in sich bergen, denn sonst würden sie reifes Obst, weil sehr nützlich und dem menschlichen Körper sehr dienlich, besser und sachlicher behandeln, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Das so häufig zu beobachtende Verfahren der Obstgewinnung dient nicht zur Konservierung des Obstes, sondern führt eine möglichst schnelle Vernichtung herbei. Böser Wille liegt nicht vor, sondern gedankenloses Festhalten am alten. Die Vorfahren haben es seit Jahrzehnten so gemacht und . . . „da giebt's haltig a fu“ weiter. Äpfel und Birnen werden mit dem an einem langen Stiele befestigten Pflücker abgerissen, das Netz mit den Früchten über einem größeren Korbe einfach umgekehrt und herzhast gelacht, wenn das rotwangige Obst durcheinander kollert. Manche machen sich die Sache noch viel bequemer, indem sie die Früchte einfach von den Bäumen schütteln. Sie tun schon viel, wenn sie Stroh unter dem Baum ausbreiten; meistens reicht dies aber nicht. Dem Besitzer ist es ganz gleich, ob die herabfallenden Früchte auf Zweige oder den harten Erdboden aufschlagen. Zu stark beschädigtes und vollständig zer Schlagenes Obst wird entweder sofort verzehrt oder dem Vieh vorgeworfen. Die beim Fallen entstandenen Druckstellen des reifen saftigen Obstes gehen bald in Fäulnis über. Letztere wird unbewußt dadurch noch beschleunigt, daß die Ernte aus dem Korbe in einen größeren Sack geschüttet und dieser angebunden an den ersten besten Ort, womöglich in einen feuchten, dumpfigen Keller gestellt wird. Möglichst wenig Arbeit an dem Obst, das doch billig an den Händler im ganzen verkauft wird. Sache des Letzteren ist es, die schon gründlich verdorbene und schlecht schmeckende Ware dem Publikum der größeren Stadt aufzuhalten. Es ist selbstverständlich, daß für derartig falsch behandeltes Obst nur geringe Preise gegeben werden können.

Welche andere Einnahmen werden dagegen aus vorschriftsmäßig geernteten und gut aufbewahrten Früchten erzielt; da erst wird die Obstzucht lohnend, die doch im großen und ganzen wenig Mühe macht. Das auf dem Baume richtig

ausgereifte Obst, namentlich zarte, empfindliche Früchte, saftreiche Birnen, wird vorsichtig von der von außen an den Baum gelehnten Leiter aus mit der Hand gepflückt und dann in einen trockenen luftigen frostfreien Raum gebracht. Auf Gattengestellen, die streitend oder längs der Wand hinlaufen und die mit kurz geschnittenem quer gelagertem Stroh bedeckt sind, werden die geernteten Früchte neben = und nicht über einander geschichtet aufbewahrt. Ein Faulen des Obstes tritt da nicht leicht ein. Die Früchte reifen hier langsam nach, haben keine Druckstellen, neigen nicht zum Faulwerden und weisen daher eine große Haltbarkeit auf. Mein Vater betrieb diese Art der Obstaufbewahrung bereits vor länger als 40 Jahren mit bestem Erfolg. Wir hatten häufig noch Pigeon-Aepfel im Juni des der Ernte folgenden Jahres. Bemerken muß ich noch, daß jedes Obst seine bestimmte Zeit braucht, um auszureifen. Winterobst darf im Herbst nicht zu früh gepflückt werden, weil es sonst nicht gehörig nachreift, sondern einschrumpft. Wenn der Termin der völligen Aus- oder Nachreife herangekommen ist, dann ist das Obst nicht nur am schwachhaftesten, am leichtesten verdaulich, sondern die in ihm enthaltenen Naturkräfte übertragen sich am schnellsten und besten auf den menschlichen Körper. Ueberreifes Obst verliert an Geschmack und an gutem Aussehen; die Säfte gehen der natürlichen Verzehung entgegen.

Neben dem Wohlgeschmack bergen die Früchte verschieden geartete natürliche Heilkräfte, die dem Menschen von großem Nutzen sein können.

Die Weintrauben beziehen wir infolge der gut gelegenen Bahnverbindungen in einer Menge, Güte und Billigkeit, wovon man früher keine Ahnung hatte. Wir brauchen zur Vornahme einer Traubenkur nicht mehr in Weingegenden zu fahren, sondern können solche zu Hause machen, ohne unsere Beschäftigung zu unterbrechen. Die Weintrauben sind nahrhaft und leicht verdaulich, besonders die blauen. Wir sind gewöhnt, die Schale der Beeren nicht zu verschlucken; dies ist nicht richtig, denn der in der Schale enthaltene Gerbstoff wird vom Magen leicht ausgelaugt und bewirkt dann die Reinigung des Blutes, der Lungen, der Leber und des Unterleibes.

Ähnlich verhält es sich mit Pfirsichen und Aprikosen, die jedoch nicht überreif sein dürfen und früh morgens, nüchtern genossen, am gesündesten sind. Die Schale der Pfirsiche ist besonders wertvoll; die Früchte selbst üben eine belebende Wirkung auf die Magenwände aus, regen die Lunge an und befördern die Absonderung der Galle.

Täglich auf nüchternen Magen eine Apfelsine genossen, ist ein vorzügliches Mittel gegen schlechte Verdauung und kuriert jenen bei längerem Gebrauche vollständig aus.

Das in der Ananasfrucht enthaltene Pepsin besorgt diese Sache noch schneller und gründlicher. Es bedarf nur geringer Gaben, um einen verstopften Magen wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Indische Früchte sind überall billig zu haben. In Stücke geschnitten und mit gestoßenem Zucker überstreut, läßt sich Ananas im verschlossenen Glase leicht aufbewahren, ohne zu verderben.

Die unvergleichlichen Wirkungen des Citronensaftes dürften bekannt sein. Er reinigt in vorzüglicher Weise das Blut, beseitigt Steinbildungen, gichtische und rheumatische Ablagerungen und ist bei Diphtheritis geradezu unentbehrlich, weil die entstandenen Pilzbildungen durch Pinselungen mit Citronensaft vollständig zerstört werden. Die bei längerem Kranksein eintretenden Hautentzündungen (sogen. durchgelegene Stellen), sowie zerfressene Orte in den Schleimhäuten werden rasch und gründlich beseitigt. Citronenlimonade wirkt schweißtreibend, wie Fliedertee und Fliedermus. Der Saft einer Citrone in einer Tasse heißen Kaffees genossen, ist ein vorzügliches Mittel gegen Kopfschmerz, da die lindernde Wirkung bald tritt.

Die Schalen der Citronen und Apfelsinen (Pomeranzen) enthalten ähnliche Bittersäfte wie die Pfirsiche, nur konzentrierter, und erzielen, sparsam gebraucht, dieselbe Wirkung. Randierte Pomeranzenschalen schmecken nicht nur angenehm, sondern wirken recht günstig auf die Absonderungen des Magens ein.

Welche unvergleichlichen und unbezahlbaren Wirkungen haben alle Fruchtsäfte, auch eingefochte Preiselbeeren, als Beigabe zum Trinkwasser in jeder Krankenstube. Das lästige, quälende Gefühl des Durstes bei vorhandenem Fieber wird wesentlich dadurch gemildert. Bei Anfällen von Influenza (Grippe) ist der Genuß von heißem Brombeerwein mit darauf folgendem Schwitzen im Bette oder in

Decken von vorzüglichem Erfolge und trägt wesentlich zur raschen Beendigung der Krankheit bei. Ein Saft aus Brombeeren mit Zucker eingekocht, ist ein gut wirkendes Beruhigungsmittel bei Husten, ebenso eine Marmelade aus schwarzen Abbeeren mit Zucker, in heißem Wasser eingerührt und des Abends vor dem Schlafengehen getrunken.

Die Äpfel gehören zu unseren kostbarsten Früchten, sie werden als unsere besten und getreuesten Freunde viel zu wenig gewürdigt. Das in ihnen aufgespeicherte Eisen wird vom Magen leicht verdaut, es trägt ungemein zur Blutbildung bei, ruiniert nicht die Zähne, wie die künstlichen Eisenpräparate, die vom Arzte verschrieben in den Apotheken abgegeben werden. Bleichsüchtige Menschen sollten viel Äpfel essen, roh und gekocht, in jeder Zubereitung. Der so häufig bespöttelte Apfelwein ist besser als sein Ruf; er besitzt gelöstes Eisen in großer Menge, das gern und willig vom Blute aufgenommen wird. Da Äpfel reich an Sauerstoff sind, der in's Blut tritt, wirken sie bei asthmatischen Zuständen günstig auf die Lungentätigkeit ein. Vor allem anderen ernähren die Äpfel die Milz und durch diese das Gehirn. Äpfel abends vor dem Schlafengehen genossen, desinfizieren die Mund- und Rachenhöhle und gelten als Beruhigungs- und Schlafmittel. Gekochte Äpfel sind für jüngere Kinder fast unentbehrlich und machen es den Müttern und Pflegerinnen möglich, ohne unangenehme Pulver und Mixturen auszukommen. Wer kennt nicht das schöne Gedicht: „Bei einem Birte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste, ein goldner Apfel war sein Schild an einem langen Aste.“?

Bei keiner Frucht haben wir eine solche Mannigfaltigkeit in Form und Geschmack wie bei den Birnen. Und doch haben alle dieselbe Wirkung, bei der einen Art tritt sie nur intensiver und merkbarer auf, wie bei einer anderen. Alle Birnen sind sehr nahrhaft, enthalten viel Kalk, wirken mithin günstig auf die Knochenbildung ein. Der Birnensaft wird leicht vom Speichel gelöst und durch die Nieren wieder ausgeschieden. Darum treiben die Birnen stärker den Harn, als andere Früchte; harte und griffige, steinige Birnen belästigen aber, schlecht gekaut, Magen und Darm; verstopfen auch bei geringer Nierentätigkeit häufig die feinen Harnkanälchen.

Die Tomaten (Paradiesäpfel) geben nicht nur angenehme schmeckende Suppen und Saucen, sondern sind ganz ausgezeichnet bei Leber- und Darmbeschwerden. Bei Ausschlägen, Flechten, verdorbenem Blut übertreffen die Tomaten das Obst bei weitem, da sie auf die Blutbildung und -reinigung hervorragend einwirken.

Der Saft der Wassermelonen ist bei Fieber und Nierenleiden von unschätzbbarer Wirkung und kann in jeder beliebigen Quantität genossen werden.

Da Erdbeeren reich an Phosphor sind, geben sie eine vorzügliche Nerventrost. Es gibt aber sensitive Personen, die schon vom Riechen der Erdbeeren Nesselfieber bekommen, das sich bei anderen Sterblichen nicht oder erst nach dem reichlichen Genuß derselben einstellt, weil Erdbeeren stark erregend auf das Blut einwirken. Auf der Haut zerdrückte Erdbeeren beseitigen Frostbeulen und Sommerprossen.

Pflaumen und besonders das gut zubereitete Mus aus ihnen ernähren sehr, sind auch bei Kindern sehr beliebt. Die Schale wirkt stark treibend auf den Darm und sollte lieber nicht genossen werden. In wasserreichen Jahren ist die Schale besonders stark. Auf die treibende Kraft stützt sich der Genuß von abgebackenen und demnächst gekochten Pflaumen.

Heidelbeeren enthalten viel Gerbsäure und werden deshalb bei Durchfall mit gutem Erfolge angewandt.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß ein aus Schlehenfrüchten zubereiteter und anstelle des Wassers getrunken Tee bei Skrophelleiden äußerst heilsam ist. Um aber das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, stelle man Schlehenfrüchte 4 Wochen auf gutem Kornbranntwein warm an. Unter Zusatz von Zucker gibt das einen wohlgeschmeckenden, gut wirkenden Likör. $\frac{1}{2}$ Stunde vor dem Mittagmahl ein Gläschen genommen, regt er den Appetit ungemein an.

Helden der Arbeit

Schwester Ottilie

Novelle von Hermann Hoppe

Fortsetzung

Richter war wie gebannt an der Tür stehen geblieben und wagte nicht, ihr an das Bett zu folgen. Er schalt sich einen Narren, dem die erregte Phantasie einen Streich gespielt und der sich von einer zufälligen Ähnlichkeit hatte erschrecken lassen. Dann warf er einen scheuen Blick hinüber, wo die Schwester arbeitete . . . diese Haltung, diese Bewegungen . . . er konnte sich nicht täuschen. Und als er ihren Namen gehört — Schwester Ottilie — da wußte er, wen er hatte zu Hilfe holen lassen.

Er mußte gewaltsam die Zähne aufeinander beißen, um nicht laut aufzustöhnen und sein Gefühl zu verraten.

Ottilie hatte das Fieber des Kleinen gemessen, 41 Grad. Das war bedenklich. Sie gab ihm eine Dosis Antipyrin, machte eine Einpinselung und wickelte den kleinen Körper sorglich ein. Nach kurzer Zeit schon konnte sie eine verhältnismäßige Beruhigung des krampfhaften Fiebers feststellen. Nun wendete sie sich an die Mutter, die der Arbeit der Schwester unter Fieberschauern und Schüttelfrost zugeesehen hatte. Auch sie hatte hochgradiges Fieber und zeigte verdächtige Anschwellungen im Halse. Ottilie ließ sie sich sofort zu Bett legen und traf ihre Hilfsmaßregeln.

Dem bestürzten Direktor eröffnete die Schwester, daß die Direktorin ebenfalls angesteckt sei. Er möge für die Dauer der Krankheit sein Nachtquartier in einem anderen Raume des Hauses aufschlagen. Hier könne er jetzt nichts nützen. Sie würde bei den Kranken wachen; wenn der Arzt käme, würde sie ihn rufen lassen.

Ehe Hans Richter ein Wort erwidern oder eine Frage an sie richten konnte, stand er schon draußen; und er machte sich auf nach dem Fremdenzimmer, das ihm jetzt, auf wer weiß wie lange, als Schlafgemach dienen sollte. Hier wollte er versuchen, klare Gedanken zu fassen, und wenn möglich bis zur Ankunft des Arztes etwas Ruhe zu finden.

Doch die ersehnte Ruhe kam nicht. Bald sah er den kleinen Hansi in seinem Bettchen sich hin- und herwerfen, oder er sah das krankhaft gerötete Gesicht seiner Frau vor sich; dann drängten sich die fragenden Augen der Schwester dazwischen und sahen ihn traurig und vorwurfsvoll an.

Diese Schwester! Diese Schwester!

War sie es oder war sie es nicht? Hatte sie ihn erkannt und wußte sie, wem sie hier Hilfe zu leisten hatte?

Unruhig wälzte er sich hin und her. Was sollte nun werden? Soviel Gedanken hatte ihm seine ehemalige Braut ja damals nicht verursacht, als er ihr den Abschied schrieb, wie jetzt, da sie als Helferin in schwerer Not in sein Haus kam.

Inzwischen waltete drunten im Krankenzimmer die Schwester still und beharrlich ihres Amtes. Sie tränkte die durstigen, fieberglühenden Lippen, zeichnete gewissenhaft die Fieberkurven auf, machte Einpinselungen und erneuerte immer und immer wieder unverdrossen die nötigen Einpackungen und Umschläge. Die Hilfe der ängstlichen und ungeschickten Hausmädchen hatte sie abgelehnt. Es war gar nicht nötig gewesen, ihr zu sagen, wo sie dies oder

jenes Wäschestück zu suchen hatte; ihr feiner, weiblicher Instinkt half ihr nach einem kurzen Ueberblick über die außerordentlich reichlichen und kostbaren Wäschevorräte der Direktorin, schnell das Richtige und Zweckentsprechende herauszufinden.

Unwillkürlich mußte Ottilie dabei an ihre eigene, kleinbürgerliche Aussteuer denken, die der Vater damals, in Erwartung des reichen Schwiegersohnes, auf Borg gekauft, und um die sie so viel Schmähungen hatte erdulden müssen. Und zum ersten Male seit ihrem Unglück huschte ihr die Frage durch den Kopf, flüchtig und kaum bewußt: wäre sie mit Richter, wäre Richter mit ihr glücklich geworden? . . .

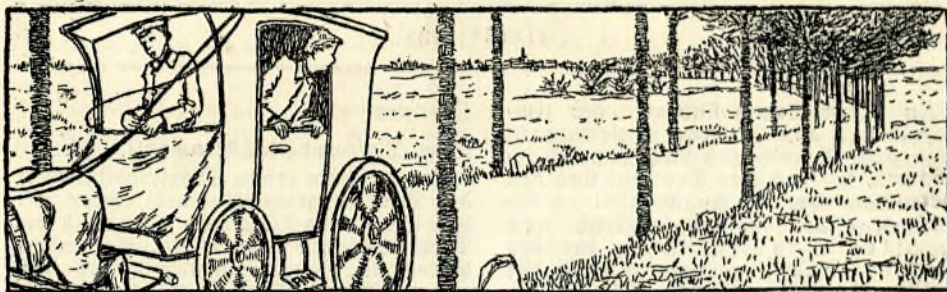
Das Fieber Helenes war stärker geworden und machte sich in schreckhaften Phantasien bemerkbar. Plötzlich sprang die Kranke aus dem Bette und wollte sich auf das Bettchen des schwerkröchelnden Hansi stürzen.

Ottilie umfing die Tobende mit beiden Armen, und die große, starke, an schwere Arbeit gewöhnte Schwester trug mit leichter Mühe den zarten, ätherischen, nur mit dem leichten Nachtwand bekleideten Körper ihrer Nebenbuhlerin wieder in ihr Bett zurück. Dort machte sie ihr eine neue Einpackung und hüllte sie fest und sicher ein, daß sie nicht wieder so leicht herauspringen konnte.

Fortsetzung folgt

Schlesische literarische Neuerscheinungen:

- Paul **Albers**, Hoch hinauf. Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele. 310 S. Kattowitz (Phönix-Verlag) 1910. 3 M., geb. 4 M.
- Aus großer Zeit (1806—13). Vaterländisches Festspiel. Nach G. Frentags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Für die Bühne bearbeitet von D. F. 1910. 276 S. Leipzig, D. Wigand. 3 M., geb. 4,50 M.
- Elise **Draub**, Wegmale und Begleiter. Gedichte und Sprüche. 136 S. Kattowitz (Phönix-Verlag) 1910. Geb. 3 M.
- Georg **Epfstein**, Ins neue Land. Eine stille Geschichte. Berlin, Boll & Pickardt, 1910. 173 S. 2,50 M., geb. 3,50 M.
- Paul **Frieben**, der neue Volksgarten. Humoristische Szene. 26 S. Berlin, H. Parnchyus, 1910. 1,50 M.
- Karl **Wilhelm Fritsch**, Im Gefenke. Freudenthal, W. Krommer. 1910. 52 S. 0,75 M.
- Carl **Hauptmann**, Aus meinem Tagebuch. 2. verm. Aufl. 308 S. München, Callwey, 1910.
- H. **Osk. Kaufmann**, Berliner Gauner. Aus dem Tagebuche eines Berliner Kriminalbeamten. 2. Aufl. Leipzig, P. Vist, 1910. 1,50 M., geb. 2 M.
- Heinrich **Lee**, Der Held des Tages. Humoristischer Roman. 172 S. Berlin, E. Steinitz, 1910. 2 M.
- J. **Lowag**, Gesammelte Schriften. 7. Bd.: Geschichten vom Förster Benedix; 20 wunderliche Humoresken aus dem Jägerleben des Altvatergebirges. 239 S. 1910. Freudenthal, J. M. Thiel. 2,40 M., geb. 3 M.
- Kurt **Münzer**, der Strandläufer. Die Geschichte einer Liebe. 143 S. Berlin-Ch., Vita, 1910. 2,50, geb. 3,50 M.
- Ewald **Gerhard Seelinger**, Top, 6 heitere Seegeschichten. 2. Aufl. 339 S. München, G. Müller, 1910. 4 M., geb. 5,50 M.
- Karl **Streibel**, Julia Alpinula. Schauspiel. 2. Ausg. 137 S. Dresden, E. Pierson, 1910. 2 M.
- Hans **Herbert Ulrich**, Glück und Glanz. Gedichte. 144 S. Schweidnitz, L. Seege, 1910. 1,50 M., geb. 2,50 M.



HEIMATSCHAU

Rundschau über das gesamte Kulturleben der Provinz

Allgemeines und Vermischtes

Das 150jährige Jubiläum der Schlacht bei Viegnitz

ist in Viegnitz und in Panten bei Viegnitz feierlich begangen worden. Die Anregung zur Feier in Viegnitz ist vom Geschichts- und Altertumsverein ausgegangen. Der rührige Ausführer fand in dem Stadtrat Herrn Dr. Reichert einen trefflichen Organisator. Es sollte eine der Bedeutung des Siegestages entsprechende, aber doch vornehme und ernste Feierlichkeit werden. Das Gelingen ist zu einem großen Teile das Verdienst des oben genannten Herrn, der die Viegnitzer Vereine und Innungen für die Abhaltung eines großen Fackelzuges zu gewinnen wußte. Dieser Fackelzug wurde, da er von schönstem Sommerabendwetter begünstigt wurde, der imposanteste Fackelzug, den Viegnitz je gesehen. 3000 hellleuchtende Fackeln wurden bei Beteiligung des hiesigen Regiments durch die Straßen getragen bis auf den Friedrichsplatz, dort, wo das eiserne Bildnis des Siegers von Viegnitz auf die Menschenmassen herabblitzte, ertönten die herrlichen Weisen des „Niederländischen Dankgebets“ und anderer würdiger Festlieder, die ein vom Singakademie-Direktor Herr Schonert dirigierter Chor vortrug. Dann folgte die erhebende Festansprache des Stadtrats Dr. Reichert und schließlich gaben die Militärkapellen den Abschluß mit dem Zapfenstreich-Schluß. Dann marschierte der ganze Zug zum Haage, wo die Fackeln zusammengelegt wurden. Im Badehaufe fand hierauf ein Kommerz statt, bei dem Herr Pastor Dr. Franke die Festrede hielt.

In Panten und auf dem Schlachtfelde am Rehberge fand eine Vorfeier am Sonntage, den 14. August, und

die eigentliche Feier am Montag darauf statt. An beiden Tagen haben Tausende das Schlachtfeld besucht. Selbst viele Viegniker, alte Viegniker hatten bis dahin das Schlachtfeld und das Denkmal nicht gesehen. Unfern des sog. kleinen Denkmals, eines Gedenksteines an der Stelle, an der König Friedrich d. Gr. beim Wachtfeuer gegessen haben soll, befindet sich eine große Sandgrube. Dahinter ist der Rest eines Kiefernwaldchens. Das ist die Situation, die für die Herrichtung eines Naturtheaters benutzt wurde. Direktor Röbbeling gab an beiden Tagen das von D. Harms verfaßte Festspiel „Die Schlacht am Rehberge“. In vier Akten rollt alles, was Geschichte und Legende von der Schlacht zu melden wissen, alles, was die Menschengröße des Königs charakterisiert, am Auge vorüber, dazu eine immerwährende Abwechslung der Kriegsbilder — allgemein ist anerkannt worden, daß ein Festspiel von festener Abrundung und von künstlerischem Fleiß entstanden ist. Aber auch, daß das Röbbeling-Theater ganz auf der Höhe der Anforderungen war. Den Zuschauern allen wird die Gestalt des hohen Königs, der fast tausend wiedergegeben wurde, unvergesslich sein.

Am Sonntag abend erlebte das Denkmal am Rehberge, das seit 1860 steht, ein Feuerwerk von großer Schönheit. Der Montag brachte eine offizielle Feier im Naturtheater, zu der sich die Vertreter der Behörden von Land und Stadt, auch der Herr Regierungspräsident Freiherr v. Scherr-Tsch, eingefunden hatten. Ein Fräulein trug einen von Fr. Hielscher-Panten gedichteten Prolog vor, und der Domänenpächter von Panten, Herr Schliephake, hielt die Festrede. Dann folgte die Theatervorstellung. —

In diesen Tagen sind von der Umgegend und aus weiteren Entfernungen viele nach Piegritz und nach Panten gekommen, um das alte Denkmal und den Schauplatz vom 15. August 1760 zu besichtigen. Sie konnten zugleich ein zweites Denkmal sehen, das der Piegritzer Altertumsverein gestiftet hat und am Jubiläumstage der Stadt übergab. Es steht auf der Siegeshöhe, jener südwestlich der Stadt gelegenen Anhöhe, von der aus König Friedrich zum Siege schritt, indem er sein Lager, das sich bis Schimmelwitz ausdehnte, verließ und durch Piegritz hindurch auf die Pantener Höhen hinauszog. Die Siegeshöhe hatte bislang kein Denkzeichen als den Namen. Jetzt erhebt sich dort, nur wenige Schritte von der Straße entfernt, ein 6 Meter hoher Obelisk aus Plagwitzer Sandstein auf einem 2 qm großen Sockel. An den vier Seitenflächen des mittleren Teiles sind Bronzetafeln eingelassen. Die vordere Tafel zeigt den König mit seinen Generälen auf der Goldberger Höhe, nach dem Feinde ausschauend. Die Rückseite zeigt das Lager Friedrichs d. Gr.; Piegritzer Leute bringen Nahrungsmittel den Soldaten. Die auf die Stadt zu gerichtete Tafel zeigt den preussischen Adler und darunter den trefflichen Reim:

Bei Piegritz ruht des Königs kleine
Macht,
Der Feind ringsum. Jetzt muß er
unterliegen,
Doch Friedrich bricht hindurch in
dunkler Nacht,
Und Preussens Mar steigt auf zu
neuen Siegen.

Die vierte Seite endlich gibt eine geographische Skizze zur Schlacht. Herr Amtsgerichtsrat Hahn, nach dessen Angaben das Denkmal entstand, hat sich damit selbst ein neues Denkmal gesetzt. Das Denkmal hat ein ehemaliger Piegritzer Künstler, Herr Robert Hantig-Berlin auszuführen. Die Entwürfe zu den Tafeln hat der Historienmaler Richard Knötel geliefert. Ein Denkmal auf solchem Platze und in dieser Art und Weise errichtet wird stets die Billigung aller finden, es regt den Widerspruch auch nicht im mindesten heraus, — was man nicht von allen Denkmälern sagen kann. Uebrigens hatte der Geschichtsverein auch eine von Herrn Pastor Dr. Franke verfasste populäre Schrift „Die Schlacht bei Piegritz“ herausgegeben. B C

Literatur

Vom Literaturgeschichtenmarkt. II.

Auf unserem ersten Spaziergange über den Literaturgeschichtenmarkt hatten wir das Werk von Vogt und Koch und die Persönlichkeiten seiner Verfasser näher betrachtet. Heute wollen wir uns eine andere Persönlichkeit aufs Korn nehmen und in ihrer Wesensart betrachten. Adolf Bartels hat vor Vogt und Koch den Vorteil voraus, daß er nicht mit philologischem Kleinfram beschwert ist. Seine Persönlichkeit wird getragen nicht durch wissenschaftliche Genauigkeit, sondern vor allem durch ästhetisches Feingefühl, das ihn auch zu eigener dichterischer Betätigung befähigte. Diese poetischen Arbeiten des Verfassers werden mit Recht hochgeschätzt, und das scheint mir der Angelpunkt seines Wertes zu sein. Adolf Bartels hat eine Literaturgeschichte geschrieben, die wie die Vogt-Kochsche in zwei Bänden, bei Eduard Wenarius bereits in sechster Auflage erschienen ist. Auch hier wird im ersten Bande die ältere Literatur behandelt. Freilich kann man nicht sagen, daß er mit zu großem Wissen überlastet ist, und es läßt sich nicht leugnen, daß Bartels von Vogt stark profitiert hat. Dagegen ist er im zweiten Bande selbständiger. In scharf charakterisierender Weise bei flotter Darstellung schildert Bartels hier die Entwicklung der neueren Literatur, allmählich immer breiter werdend, um endlich bei der Behandlung der Neuzeit ausführlich zu werden. Um den Unterschied von der Kochschen Methode hervorzuheben, so schildert Koch in gleichmäßiger Breite und historischer Folge; für Bartels scheint die Vergangenheit nur insofern da zu sein, als sich von dort aus Leitlinien zum Verständnis der Literatur der Gegenwart ziehen lassen. So scheint Bartels prädestiniert, die Literatur der Gegenwart zu schreiben. Dies hat er denn auch getan, sowohl in seiner Literaturgeschichte, als auch in seiner Darstellung der „Deutschen Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen“, die eben bei Wenarius in achter Auflage erschien. (Geb. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Doch hier ist Bartels meines Erachtens von der großzügigen Leitlinienführung abgewichen. Er sucht die einzelnen Persönlichkeiten einer bestimmten Literaturrichtung zuzuweisen, und ist ein Dichter so ungezogen, sich nicht in eine Schublade einordnen zu lassen, ja dann ist es schlimm, dann muß er mehrfach erwähnt

werden, und so erhält man doch kein richtiges Bild des Schaffens des einzelnen Künstlers. Oft stört uns eine lange Aufzählung von Namen, die eben doch nur Namen bleiben. Die Hauptforderung aber, die wir an einen Historiker der Literatur der Gegenwart stellen müssen, ist strengste Unparteilichkeit. Gewiß strebt Adolf Bartels danach. Ist aber Max Koch durch seine übertriebene Hochschätzung der Form befangen, so Adolf Bartels durch seine antisemitischen Tendenzen. Wenn lediglich der Gesichtspunkt, ob der Verfasser Christ oder Jude ist, schon über Gut und Böse entscheidet, so ist das doch höchst bedenklich. Ich nehme ein Beispiel. Zur Wertung Thomas Manns, des Verfassers der *Buddenbrooks* (vergl. S.-Bl. III 316), wird uns nichts anderes an die Hand gegeben, als die Bemerkung, daß es zweifelhaft sei, ob der Dichter aus einer jüdischen Familie stamme, daß er aber eine Jüdin geheiratet habe. Was hat das aber mit seinem Werke zu tun? Wohl kaum etwas! Endlich hat Adolf Bartels ein Handbuch zur Literaturgeschichte geschrieben und damit ein brauchbares bibliographisches Hilfsmittel, vor allem zur neueren Literatur, geschaffen. Wenn auch sicherlich seine Brauchbarkeit unbestritten ist, lassen sich doch vielleicht immer noch Verbesserungen anbringen. Das fällt auch bei den Literaturnachweisen in der „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ auf. Ich nehme als Beispiel die Angaben über Carl Hauptmann. Bartels behauptet, die „*Mazthilde*“ stamme „aus der letzten Zeit“. Sie erschien jedoch schon 1901. Von Carl Hauptmanns größtem Roman „*Einhart*“, der bereits im Herbst 1907 erschien, hat Bartels noch nichts gehört. So könnte man noch eine Reihe Kleinigkeiten anführen, die verbesserungswürdig wären. Doch genug für heute! Wir können uns nicht jedes kleine Stück der Schaubude von Adolf Bartels auf dem Literaturgeschichtenmarkt genau betrachten.

B

Neue Romane. II.

Zu den kürzlich empfohlenen Romanen sei noch ein weiterer hinzugefügt: Charlotte Nieses *Römische Pilger*. (Verlag von Friedr. Wih. Grunow. Preis 4,50 Mk., geb. 5 Mk.) Charlotte Niese ist durch eine Reihe von Erzählungen bekannt geworden. Dann hat sie uns treffliche Werke der Heimatkunst gegeben. Endlich hat sie versucht, die Form des Gesellschaftsromans zu

meistern. Zu dieser Art gehört das letzte Werk der Dichterin. Es ist flott geschrieben und zeigt eine scharfe Charakterisierung der Personen. Stimmungsvoll liegt über dem ganzen der milde Himmel Roms. Hier treffen sich verschiedene Pilger zu den verschiedensten Zwecken in einer Pension. Der Zufall, oder vielmehr die Komposition, erfordert es, daß dieselben Personen im Jahre darauf sich wieder in Rom treffen. Das ist doch etwas gemacht. Aber die Straffheit der Komposition erfordert es. Das Leben will gelebt sein. Daß der göttliche Zufall die Werke eingibt, daß er im Leben herrscht und auch in der Dichtung seinen Niederschlag finden sollte, das beachtet Charlotte Niese nicht. Die hohe Kunstform sucht sie nicht zu meistern. Es ist eben ein rechter, echter Unterhaltungsroman, und daß diese Gattung eine solche Höhe erreicht hat, ist ein gutes Zeichen für unsere heutige Literatur.

P P

Das Allermoderne

Die Mode wechselt, aber modern bleibt modern. Aber Hypermodern kann noch gesteigert werden. Hypermodern — hypermoderner — am hypermodernsten. Das gilt besonders für die Damenwelt. Man steigert: erst ein modernes Korsett, das heißt die Dame ohne Unterleib, dann eine moderne Frisur, die man abnehmbar mit Böckchen oder Turban für mindestens 80 Mk. erwerben kann, man schreibt Bücher vom Weltkummer. *Aut liberi aut libri!* Den Vogel hat auf literarischem Gebiete entschieden Catharina Godwin mit ihren „*Begegnungen mit mir*“ (Verlag Hans v. Weber, München, brosch. 3 Mk.) abgeschossen. Es sind Aufzeichnungen, tagebuchartig, exzentrisch. Man schüttelt den Kopf. Was soll man davon halten? Will man überhaupt zu einem Verständnis des Werkes kommen, dann muß man versuchen, sich von der Verfasserin, die bisher gänzlich unbekannt war, ein Bild zu machen. Es ist nicht viel, was sie aus ihrem Leben verrät. Man kann aber zwischen den Zeilen lesen: Blasierter Badfisch, liebt Männer mit müdem Ausdruck, mit englischen Anzügen und amerikanischen Stiefeln; Ehe ohne Liebe, dazu noch kinderlos, langweilt sich, nervös, sogar sehr sensible Nerven; und aus lauter Langeweile beginnt sie zu schreiben. Hauptsache: Koketterie, Affektiertheit der Stil. *C'est tout*. Das sind die Grundlagen dieser hypermodernsten Kunst. Pathologisch veranlagt, würde der Mediziner sagen.

vom hypermodernen, künstlerischen Standpunkt wird man vielleicht eine neue Kunstformenbarung erwarten. Es kommt auch in der Tat etwas Absonderliches dabei raus. Allerdings manches Eigenartige und fein Beobachtete, daneben aber Backfischgedanken schlimmster Art Kokettieren mit dem eigenen Leichnam (!) nach vollendetem Selbstmord, Spielen mit den ungeborenen eigenen Kindern (!), das ist das Neueste vom Neuen. Dabei fürchtet die Verfasserin die „Tücke des Objekts“. Deshalb sucht sie durch Höflichkeit gegen Gegenstände sie zu besänftigen. Die Blechdose schreibt beim Herabfallen schmerzhaft auf und wird deshalb von der Verfasserin für die Ungeschicklichkeit um Entschuldigung gebeten. So geht es fort bis zur Selbstkarikatur. Gewiß ist das Buch interessant, aber gesunde Kunst ist das nicht und entwicklungsfähige Gedanken blicken nicht daraus hervor. P P

Wissenschaft und Geschichte

Heinrich Robert Goeppert

Am 25. Juli 1800 wurde zu Sprottau ein Knabe geboren, dem es bestimmt war, in medizinischen, naturwissenschaftlichen, vornehmlich botanischen Fachkreisen unserer Provinz eine führende Stellung einzunehmen. Es war Heinrich Robert Goeppert, der heutigen Generation unter den Breslawern als „der alte Goeppert“ bekannt, dessen Bronzebüste den von ihm geschaffenen herrlichen Promenadenteil am oberen Bär ziert, und dessen in den letzten Jahren wieder würdig hergestelltes Grab auf dem alten Laurentiusfriedhof an der Kleinen Scheitnigerstraße liegt. Ein erfolgreiches ehrenvolles Leben, den Wissenschaften geweiht, lag vor dem lernbegierigen Knaben, der 1812 und 1813 das Gymnasium zu Glogau, 1813–16 das Matthias-Gymnasium zu Breslau besuchte und an der letztgenannten Anstalt die Liebe zu den Naturwissenschaften, insbesondere zur Botanik faßte. 1821 besuchte er die Universität Breslau und betrat die pharmazeutische Laufbahn, damals fast die einzige Eingangspforte zu naturwissenschaftlichen und chemischen Studien. Am 11. Juni 1825 promovierte er und ließ sich, da er auch eingehend Medizin studiert hatte, als praktischer Arzt, Operateur und Augenarzt in Breslau nieder. Schon im folgenden Jahre habilitierte er sich in Medizin und Botanik und übernahm 1830 das Lehramt am

medizinisch-chirurgischen Institut. Beim Ausbruch der Cholera 1831 war er als Bezirks-, dann als Hospitalarzt tätig. 1852 wurde er, nachdem sein Ruf als Botaniker schon in weite wissenschaftliche Kreise gedrungen war, zum Direktor des Botanischen Gartens in Breslau ernannt, um den er sich in der Folge ganz außerordentliche Verdienste erworben hat, so daß er als Vorbild aller deutschen Botanischen Gärten noch heute anzusehen ist.

1855 erhielt er den Charakter als Geheimmedizinalrat. Seit 1847 wirkte Goeppert als Präsident der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, die unter seiner Leitung aufblühte. Seine hohen Verdienste hat sie durch die Aufstellung seiner Bronzebüste im Sitzungsraum gelohnt. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Doktorjubiläums im Jahre 1875 wurde er von der Stadt Breslau zum Ehrenbürger ernannt.

Als Universitätslehrer durfte er vom Anfang seines Lehramts an eine Schar begeisterter Jünger um sich sehen, weil er seine bis dahin an öder Trockenheit krankenden Lehrlinge mit lebensvoller Darstellung auszugestalten wußte. Zu einer Zeit, wo in Deutschland die Botanik in trockener Pflanzenbeschreibung erstarrt schien, hat Goeppert stets darauf hingewiesen, daß die Pflanze vor allem ein lebendes Wesen sei, und daß die Erforschung des Pflanzenlebens, gebaut auf das Experiment und gestützt auf die zuverlässigen Grundpfeiler der Physik und Chemie zugleich den Schlüssel gebe für die Erkenntnis oder allgemeinen Gesetze des Lebens. Seine Ausführungen über neue Forschungsergebnisse pflegte er stets durch höchst interessante Demonstrationen zu veranschaulichen. Die von ihm für Lehrzwecke angelegten wertvollen Pflanzen-Sammlungen bilden heute einen reichen Schatz unserer Breslauer Universität.

Aber nicht allein die wissenschaftlichen Kreise, sondern jedermann in dem mit prächtigen Schmuckanlagen so reichsegneten Breslau hat alle Ursache, den alten Goeppert als tatkräftigen Schöpfer von Promenaden und Parks in dankbarem Andenken zu behalten.

Vor mir liegt ein Bericht Goepperts vom 8. Juli 1860 über die städtischen Promenaden an den Breslauer Magistrat, in dem er einen Rückblick auf das Wirken der seit 11 Jahren bestehenden Promenaden-Deputation wirft, aber auch noch einige dringende Wünsche

äußerte und zur baldigen Berücksichtigung empfiehlt.

An erster Stelle stand der Wunsch nach einer Verbesserung des Zustandes des Stadtgrabens, über den der Bericht-erstatte wie folgt fortfährt, „der sich seit 1852, in welchem Jahre ich die gewaltigen Uebelstände desselben zuerst zur Sprache brachte, aber leider wenig Glauben fand, noch immer verschlechtert hat. Dringend notwendig erscheint gründliche Reinigung desselben, Entfernung der vom Eintritt der Ohlau bis zur Schwaneninsel in verderblicher Leppigkeit wuchernden Nymphen, die mit ihren armsüchtigen, unzähligen, anderen Organismen zum Schutz dienenden Wurzelsstöcken ganz dazu geeignet sind, ihn völlig mit Schlamm zu erfüllen, woran überdies auch die überall im denselben geleiteten Kanäle einzelner Häuser und ganzer Stadtteile (unglaublich, aber wahr!) in allen Teilen desselben von dem Eintritt aus der Ohlau bis zum Ausflusse in die Oder mächtig arbeiten. Nach gründlicher Reinigung und Entfernung der Kanäle dürfte der allerdings nur zu weilen reichliche Zufluß aus der Ohlau wohl hinreichen, um den Graben, sonst die Hauptzierde unserer Promenaden, in gutem Zustande zu erhalten. Mangel an Mitteln können die städtischen Behörden unmöglich vorschlagen. Wenn es sich um Erreichung solcher wichtiger Zwecke handelt, um Beförderung des Wohles der Mit- und Nachwelt, kann es an Kapitalien nicht fehlen, wie es sich bei anderen Gelegenheiten schon genügend gezeigt hat.“

Die energische Sprache Goepperts hat den erwünschten Erfolg gehabt, und es war ihm noch vergönnt, die Inangriffnahme der Zuschüttung des letzten Ohleiteiles, an der Turnhalle am Vessingplatz, zu erleben, mit der die letzten Spuren der Binnennflüsse, über deren Gestank alle früheren Besucher Breslaus, an erster Stelle Goethe, die beißendsten Bemerkungen der Nachwelt hinterlassen haben. In rüstigem Schaffen erreichte Goeppert ein Alter, das erheblich über die vom Propheten genannte Grenze hinausging. Er starb am 18. Mai 1884.

Die Trauerkunde von dem schweren Verlust fand in unzähligen Herzen warme Teilnahme, sein Andenken aber bleibt in der wissenschaftlichen Welt und in den Herzen der Schlesier unvergessen.

A. E. Schmidt.

Musik

Mozart-Briefe. Verlag von Carl Curtius in Berlin. 1910. 2. Auflage. Preis 2 Mk.

Merkwürdig viel Briefe hat man in vergangenen Zeiten trotz der oft man- gelhaft arbeitenden Post und des gewiß nicht niedrigen Portos geschrieben. Heute kann man ganze Bände mit diesen Briefen füllen, und jeder Mensch von Namen hat auch sein „Briefbuch“. Warum sollte man also nicht auch Mozarts Briefe der Öffentlichkeit schenken? Enthalten sie doch des Les- baren mancherlei und zeigen sie doch, was für ein sittenreiner, vor trefflicher und oft höchst vergnügter Mensch Mozart gewesen ist! Den Anfang machen die Briefe des Vierzehnjährigen, die er von seinen italienischen Kunstreisen aus an seine Schwester geschrieben hat, voll von kindlicher Sorglosigkeit und kindischem Humor, der sich in allerlei Wortspielen, Verstellungen, Tändeleien und Reime- reien gefällt, eine Erscheinung übrigens, die bei den Briefen an das Väsle noch deutlicher zutage tritt und die Mozart nie ganz verlassen hat. Die größte Zahl der Briefe ist an den Vater gerichtet. In ihnen spiegeln sich die bitteren Ent- täuschungen wider, die er auf seiner großen Reise nach Paris erlitten hat, sie zeigen aber auch seine mannhafte Hal- tung in allen widrigen Geschiden, nicht zuletzt im Kampf mit seinem Vater, der weder das Aufgeben des erzbischöf- lichen Dienstes, noch die Ehe mit seiner geliebten Konstanze Weber verstehen konnte. Den Schluß bilden Briefe an seine Frau, geschrieben auf der Höhe des Ruhmes und erfüllt von zärtlicher Sorge um das Wohl seines Weibes, dem er leider infolge seiner bedrängten Verhält- nisse — die Briefe an Puchberg zeigen sie — kein besseres Dasein bereiten konnte. Freunden Mozarts und seiner Kunst — wer wäre es nicht? — und allen, die in seinen Lebensgang einen tieferen Blick tun wollen, seien die Briefe des Unsterblichen warm empfohlen. Eine kurze und klare „Einführung“ von Dr. M. Weigel und mehrere zwischen die Briefe gestreute Bemerkungen fördern das Verständnis und stellen den Zusammen- hang an geeigneten Stellen vor trefflich her. Mh

Kunst

Mensch und Form. Sechs gemeinverständliche Vorträge über Zweck und Aufgabe der Kunst von Aug. Horneffer. Verlag von Werner Klinkhardt in Leipzig. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Der Verfasser wendet sich mit diesen sechs Vorlesungen, die vor einiger Zeit in München vor einem gewählten Publikum gehalten wurden, an alle für künstlerische Dinge interessierten Personen, und man muß entschieden vorweg anerkennen, daß ihm die Aufgabe, in diesem Rahmen die Zusammengehörigkeit von heute oft getrennten Kulturgebieten nachzuweisen, zum größten Teil gelungen ist, wenn auch da und dort seine Worte in manchen Kreisen auf Widerspruch stoßen dürften. In dieser Hinsicht ist die letzte der Vorlesungen mit der Frage: „Was ist modern?“ sehr beachtenswert. Es findet sich hier die sicherlich vielen ungebenerlich klingende Behauptung, daß beispielsweise Richard Wagner als Musiker — Anarchist sei, d. h. sich loslöse von allen geltenden Gesetzen der Kunst, alle musikalischen Formen zerstört habe und bestrebt gewesen sei, „Gefühle und Leidenschaften direkt und ungeformt auszudrücken.“ Das träfe noch in größerem Maße beim Streben der sogenannten modernen Komponisten zu, die gänzlicher Gesetzmäßigkeit und Anarchie zusteuerten. Es würde natürlich zu weit führen, an dieser Stelle auf diese Meinung näher einzugehen, sie besteht neben anderen, die auch ihren Standpunkt wohl zu verteidigen wissen. Horneffers Ansicht ist aber die notwendige Folge seiner früher entwickelten Ideen, so namentlich der Wahrheit, daß ein Kunstwerk ein gesetzmäßig geformtes Gebilde sein muß. Da er nun bei Wagner und seinen Nachfolgern dieses Charakteristikum nicht findet, so mußte der Verfasser als getreuer Schüler des späteren Nietzsche zu einer Ablehnung des Künstlers Wagner kommen und damit zugleich zu einer Ablehnung des modernen Geistes, als dessen Hauptkennzeichen er — nicht nur auf das Gebiet der Musik bezogen — den Anarchismus angibt, „der moderne Geist zersetzt sich selber und die Welt, weil er frei sein möchte, aber das Wesen der Freiheit verkennt. Er baut und gestaltet nicht, sondern gibt sich schwächlich und unmännlich der Willkür dem Genuß, dem Augenblick hin.“ Wie

man sieht, eine sicherlich einseitige Wertung dessen, was wir unter „modern“ im guten Sinne verstehen. Trotzdem sind diese höchst geistvollen, scharfsinnigen und in vorzüglicher Form dargestellten Vorträge jedem Gebildeten zum Studium angelegentlichst zu empfehlen. Sind doch wirklich hier „bekannte Wahrheiten in einen großen Zusammenhang gestellt,“ der heute von so sehr vielen nicht gesehen wird. Mh.

Baukunst

Bücherschau zur Architektur

(Fortsetzung)

Ist das freistehende Einzelhaus im Bau, tritt sogleich die Aufgabe harmonischer Gartengestaltung auf. Wieder brach hier Schulze-Naumburg Bahn durch seinen Band II der „Kulturarbeiten“.

Gärten. 171 Bilder. 4 Mk.

Ergänzungsband. 100 Bilder. 3 Mk.

Der Garten: eine erweiterte Wohnung; kein Zierstück, keine Landschaftsimitation. Vom Gegebenen und Vorhandenen ausgehend, läßt Schulze-Naumburg in wundervollen Bildern eine beglückende Schönheit alter Haus- und Schloß-Gärten sehen, und im Gegensatz dazu wieder verkehrte Gartenformen. Durch die Anordnung der Bilder und durch den prachtvoll logisch und anschaulich sich entwickelnden Text führt er von der äußeren Erscheinung zur Ursache. Vernünftige architektonische Absicht ist notwendig, solche Erscheinungen zu wecken.

Ähnlich versucht anzuregen

Garten und Gartengestaltung. Viktor Zobel. 150 Mark. Verlag Callwey, München.

Aber hier vermischen wir Bilder. Eine Fortsetzung und wertvolle Ergänzung des bereits genannten Bruckmannschen Werkes bildet:

Landhaus und Garten. Hermann Muthesius. 12 Mark. Verlag Bruckmann, München.

Aus reicher Erfahrung jahrelanger Studien in England und Deutschland schöpfend, wird Muthesius in seiner strengen, stets von einem vornehmen Schönheitsgefühl gestützten Logik nicht leicht erreicht werden. Wie Schulze-Naumburg schöpft auch er z. T. aus eigener Bautätigkeit. Den gleichen Zusammenhang und Einklang zwischen Haus und Garten möchten herstellen die:

Hausgärten. Skizzen u. Entwürfe. 3 Mk. Verlag der „Woche“. Wettbewerbs-Ergebnisse.

Die Zeichnungen haben oft eine große und geschickt erzielte Anschaulichkeit. Das Werk bildet einen vorzüglich anregenden praktischen Ratgeber. Die Gestaltung eines einzelnen bürgerlichen Hausgartens bespricht auch

Der Hausgarten von Ende. 6 Mk.

Verlag von Diederichs, Jena.

Vom Haus und Garten zur **Wohnung**; nicht nur zur neuen Einrichtung, sondern auch zur Besserung und zum Ausbau eines vorhandenen Haushaltes!

Wohnungskultur. Hermann Muthesius.

10 Pfennig. Dürerbund-Flugschrift.

Callwey, München.

Eine ganz hervorragende kleine Schrift, die den Sinn und Zweck guter und schlechter Wohnungsformen geistvoll kritisch untersucht; eine vorzügliche Einführung in alle Gedanken über modernes Wohnwesen!

Häusliche Kunstpflege. Schulke-Raumburg. 4 Mk. Verlag Diederichs, Jena.

Geht von der gleichen Anschauung wie Muthesius aus, gibt aber in lebendiger Weise viele fruchtbare Ratschläge, wie und was alles in einer einfachen bürgerlichen Wohnung erfreulich und vernünftig, behaglich und farbenfroh gestaltet werden kann: Die Wände, das Gestühl, Gerät, Geschirr, Blumen, Bilder, Kleider und so fort. (Ohne Bilder.)

Nicht von so weitem Gesichtskreis und nicht von so vorzüglich geschultem Auge spricht

Die deutsche Bürgerwohnung. Dr. ing. Klopfer. 2,50 Mk. Verlag Wäbel, Frankfurt.

Aber dies handliche, auch mit Grundriss-Skizzen und Bildern versehene Buch geht noch mehr ins Einzelne und unmittelbar ins Praktische (Maß-Angaben!), und wir dürfen es mit bestem Gewissen empfehlen.

Kurz und lustig behandelt in Briefform der feinsinnige, fluge und lebendige Friedrich Naumann das Thema der Neu-Einrichtung einer Wohnung.

Ausstattungsbriefe. Friedrich Naumann.

10 Pfennig. Dürerbund-Flugschrift.

Callwey, München.

Mit großer Beweglichkeit und Freiheit eines weitsehenden Geistes hat Lichtwark einzelne Plaudereien zur Wohnungskultur geschrieben, die große Erfolge gewannen. Man frage nach allen

seinen Büchern, die meist bei Cassirer in Berlin erschienen. Wir nennen nur:

Palastfenster und Flügelstür. Alfred Lichtwark. 4 Mk. Berl. Cassirer, Berlin.

Wer gründlich kennen lernen will, wie die Gegenwart die einzelnen Aufgaben der Innenraum-Gestaltung verschieden löst, studiere eingehend:

Die Einzelwohnung der Neuzeit. Haenel und Tscharmann. 7,50 Mk. Verlag F. F.

Weber, Leipzig.

Ein interessantes, in gediegener Arbeit aus vielen Erfahrungen zu praktischem Extrakt gesammeltes Bilderwerk mit kurzem Text.

G W

(Schluß folgt.)

Heimatschutz und Naturdenkmalspflege

Heimatschutz und Landschaftspflege

Es gilt eine längst bekannte Erfahrung, daß der Reiz des Wanderns mit den Gesichtspunkten zusammenhängt, die man sich für die Wanderung zurecht gelegt hat. Das klarste Beispiel liefert die zunehmende Begeisterung für die Heide. Einst ein seitab liegengelassenes Gebiet, wird sie nun mehr und mehr in den Reiseverfehr mit einbezogen. Das ist aber erst geschehen, seit einige Fortschrittler des Kunst- und Natursehens uns die Augen geöffnet haben. Sie haben gelehrt, wie man das Charakteristische der Heide anschauen muß, wie man lernt, das Stimmungsvolle, Schöne im Landschaftsbilde ersieht!

Neuerdings sind wieder einige solcher Führer auf dem Plane erschienen, die sich als Vorbereiter auf solche Wanderungen zum Zwecke intimerer Kenntnis der Heimat anbieten. Im Alltagsbilde kann die Dorfkirche z. B. verschwinden. Wenn man aber Dammanns Büchlein „Die deutsche Dorfkirche“ (Stuttgart 1910, Strecker & Schröder) studiert hat, kann es nicht so leicht geschehen, daß man bei der Dorfkirche achtlos vorübergeht. Es zeigt uns den Platz, den die deutsche Dorfkirche in der deutschen Kultur einnimmt. Gerade das ist es, was die Alltäglichkeit immer wieder groß und neu erscheinen läßt, wenn wir es fertig bringen, die Dinge aus dem Rahmen des Alltags herauszuheben und sie im großen Rahmen der Kunst, der Kultur, der Menschheitsleistung zu betrachten!

Für die Wanderung, ob Gebirge oder Flachland das Ziel ist, empfiehlt es sich, den Blick überhaupt auf das Eigenartige

einzustellen, ob es nun Kunstwerke oder Naturbilder, Kirchen oder Scheunen sind, die wir zu sehen bekommen, Wälder und Seen, Dorfbilder und Naturdenkmäler sind gleich starken Reizes, sofern wir etwas von dem Hauche der Poesie verspüren, der dem Landschaftsbilde innewohnt. Nun hat Prof. Gradmann in einem Buche, betitelt „Heimatschau und Landschaftspflege“ (Stuttgart 1910, Strecker & Schröder) alles, was sich nur irgendwie in den Kreis der Landschaftsbetrachtung ziehen läßt, mit Sachkenntnis und Geist erörtert. Er hat die natürliche Landschaft in ihren vielfältigen Schönheiten besprochen, den Landbau gewürdigt und das städtische Bauwerk von neuen Gesichtspunkten aus gesehen gelehrt — man kann keinen trefflicheren Berater und Vorbereiter für Wanderungen und Studien in der Heimat finden!

Freilich, für die engere Heimat fehlt es uns noch an solchen Freunden. Aber Versuche solcher Richtung liegen doch schon vor. Kürzlich wurde Prof. Knötels Buch „Kunst und Heimat“ besprochen. In die Geschichte unseres Landes, die sich an den Bauwerken, Denkmälern, Ruinen, historischen Punkten im Landschaftsbilde festgelegt hat, führt das novellistisch geschriebene Werk „Was die Heimat ist“ (Breslau, Priebe) ein, von dem bisher zwei Hefte erschienen sind. Beginnend mit der prähistorischen Zeit, führt es schmutz Bilder und Erzählungen der Landes- und Ortsgeichten vor, die geeignet sind, das Interesse für die Landeskunde zu heben.

Spuren eines fröhlichen Lebenstriebes, einer neuen Lust und Freude an der Heimat sind in Pflege zu nehmen. Wenn jemals das Schriftwerk zur Kultur führen kann, dann ist es auf solche Weise möglich!

BC

Natur und Landschaft

Pflege der Natur

Eine schöne und sinnreiche Anregung für die Kinder der Volksschulen ist die alljährlich im Sommer stattfindende Ausstellung von Topfpflanzen. Sie wurde

von den Breslauer Behörden vor einigen Jahren angeordnet. Dieselbe hat den Zweck, bei den Kindern der Volksschulen, welche der Natur meistens entbehren müssen, die Liebe zu derselben zu wecken, — ihr Heim, das sich gewöhnlich im Souterrain befindet, zu schmücken und freundlicher zu gestalten. Auch weckt es in den Schülern gewissermaßen den Ehrgeiz, da eine Ausstellung der verteilten Pflanzen alljährlich in der Lessinghalle stattfindet. Es ist eine Freude, zu sehen, mit welchem Stolz so manche Kleine ihr wohlgepflegtes Töpfchen zur Lessing-Halle trägt, wo ihre Mühe durch lobende Worte noch mehr angeregt wird. In diesem Jahre wurden 7000 Pflanzen verteilt, wovon 6000 zur Ausstellung angenommen werden konnten. — Eine solche Einführung verdient Nachahmung!

PP

Die Kiehlingsche Wanderkarte vom Riesengebirge

ist insofern von Bedeutung, als sie zum erstenmal für unser Gebirge die Reliefmanier anwendet auf einer Karte größeren Maßstabs: 1 : 40 000. Sie erschien 1909 in 9 Sektionen, die einzeln käuflich sind (je 30 Pf. bei Alexius Kiehl, Berlin SW. 11, Kleinbeerenstr. 26). Auch vom touristischen Standpunkte ist die Karte empfehlbar, da man ein plastisches Bild des Gebirges jeder anderen Darstellungsweise vorziehen muß; die Touristenwege treten deutlich hervor. Auch dienen die vielen topographischen Einzelheiten der Karte dem Wanderer zur Orientierung. Zu dieser Karte sind soeben zwei Ergänzungsblätter erschienen, die die Sektionen Flinsberg und Harrachsdorf bilden (40 bzw. 30 Pf.). Auch diese Blätter entsprechen größeren Ansprüchen an eine Gebirgskarte.

BC

Kunstgewerbe

Den Schlesischen Spitzen Schulen, Marie Hoppe und Margarete Siegert-Hirschberg, wurde auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Herford i. W. die Goldene Medaille zuerkannt.



Bilder zum Artikel: Breslauer Festwochenkunst



Bilder zum Artikel: Breslauer Festwochenkunst

Inhaltsverzeichnis der „Schlesischen :Heimatblätter“:

Hrsgb.: Dr. O. Reier, Hirschberg

Jahrgang
1909/1910

WIMB
Opole



„Zbiory Śląskie“

Dichtung

Novellen

Carl Hauptmann. Schadenfeuer	14 42 69 89 105
Ewald Gerhard Seeliger: Frau Bivoras Witwenschaft	226
Marie Oberdief: Es ist ein Reif gefallen	333 359 390 413
Hermann Hoppe: Helden der Arbeit. Schwester Ottilie	476 496 533 562 590 615 643

Balladen

Ewald Gerhard Seeliger: Das Brautpaar	19
" " " Der Stadtschreiber von Liegnitz	474

Dramatische Dichtung

Die Weisen aus dem Morgenlande. Volkstümliches Weihnachtsspiel aus der Oberlausitz.	133
---	-----

Gedichte

Joseph v. Eichendorff: Sängerglück	20
" " Im Herbst	21
" " Der Böglein Abschied	46
" " An Philipp Veit	237
" " Die ernsthafteste Fastnacht 1814	237
" " Der Hegrin	249
Paul Kutzer: Eichendorff	258
Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath: Nebeltag	21
Paul Keller: Neujahr	169
" " Das Volkslied	489
" " Herbst	625
Paul Albers: Nebel	177
" " Reiterbeize	214
" " Schlag' ihn tot!	506
Fritz Meißner: Lebenslauf	331
Carl Theodor Straußes Lied	613
Dora-Dotti: Zu der Radierung „Die Weißgerber-Ohle in Breslau“	302
Zum Jubiläum der Breslauer Universität	609

Volksdichtung

Volkstümliche Neujahrswünsche aus der Oberlausitz	169
Sommerlieder	281

Schrifttum

Josef Nitzpold: Schauen und Lesen	72
" " Ein Volkskalender	114
A. Grütner: Gemülle raus! Zum Kampf gegen die Schundliteratur	151
Paul Straumer: Das Volk selbst über die Schundliteratur.	154

Immanuel Ernst Anders: Björnsterne-Björnson	420
Martin Illig: J. G. Seume, zum 100. Todestage am 13. Juni	439
Hans Heinrich Vorchardt: Martin Opitz	170
Richard Dede: Eine Rettung Johann Christian Günthers	302
Georg Selke: Zur Literatur über Christian Günther	442
Emil Magis: Litterargeschichtliche Streifzüge aus Breslaus Vergangenheit	335 363 417

Carl Theodor Straffer: Eichendorff	258
Adolf Kohut: Gustav Freytag und Schlesien	611 632
Maria Brie: Otto Julius Bierbaum	282
Hans Heinrich Borchardt: Erinnerungen an Otto Julius Bierbaum	288
Martin Kern: Ein schlesischer Dichter (Paul Varisch)	310
Richard Dedo: Hermann Stehr	555 581
" " Gerhart Hauptmann als Vorleser	81
Immanuel Ernst Anders: Neues von Carl Hauptmann	331
Maria Brie: Bruno Wille's „Abendburg, Chronika eines Goldsuchers“	209

Theater und Musik

Immanuel Ernst Anders: Nochmals das Naturtheater	633
Adolf Kohut: Schlesien als Bühnenkünstler	39
" " Ein König der Geiger in seinen Beziehungen zu Schlesien	63
Hugo Kretschmer: Breslauer Festwochenkunst	626

Kunst

Ernst Voetschmann: Die Entstehung der Kunstwerke und ihre Bewertung	37 67
" " Heinrich Irmanns Bilder vom Schloß Fürstenstein	83 108
" " Aus dem schlesischen Kunstleben	461
Coll dell'Antonio: Das Handwerkliche in der Kunst. (Mit besonderer Berücksichtigung der Holzbildhauerei.)	143
Bernhard Pakaf: Das Studium der Kunstgeschichte an der Universität	466
Julius Janitsch: Arnold Böcklin im schlesischen Museum der bildenden Künste	494 531
Ferdinand Avenarius: Dürers Ritter, Tod und Teufel	3
Professor Becker: Gedanken über die Ausstellung von Entwürfen für ein Eichendorff-Denkmal in Breslau	116
Bruno Clemenz: „Der Wachtelkorb“ in Liegnitz	250
Schlesischer Museumsverein	285
	554

Kunstgewerbe

Allgemeines

Josef August Luz: Biedermeier als Erzieher	177 209
Hugo Kretschmer: Breslauer Festwochenkunst	626

Holzkunst

Coll dell'Antonio: Das Handwerkliche in der Kunst. (Mit besonderer Berücksichtigung der Holzbildhauerei.)	466
Bernhard Pakaf: Ueber die Bildschnitzkunst in Schlesien	629
Der Jahresbericht der Holzschnitzschule in Warmbrunn	499

Spielwaren

H. Kiefer: Spielwaren aus der Heimat	138
Max Brethfeld: Ist die Karikatur am Kinderspielzeug berechtigt?	139

Steinschneidekunst

H. Kiefer: Die Siegelsteinschneidekunst und die Familie Bergmann in Warmbrunn	327
In eigener Sache!	499

Grabmal Kunst

Emil Gienapp: Von Grabmal Kunst und Gräberschmuck auf neuzeitlichen Friedhöfen	57
Ergänzung zu III 4 und 5. Grabsteine	264

Keramik

Ernst Büttner: Bunzlau und Bunzlauer Keramik	286	312
" " Ziele und Einrichtungen der Königl. keramischen Fachschule zu Bunzlau	388	444 523

Spitzen Kunst

Schlesische Spitzen im 18. Jahrhundert	201
Schlesisches Kunstgewerbe im Rheinland	354
Deutscher Verein für Schlesische Spitzen Kunst	185

Platt Kunst

Alfred Milarch: Die Bahnhöfe als Museen	501
---	-----

Batiks

Robert Breuer: Batiks	33
-----------------------	----

Heimatkunst und Volkskunde

Georg Wehr: Was Denkmäler sind und was man von ihnen halten soll. (Fortsetzung aus dem II. Jahrgang)	61
Georg Wehr: Was Denkmäler sind und was man von ihnen halten soll. Die Weisen aus dem Morgenlande (Volkstümliches Weihnachtsspiel aus der Oberlausitz)	133
Volkstümliche Neujahrswünsche aus der Oberlausitz	169
H. Krusche: Kuchlieder auf der schlesischen Kuhweide	612
Heinrich Pudor: Carneval!	230
" " Pfingstgebräuche	405
Schwiete: Fastnachtsgebräuche in Groß-Glogau in Schlesien	236
Maria Brie: Der Sommer Sonntag	277
" " Ein schlesisches Sagenbuch	384
A. Knaak: Schlesische Sagen und Volksglaube über die Freimaurerei	524
Ludwig Sturm: Des schlesischen Landmannes Werkzeug	118
" " Wie der Schlesiener schimpft	235
R. Henseling: Die altschlesische Bauernstube in Fuchswinkel-Schmidtsdorf	407
Paul Kuger: Der Kummerniskult und die Kummernisbilder in Schlesien	433
" " Alte Steinkreuze in Schlesien	409 446
Steinkreuz-Zuschriften	552
Siegfried Beck: Ueber Steinkreuze in Schlesien	584
Otto Reier: Aufruf zum Sammeln in den Ferien	490
Hugo Kretschmer: Breslauer Festwochenkunst	626

Bau Kunst

Felix Pischel: Von den Zeitaltern der deutschen Baukunst	352	380
Gustav Wolf: Von Laubenhäusern		3
Vom feuerficheren Strohdach		357
Silesia (Agnes Siebelt): Das Kloster Liebenthal in Schlesien		261
Professor Probst: Die Weißgerber-Ohle zu Breslau im Schnee		302
Bruno Clemenz: „Der Wachtelkorb“ in Liegnitz		285

Bad Salzbrunn in Schlesien und sein neues Kurhaus	377
Ergänzungen zu III 7. Kurhaus in Salzbrunn	264
Richard Kühnemann: Baubeschreibung der städtischen Höheren Mädchenschule zu Hirschberg	349
Zu unseren Bildern	393

Heimatschutz

Georg Behr: Was Denkmäler sind und was man von ihnen halten soll. (Fortsetzung aus dem II. Jahrgang)	61
Bernhard Pakaf: Ueber die Bildschnitzkunst in Schlesien	629
M. Grüttner: Aus einem schlesischen Regentagebuche. Sommer 1910	607
Josef August Lux: Fremdenindustrie	471
Gefahren der Ortsstatutskommissionen	359
M. Knaak: Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Vögel	559 578 604
Schlesischer Heimatschutz	589
Ilse Ritsche: Eine Kleinstadt-Plauderei aus Bunzlau	517
Kuhfahl: Winterliches vom Riesengebirge	325
Heinrich Pudor: Waldbau oder Walddraubau	614
Theo Effenberger: Von der Sandstraße in Breslau	203
Aus Briegs Kommunalgeschichte	212
Aus Grünau	218
Heimatschutz in Herischdorf	590
Zu unseren Bildern	238 393 618

Natur und Landschaft

Beschauliches Wandern	115
J. F. Häuselmann: Ein Brief an den Westen Deutschlands	355
Kuhfahl: Winterliches vom Riesengebirge	325
Professor Probst: Die Weißgerber-Ohle zu Breslau im Schnee.	302
" " Baustellen als Spielplätze	116
Emil Gienapp: Von der sozialen und wirtschaftlichen Wertung sogenannter Schreiber- oder Arbeitergärten	528
" " Balkone im Blumen- und Pflanzenschmuck	438
" " Von Grabmalarkunst und Gräberschmuck auf neuzeitlichen Friedhöfen	57
M. Knaak: Der Herbstzug der Vögel	12
" " Die Rückkunft unserer Zugvögel	305 387
" " Ein Herbstkapitel von heilkräftigen Früchten	640
Zu unseren Bildern	238

Geschichte

Hans Heinrich Vorherdt: Die schlesischen Städte im Zeitalter Friedrichs des Großen	385
" " " Das Meisterbuch der Bunzlauer Kürschnerinnung	522
" " " Ein Schuljubiläum (Landeshuter Real-Gymnasium)	491
Bruno Clemenz: Von der Besiedlung des Ratzbachtals	140 183
Silesia (Agnes Siebelt): Das Kloster Liebenthal in Schlesien. Eine 600jährige Kulturstätte	261
Ernst Büttner: Bunzlau und Bunzlauer Keramik	286 312
J. Endemann: Die Reichsgräflin von Hochbergsche Majoratsbibliothek zu Fürstenstein in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens. 1609—1909	462

E. Martin: Aus vergangenen Tagen! Ein Beitrag zur Geschichte des Orts Seifersdorf, Kreis Schweidnitz	233	263
Johannes Richter: Die Hockergräber von Ottwitz, Kreis Strehlen		308
Viktor Schaeke: Fürstliche Besuche in Bad Landeck	545	573
Ergänzungen zu II 21. „Treblins Schlesischer Rennweg“		264
Ernst Wagner: Das 200jährige Jubiläum des Landeshuter Realgymnasiums		601
Julius Braun: Ernstes und Heiteres vom alten Elisabethgymnasium in Breslau		635

Wissenschaft

Bernhard Paßak: Das Studium der Kunstgeschichte an der Universität	494	531
Ein Studentenheim der Universität Breslau		500
J. Endemann: Die Reichsgräflin von Hochbergische Majoratsbibliothek zu Vereinigung alter Elisabethaner		640
Fürstenstein in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens. 1609—1909		462

Bibliographie

Hans Heinrich Vorherdt: Uebersicht über die Opitz-Literatur		176
Schlesische literarische Neu-Erscheinungen	562	674

Heimatschau

Allgemeines

Wenn du auf Reisen gehst		507
Ueber die Wortzeichenseuche (Hugo Hilig)		239

Kulturelle Bestrebungen

Vom Donau-Oder-Kanal		216
Schlesiens Fremdenverkehr und sein Nutzen		337
Schlesiens höhere Schulen (M. Jopke)		617
Sportpflege an höheren Lehranstalten		47
Vom schlesischen Adel		22
Die neue Promnikbibliothek in Breslau (M. G. Schmidt)		508
Luftschiffhafen in Breslau		22
Ausstellungen zu Liegnitz 1910 (B. Clemenz)	450	564
50 Jahre Liegnitzer Garnison		535
Eisenbahnprojekte im Waldenburger-Lande		450

Schlesisches Vereinsleben

Mährisch-Schlesischer Sudetenverein		22
Verband der Kurorte und Sommerfrischen des Riesengebirges		122
Vom Glazer Gebirgsverein		123
25 Jahre Kulturarbeit am Zobten		592
Ortsgruppe des schlesischen Vereins für Luftschiffahrt in Glogau		47
Schlesischer Flugportklub		186
Der Verein schlesischer Tierärzte		94
Der Humboldtverein für Volksbildung in Schlesien		121
Vaterländischer Frauenverein		73
Sind die vaterländischen Frauenvereine für den Kriegsfall vorbereitet.		423
Vom schlesischen Provinzialvereine der Freundinnen junger Mädchen		508

Festlichkeiten

Breslauer Festwoche	22	93
---------------------	----	----

Jubiläum der Max'schen Buchhandlung in Breslau	47
Die Kriegsschule in Glogau	123
Bernhard, Josef Grund. 1759—1909	155
250jähriges Besitzjubiläum	186
Eröffnungsfeier des Breslauer Jugendheims	290
Ein seltenes Jubiläum	479
Das 150jährige Jubiläum der Schlacht bei Liegnitz	645

Kleine Mitteilungen

Rollschuhbahn in Breslau	47
Bismarck in Breslau	93
Eine Kirche ohne Kirchgemeinde	338
Aus Liegnitz	339
Bad Charlottenbrunn zum Verkauf gekommen	364

Besprechungen

Schriften des schlesischen Frauenverbandes Heft II	186
Calvin, Rede von Prof. Arnold	217
Familien-Chronik	290
Nesthäkchens-Chronika	451
Ein Ostmarkenbuch	480

Literatur

Allgemeines

Sittlichkeit und Prüderie in der Literatur (Pater Expeditus Schmidt)	265
Schundliteratur und Jugendschutz (Carl Theodor Strasser)	291

Charakteristiken

Die schlesischen Dichter im geistlichen Piede (M. G. Schmidt)	537	567
Daniel Czepco (Carl Theodor Strasser)		482
Unser Günther (Carl Theodor Strasser)		617
Der schlesische Dichter Ernst Raupach		394
Der schlesische Dichter Friedrich v. Sallet		481
Johann Christian Freiherr von Zedlitz		620
Paul Henje zum 80. Geburtstag. (Carl Theodor Strasser)		315
Zu Gerhart Hauptmanns Vortragsreise. (Hans Heinrich Vorherdt)		187
Hermann Hoppes „Bruders Weib“. (D. Fiedler)		453
Vom Literaturgeschichten-Markt (Hans Heinrich Vorherdt)	480	646
Gerhart von Amynstor gestorben		315
Ludwig Sittenfeld gestorben		367

Mitteilungen.

Aus der Werkstatt der Dichter	23	94	155	187	339
Dichterehrung in Sagan					48
Theodor Körner-Denkmal auf der Tafelsichte					49
Paul Barisch-Feier					366
Der Tempel					396

Literarische Vereine.

Verband Oberschlesischer Volksbüchereien	156
Schillerverein	155
Gustav Freitag-Gesellschaft zur Kreuzburg OS.	23

Besprochene literarische Werke. Erzählende Dichtungen

Thomas Mann: Königliche Hoheit	316
Georg von Dampstaedt: Exilflor	453
Max Dauthenday: Ringam	510
Heinrich Schnitzler: Grete Lenz	592
Charlotte Niese: Römische Pilger	647
Hanns v. Zobeltitz: Die Körbe des Herrn v. Wildenberg	240
Katharina Godard: Begegnungen mit mir	647
Karl von Holtei: Die Vagabunden	424
Heinz Kahlert: Das grüne Wandern	593
Mervarid: „Das Erbe des Eskaros“	593
Adam Langer: Das Fürsorgekind	189
E. W. Seeliger: Hans Rintfleisch	217
Hans R. Rinkenbach: In Rittel und Feder	424
Robert Sabel: Der gemittliche Schläfner	95

Lyrik

Theodor Nemilins: Wilde Ranten	594
Julius Zeitler: Frühling der Herzen	217
Hans Bothmer: Das deutsche Dorf	348
Paul Seeliger: Der Völker Liebesgarten	567

Dramatische Dichtungen

Bernhard Springer: Alte deutsche Fastnachtsspiele	509
Hugo Salus: Römische Komödie	239
E. v. Weitra: Rübezahls Tochter	510

Ausgaben und Briefsammlungen

Moderne Klassikerausgaben	266
Von den Tempelklassikern	538
Julius Zeitler: Deutsche Freundesbriefe	425
Johannes Höffner: Aus Wiedermeiertagen	425
Richard M. Meyer: Goethe und seine Freunde im Briefwechsel B. I	339

Literaturgeschichtliches

Erpeditus Schmidt: Anregungen	94
G. C. Wittig: Johann Christian Günther	339
Chr. D. Blaum: Die Poetik der deutschen Romantik	511
Heinrich Spiero: Rudolf Lindau	396
Emil Sulger-Gebing: Gerhart Hauptmann	395
Krause: Gerhart Hauptmanns Behandlung des Blankverses	621

Theater

Allgemeines

Das Naturtheater (P. Preuß)	484
Nasenschuß (Ferdinand Avenarius)	243

Besonderes

Der getötete Edmund	244
Raupach vor 100 Jahren	369
Im alten Schloßtheater von Grafenort	514

Kleine Mitteilungen

Nechte Odenrfer-Theaterbund	51
Morwik gestorben	77

Berichte

Breslauer Theater	26, 51, 77, 98, 126, 158
Eine Uraufführung in Schweidnitz	244
Wohltätigkeitsvorstellungen in Waldenburg	51

Musik

Allgemeines

Zur Feier des 100. Geburtstages Chopins	293
Adolf Friedrich Hesse (H. G. Schmidt)	25
Prof. Max Friedländer	191
Das neue Provinzialgesangbuch	220

Kleine Mitteilungen

Schlesisches Konservatorium für Musik	26
Oberschlesischer Sängerbund	26
Preisanschreiben des Oberschlesischen Arbeiter-Sängerbundes	541
Der Niederschlesische Sängerbund	220
Der Wähold'sche Männer-Gesangverein in Breslau	52
Ferdinand v. Stranz gestorben	100
Dr. Otto Briefemeister gestorben	541
Schlesisches Musikfest	127

Berichte

Breslauer Musikleben	99, 158, 294, 319
Brieger Musikleben	220, 400
Schweidnitzer Musikleben	400
Münsterberger Musikleben	400
Wiegner Musikleben	272, 295, 320, 344, 399, 485
Görlitzer Musikleben	399

Besprechungen

Robert Resicht, Das goldene Zeitalter der Klavierfonate	430
Mozartbriefe	649
Alfred Milarch, „Zwei Schillerlieder“	77
Alfred Milarch, „Zwei Reiterlieder“	400
Alfred Milarch, „Zwei Mailieder“	400
Fritz Danneel, Lieder für eine Singstimme	541

Kunst

Charakteristiken

Die Münchener Scholle — auch ein Beitrag zum Verständnis schlesischer Kunst (P. Preuß)	457
Adolf Münzer	53
Graf Leopold Kalkreuth (P. Preuß)	344
Edmund Steppes. (Wilhelm Kocke)	295
Wilhelm Busch. (P. Preuß)	622

Spiro und Augenkultur. (Starzewski)	295
Albrecht Bräuer und Gerhart Hauptmann. (Hans Heinrich Borchardt)	221
Arnold Böcklin, Neben meiner Kunst	568
Willibald Kraus	131

Anregungen zum schlesischen Kunstleben

Altes Steinkapellchen in Rogau, Kreis Ratibor. (Ludwig Schneider)	129
Die goldene Maria in Görlitz. (Hans Heinrich Borchardt)	163
Bildnisse von Johann Heß und das Heß-Denkmal in Breslau (M. E. Schmidt)	195, 458
Rückblick zum Eichendorff-Denkmal-Wettbewerb. (Starzewski)	222
Eine Plastik am Breslauer Wasserturm. (Gustav Wolf)	486
Rauchs Beziehungen zu Schlesien. (P. Preuß)	621

Schlesische Kunst-Institute

Vom schlesischen Museum der Bildenden Künste	53 78 130 196 272	345
Porträt-Ausstellung im schlesischen Museum der bildenden Künste		458
Die Gründung eines schlesischen Museumsvereins		401
Das Oberschlesische Museum in Gleiwitz		402
Museum für Bentzen		369
Sektion Kunst der Gegenwart der schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur		200 514
Verein für Geschichte der bildenden Künste in Breslau		244
Von der königlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau		244

Ausstellungsberichte

Ausstellung des schlesischen Künstlerbundes		131 196
Kunstausstellung Lichtenberg	30 53 80 101	297 369
Kunstsalon Ernst Arnold	131 198	299 371
Kunstsalon Bruno Richter	101	372
Albrecht Bräuer-Ausstellung		30
Hans Thoma-Ausstellung		79
Adolf Wüthgen-Ausstellung in Düsseldorf		164
Gedächtnisausstellung für Erik Hamacher in Berlin		272

Kleine Kunst-Nachrichten

Neue Denkmäler		29
Vom Eichendorff-Denkmal in Breslau	29	273
Ein Eichendorff-Denkmal in Ratibor		54
Denkmal für Philo vom Walde in Breslau	54	163
Reiterstandbild für Friedrich den Großen in Bentzen		100
Kriegerdenkmal bei Hohenfriedeberg		101
Marktbrunnen für Neurode		221
Eine Lessingbüste in Breslau		273
Entdeckung eines Jugendwerkes von Adolf Menzel		30
Alte Kirchenmalereien in Haynau		54
Erforschung der rätselhaften Steinfiguren auf dem Zobtenberge		130
Die Liegnitzer Sgraffitomalereien		130
Alttertumsfund		221
Paul Höcker gestorben		273
Kunst-Wanderungen in Schlesien		515
Kleine Kunstnachrichten aus der Provinz	542	570
Ein Künstlerheim auf dem Lande		596
Zu unseren Bildern	104	132

Besprechungen

Hans Thoma-Mappe	79
Hans Thoma und seine Beggenossen	79
Deutsch-Böhmen im Bilde	346
Ernst Heidrich, Die altdeutsche Malerei	458
Wilhelm Kohnke, Edmund Steppes	570
Paul Knötel, Kunst und Heimat	497
Horneffer, Mensch und Form	650

Kunstgewerbe

Allgemeines

Der Verleger-Einband. (Paul Westheim)	222
---------------------------------------	-----

Schlesisches Kunstgewerbe und seine Pflegstätten

Die Kunstschätze der Breslauer Fleischer-Innung	101
Innungsaltertümer	542
Die lehtjährligen Erwerbungen für das Kunstgewerbe-Museum	372
Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer	101 164
Vom Liegnitzer Altertumsmuseum	31 56
Der Jahresbericht des Kaiser Franz Josef-Museums in Troppau	597
Breslauer Handwerkersehule	56
Der Oberlausitzer Kunstgewerbeverein zu Görlitz	31 623
Der deutsche Verein für schlesische Spitzenkunst	55 459

Ausstellungsberichte

Ausstellung kirchlicher Kunst in Breslau	30
Handwerker-Ausstellung in Troppau	31
Ausstellung für Friedhofskunst in Görlitz	54
Plakat- und Zeitungstechnik	274
Eine Ausstellung von Handarbeiten	374
Spitzenausstellung in Breslau	101
Schlesische Spitzen im Rheinlande	131

Kleine Mitteilungen

Eine Werkstatt für angewandte Kunst	101
Auffinden altertümllicher Ofenkacheln	200
Wettbewerb für Entwürfe zu Grabsteinen und Urnen	223
Kunst und Kunstgewerbehaus „Schlesien“	460
Schlesische Spitzensehulen	652
Zu unseren Bildern	104 132

Besprechungen

Matthies, Die photographische Kunst im Jahre 1908	165
Adele Voshage, Das Formenklöppeln	321

Heimatkunst und Volkskunde

Allgemeines

Ueber Volkskunst. (D. Seyffert)	542
Volksseele und Wert. (M. v. Wendstern)	367
Ueber das deutsche Volkslied. (M. Friedländer)	240
Gemeinde-Gedenkbücher. (Carl R. Fischer)	317 368 397 425
Neueres aus der Geschichte des Begrabens und Verbrennens. (Prof. Schrader)	266

Schlesische Sitten

Kirmes einst und heute	49
Kirmes in der Graffhaft Glatz	96

Ostersitten aus der Oberlausitz	318
Das Mannschießen in Lagnau	571

Sammlungen für Heimatkunst

Ein schlesisches Dorfmuzeum	23
Heimatkunst-Ausstellung in Glogau	49
Altერთანsausstellung in Neufalz	95

Pflege der Heimatkunde

Pflege der Heimatkunde	123
Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege	248
Sammlung schlesischer Volkslieder	157 240 454
Sammlung von Volksliedern in der Grafschaft Glatz	268
Deutsch-böhmische Volkskunde	426

Besprechungen

Georg Hykel, Schlesischer Sagenborn	318
Carl de Wyl, Rübzahl-Forschungen; die Schriften des M. Johannes Prae- torius	543
Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde B. XL Heft 1	73

Baukunst

Allgemeines

Gartenstadt-Bewegung. (Hans Kampffmeyer)	320
Kasernenfreundlichkeit. (Gustav Wolf)	402
Feuerfestes Strohdach. (Hans Heinrich Vorchardt)	245
Meisterkurse für heimatlische Bauweise. (Gustav Wolf)	128
Bau- und Kunstdenkmäler im Zeichenunterricht	347
Ländliche Bauordnungen	129

Kleine Mitteilungen

Vom Breslauer Rathaus	28
Von der Burg Lehnhaus	29
Von der Magdalenenkirche in Breslau	52
Vom Brieger Gymnasium	100
Neue Kirchbauten	28
Von der Technischen Hochschule in Breslau	52
Das neue Kurhaus in Bad Salzbrunn	194
Vom Winziger Hospital	323
Umbauten	28
Strombauten	27
Geheimrat Plüddemann †	300

Besprechungen

Bücherschau zur Architektur	623 650
Rahm, Heimatlische Bauweise	571
Max Spiller, Eigner Herd ist Goldes wert	322
Gabel, Das architektonische Bild Breslaus	487
Robert Weber, Schlesische Schlösser. B. I.	347

Heimatschutz

Allgemeines

Ästhetik und Ingenieurbauten	487
Heimatschutz und Dichtung	300
Gefahren der Zusammenfassung von Ortsstatutskommissionen	223

Erster internationaler Heimatschutzkongreß in Paris	26	100
Vom Tage der Denkmalpflege		430

Schlesischer Heimatschutz

Denkmalpflege		161
Von der Sandinsel in Breslau		78
Aus Breslau		275
Zum Kapitel Reklame-Unfug		127
Ortsstatut für Brockau		488
Ortsstatut für Hirschberg		544
Der schlesische Bund für Heimatschutz		572

Besprechungen

Fritz Koch, Wichtige Ortsstatute		431
Von der Zeitschrift Heimatschutz		323
Heimatblätter — Gera I. Jahrgang		27

Naturdenkmalpflege

Allgemeines

Naturschutz und Bildung (B. Clemenç)		247
Forstberatungsstellen. (Hans Heinrich Vorcherdt)		223

Pflege des Landschaftsbildes

Ideale und Interessen		431
Schutz des Landschaftsbildes		374
Waldsprüche		432
Schutz der schlesischen Landschaft	192	323
Zur Naturdenkmalpflege		162

Pflanzenschutz

Uebst Pflanzenschutz		488
Pflege der Natur		652
Alte Dorfbäume		162
Schutz von Bäumen und Alleen		128
Naturdenkmalpflege und Maulbeerbäume		162

Tierschutz

Das erste Vogelschutzgehölz in Schlesien		598
Wiedereinbürgerung des Apollo-Falters in Schlesien		275

Organisation

Staatliche Naturdenkmalpflege	78	162
Vom Provinzialkomitee für Naturdenkmalpflege	324	431
Professor Dr. Gürich		162
Naturdenkmalpflege im Riesengebirge		128
Bund zur Erhaltung der Naturdenkmäler aus dem Tier- und Pflanzenreiche		127
Naturschutz		128
Schlesische Forstberatungsstelle		275
Fragebogen zur Naturdenkmalpflege in Schlesien		168

Besprechungen

Bock, Die Naturdenkmalpflege		543
Gradmann, Heimatschutz und Landschaftspflege		650
Dammann, Die deutsche Dorfkirche		651
Rißling, Wanderkarte vom Riesengebirge		652

Natur und Landschaft

Schlesischer Bergbau	
Der Steinkohlenbergbau Nieder- und Ober-Schlesiens im Jahre 1908	166
Das Waldenburger Bergland	572
Schlesische Pflanzenwelt	
Die Herbstzeitlose	32
Ein neuer Waldpark bei Breslau	31
Grünberger Weinlese	192
Vom Grünberger Weinbau	404
Breslaus Blumen Schmuck	103 515
Schlesische Tierwelt	
Förderung des schlesischen Zuchtviehs	104
Das Vorkommen der Sumpfschildkröte in Schlesien	131
Vogelkunde	194
Wintersütterung unserer Vögel	32
Nisthöhlen für Vögel	32
Fischereibestrebungen in Schlesien	375
Vereinsleben	
Der schlesische Forstverein	460
Der Verein Schlesischer Ornithologen	80
Verein für Vogelkunde und Geflügelzucht	193
Der schlesische Fischereiverein	403

Geschichte

Mitteilungen zur Urgeschichte	
Prähistorische Funde	23 76
Münzenfund in Schweidnitz	51
Die vorgeschichtliche Eisengewinnung	157
Schlesische Ausgrabungen	454
Alttheidnische Gräberfelder in Schlesien	511
Historische Miscellen	
Kriegerische Zeiten auf dem Grödlitzberge. (L. Sturm)	241
Die 600-Jahrfeier des Städtischen Gymnasiums in Liegnitz	96
Zur 300-Jahrfeier des Breslauer Stadt-Konsistoriums. (E. Schmidt)	73
Das Schützenkorps der Josephinenhütte. (Hans Tichy)	428
Ein Brief des Winterkönigs an seinen Hof-Prediger. (Hans Heinr. Vorchardt)	540
Zum Aufsatz über Karl Maria von Weber. (Hans Heinr. Vorchardt)	484
Berichte nach Vorträgen	
Wie wurde die Grafschaft Glatz besiedelt? (Prof. Dr. Mätzke)	512
Die Flämischniederdeutsche Einwanderung im Osten. Geheimrat Dr. Meinardus)	270
Ueber die Sechsstadt Görlitz. (Prof. Dr. Zech)	124
Kaspar von Schmuckfeld und seine Genossenschaften (Prof. D. Dr. Arnold)	24
Breslau in den schwersten Tagen des 30jährigen Krieges. (Prof. Dr. Krebs)	124
Ueber einen Delfer Pfarrchronisten. (Prof. Dr. Hähnel)	190
Friedrichs des Großen Kolonisationstätigkeit in Schlesien. (Pastor Rübiger)	227 484
Schlesien beim Durchzug der Franzosen im Jahre 1812. (Prof. Dr. Linke)	292
Die Breslauer Turnfehde von 1818—1819, das Vorpiel der ersten Demagogenvorfolgung. (Prof. Dr. Rudkowski)	341 484

Die Fürstin von Liegnitz und ihre Beziehungen zur Stadt Liegnitz. (Banfier Sella)	271
--	-----

Beisprechungen

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. B. 43	539
Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz	483
Oberschlesische Heimat. B. V Heft 3	76
Näbiger: Geschichte der Stadt und der evangelischen Kirchengemeinde Herrn- stadt, Kreis Gohrau	76
Kurt Kluge: Chronik der Stadt Militsch	318
Matuszkiewicz: Geschichte der Stadt Sprottau	456
Chrysogonus Reisch: Geschichte des Klosters und der Kirche zu Sankt Dorothea in Breslau	219
Schmidt: Urkunden aus den Turmknöpfen der Magdalenenkirche in Breslau	429
Gustav Bauck: Geschichte des Breslauer Schulwesens vor der Reformation	397
Ewald Werneke: Ruine Falkenstein und die Herrn von Falkenberg in Schlesien und der Oberlausitz	218
Mücke: Die Gründung und deutsche Besiedelung von Kreuzburg und seiner Umgebung	24
Otto Meinardus: Das Halle-Neumarkter Recht von 1181	482
Carl Bruchmann: Die Huldigungsfahrt Königs Friedrichs I. von Böhmen nach Mähren und Schlesien	539
Amos Comenius: Orbis Pictus Sensualium	568

Wissenschaft

Institute

Von der Universität Breslau	50	77	97
Ein Geschenk für die Universität Breslau			219
Von der königlichen Bibliothek in Breslau			77
Vom Breslauer Staats-Archiv			343
Von der Breslauer Stadt-Bibliothek und dem Stadt-Archiv	50		126
Von den Liegnitzer Bibliotheken			344
Die Reichsgräflich von Hochberg'sche Majorats-Bibliothek			187

Vereine

Vom Verein für Geschichte Schlesiens			157
Mit dem Verein für Geschichte Schlesiens in Habelschwerdt			513
Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur			241
Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften			98
Vom Liegnitzer Geschichts- und Altertumsverein	217		268
Vom Altertumsverein Waldenburg			455

Vermischtes

Schlesisches Unterrichtsweien auf der Brüsseler Weltausstellung			126
Deutscher Bädertag in Flinsberg			51
90. Geburtstag			77
Heinrich Robert Göppert			648

Schlesische Monatsblätter

Redaktionelle Mitteilungen

An unsere Leser	Nr. 1
An die Herren Vorstände	" 2
Proffit Neujahr	" 3

An unsere Landsmannschaften

Nr. 3

Vereins-Angelegenheiten

Nr.

Wie gründet man einen Schlesier-Verein?

1

Werbung von Mitgliedern

1

Was tut uns not?

5

Vereinsberichte

Nr.

Verein der Schlesier Bremen

1 2 3 4 5

Landsmannschaft Bremerhaven

1 2 5

Schlesierverein Königsberg

3

Landsmannschaft Strassburg

3

Landsmannschaft Lübeck

4

Schlesierverein „Herne“ in Westfalen

5

Berichte

Nr.

Aus der Heimat

1 2 5

Gerhart Hauptmann und der Schlesierverein in Bremen

3

Nachspiel zu einem Gerhart Hauptmann-Interview

3

Gerhart Hauptmanns „Weber“ in der Taubstummen Sprache

4

Von der Brüsseler Welt-Ausstellung

5

Bücherschau

Nr.

Landshut is ne schiene Stoadt

2

Hermann Bauch: „Immer fidel“

3

E. G. Seeliger: Der Schrecken der Völker

4

Karl Kling: Im Zwielft

4

Vermischtes

Nr.

Briefkasten

1 3

Schlesier-Vereinsafel

1 2 3 4 5

Bilder

Nach Gemälden

bei S.

Michael Willmann: Apostelbild

105

Arnold Böcklin: Malerei und Dichtung

1

Hans Thoma: Landschaft mit allegorischer Figur

133

Heinrich Irmann: Ansicht des Haupteinganges von Schloß Fürstenstein vom

461

Park aus

474

„ „ Parkansicht aus Schloß Fürstenstein

475

„ „ Bibliothek in Schloß Fürstenstein

488

„ „ Terrasse in Schloß Fürstenstein

488

„ „ Doujon in Schloß Fürstenstein

57

Willibald Krain: Begräbnis

bei S.

Nach Radierungen

Fr. Iwan: Die alte Stadtmühle zu Landeshut

80

„ „ Die zwölf Apostel in Schöenberg

81

„ „ Winter am Peter

200

„ „ Alt-Landeshut, Ring

469

E. F. Probst: Die Gerbergasse in Breslau

301

Nach Zeichnungen

bei S.

Franz Kugler: Eichendorff

249

Otto Zimmermann: Alt-Landeshut (zwei Bilder)

469

Margarete Baum: Der Lebenslauf

330

Karl Hausch: Zeichnung

601

Schlesische Landschaften

Phot. Aufnahme: Novemberstimmung an den Sandsteinen	225
" Nebelstreifen am hohen Rade	325
" An der Elbquelle	348
" Frühlingswetter am Mummelskamm	433

Schlesische Baukunst

Drei Bilder von der Sandstraße in Breslau	201	224
Kloster Liebenthal		275
Kreuzgang im Kloster Liebenthal		275
Laubenhäuser in der Webergasse in Striegau		1
Lauben-Eckhaus am Ringe zu Striegau		32
Laubenhäuser am Ring zu Jauer		32
Im Laubengang zu Jauer		32
Mus Schmiedeberg		377
Mus Greiffenberg		624
Mus Bunzlau		624
Der „Wachtelkorb“ in Liegnitz		300
Details der Sgraffitomalerei am „Wachtelkorb“ zu Liegnitz		300
Zwei Ansichten vom neuen Kurhaus in Bad Salzbrunn		404
Acht Abbildungen von der Städt. Höheren Mädchenschule zu Hirschberg	349	376
6 Abbildungen von „Breslauer Festwochenkunst“	625	652

Planskizzen

Die Sandstraße in Breslau		214
Die Höhere Mädchenschule in Hirschberg	350	351
Das neue Kurhaus in Bad Salzbrunn		404

Kunstgewerbe

Spielwaren aus der Heimat		168
Von der Görlitzer Ausstellung für Friedhofskunst	104	132
Von einem städtischen Friedhofe Schlesiens. (Gegenbeispiel)	104	132
Der „große Topf“ in Bunzlau		277
Altes Bunzlauer Braugeschirr (zwei Abbildungen)		324
Schülerarbeiten aus der Fachklasse für Vatik an der Breslauer Handwerker- schule	33	56

Heimatkunst und Volkskunde

Schlesische Bauernstube aus der Zeit um 1800 in Fuchswinkel-Schmidts- dorf	405	418	419
Spielwaren aus der Heimat			168
Steinkapellchen in Rogau, Kreis Ratibor			129
37 Bilder von Steinkreuzen in Schlesien	200	418	446 447 542
6 Bilder zum Kümmerneiskult			446

Heimatschutz

3 Bilder von der Sandstraße in Breslau	201	224
6 Bilder aus Bunzlau, Beispiele und Gegenbeispiele	517	544
Eingang zum Kirchplatz vor dem Real-Gymnasium in Landeshut einst und jetzt		516
Der „Wachtelkorb“ in Liegnitz einst und jetzt		300
Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem hohen Rade		327
Denkmalpflege in Schreiberhau		377
„Jetzt gang' i an's Brünnele, trink aber net!“		248
Am Schulbrunnen, Beispiel und Gegenbeispiel		516

Geschichte

4 Abbildungen von Hockergräbern	324
Die historische Badewanne Friedrichs des Großen in Bad Landeck	545
Das Marienbad in Landeck	545
Das alte Bad bei Landeck	600
Schriftzüge der Königin Luise in 2 Fensterscheiben des „Waldtempels“ in Bad Landeck	600

Dichterbildnisse

Martin Opitz	169
Martin Opitz-Denkmal in Bunzlau	277
Josef Freiherr v. Eichendorff	249

Bignetten

Von Johannes Avenarius: Titelskopf.	
Von Alfons Niemann:	Seite 22 114 143 151 314 384
Von Gertrud Pfeiffer-Kohrt:	154 215



c 556864 *

KSIEGARNIA

ANTYKWARIAT

DOM
KSIĄZKI
DOM

c 556864 *

Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna
Im. E. Smolki w Opolu

nl inw. : 1396 c5

Syg. : 1910x